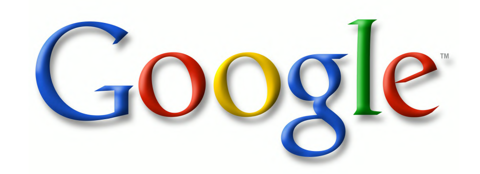



Stanford University Libraries
3 6105 027 805 196






Digitized by Google

ARCHIV

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. FRANZ SCHNORR VON CAROLSFELD,

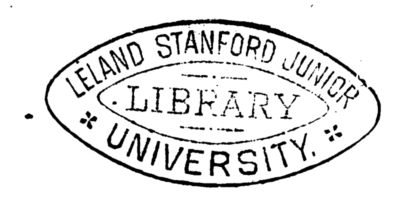
K. BIBLIOTHECAR IN DRESDEN.

IX. Band.

LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1880.


LELAND STANFORD JUNIOR
LIBRARY
UNIVERSITY.

Inhaltsverzeichniss.

Volkslieder bei Luther und Melanthon.

Von

Johann Karl Seidemann.

In den Tischreden Cap. 22 § 27, ed. Förstemann II. S. 378, Bindseil Colloquia latina III. 115, Cod. chart. Gothan. no. 402, Farrago Literarum etc. fol. 435[a], erzählt Luther, Münzer habe seine Predigt angefangen mit: „Es fuhr ein Bauer ins Holz“ und M. Dieterich mit: „Gestern waren wir Alle voll“. Dieser Gebrauch, auf der Kanzel zu singen, wurde in Schweinfurt dem Prediger noch i. J. 1558 verboten: J. Mich. Sixt, Reformations-Geschichte der Reichsstadt Schweinfurt S. 281 f., Beylage XLVI, Revers, welchen vff der Stadt Schweinfurt Bestallung der [aus Ehrenfriedersdorf in Sachsen berufene] Kirchendiener Wolffgang Ruprecht von sich geben. 1558 d. 16 November. „Insonderheit aber soll er vff der Cantzel, so er zu predigen auffgetretten nichts singen oder anfahen zu singen, Jnmassen dann solches zuuor hie nit gepreuchlich geweßen, (Es sey dann an einem Christag, do er dann nach gelegenheit von der Geburtt, Jtem zu Ostern von der aufferstehung, *In die ascensionis* der Himmelfahrt *Iesu Christi*, vnd zu Pfingstzeiten von der sendung des Heyligen Geistes vff der Cantzel anfahen, vnd mit dem Volckh singen mag) sonder soll in solchem singen altzeit gehalten werden, wie wir dessen ein sonder gesang ordtnung Jn die Kirchen vnter vnsern Stadt-*Secret* geben lassen wollen.“ — Ueber jenes schon im 15. Jahrhunderte in Schottland bekannte Volkslied: „*Thair fure ane man to the holt*“ vgl. Mones Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters. Zweiter Jahrgang. 1833. Sp. 33 f. Hoffmann von Fallersleben, Findlinge I. 375. Heinrich Hoffmann, Kirchenlied S. 199. Wolff, Sammlung S. 75. Bergmann, Das Ambraser Liederbuch (Bibliothek des Litterar.

Vereins XII) no. 84. S. 84 f. Haupts Zeitschrift II. 539. — Der M. Dieterich ist vielleicht doch Luthers Tischgenoss M. Veit Dietrich, seit 1536 Pfarrer zu S. Sebald in Nürnberg, und sein Lied: „Gestern waren wir Alle voll" hängt wol mit demjenigen zusammen, an welches Luther erinnert in den Tischreden Cap. 68 § 4, ed. Förstemann-Bindseil IV. S. 566: „Wie gehets doch zu, daß wir in *Carnalibus* so manch fein Poema und so manch schön Carmen haben, und in *Spiritualibus* da haben wir so faul kalt Ding; *et recitauit aliquas Germanicas cantilenas,* den Thurnier von den Vollen."

In den Tischreden Cap. 12 § 40, ed. Förstemann II. S. 116, heisst es: „Doctor Martino bracht man sein Töchterlein Magdalenichen, das sollt ihrem Vetter N. singen: «Der Papst ruft Kaiser und König an» etc., aber sie wollts nicht thun, ob sie wohl die Mutter sehr dazu trieb. Da sprach der Doctor: «Aus den Werken des Gesetzes geschieht doch nichts Guts, wenn nicht die Gnad dazu kömmet; was man gezwungen thun muß, da gehet doch nichts von Herzen, ist auch nicht angenehm; denn unter Mose murret man allein und will ihn allwege steinigen; man ist ihm doch nicht hold»". (Vgl. Corpus Reformatorum XXIV. 762, wo Melanthon erzählt: *Mea filiola componebat cantiunculam:* Lieben Kinderchen seid ihr from, so kompt ihr in den Himmel; Seid ihr aber nicht from, so kompt ihr in die Helle.) Ueber das wahrscheinlich von Nicolaus Manuel verfasste Lied: Der Bapst rufft Küng vnd Keyser an, das sye vertreyben einen man u. s. w. vgl. Wellers Repertorium S. 393 no. 3570. Wackernagel no. 150. Wolff S. 68. Zobers Spottlieder der Evangelischen Stralsunder. 1855. S. 13.

Freitag den 30. Mai 1539 Abends äusserte Luther: „*Quidam Germanus Compostellam proficiscens à Gallis rogatus, ut germanice caneret, ipse cecinit:* Der Scheffer In der obermuhle et Hab dir meine tochter *flexus canebat. Ibi et Galli flectebant genua sua, quasi deum nominaret.*" So Lauterbachs Colloquia Serotina Blatt 126[a], Cod. chartac. Gothan. B. nr. 169. 4to. Bindseil III. 21. Tischreden 33 § 8, Förstemann III. S. 326. Die alten Abschriften der Tischreden im Cod. Dresdens. A 92 Vol. II. fol. 201[b] und Cod. Guelpherbyt. Extr. 72. Tom.

I. fol. 126[a] haben: Der scheffer vff der Obermuhl; die deutschen Tischreden: Niedermühl. — (Zu dem alten Liede: Der Schäfer in der Neuenstadt Sein Rösslein ausgeboten hat u. s. w. bei Burkard Waldis, Aesop IV. 81. 190 ed. Heinrich Kurz. Leipzig 1862. II. S. 208 f. vgl. Manlii locorum communium. Basileæ 1563, 8vo. II. 15: „Sic placet magnis uiris inuoluere historias fabulis: quia nolunt res suas clarè narrari coram populo: ideoque fingunt cantilenas, qualis est illa: Der scheffer von der Newenstadt.“ Und Epp. obscur. viror. XXXIII., vgl. ed. Böcking, Supplem. Pars II. S. 594.)

Am 14. Januar 1537 oder 1543, als er das in den Tischreden Cap. 43 § 153, Förstemann-Bindseil IV. S. 126, (Weiber und Jungfrauen soll man ehren, nicht schänden) verzeichnete gesprochen hatte, fügte Luther hinzu: „Es ist viel gebrechen *in hoc sexu muliebri secundum prouerb.* Es sindt alle fromme Jungfrauen, wo kommen denn die bössen Frauen [„weiber“ Farrago] her. *Deinde cecinit* Ist der apffel rosenrodt da ist ein wurmlein dinnen. Ist dz meidlein seuberlich so hatt es krause synnen. Es hatt vberall gebrechen *ut conqueruntur poëtae experientia edoctj. Solus Petrus dicit eas esse uas infirmum* der essig wirdt nit ehe saur denn wen er in dopff kommt.“ — So die Excerpta haec omnia in Mensa ex ore D. Ma: Lutherj, Foliohandschrift des Germanischen Museums no. 20996 Bl. 67[a], Cod. Guelpherbyt. Extr. 72. Tom. I. Bl. 214, der das Monatsdatum hat, aber die Stelle vom Essig weglässt, und Cod. chart. Goth. no. 402, Farrago etc. Bl. 307[a] f.

Als über Luthers Tische das Lied Johannes im Korbe erwähnt wurde, sagte er: „*Diabolus odit non solum semen mulieris, sed etiam praeparatoria* die armen Schulerlein, denn er forcht, es mocht irgend ein Prediger aus ihnen werden. *Hoc dicebat, cum incideret mentio* Cantilenae Iohannes im Korbe.“ Vgl. Uhland, Volkslieder 746. Wander, Sprw. II. Sp. 1539.

„Der Kuckuck hat sich zu todt gefallen von einer hohen Weiden. Wer will uns diese Sommerzeit die Langeweil vertreiben.“ Manlii loc. comm. II. S. 23. Das Lied ist vom Herzog Otto Magnanimus von Lüneburg, † 1471. — Vgl. Uhland Nr. 13 und 153. Ambraser Liederbuch Nr. 38 S. 33.

Das älteste bekannte deutsche Sonett und sein italienisches Original.

Von

Reinhold Köhler.

Auf der Rückseite des Titelblatts der 1554 erschienenen „Apologi“ Bernardino Ochinos[1]) steht ein Sonett „Al Christianesmo bastardo“. Christoff Wirsung, der 1556 eine deutsche Uebersetzung dieser „Apologi“ veröffentlichte[2]), hat auch das Sonett mitübersetzt und zwar gleichfalls in Sonettform, und auch bei ihm steht es auf der Rückseite des Titelblattes.

Es ist dies deutsche Sonett das älteste bis jetzt in deutscher Sprache nachgewiesene, und als solches ist es in neuerer Zeit schon dreimal wieder abgedruckt worden[3]), aber stets ohne das italienische Original.

Dies vorausgeschickt, mögen hier nun das italienische Sonett und die deutsche Uebersetzung in genauem Abdrucke folgen.

AL CHRISTIANESMO |
BASTARDO. |
SON. |

O Secol piu ch' ogni altro ſciocco e ſtolto,
Beſtiale, ignorante, e cieco mondo,
Poi che pur ti ſei tutto in ſi profondo
E tenebroſo abißo immerſo e inuolto.

Poi che coſi ti ſei tutto ſepolto
Nel caos che non ha ne fin ne fondo
D' errori, e doue il piu fetido e immondo
Sterco d' impietà tutto è raccolto.

Ma coſi auuiene à chi le chiare e pure
Fonti del ver laſciando, ſi riduce
A le rotte ciſterne, e d' humor vote:

E cui dilettan l' atre nebbie oſcure
De la menzogna, e la ſerena luce
Di Verità piu ſoſtener non puote.

V. 10 ist im Original riducé gedruckt.

Zů dem Baſtardiſchen |
Chriſtenthumb.

O zeit für andere torecht toll,
O welt on witz, blind, viehiſch, vnd
Die gantz vnd gar in finſtern ſchlund
Verſenckt, verſtrickt, vnd mangels voll.

Du ligſt ye vergraben wol
Im Chaos, da kein end noch grund
Der jrthumb, gſtanck, kot, vngeſund,
Da all Gottloſigkeit ſein ſoll.

So gſchicht dem der den brunnen klar
Der warheit laſt, vnd ſůcht erſtert
Ciſternen, die on ſafft vnd leer,
Liebt ſchwartzen nebel, tuncklen gfar
Der lůg: das er das hell liecht werdt
Der warheit nit kan dulden mehr.

Vers 11 fehlt hinter leer im Druck von 1556 das Komma, steht aber in dem von 1559. — Vers 13 hat der Druck von 1559 lug. — Vers 14 hat der Druck von 1559 ein Komma hinter warheit.

Anmerkungen.

1) Das höchst seltene, mir in dem Exemplar der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden („Ex Bibliotheca Bünaviana") vorliegende Büchlein ist betitelt:

Apologi nelli quali | SISCVOPRANO LI ABVSI, | SCIOCHEZE, SVPERSTITIO | ni, errori, idolatrie & impieta della ſinagoga | del Papa: & ſpetialmente de ſuoi preti, mo-|naci & frati. | Opera inſieme vtile & dilecteuole. | [Holzstock: Ein Palmbaum, daneben links ein halbbekleideter Mann oder Knabe emporspringend und einen Zweig herabziehend. Links PRESSA VA-, rechts LENTIOR. Unter dem Holzstock die Jahreszahl:] M.D.LIIII.

60 Blätter in Klein-Octav, signiert ²A—H⁴, paginiert 3—57 und dann weiter durchaus willkürlich, so dass z. B. die letzten Seiten folgendermassen paginiert sind: 111 — 114, 75, 74, 35, 58. Seite 3 und 4 enthalten die Vorrede: AL MOLTO MAGNI-|fico & illuſtre caualier el Signor Ric-|ciardo Moricini. N. S. Wie auf dem Titelblatt, so fehlt auch unter der Vorrede der Name des Verfassers. S. 5 beginnt: IL PRIMO LIBRO | degli Apologi nelli quali ſi ſcuo-|prano li abuſi. Alle folgenden Seiten haben abwechselnd als Columnenüberschrift LIBRO und PRIMO. Am Ende des Buchs: Fine del primo libro, de|gli Apologi. Das Buch enthält anscheinend 100 Apologe, in Wahrheit aber 101, da zwei Apologe dieselbe No. 17 tragen und dann von 18 an weiter bis 100 gezählt wird; S. 25: Apologo 16 nel qual ſi ſcuopre la eſceſſiua ſtultitia de Papi. S. 25: Apologo 17 nel qual ſi ſcuopre la ſuperfluita, vanita, goloſia, curioſita & inſatiabilita delle Monache. S. 27: Apologo 17 nel qual ſi ſcuopre qual ſia comunemente la fede de prelati. & la ſuperbia de Papi. S. 28: Apologo 18 nel qual ſi moſtra quel che douerebben far li Signori del mondo. Die deutsche Uebersetzung zählt die Apologe richtig. — Das Büchlein ist, wie noch andere Schriften Ochinos, bei J. Girard in Genf gedruckt, und es gibt Exemplare, auf deren Titel die Ort- und Druckerangabe (Geneva, Giov. Gerardo) sich findet. S. Eberts bibliogr. Lexikon II, 221, No. 14994, Anm., und Brunets Manuel IV, 151.

2) Sie liegt mir in dem Exemplar der Grossherzogl. Bibliothek zu Weimar vor und ist betitelt: Des Hochgelehrten vnd Gottſeligen | Bernhardini Ochini | Apologi. | Darin werden die Mißbreuch, Thor-|heiten, Aberglauben, Irrthumben, Götzendienſt, | vnd gottloſigkeiten der Papiſtiſchen Synagoga, | ſonderlich der Pfaffen, Münich, vnd der | Brüder eröffnet, lieblich, darbey | auch nutzlich zů leſen. | Durch Chriſtoff Wirſung | verdeütſcht. | Apologus redt wol in ſchertz Sticht doch dem Bapſtumb ab das hertz. | M.D.LVI. 4⁰. Unpaginiert, signiert Aij—Niij. Am Ende: „Ende des Erſten bůchs | der Apologen.“ Auf das Titelblatt folgt die drei Blätter umfassende Vorrede des Uebersetzers, die an den Churfürsten und „Pfaltzgrauen bey Rhein, Hertzogen in Nidern vnd Obern Beyern“, „Herr Ottheinrichen“, gerichtet und datiert ist: „Geben in Augſpurg, den 16. tag Martij im 1556. Jare.“ — Dieser Uebersetzung des ersten Buches der Apologe des Ochino — des einzigen, wie es scheint, das in italienischer Sprache erschienen ist — liess Wirsung im J. 1557 die des zweiten Buches — wiederum 101 Apologe — folgen, welche die Grossherzogl. Bibliothek gleichfalls besitzt. Sie ist betitelt: Des Hochgelerten vnnd | Gottſeligen mañs, Bernhardini Ochini | von Senis. Das ander Bůch, ſeiner | Apologen. | In wöllichen die Mißbreüch, Thorhay-|ten, Aberglauben, Irrthumben, Götzenehrungen, | vnd Gotloſigkeiten, der Papiſtiſchen Synagoga. | Sunderlich der Bäbſt, Pfaffen, Münich vnd | der Brüder eröffnet werden, Lieplich, | darbey nutzlich zů leſen. | An den durchleüchtigſten Hochge-|bornen Fürſten vnnd Herren, Herr Ott-|hainrichen, | Pfaltzgrauē bey Rhein, Her-|tzogen in Nidern vnd obern Bayrn. | Deß hailigen Rö-

mischen Reichs | Ertzdrucksessen, vñ Chur-|fürsten, etc. | Durch Christoff Wirsung | verdeütscht. | Apologus kumpst noch ein fart, | Ja, ich straff, spot, nach meiner art. | Anno 1557. | 4⁰. Unpaginiert, signiert Aij—O(iv). — (Diese beiden Drucke besitzt auch die Wolfenbüttler Bibliothek, s. Ch. A. Salig, Vollständige Historie der Augspurgischen Confession, II, 422.) — Im Jahre 1559 erschienen diese beiden ersten Bücher nochmals und mit noch drei Büchern vermehrt. Diese Ausgabe, die mir in dem Exemplar der K. öffentlichen Bibliothek in Dresden (ebenfalls „Ex Bibliotheca Bünaviana") vorliegt, ist betitelt: Des Hochge-|lehrten vnd Gottsäligen | mans Bernhardini Ochini von | Senis, fünff Bücher siner | Apologen. | Darin werden die Mißbreüch, Thorheiten, | Aberglauben, Irrthumben, Götzendienst, vnd gott-|losigkeiten der Papistischen Synagoga, son-|derlich der Pfaffen, Münich, vnd der | Brüder eröffnet, lieblich, dar-|bey auch nutzlich | zů lesen. | Durch Christoff Wirsung | verdeütscht. | Apologus redt wol in schertz | Sticht doch dem Bapstumb ab das hertz. | M.D.LIX. | 4⁰. Das erste Buch hat 8 unpaginierte und 87 paginierte Seiten, die folgenden Bücher haben keine Paginierung, sondern sind nur signiert, aber jedes besonders, wie auch jedes ein besonderes Titelblatt hat. Nämlich: Des Hochge-|lehrten vnd Gottsäligen | mans Bernhardini Ochini von | Senis, das ander Bůch siner | Apologen. | Inn wöllichen die Mißbreüch, Thorheiten, | Aberglauben, Irrthumben, Götzeneerungen, vnnd | gottlosigkeiten der Papistischen Synagoga: son-|derlich der Bäpst, Pfaffen, Münich, vnd | der Brüder eröffnet werden, lieb-|lich, darbey nutzlich | zů lesen. | Durch Christoff Wirsung | verdeütscht. | Apologus kumpst noch ein fart, | Ja, ich straff, spot, noch miner art. | M.D.LIX. | Signiert aij—l(iii). — Des Hochge-|lehrten ......, das drit Bůch siner | Apologen. .... | Münich: Apologus | Du kumbst oft, ja: deß faulen Mist | Ist so vil, das kein zal da ist. | M.D.LIX. | Signiert Aij—Kiij(b). Enthält 100 Apologe. — Des Hochge-|lehrten ......, das vierdt Bůch siner | Apologen........ | Pasquillus: Apologus. | P. Schweig. A. Nein. P. Wann dann? A. Rom | wann du bist frum, keüsch, milt, trew: du | Bapst ein Christ. P. Oho. | M.D.LIX. | Signiert Aij—Liij(b). Enthält 100 Apologe. (Der letzte ist aber durch Druckfehler als der 90. bezeichnet.) — Des Hochge-|lehrten .... | Senis, fünffte Bůch seiner | Apologen. | .... | Papst: Metamorphosis das | Bůch Ouidij | B. Weck. M. Warumb? B. Ich hab mit dem | tant: ja Geist, Kirch, Lehr, Christ | selbst verwandt. | M.D.LIX. | Signiert Aij—Lij(b). Enthält 89 Apologe. — Bekanntlich war Ochino vom Herbst 1545 bis in den Anfang des Jahres 1547 in Augsburg, wo ihn der Rath im December 1545 zum Prediger der Welschen machte (s. K. Benrath, Bernardino Ochino von Siena, Leipzig 1875, S. 194 ff.), und der im Jahr 1571 zu Heidelberg im 71. Jahre verstorbene Chr. Wirsung war ein geborener Augsburger und, wie Melchior Adami, Vitae Germanorum Philosophorum, Heidelb. 1615, S. 252, sagt, „multos per annos senior sive diaconus in ecclesia Augustana". Danach ist es nicht unwahrscheinlich, dass Ochino und Wirsung sich in Augsburg persönlich

gekannt haben. Man vgl. übrigens über Ochinos Apologe Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, 4. Aufl., III, 69, = 5. Aufl., III, 88, und Benrath a. a. O. S. 245 ff.

3) Zuerst ist Wirsungs Sonett abgedruckt worden in einem jetzt vergessenen Buch, betitelt „Miscellen. Von Johann Karl Höck, Hof- und Regierungsrath zu Gaildorf", Gmünd 1815, S. 167, und zwar mit folgenden vorausgeschickten Worten: „In Teutschland ist ohne Zweifel dasienige Sonett, wo nicht das erste, doch der ältesten eines, welches von Christoph Wirsung, einem Augsburgischen Arzte [!], seiner 1559 herausgegebenen Uebersetzung von Ochino's Apologen vorgesetzt worden ist, und, zur beliebigen Vergleichung mit den Produkten der neuesten Sonettfabriken, hier folgt." Dann haben es mitgetheilt — ohne sich darüber auszusprechen, ob es Original oder Uebersetzung sei — E. Höpfner, Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Berlin 1866, S. 28, und W. Wackernagel, Johann Fischart von Strassburg und Basels Antheil an ihm, Basel 1870, S. 124, beide auch nach der Ausgabe der Uebersetzung von 1559. Erwähnt hatte es Wackernagel aber schon in der 1855 erschienenen 3. Abtheilung seiner Geschichte der deutschen Litteratur, S. 442, wo er es in der 10. Anmerkung als das Sonett bezeichnet, „das Chr. Wirsung seiner Uebersetzung der füuff Buecher Apologen Bernhardini Ochini vorangestellt hat" und in der 12. Anmerkung als das Sonett „von Ochinus".

Aus der verloren geglaubten Hennebergischen Chronik von Nathanael Caroli.

Von

Franz Schnorr von Carolsfeld.

Nathanael Carl oder Caroli wird noch heute unter denen genannt, welche sich als Forscher auf dem Gebiete der Hennebergischen Landesgeschichte ausgezeichnet haben, obschon es von ihm historische Arbeiten, die er selbst der Oeffentlichkeit übergeben hätte, nicht gibt und seine „Anmerkungen über Spangenbergs Hennebergische Genealogien", welche der Pfarrer Johann Ludwig Heim in der „Hennebergischen Chronika" (dem „dritten Theil der Spangenberg-Hennebergischen Chronik" Meiningen, 1776. 4° S. 207—296) abdrucken liess, so fehlerhaft herausgegeben sind, dass diese Veröffentlichung seinen Ruhm eher vermindern als vermehren konnte. Aber Johann Sebastian Güth, dem es glückte, einige handschriftliche „Fragmenta Carolina" zu erlangen, hatte in dem Vorberichte zu seiner „Poligraphia Meiningensis d. i. Gründl. Beschreibung der Stadt Meiningen" (Gotha, 1676. 4°. — Neu hggb. von Eduard Schaubach. Meiningen, 1861. 4°) seinen Eifer und Fleiss mit zu lebhaften Farben geschildert, als dass ihm nicht ein ehrenvolles Andenken hätte gewiss sein sollen, da auch Cyriacus Spangenberg in seiner gedruckten „Hennebergischen Chronica" (Straßburg, 1599. fol.) den Namen „des Ehrwirdigen NathanaElis Caroli, seines günstigen guten freunds" erwähnt (S. 32), ihn unter seinen „Autores" aufgeführt hatte, und ausserdem ein an Caroli gerichteter Brief desselben Spangenberg (veröffentlicht von Jo. Mich. Weinrich *)

* Der „Argentinae 1. Aug. 1598" datierte Brief ist abgedruckt in Weinrichs IV. monumenta rei litterariae Meiningensia. Meining. 1712. 4° Bl. A_2 und in desselben Kirchen- und Schulen-Staat des Fürstenthums Henneberg. Lpz. 1720. 8° Einleitungs-Discours b_6.

zeigte, wie sich dieser angelegen sein liess über einzelne historische Fragen bei jenem sich Belehrung zu erholen.*

„Dieser (Caroli)," sagt Güth (hggb. von Schaubach S. X f.) an der Stelle, welcher wir oben gedacht haben, „als ein fleissiger und embsiger Mann, hat sich keiner Mühe und Reisen tauren lassen, sondern hin und wieder in der Nachbarschafft, auch in abgelegene Oerther mit Fürstlicher Hennenbergischen *Recommendation* sich verfüget, daselbst fleissige Nachfrage gehalten, und was er der Gefürsteten Graffschaft Hennenberg zum besten erfahren können, wie er denn keine alte *Inscription, Monument*, Leichen-Stein, in den Fürstlichen, Gräfflichen oder Adelichen Häusern, Kirchen, Schulen, Klöstern, Thürmen und Thoren, und dergleichen ungelesen gelassen, auffs fleissigste und genaueste auffgezeichnet. Dahero, wie sein Anverwandter berichtet, Er auff den Reisen stets eine Kehrbürste bey sich getragen, mit welcher er in Ermangelung dergleichen den Staub und Unflath abkratzen, und desto füglicher zu seinem Vorhaben gelangen können. Wie nun dieser auffrichtige Mann an seinem Fleiß und Mühe nichts ermangeln lassen, darzu jhm denn von denen Anfangs Fürstlichen Hennenbergischen, nachmals Chur- und Fürstlichen Sächsischen Hennenbergischen hohen Bedienten, als auch von denen Amptleuten und Räthen in Städten, wie nicht weniger Pfarrern und anderer gelehrten Leute, treulich an die Hand gegangen worden: Also hat ers auch durch GOttes Beystand so weit gebracht, daß er eine vollkommene Hennenbergische Chronica auff solche Weise verfertiget, daß er zwar die von mehr gedachtem Spangenberg [im Jahre 1599] heraus gegebene Chronica zum *Fundament* behalten, gleichwol aber an unzehlichen Orthen, wie sie denn auch wol bedarff, dergestalt verbessert, und so vermehret, daß sie in zwey Theil vollkommener worden, und man nun hin und wieder, was Spangenberg geschrieben, sehen können. Und diese Arbeit hat er eben in dem Monat und Jahr, da der letzte Fürst und Herr zu Hennenberg, Georg Ernst, mit Tod abgangen [Decemb. 1583], geendiget."

* „Peto tamen nihilo minus, si potes, vt ad quasdam meas proxime missas quaestiones respondeas."



Von dem Leben Nathanaels ist zu berichten, dass er ein Sohn war des Meininger Superintendenten Mauritius Caroli,* der 1508 zu Biberbach bei Koburg geboren war, neun Jahr der Schule in Eisfeld vorstand, im Jahre 1544 von Luther ordiniert ward und darauf als Pfarrer ein Jahr in Schleusingen, während seiner übrigen Lebenszeit in Meiningen diente. Des Sohnes Geburt, welche nach Brückners Annahme (in der Allgem. Deutsch. Biographie Bd. 4. Lpz. 1876. 8⁰ S. 6) „um 1550“ erfolgte, wird einige Jahre vor 1550 anzusetzen sein, weil er in seinen Anmerkungen zu Spangenberg (Dresdner Hds. K 97 zu S. 86; bei Heim a. a. O. S. 228) einer alten lateinischen Grabschrift gedenkt, die er „Anno. 1562. gesehen vnd selbst [bei Heim: „gelesen und daselbst“] abgeschrieben“ habe. Nachdem Caroli der Vater 1571 gestorben, ward der Sohn am 29. Jul. 1572 „zum Diaconus nach Meiningen“ (Güth S. 70) ordiniert, als welcher er Amtsnachfolger seines Bruders Gabriel Caroli war.** Im Jahre 1574 erhielt er am genannten Orte das Amt des Archi-Diaconus, vermuthlich, nachdem er am 22. October desselben Jahres um Versetzung nachgesucht hatte, damit er seine Mutter unterstützen könnte. Alsdann kam er 1576*** als Pfarrer nach Schwarza und unterschrieb im folgenden Jahre die Concordienformel. Aber schon 1581 vertauschte er diese Pfarrstelle mit der zu Behlrieth und, da seine Gesundheit unter den Anstrengungen des dortigen Pfarrdienstes zu leiden anfieng, bewarb er sich am 28. März 1593 in einem Gesuche, dem er „eine historische Episode aus der früheren Geschichte der Grafen von Henneberg“ beifügte, um Versetzung nach Sülzfeld. An dem letztgenannten Orte starb er: nach der Angabe Brückners, der hinzufügt, dass er in die alte Veits-Kirche begraben worden sei, im Mai 1607, nach einer an-

* G. Brückner, Pfarrbuch der Diöcesen Meiningen, Wasungen und Salzungen. In den Neuen Beiträgen zur Gesch. deutsch. Alterthums. Hggb. von dem Henneberg. alterthumsforschenden Verein durch Georg Brückner. Liefg. 2. Meiningen, 1863. 8⁰ S. 21 ff.

** Vgl. für diese Notiz und die nachfolgenden Brückner im „Pfarrbuch“ S. 72. 51. 101. 332 f.

*** Nach Jo. Ge. Eck (in den „Nachrichten von den Predigern im Kurf. Sächs. Antheile der Grafschaft Henneberg“ Lpz. 1802. 8⁰ S. 345) im Jahre 1575.

scheinend minder zuverlässigen Angabe* im Jahre 1609. Seine Frau Ursula hatte ihm einen Sohn, Moritz, und zwei Töchter geboren, von denen die ältere, Ottilia, den Pfarrer Seb. Amthor zu Battenhausen heiratete.

Wenn nun Brückner, auf dessen „Pfarrbuch" ich wiederholt verweise, von Caroli auch noch zu berichten weiss, dass er eine sehr schöne Hand schrieb, so sind, falls ihm selbst Schriftstücke von seiner Hand zu Gesicht gekommen sind, dies wol nur diejenigen amtlichen Schreiben gewesen, die er speciell erwähnt: denn die „Hennebergische Chronik" wenigstens, welche Caroli handschriftlich hinterliess, gilt Brückner auch noch in dem biographischen Artikel, welchen er ihm in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" widmet, für verloren. Und wie es mit diesem angeblichen Verluste zugegangen sei, davon handelt wiederum mit Ausführlichkeit der wiederholt angeführte Güth in der nachfolgenden Stelle seiner „Poligraphia Meiningensis", welche sich an die oben mitgetheilte unmittelbar anschliesst. „Wiewol es nun an dem gewesen, daß dieses nützliche Werk förderlichst hätte zum Abdruck sollen gebracht werden, so ist es doch durch des *Autoris Anno* 1609. [!] erfolgten früezeitigen Tod unterblieben. Und ob wol, wie seine andere,** als auch diese Hennenbergische *MSSa* eine geraume Zeit von seinen Hinterlassenen verwahr-

* Güth im Vorbericht (S. X der von Schaubach besorgten Ausgabe; Schaubach selbst gibt, wie Jo. Ge. Eck a. a. O. S. 346, S. IV gleichfalls das Jahr 1609, in seiner Anmerkung S. 67 aber 1637 als Carolis Todesjahr an). Juncker in seiner handschriftlichen „Henneberg. Geschichte" (Th. 3, in der Dresdner Hds. a 55 Bl. 241') stimmt in Beziehung auf das Jahr 1607 mit Brückner überein.

** Eine „zwar mit wenigen angefangene, aber nicht zu Ende gebrachte [Hennebergische?] Kirchen-Chronic" von Caroli erwähnt Güth S. 10. Vgl. Heim, Hennebergische Chronika S. 206: „Scheuners seine Briefe sind an seine Schwiegersöhne gelanget; wie ich denn bey dem jetzigen Herrn Pfarr Müller in Katza, dessen Uhrenkel, einige Bogen von seiner (Carolis) Kirchen Chronik gesehen, welche Caroli aus dem Schwarzauischen Missali und Friesen zusammen getragen. Caroli hat auch Fragmenta von den adelichen Geschlechtern derer Herren von Ostheim und Marschallen von Ostheim, aus dem Walldorfer und Walthershäuser Archive . . . . . colligiret, so noch in den Walthershäuser und Walldörfer Archiven befindlich sind."

lich gehalten, so sind sie doch endlich *distrahi*ret, vertheilet, und bei dem schädlichen Croatischen Einfall verderbet, außer was Stückweise in ein und des andern frembde Hände kommen, sonderlich aber ist das zum Druck allbereit geschriebene Hennenbergische Chronick-Werck zwar eine geraume Zeit wol verwahret, hernach aber an eine vornehmere [!] Person ausser Landes verehret, und zum höchsten Schaden der Hennenberger, weil es dahero wieder zu erlangen unmüglich, wie sehr man sich auch darumb bemühet, verwendet worden." Eine Notiz bei Heim (Hennebergische Chronika S. 205), wonach Johann Melchior Göbel seiner Aeusserung zufolge „Caroli Chronik ganz oder einige Stücke davon gehabt", ist, wenn es sich in der Aeusserung wirklich um die „Hennebergische Chronik" und nicht um eine kleinere Nebenarbeit Carolis handelt, auf die Zeit, bevor diese „Hennebergische Chronik" ausser Landes gebracht worden ist, zu beziehen.*

Dass das Gerücht Dresden als den Ort nannte, wohin sie gekommen wäre, beweist ein anscheinend von einer Hand des achtzehnten Jahrhunderts herrührendes, aber durch Fehler wie in signis statt insignis als Abschrift eines älteren Originals sich charakterisierendes, in dem Dresdner Manuscript M 158 enthaltenes Schriftstück (1 Bl. fol.), welches unter neun Numern einige Hennebergica verzeichnet und, ohne dass eine erläuternde Vorbemerkung vorausgienge oder eine eine solche ersetzende Ueberschrift sich vorfände, in folgender Weise beginnt: „1. *Nathanoelis Caroli, Principis Georgij Ernesti ultimi*

* Heim a. a. O.: „Johann Melchior Göbel, anfänglich Rector in Meiningen, dann Inspector in der Tann, und letztlich Superintendent zu Wertheim, hat eine Chronik von dem Geschlecht und der Stadt Tann geschrieben hinterlassen, in deren III. Capitel meldet er: ⟨Die ältesten Nachrichten von dem Geschlecht von der Tann finden sich in Nathanael Caroli geschriebener Chronika. Er meldet: Kaiser Heinrich VI. habe nach Nürnberg ein Thurnier gelegt; auf diesen Thurnier sey auch Poppo, Graf von Henneberg, und Endres von der Tann gewesen.⟩ Mithin hat dieser Mann entweder Caroli Chronik ganz, oder einige Stücke davon, gehabt." In der Dresdner Hds. K 97 finde ich nicht, dass Caroli in Verbindung mit dem Turnier zu Nürnberg Endres von der Tann erwähnt hätte. Göbel war (nach Weinrichs Kirchen- und Schulen-Staat des Fürstenth. Henneberg. Lpz. 1720. 8° S. 515) bis 1640 Pfarrer in Tann.

Hennebergensis Comitis, Historiographi eigenhändiges *M. Sc. in fol.* in sich haltendt, *Hennebergensis Comitatus originem.* (2) *insignia.* (3) deren erklährung. (4) Verbeßerte *Genealogie Hennebergensium.* (5) *Corrigirte Genealogie Crucij* [lies: Crusij] *in signis* [!] *aliàs Historici.* (6) *notationes, additiones, Correctiones et Explicationes in Cyriaci Spangenbergs* Hennebergische *Chronic* :|: Dieses sehr *rare Manu-Scriptum* ist anfangs bey endigung der Churfürstl. Regierung zu Meinungen [1661] nacher Dreßden kommen, und alß daselbsten, nach Absterbung eines gewißen großen Churfürstl. *Ministers*, deßen hinterlaßener [!] *Bibliothec* verkaufft worden, so ein gewißer Vornehmer Mann in Nürnberg an sich erhandelt, hat sich dieses darunter mit gefunden", dann unter Nr. 5 anführt: „Unterschiedlich in Holz gar Künstlich geschnittene *Form* an Wappen, alten schrifften und andern *Figur*en, so dem in Druck zu Befördernden *Histo*rischen Werck dien- und zierlich." Die Ursache, weshalb ich die letztere Anführung (unter Nr. 5) hier erwähne, wird sich erst dann ergeben, wenn ich der in der Dresdner Handschrift a 63 enthaltenen Holzschnittprobedrücke gedacht haben werde. Die unter Nr. 1 mitgetheilte Notiz aber wird durch eine Angabe folgenden Inhalts vervollständigt, welche man in der „Vorläuffigen Nachricht, wie die Analecta Hennebergensia ...... welche von etlichen Mit-Gliedern der Societät Christlicher Liebe und Wissenschafften des Hennebergischen Creysses unternommen worden, eingerichtet ... werden sollen" (Schmalkalden, 1742. 4⁰) S. 8 findet: „Wenn der Nachricht zu trauen ist, die sich irgend wo gefunden hat, so will es (nämlich das von Güth erwähnte ausser Landes gekommene Manuscript) jemand *An.* 1695. in Herr *D.* Leichens, *Consulent*ens zu Nürnberg, *Bibliotheque* gesehen haben." Grosse Wahrscheinlichkeit kömmt jedoch der Nachricht, dass sich Carolis Werk einige Zeit in Nürnberg befunden habe, wol nicht zu.

Denn, wenn nicht bereits viel früher, so wenigstens im Jahre 1732, wie die Erwähnung in dem im genannten Jahre erschienenen, weiter unten angeführten Kreysigschen Buche beweist, besass die Dresdner Bibliothek dasjenige mit Papier durchschossene und mit zahlreichen handschriftlichen Zusätzen versehene Druckexemplar von Spangenbergs Hennebergi-

scher Chronik (Straßburg, 1599. fol.), von dem Joh. Christian Götze in seinen „Merckwürdigkeiten der Königlichen Bibliotheck zu Dreßden“ Bd. 3. Dresden, 1746. 4° S. 169 f. mit nachfolgenden Worten spricht: „Herr *Magister George Christoph. Kreysig* hat in seiner Historischen Bibliotheck von Ober-Sachsen *p.* 160. und 329. erinnert, daß sich in der Königl. Bibliotheck zu Dreßden folgende Hennebergische Geschicht in *MSS.* befinden. 1) *Nathanael Caroli Meyningensis, paternarum historiarum studiosi, Parasimata Hennenbergica,* oder Fürstlich Hennenbergischen Wapens einfeltige, und kurtze Erklärung, in teutschen Reimen, auf 11. Bogen. 2) *Genealogia Principum Hennenbergensium ad annos* 500. *elapsos ante haec nostra tempora, a Magistro Paulo Crusio seniore, Coburgensi, Pastore Sulano, insigni Mathematico et Historico etc. anno* 1565. *collecta,* auf 2. Bogen. 3) *Genealogia Comitum Hennenbergensium, Authore Johanne Nohen, Herschfeldensi, circa annum Christi* 1470. *conscripta,* wie mir solche *anno* 1593. vom Herrn Spangenberg selbsten von Vach aus zugeschickt worden. Allein Herr *M. Kreysig* hat nicht angedeudet, von wem die geschriebenen nicht ungelehrten Zusätze zu Spangenbergs Hennebergischer Chronick herrühren. Ich schliesse aus der Gleichheit der Hand, daß sie eben den *Nathanael Carolum,* so nach Herr *M. Kreysigs* Bericht *anno* 1609. gestorben, zum Verfasser haben. Denn ich zweiffle nicht, daß das obige erste *Manuscript* ein *Avtographum Caroli* sey. Es deuten solches auch die hin und wieder angebrachte Reime und *Chronographica* so wohl in Lateinischer als Teutscher Sprache an, von welchen *Carolus* ein grosser Liebhaber muß gewesen seyn, dergleichen sich auch bey seiner Erklärung des Hennebergischen Wappens befinden. Doch finde ich auch, zum wenigsten, einen Zusatz von einer neuern Hand.“

Die in die Augen springende Uebereinstimmung des Inhaltes vorstehender Beschreibung mit dem Inhalte der mitgetheilten Notiz in der Dresdner Handschrift M 158 führt sofort zu der Vermuthung, dass dem Dresdner Bibliothecar Götze das „rare Manu-Scriptum“ vorgelegen haben müsse, von welchem der Verfasser jener Notiz berichtet, und man hätte deshalb vielleicht erwarten dürfen, dass die Hennebergischen Ge-

schichtsforscher sich die Götzesche Mittheilung zu Nutze gemacht hätten, um so mehr, da auch in der „Sammlung vermischter Nachrichten zur Sächsischen Geschichte“ (von J. F. Klotzsch und G. I. Grundig) Bd. 11. Chemnitz, 1776. 8⁰ S. 10 berichtet wird: „Er (Nathanael Caroli) hat eine noch ietzo ungedruckte Hennebergische Chronick, wovon wir das Original seiner Handschrift gesehen, in der Absicht ausgearbeitet, um hierdurch die in dem Spangenbergischen Werke häufig eingeschlichene, darunter theils große Fehler zu verbessern. Wir haben ihn als einen guten Kenner alter Geschichte und Verfaßung, aber nicht ganz frey von eben denjenigen Fehlern gefunden, welche er doch an Spangenbergen tadeln wollte, ob er wohl weit gründlicher, als dieser, die Beurtheilung angewendet hat.“ Jeden Zweifel darüber, ob das von Götze beschriebene Werk wirklich die vermissten eigenhändigen Sammlungen Carolis zu seiner Hennebergischen Chronik wären, hätte, wie sich zeigen wird, eine Untersuchung dieses Werkes selbst beseitigen können: aber die Nachricht freilich, welche Karl Falkenstein von dem Buche in seiner „Beschreibung der K. öffentlichen Bibliothek zu Dresden“ (Dresden, 1839. 8⁰ S. 351) mit nachstehenden Worten gegeben hat: „Spangenberg's Hennebergische Chronik mit des Verfassers [!] eigenhändigen Zusätzen, nebst Nathan. Caroli Parasimata Hennebergica und Paul Crusius's Hennebergische Genealogie. Pap.-Hdsch. [!] d. 16. Jahrh. in fol. (K. 97.)“ konnte allzu leicht von der richtigen Spur ablenken, und es ist deshalb eher begreiflich, dass auch der Rechtsconsulent Georg Karl Wilhelm Müller von Raueneck, der mehrere Handschriften der Dresdner Bibliothek für seine Studien über Hennebergische Geschichte benutzte, auf die wichtigste historische Quelle, welche ihm die Dresdner Handschriftensammlung hätte bieten können, nicht aufmerksam geworden ist.

Diejenige Quelle, welche ich mit diesen Worten bezeichne, das Druckexemplar von Spangenbergs Hennebergischer Chronik, in welchem uns Carolis eigenhändig geschriebene und von ihm für den Druck bestimmt gewesene Hennebergische Chronik erhalten ist, befindet sich, früher 146, jetzt K 97 bezeichnet, unter den Handschriften dieser Bibliothek.

Eine an dem kostbaren Exemplar selbst befindliche Spur, aus welcher sich mit Wahrscheinlichkeit der Name eines früheren Besitzers ergibt, ist die Namensaufschrift „Mattheus Valerianus Braun“, welche auf dem gedruckten Titelblatt in der Weise erhalten ist, dass der Familienname durchstrichen und nur noch eben lesbar ist. Eine für mich nachweisbare Person, welche diese drei Namen führte, ist ein aus Leisnig gebürtiger Jurist, welcher 1672 und 1678 in Wittenberg disputierte* und vermuthlich mit dem Amt-Schösser und späteren kursächs. Landrentmeister Mattheus Braun (geb. 1596) identisch ist, der als Enkel des Leisniger Superintendenten Valentin Braun genannt wird.** Die von Götze (oben S. 15) erwähnte, an einer vereinzelten Stelle (zwischen S. 198 und 199 des Spangenbergschen Buches) vorkommende jüngere Hand, deren Zeit sich daraus ersehen lässt, dass der von ihr geschriebene Zusatz ein Citat aus einer von Daniel Lenzer 1654 im Schleusinger Gymnasium gehaltenen Rede ist, diese Hand ist als die Joh. Christ. Schads zu erkennen, wenn es richtig ist, was Müller von Raueneck Bl. 92′ der Dresdner Handschrift K 313*** notiert hat, dass das letztere Manuscript von genanntem Schad (erstem Sohne des Schleusinger Rectors Johann Ernst Schad) verfasst und geschrieben sei: denn die Aehnlichkeit der Schrift in jenem Zusatze mit der Schrift des angeführten Manuscripts ist eine vollkommene. Dass andere äussere Merkmale, welche über die wechselnden Besitzer des Buches Aufschluss gewähren könnten, nicht vorhanden sind, ist vielleicht dadurch verschuldet, dass der Einband zu Ende des vorigen oder Anfang dieses Jahrhunderts erneuert worden ist.

Die wichtigste Frage nun aber ist die, ob der handschrift-

* „De jure cambucae praeside Francisco Henrico Hoeltich periculum academicum f. Matthaeus Valerianus Braun, Leisn. Misn. Wittebergae, 1672.“ 4°. — „Disputatio juridica de juramento litis decisivo, qvam praeside Godofredo Straus eruditorum examini sistit Matthaeus Valerianus Braun, Leisn. Misn. 1678. Witteberg.“ 4°.

** K. G. Dietmann, Priesterschaft in Sachsen. Bd. 1. Dr. u. Lpz. 1752. 8° S. 858.

*** Falkenstein, Beschr. der K. öff. Bibl. zu Dresden S. 352: Der unter dem Rautenstock grünende Hennen- und Musenberg. K 142.“ Jetzt K 313.

liche Theil des Buches wirklich von Carolis eigener Hand herrühre. Götze ist der Meinung gewesen, dass dies der Fall sei, weil er annehmen zu müssen glaubte, dass das erste darin vorkommende Stück: „Parasimata Hennenbergica. Fürstliches Hennenbergisches Wapens Einfeltige vndt kurtze Erklärung", welches unterschrieben ist: „Nathanael Carolus Meyningensis paternarum Historiarum Studiosus", ein Autographum des Verfassers wäre; und in der That findet letztere Annahme ihre vollkommene Bestätigung durch ein in der Handschrift M 158 der Dresdner Bibliothek befindliches zweites, von derselben Hand geschriebenes Exemplar von Carolis „Parasimata", welches sich durch zahlreiche Einschaltungen und Veränderungen, sowie dadurch, dass die vorkommenden Wappenzeichnungen nur skizzenhaft angedeutet sind, nicht bloss als Autographum, sondern als einen Entwurf von der Hand des Verfassers zu erkennen gibt. Aber auch die Zusätze und Verbesserungen zu Spangenbergs gedrucktem Text lassen, von der Gleichartigkeit der zierlichen Handschrift mit der in den beiden Exemplaren der „Parasimata" abgesehen, durch untrügliche Merkmale selbst es erkennen, dass sie von Carolis Hand geschrieben, nicht von fremder Hand copiert sind. Das zeigt schon die Art, wie der Raum des Druckes, zuweilen beispielsweise der innere Rand, vom Schreiber benutzt ist; das zeigen ferner Verbesserungen, welche auf Rasuren des gedruckten Textes (z. B. S. 112) geschrieben sind, und die vielfachen Correcturen, Nachträge, Streichungen in den handschriftlichen Zusätzen selbst, deren Beschaffenheit durch éin Beispiel: durch die S. 127 zu einer ausgestrichenen „Nota" von der ursprünglichen Hand geschriebenen Worte „*Nihil est: dele*", wol ausreichend charakterisiert wird. Und dass Caroli, als er nach dem erscheinen der Spangenbergschen Chronik (1599) dieses Buch als Grundlage zu dem von ihm selbst beabsichtigten Chronikwerke benutzte, ein gedrucktes Exemplar zur Eintragung der Berichtigungen und Zusätze verwendete, welche ihm seine Sammlungen* oder seine bessere Sachkenntniss darbot, ist doch wol so wahr-

* Die Verweisung: „Vide jm Alten Buch fol. 34." welche sich in K 97 zu S. 119 findet, zeigt mir, dass er eine ältere Materialiensammlung ausschrieb.

scheinlich, dass auch um dieser Wahrscheinlichkeit willen der Dresdner Codex als das verloren geglaubte, ausser Landes gekommene „Chronikwerk“ angesehen werden darf. Ob dagegen Güths „Fragmenta Carolina“ Autographa oder nur Abschriften von fremder Hand waren, darüber hat man Ursache zu zweifeln. Wäre letzteres der Fall gewesen, so erschiene es freilich auffällig, dass nicht Güth selbst sie als solche Abschriften erkannt oder bezeichnet hat an der Stelle, wo er von ihnen schreibt (Schaubachs Ausgabe S. XI): „Vorgedachte Stück“ (d. i. „was Stückweise in ein und des andern frembde Hände kommen“) „sind theils von denen Soldaten, theils von andern unverständigen Leuten *macul*irt, und noch mehr zerstückt, in andere getreue Hände wieder gediehen, als sonderlich des damahligen Chur- und Fürstlichen Sächsischen Hennenbergischen Regierungs-Rath, *Praesident*ens, und nachmals *Vice*-Cantzlars, *D.* Johann Niclaus Hanwackers, und *M. Samuelis* Scheuners, *Past.* und *Decani* zu Themar, nunmehro beyder Seligen, von welchen sie endlich auff mich kommen.“ Aber Jo. Ludw. Heims (Henneberg. Chronika S. 205) Bericht von Güths Quelle deutet doch eher auf eine Abschrift, wenn auch vielleicht eine von Caroli selbst gefertigte, als auf eine Originalniederschrift. Dieser Bericht lautet: „Herrn Güthen seine Papiere finden sich jetzo noch in Maßfeld bey dem Herrn *M.* Rasche, dessen Frau Eheconsortin eine Nachkömmlinge von Güthe ist. Caroli hatte auf einer Seite etwa 6 oder 8 Zeilen aus dem Spangenberg geschrieben, auf vielen Seiten hatte er nichts angemerket, und auf einem halben Bogen stand unten eine Anmerkung; wie ich denn auch auf einem halben Bogen folgenden Stammbaum sehr reinlich und deutlich von Caroli geschrieben fand, dahero ich sehr wahrscheinlich muthmaße, daß in der ausser Landes gekommenen Chronika weiter nichts gestanden habe, als Spangenbergs Worte und unten Caroli Anmerkungen, welche Anmerkungen jemand, der den Spangenberg gedruckt gehabt, nur bloß abgeschrieben.“ Ueber die von ihm selbst und vorher von Christoph Albrecht Erck (in Sebastian Glasers Rapsodiae, sive Chronicon Hennebergicum. Meiningen, 1755. 4°) benutzte Quelle äussert er sich, indem er a. a. O. weiter fortfährt: „Diese Anmerkungen

sind dem Herrn Conrector Junker mit getheilet, von da sie nach Dreßden an Herrn *M.* Schöttgen, von ihm an Herrn Conrector Haußmann,* und endlich an den Herrn Archidiaconum Erken, meinen nahen Blutsfreund gediehen, der mir solche dafür, daß ich ihme Glasers Rapsodien gegeben, gleichfalls communiciret hat." Heims Quelle war also, wie diese seine Worte zeigen, eine Abschrift der Papiere, welche Güth besass. Der Hennebergische Stammbaum von Crusius und Rixners Hennebergische Genealogie, welche beide Stücke auch K 97 enthält, fehlten nicht in dieser Abschrift, welche von Heim zu seiner Ausgabe von „Nathanaelis Caroli Anmerkungen über Spangenbergs Hennebergische Genealogien" benutzt worden ist; sie muss aber doch so beschaffen gewesen sein, dass sie eine wenig vortheilhafte Ansicht auch von der Beschaffenheit ihres Originals, d. h. der besprochenen Güthschen „Fragmenta", erweckt. Denn sie erscheint gegenüber K 97 dennoch als sehr unvollständig, namentlich aber muss sie, nach den Fehlern in Heims Ausgabe zu urtheilen, in hohem Grade incorrect gewesen sein: beides kann durch wenige Beispiele hinreichend dargethan werden, letzteres hat bereits eine gelegentliche Anführung (oben S. 11) gezeigt.

K 97. Zwischen S. 44 und 45 der gedruckten Spangenbergschen Chronik.	Heim S. 217.
„Ist darnach Anno. 760. 761. 762. 763. 768. die funf zuge, mit könig *pipino* alwegen mit jn *Aquitania* gewesen, vnd hat jm dasselbe (gäntzlich**) bezwingen vnd einnemen helfen."	„Ist darnach *anno* 760 = 763 = 768 in Aquitania gewesen, und hat dem König solches gänzlich bezwingen helfen."
Zu S. 66.***	S. 221.
„Nota: Graf Buco oder Burck-	„Graf Buco oder Burkhardt

* In Io. Hnr. Haussmanns (resp. Io. Lud. Rudorff) disputatio de clero in Hennebergia Lutheri ante reformationem ad rem attento (Silusiae, 1744. 4°) wird S. 5 (vgl. Heim S. 294), 24 (vgl. S. 292 f.) und 25 (vgl. S. 291) „Nathan. Caroli in annot. MStis" citiert.

** Nachträglich eingeschaltet.

*** Spangenberg handelt von einem Grafen Volckhart zu Henneberg, dessen Existenz er bezweifelt.

hart jst gleich so wol frembdt des Namens halben jn diesen Geschlecht: sölt er drumb verworffen werden."

ist auch fremd des Namens halber, sollt er denn darum auch verworfen werden? es bezeugt das Dorf Völkershausen, so ein stattlicher Ansitz, den Junkern von Stein zugehörig."

Zu S. 67.

„Nota: Dz es aber nicht gar ohn, sondern wol zu gleuben sey, bezeugets neben den alten verzeichnissen seins Namens auch noch heutiges tags dz dorff volckharts hausen etwan auf eine gute meile von hennenberg gelegen, da weilandt, wie die alten berichtet ein kloster gewesen, vnd jtzt zu vnsern zeitten noch ein Stadtlicher Adel sitze den Junckern vom Stein zu gehörig vor handen jst."

Zu S. 141.

„die alte Anhaltische *Genealogiam* wie jch sie von *M. Friderico Zorn* Rectori der Schulen zu Wurmbs bekommen habe."

S. 247.

„die alte ansehnliche Genealogie, wie ich sie vom *M.* Friederich Zorn, Rectore der Schulen zu Worms bekommen habe."

Das Lied vom Schlosse Haun, welches ich unten mittheile, ist bei Heim S. 277—279 und in R. v. Liliencrons histor. Volksliedern der Deutschen Bd. 1. Leipzig, 1865. 8⁰ S. 376—378, wo Heim als die einzige bekannte Quelle benutzt ist, so fehlerhaft gedruckt, dass deshalb gerechtfertigt erscheint nach der Niederschrift in K 97 (zwischen S. 222 und 223) es aufs neue abzudrucken. Der Text des „Trauerliedes", das ich gleichfalls unten folgen lasse, fehlt bei Heim, obwol dasselbe unter dem Namen „das Turnierlied des Fürstl. Absterbens" (S. 282) von ihm erwähnt ist.

Ebenso fehlen bei Heim auch die übrigen Stücke, welche ich als solche von litterarhistorischem Interesse aus der vielbesprochenen Dresdner Handschrift K 97 entnehme und hier beifüge. Die Unvollständigkeit von Heims Ausgabe, beziehentlich der von ihm benutzten Quelle, ergibt sich also hinreichend aus diesen Beispielen.

Zur Charakterisierung von K 97 gegenüber Güths und

Heims Papieren braucht daher schliesslich nur noch hinzugefügt zu werden, dass sich in dem Buche kleine figürliche Darstellungen, z. B. Wappen und (zwischen S. 104 und 105) eine sinnbildliche Vorstellung der Jahreszahl M. CC. XXII (vgl. Heim S. 236), als Federzeichnungen vorfinden, welche eine andere Dresdner Handschrift (a 63) in Holz geschnitten, ohne Text, darbietet. Diese Holzschnitte, welche an die „unterschiedlichen in Holz gar Künstlich geschnittenen Formen an Wappen, alten schrifften und andern Figuren“ erinnern, die das oben (S. 13 f.) erwähnte Schriftstück in M 158 registriert, sind ein vollgiltiger Beweis dafür, dass die Sammlungen in K 97 von Caroli zum Abdrucke bestimmt waren, und vermehren dadurch* die Gewissheit unseres Hauptergebnisses: dass es sein verloren geglaubtes Chronikwerk ist, was den geschriebenen Inhalt von K 97 ausmacht.

1.

Diez Kißling. Msc. K 97 zwischen S. 204 und 205.

Zu Spangenbergs Worten: „Damals (1379) ist der Krieg gewesen, zwischen diesem F. Heinrichen, vn̄ seinem vettern, G. Herman dem V. von Heñeberg auff Ascha: des Zehenden (am Rande handschriftlich: „der Zent“) halben von Benshausen, Schwartza, Reurieth vn̄ dem Reussenberge, herrürend. Davon droben lib. IIII cap. VI gemeldet worden.“

Anmerkung: welchen aber bischof Lamprecht von Bamberg wider gestillet, vnd sie mit einander versohnet vnd vertragen hat darüber sie auch zwene versöhn kelche machen lassen dauon droben lib. 4. cap: 6 bericht geschehen, vnd jst jn sölchem vertrag dz hause Marißfeldt, von den Aschacher herrn, an die Schleusinger, vnd hingegen Beelrith dz Schloß von den Schleusinger Herrn, an die Aschacher gewendet vnd kommen. Nu hatte Graf Herrman von Ascha damals einen Burgman auf dem hause Magrißfeldt, Ditz Kißling genant, der mochte jhm auch etwz drauf gelihen haben, der wolte aber seine zeit gehalten haben, vnd gegen wider erlegung seines auf geliehenen geldes, doch von sölchem hause noch nicht abtretten oder weichen, sondern hielte Fürst Heinrichen dasselbige auf, wurde auch daruber sein feindt, hatte auch seine besondere beypflichter, die sich bey jhme daselbst jm hause hielten, fiellen auch je bißweilen heraus, beraubten vnd fiengen Fürst Heinrichen seine vnterthanen,

---

* Vgl. Güth oben S. 13.

vnd theten jhnen viel gedrangs an, daruber Fürst Heinrich vervrsachet wurde, jn mit gewalt außzutreiben, vnd seinen vnterthanen des ohrts, ruhe, friede, vnd sicher geleite zu schaffen: Als er nu mit den seinen furs haus geruckt, haben die feindte sich erstlich hefftig mit steinen daraus gewehret vnd solchen gewalt abzutreiben vermeinet, vnd letztlich jn mangelung der steine sich lenger auf zu halten, auch mit kesen, deren sie (wegen der menge des vihes, so man diß ohrts gehalten, noch eine zimliche notturfft jm vorrath gehabt) zu werfen mußen, Nach deme es aber auch die lenge der wehrung nicht gehabt, vnd endtlich doch dz hause erstiegen vnd geöffnet worden, vnd deß Kißlings furnemster rathgeber gesehen dz sie vberweltiget, vndt numehr jhre schantze verloren haben, hat er auch sein bestes gedacht, jst eilendts jn die kuchen gelauffen hat einen keßel abgehoben, vndt denselben vber sein heupt gesturtzet, vnd jst damit den feindten durch den hof, vnd nach dem geöffneten thore getrost vnd keck endtgegen gangen vnd hat sie angeredet mit diesen worten, lieben brüder weil dz haus nu erstiegen, vnd rit erlich gewonnen jst, so laßet vns außhin tragen wz vns dienet, vnd sehe ja ein jeder zu, dz ers also angreiffe dz er vermeine die beste beute dauon zu bringen, jch wil einen guten anfang machen. Vnd weil er denn von den eindringenden, die auch auf dz haus vnd auf die beute begirig gewesen, nicht erkandt, sondern ein jeder gemeinet, es sey einer aus jhrem mittel, von denen die dz haus erst erstiegen vnd geöffnet, jst er also vnerkandt, volgendts hindurch vnd dauon kommen: vnd als Ditz Kißling endtlich sampt den andern seinen helfern, die mit vnd bey jhme daselbst betretten worden gefangen, jst sölcher list vnd betrug erst erkandt, vnd wol belachet worden: Auch ist nachmals ein liedt dauon gesungen worden, darinnen vnter andern von des gefangenen Ditzen Kißlings verantwortung also gemeldet wirdt

Der Herr von Hennberg Ditzen fragt: Ditz Kißling bist ein schöner man
Wie hast die meinen so geplagt? vnd jhnen so viel leids gethan?
Ditz sprach, Gnadt herr, gleubt sicherlich darumb jst es von mir geschehen,
Dz ewer gnadt mehe hätt denn jch So wolt jch mich auch bas versehen etc.

2.

Lied vom Schlosse Haun. Msc. K 97 zwischen S. 222 und 223.

Nota: Auch wurde dazumal von dieser vehede ein liedt gesungen*, welches ich allerley vrsachen halben, habe dieser historien

* Vgl. R. v. Liliencron, die histor. Volkslieder der Deutschen. Bd. 1. Lpz. 1865. 8° S. 376—378. Die Fehde ereignete sich im Jahre 1442; der Sturm geschah am 24. Jan. 1442, und die Schmalkaldener thaten sich bei demselben besonders hervor.

mit anhengen wollen: Denn es wirdt in sölchen liedern je bissweilen auch etwas mit eingeführet, das sonsten in den chronicken nicht verzeichnet gefunden wirdt.

[Mit musicalischen Noten.]
Es geht gen dieser fassnacht her,
Wir wöllen frölich singen frey,
Von vnsern herrn von Hennenberg,
Ey wo findt man jhres gleich?
Ohn jhre schuldt hats sein anfang,
Dz sie schloss Haun gewonnen
Mit gwalt ohn der von Haun jhrn danck.*

II. Ein Edlman sas jm Buchenlandt,
Daucht sich gar einen kecken heldt.
Reinhart von Haun, ward er genant,
Er raubt zu hauß vnd zu feldt
Auf graf Wilhelm von Hennenbergk,
Der thet baldt jhm nachjagen
Vnd kam fur Haun mit grosser sterck.

III. Haun sprach, Hennberg wil zörnen baldt,
Hab ich mich schon erwegen,
Mein schloss dz wil ich wol behalt
Vnd solts Hennberger regen
Gleich drey nacht vnd drey gantze tag,
Daraus wil jch mich wehren,
Mit bestem, das jch kan vndt mag.

IIII. Sölch trotzig red gar baldt befandt
Der herr von Hennenberg, vndt sprach,
Jch wil dran wagen leut vndt landt,
Wil rechen sölche grosse schmach,
Dran wagen manchen kecken man
Vndt solt jch drunt verlieren
Gleich alles, was jch han.

V. Haun sprach, Mein schloss dz jst gar fehste,
Draus wehr jch mich bis auf den todt,
Acht gar weng der Hennberger geste,
Wil sie wol abtreiben mit spot.
Jch las mich so nicht vberschwatz,
Vndt solt gleich Haun vnd Buchenaw
Daruber bleiben auf dem platz.

* Die drei letzten Verse fehlen bei Heim und daher auch bei Liliencron.

VI. Da es nun kam zu letzt zun streichen,
Die von Schmalkalden lieffen sturm,
Dauon woltens auch nicht abweichen,
Darumb wurd baldt dz schloss verlorn.
Sie fiellen vbr die Maur hinein
Mit leitter vndt mit bencken*
Vndt funden** das gesindtlein fein.

VII. Da Reinhart von Haun gefangen wurdt,
Da stundt er trawrig gar vnfro,
Da man sein son dort hero führt,
Da schrey er ceter woffen jo,
Ey wörstu vngefangen noch,
Du sölst mich han gerochen,
So du werest kommen dauon.

VIII. Ey schweig, gut vatter, schweig nör stille
Solcher trotzigen bösen wort.
Jch traw meim herrn von Hennenberg,
Er setzt mich noch zu einem voigt
Zu Haun wol auf der hohen zinnen.
Da sprach mein herr von Hennenberg,
Das hab jch aber noch kein willen.

IX. Wer mit fürsten wil streitten zwar,
Der mus sich wol besinnen.
Jtzt nisst ein edle henne zart
Zu Haun wol auf der Zinnen.
Der adler von goldt ein krone tregt,
Der sampt der hennen nistet da,
Das thut manchem reutter wehe.

X. Hans von Haun, der from, mit sorgen
Der rithe seinem fettern rechte,
Aber er wolt jhm nicht gehorchen
Weder er oder seine knechte.
Darob hat er sein schloss verlorn,
Das han jm angewonnen
Drey edle fürsten hochgeborn.

XI. Reinhart von Haun, vnd auch sein son
Mit jhrem anhang jn gemein
Gefenglich wurden gefuhrt dauon,

* Am Rande von derselben Hand: stangen.
** Am Rande von derselben Hand: fiengen.

Verehrt mit newen keppelein.
Es kostet Haun vndt Buchenaw,
Leib vndt gut auf dem platze blieb,
Der händel* warn sie gar nicht fro.

XII. Die käpplein, die sie tragen an,
Die sindt auf den seitten zu
Vndt sindt fast eng geschnüret an
Weil sie nör syndt von einer schnur.
Das thut jn jhren augen zu wehe.
Ja, spricht mein herr von Hennenberg,
Du beraubst mich forth nimmer mehe.

XIII. Wer diesen Rayhen sang so schnelle
Ohn alle schew fur klein vndt gros,
Das han gethan zwen Berg geselln
Zu Schmalkalden wol auf dem schloss.
Sie singen den, vnd singen mehr,
Gott bhutt den knaben jn jhrm leben
Jhr zucht, bescheidenheit vndt ehr.

3.

Heinz Gutjars Trauerlied. Msc. K 97 zu S. 242.

Nach seinem (Wilhelms V) todt (1480), erhube sich eine vnruhe, an der Felle, jn der herrschafft Hennenberg, denn etliche aus dem stifft Fulda die Hennenbergischen vnterthanen an der Felle (jch weis nicht aus wz vrsachen,) fast hart angriffen, vndt jhnen viel leidts vndt vngemachs angethan haben, dauon man auch jm Trauerliedt des fürstlichen absterbens damals auch klagweise gesungen hat. — —

Dieweil auch jn dieser zeyt die Hennenbergischen landtsassen, vndt vnterthanen, ein sonderlich denckwirdiges Trawer Gesang, von solchem jhres herrn, außer landt, vnuersehenem, absterben zu singen, jm brauch gehabt, welchs damal ein Bergman vndt Burger zu Sula Heintz Gutt Jar genant, gedichtet, Als habe jch sölches zu gedechtnis auch hieher zu setzen nicht vnterlaßen wöllen. Es wird auch gesungen jm Thon von dem Edeln linden Schmidt.

I. Ach Gott wie sol es vns ergehe,
Gewalt thut manchem armen wehe,
Wie solln wir je genesen!
Man fragt nach keinen ehren mehe,
Man kriegt mit wittb vnd waysen.

* Uebergeschrieben: sachen.

II. Das hat man zu dem mal erkandt,
Da man jst an die Fell gerant.
Dz gschach jn sölcher maßen,
Lebt aber mein herr Graf Wilhelm noch,
Mann hetts wol vnterlaßen.

III. Graf Wilhelm der war wolbekandt,
Jnn Behm, Dennmarck* vnd welschen landt
West man von jhm zu sagen:
Es starb sich nie kein edler furst,
Man hörts ein ander klagen.

IIII. Graf Wilhelm zog zum heilgen grab,
Die rayß, jch wol vernommen hab,
Hat vns gar viel erworben,
Darumb jst vns ein teuer fürst
An diesem herrn gestorben.

V. Graf Wilhelm war ein dapfer heldt,
Zu Rom zum ritter außerwehlt,
Das wil jch redt mit rechte,
Daselbst licht noch ein Hennberger,
Gehört jn diß geschlechte:

VI. Ein kriegs heldt gros, genant, graf Ott,
Der einsmals schlug des Bapstes rott
Schnell auf der Tyberbrucken:
Die den keyser vnseumlich
Gedachten zu berücken.

VII. Drumb als Graf Wilhelm pflicht gethan,
Das er dem rechten bey wolt stahn
Mitt ritterlichem orden,
Jst er auch auf derselben bruck
Zu ritter gschlagn jst [!] worden.

VIII. Da er aus seiner herrschaft reitt,
Das war zwar all den seinen leidt,
Das sie jhrn herrn nicht haben.
Er bleib jn welschen landen todt,
Zu Botzen liegt er begraben.

IX. Das er zu Botzen begraben leit,
Bringt seim Gemahl gar schwere zeyt

* Uebergeschrieben: Behmen, Teutsch.

Vndt thut wehe jhrem hertzen.
Sie dünckt, wenns jhn gen Vesser hett,
So legt sich viel der schmertzen.

X. Am lebn war er ein werther gast,
Gott las jn selber bey jhm rast.
Ein sarg sie lies bereitten,
Darinn wil sie des jungsten tags
Bey jhrem herrn erbeiten.

XI. Jhr herrn von Meyßen secht vns an
(Graf Wilhelm der hat viel gethan,
Micht [!] dunckt, der schweren Raysen,
Er bleib an ewerm dienste todt)
Schutzt jhr nu wittb vnd waysen.

XII. Heintz Gut Jar* hat dis liedt gemacht,
Dem herrn zu seinen ehrn erdacht
Er hats gar offt mus singen.
Geb Gott dz man die edle seel
Jm ewgen leben finde.
Amen.

4.

Schauspiele in Löwen 1494. Msc. K 97 zu S. 246.

Haec transcripsi ex collectaneis Dni Jacobi Gensz leins tunc Cancellarii Hennenbergensis. . . . Als sie (Kaiser Maximilian I mit Philipp dem Schönen 1494) nu zu Louen** mit trommeten, zincken, heerbaucken, vndt posaunen, mit grossem schalle ankommen, sindt sie daselbst mit einer schönen *procesz*, geistlicher vndt weltlicher personen, so jhnen mit brennenden kertzen vndt fackeln, endtgegen kommen, gar schön vnd herrlich empfangen vndt angenommen: wz

---

* Dieser Heinz Gutjar wird auch genannt als der Dichter des in v. Liliencrons histor. Volksliedern Bd. 2. Lpz. 1866. 8° unter Nr. 160 abgedruckten Liedes „Von den von Erfort und deme bischof zu Menze (1481)“, dessen letzte Strophe lautet:

„Henze Gutjar uns diz lidelin sang,
sine wintercleider die sint ome krank,
ir merket wol wie ichs meine:
mine hern von Erfort die cleiden mich wol
und schad on werlich cleine!“

** Nach Ch. F. Stälin, Aufenthaltsorte K. Maximilians I 1493—1519 (in den Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. 1. Göttingen, 1862. 8° S. 353) befand sich Maximilian in Löwen vom 8. bis 10. Sept. 1494.

vor viel vndt mancherley, künstliche frewdenfewer liebliche pfeiffen, vnd seittenspiel, vnd schöne recht meisterliche, löbliche, vndt ordentliche schaw spiel, jhrer May: zu ehren, vndt dem jungen printzen zur lehre, etliche tage nach einander gespielet, vndt gantz künstlich fleissigst agiret worden. Erstlich aus heiliger Schrifft, vom könig Dauid, wie er zum könige jn Israel gekrönet war, vndt wie er an seinem todtbette seinem Son Salomon das Regiment vbergabe: Item vom Ertzvatter Jacob, vndt seim son Joseph, vom Alten vndt Jungen Tobia, von Gedeon wie er die Midianiter schlug: Innsonderheit aber, vom fall vnser ersten eltern, Adae vnd Euae, vndt der verheissung des weibes samens. Item von Abraham, wie er seinen son Isaac wolte opfern, vom stamme *Jessae*, vndt dem gantzen geschlechte, vnsers herrn vnd heilandes Jesu Christi vndt von seiner geburt. Darnach von mancherley Römischer keyser kronung, loblicher regierung vndt geschichten. vndt sonsten viel schöner lehrhafftiger schaw spiel aus den heidnischen historien, deren allen vber die .50. gewesen, vndt wie ördentlich zierlich vndt lieblich solche agiret worden, können die historici vndt andere, so selbst darbey gewesen, vndt mit verwunderung solche mit angesehen, vndt dauon geschrieben haben, nicht gnugsam loben.

5.

Wolf von Herbstadt. Msc. K 97 zu S. 252.

Vndt wurden damals (1513) von den Hennenbergischen Berg knappen vnd andern freyharts knaben aller handt Reymen Spruche gemacht, von welchen mir Caspar Löffler zu Virnaw noch dise erzehlet hat

Zu Soltz da saß ein Edelman,
war wol mit herrn vnd fursten dran,
drumb nam ers steiff jn seinen sinn,
wolt die von Stepffershausen zwing,
ja Stepfershausen nicht allein,
Mämels vndt Wons* warn auch gemeint.
denn er nam jhnen jhre kuhe,
dasselbig bracht jhm angst vnd muhe.
Meint wol zu kommen hoch hervor,
aber all sein gut er drob verlor,
darzu furst wilhelms schutz vnd gnadt,
das rewet Wolfen von Herbstadt,
das er gefolgt hatt bösem rath.
Das macht sein vbermut vnd stoltz,
Er wer sonst blieben wol zu Soltz.

---

* Mehmels; Wahns.

Als Soltz letztlich wurd eingenommen,
Eylendts geplundert vnbesunnen,
weil die von Stepfershausen
zuuiel drinn wolten mausen,
die Wonser vndt die von Memels
Gelüst der kühe vndt des hemels;*
Andre hunner vndt gens zu schlachten,
Nach fahrender hab etliche trachten
vnd sonst nach gutem haußrath mehe,
dz wolt furst Wilhelm nicht gestehe,
von Hennenberg der edle furst,
den stets nach ruhe vnd fride durst,
kam mit sein reuttern selbst gerant,
Sie hettens dorff sonst abgebrandt.

Schön Heintz von Wasing wurd zum narrn,
Gein Sultz lief, nam die hasen garn,
die hasen garn aber nicht allein,
Er trug die virtl kann auch mit hein,
Die Schmalkälder jn keller kamen,
da sie den sußen wein vernahmen,
zu den sich fandten die von Sul,
hielten alda ein guten wul.**
Melckers, Ripershausen, Waldtorff,
Gaben darzu guten anworff.***

Heintz Enders auf ein born sprang,
gar baldt den nagel raus gewandt.
der bawer rief, Heintz, beide mir,
den nagel den verkeuf jch dir.
Heintz sprach, hab dir .S. Antings fewer,
der nagel kem mich an zu tewer,
ich wart dein nicht, hab dir Veits tantz,
ist doch der nagel nimmer gantz.

Heintz Endres zum Schön Heintzen sprach,
Gut Heintz, kom her vnd folg mir nach,
kom eilendts her vnd folge mir,
Auf schieben wolln wir die kirch thur.
Do sie dieselb nu auf geschoben,
Sie fandens flachs nör ein kloben,

---

* Vgl. Grimm Wb. Bd. 4, 2 Sp. 310.
** Vgl. Lexer mhd. Wb. Bd. 3 Sp. 1004.
*** Vgl. Sanders Wb. Bd. 2, 2 S. 1677.

darneben nichts denn schwingwercks zotten,
so rein gefegt war der kirchboden.
dz thet künn lötzen großen zorn,
sagt, dz euch donnr vnd plitz verborn.

Hans Drifus hatt sich bas bedacht,
Ein henn vnd mist hack dauon bracht,
denn er gedacht jn seinem mut,
die henn legt eyer, sindt den kindern gut:
da er nu hört fürst Wilhelm schallen,
lies er vor leidt den hacken fallen,
die henn jm heimweg er ertrückt,
dadurch wurd jhm sein beut entzückt,
kriegt nicht daruon eins hellers werth,
Gein Sultz so baldt nicht widr begert.

Polyeuct als Palimpsest.

Beitrag zum tieferen Verständniss Pierre Corneilles.

Von

Wilhelm Arnold.

Der Polyeuct des Corneille ist bisher immer als eine specifisch christliche Tragoedie (in welcher, wie Lessing es ausdrückt, der Christ einzig als Christ uns interessiert*) aufgefasst worden und hat wegen dieses Charakters sowol Lob als Tadel in reichem Masse erfahren. Die einen, in voller Bewunderung der allgemeinen Conversion, die das Stück enthält, priesen es als ein wahres Brevier der Religiosität; die andern fanden mit Lessing das Heldenthum zu dick gesät und das Martyrium des Polyeuct ungenügend motiviert.** An dem specifisch christlichen Charakter hatte übrigens bereits das erste Elitepublicum, dem das Stück vor der Aufführung unterbreitet wurde, die Habitués des Hôtel de Rambouillet Anstoss genommen: „le Christianisme a extrêmement déplu", meldete Balzac dem erwartungsvollen Dichter, und dieser hätte in seiner Entmuthigung das Stück gar nicht aufführen lassen, wäre er

---

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, zweites Stück. (Lachmann Bd. VII. S. 10.)

** In crassester Weise wurde der Polyeuct Corneilles in der ersten deutschen Bearbeitung von Kormart (aufgeführt unter Velthen in Dresden um 1687) als Märtyrertragoedie aufgefasst. Da kommen (vgl. Prölss, Gesch. des Hoftheaters zu Dresden S. 75) die schwarzen Geister mit brennenden Fackeln bei rührender Trommel zu dem in Gewissensangst eingeschlafenen Felix, blasen ihm in die Ohren, zausen ihn an den Haaren, während des Polyeucts weisser Geist mit dem abgehauenen Kopf in der Hand und mit entblösstem blutigem Störzel auftritt; „Polyeuctus hat gegen den Felix seine Actiones als redete er mit ihm wobey man recht den blutigen Hals siehet sich regen."

nicht durch einen Schauspieler Namens Hauteroche, dem man keine Rolle hatte anvertrauen wollen, dazu ernstlich ermuntert worden. Der Erfolg war ausserordentlich, aber er beruhte wesentlich nicht auf der Verherrlichung des christlichen Märtyrerthums, sondern auf zwei anderen Motiven: zunächst auf dem Interesse an dem Jansenistischen Streithandel über die wirksame und zureichende Gnade, dessen Schlagworte Corneille geschickt in der Tragoedie anzubringen gewusst, und sodann — seiten der Frauenwelt — auf der Sympathie mit der Gattin des Märtyrers, die, ohne ihrem Ehegemahl untreu zu werden, die Liebe zu einem andern offen bekennt und festhält: voilà la plus honnête femme du monde qui n'aime pas du tout son mari! hat noch später voll entzücken eine hohe Dame in Bezug auf Pauline ausgerufen.

In neuerer Zeit ist nur selten der Polyeuct zur Aufführung wieder herangezogen worden; nach langer Rast hatte man ihn im Jahre 1874 wieder auf das Répertoire des Théâtre français in Paris gebracht, wo ich ihn selbst damals gesehen habe. Die Vorstellung ist mir, was edle, plastische Geberde anbetrifft, in angenehmer Erinnerung; dagegen war mir der weinerlich religiöse Ton der Recitation unerfreulich, namentlich in der Rolle der Pauline, wie Mlle Favart — meist mit halbgeschlossenen Augen — dieselbe declamierte, eine Schauspielerin, die ich wegen ihrer geist- und tactvollen Auffassung im classischen Lustspiel oft bewundert hatte. Ebenso wenig wollte für die Titelrolle die Heilandscopie Dupont-Vernons mir zusagen.

In der Vorführung derartiger „christlicher“ Dramen auf der Bühne, sagte ich mir, liegt immer eine Incongruenz. Diese Stätte der Weltlichkeit, wo Leidenschaft sich durch Leidenschaft läutert, will zum geistlichen Auditorium nicht passen, und man verspürt es fast eben so unleidlich, wenn der Komoediant den Prediger, als wenn der Prediger den Komoedianten abgibt.

Es war weder Zufall noch kleinliche Rancune, dass Ludwig XIV. Racines religiöse Dramen Esther und Athalie nicht auf die Bühne der Residenz verpflanzt sehen wollte; sie haben dort auch später, trotz ihrer Schönheit sich nicht wirklich eingebürgert. Dass bei uns öfter Athalie gern gesehen wird, liegt an der schönen Musik, die Mendelssohn dazu ge-

schaffen, und an der hochdramatischen Figur der Athalia, die z. B. in Dresden von Frau Bayer-Bürk hinreissend gewaltig dargestellt wird. Von grosser Wirkung aber sind beide Stücke an der Stätte, für die sie geschrieben sind; ich habe sie von den jugendlichen Gestalten eines Ursulinerinnenpensionats spielen sehen und werde den schönen Eindruck jener jungfräulichen Poesie in diesem Gewande nie vergessen.

Indessen auch Polyeuct in der Aufführung am Théâtre français verfehlte eine tiefe Wirkung auf mich nicht, aber, wie mir immer klarer wurde, von mehr weltlicher als geistlicher Natur. Ich sagte mir, dass rücksichtlich der einzelnen Handlungen und Motive Bindeglieder zu echt menschlichem Verständniss des Stückes im Geiste des Dichters deutlich vorhanden gewesen, auch wenn sie von ihm nicht ausdrücklich dargelegt worden; sie zu erkennen müssen wir auf das ungeschriebene Gedicht, wie es im vollen Zusammenhange ihm gegenwärtig war, zurückgehen: jene Gedanken sodann, wie sie durch das uns vorliegende Werk hindurchschimmern, zwischen den Zeilen zu lesen erfordert eine Arbeit gleich der des Philologen, der mit dem rechten Chemiker verbündet einen christlichen Ritualcodex zum heidnischen Palimpsest umwandelt, indem er in blauer Schrift den überstrichenen ursprünglichen Text neu ans Licht treten lässt.

Wenn wir so den Polyeuct als Palimpsest bearbeiten, wird es klar hervortreten, dass der Dichter statt einer religiösen Vorlesung ein echtes Bühnenstück geschaffen, das jener Schauspieler, der selbst kein unverächtlicher dramatischer Dichter war, sofort ebenso deutlich darin erkannte, wie ein kritisch gestimmter geistlicher Herr (Bischof Godeau), dessen Antipathie dagegen man schwer begreifen konnte.

Der Dichter hat freilich bezeichnend genug auf den Titel seines Werks „Polyeucte, martyr“ gesetzt; also recht geflissentlich das christliche Aushängeschild gebraucht. Aber dennoch zeigt unser Palimpsest eine andere Aufschrift.

Das nehme uns nicht Wunder. Corneille war mit seinen Titeln nicht immer glücklich: jedermann tadelt die grobe Aufschrift, Le Menteur, für die Schilderung des liebenswürdigen Windbeutels, dem Corneille weit mehr zu gute hält, als seinem

Urbild im spanischen Stücke durchgelassen wird; dass Rodogune, Princesse Parthe eigentlich Cléopâtre heissen müsste und nur um eine Verwechselung mit der geliebten des Antonius zu vermeiden umgetauft ward, gibt er selbst zu; ferner scheint die Figur des Cinna gegenüber einem Augustus und einer Emilie die Ehre der Titelrolle in der bekannten Tragoedie schlecht zu verdienen.

Im gegenwärtigen Falle sollte gerade das „martyr“ uns bedenklich machen. Die Religiosität Corneilles ist, wenn auch niemals unaufrichtig, doch immer reflectiert. Die weltliche Leidenschaft, die ihm seine Stücke inspirierte, und der geistliche Aufschwung, der ihn zeitweise zum religiösen Poeten machte, liegen bei ihm im Conflict, auch beichtete er, wie uns P. Tournemine berichtet, oft Scrupel über die Weltlichkeit seiner Stücke und erlangte regelmässig dafür Absolution. Indessen das weltliche Element war bei ihm entschieden vorherrschend. Auch die grössten Verehrer seiner versificierten Imitation de Jésus-Christ werden gestehen, dass der künstliche Pomp dieser Verse mit dem wunderbar einfach-edlen Gehalt des lateinischen Werkes nicht in Einklang steht, und wie sehr er sich vergriff, als er in der Märtyrertragoedie Théodore die Verweisung einer frommen Jungfrau in ein Haus der Schande dramatisieren wollte, liegt auf der Hand. Er war vielleicht der reinste unter allen profanen Dichtern, aber wahrhaft berufen zum religiösen Dichter war er nicht, so gern er auch dafür gegolten hätte. Ward doch sein eigenstes schaffen, wenn es sich auch zeitweise aus den Erregungen der Bühnenwelt in die Stille der religiösen Dichtung zurückzog, am Abend seines Lebens durch eine wahrhaft tragische Leidenschaft wieder ins hohe Meer wild bewegter Dramatik mit fortgerissen, und an ihm selbst das prophetische Wort zu erschütternder Wahrheit, das er in seiner Erstlingstragoedie durch den greisen König Aegeus dem Jason als Fluch nachrufen lässt:

> Que Corinthe à sa vue accepte un autre roi.
> Qu'il puisse voir sa race à ses yeux égorgée
> Et pour dernier malheur qu'il ait le sort d'Egée
> Et devienne à mon âge amoureux comme moi!*

* Medée A. IV. Sc. 5. extr. Er sah sich durch den jungen Racine

Leidenschaft und Selbstbeherrschung, jene beiden grossen Hebel seiner Dramen sind auch im Polyeuct die Hauptsache, nicht das äusserliche Martyrium. Mit einem Worte, das Stück sollte nicht Polyeuct heissen, sondern Pauline; hier liegt der Schlüssel für alle Peripetien desselben.

Die Liebe zu Pauline ist der charakteristische Zug in allen Personen der Tragoedie. Ein Freier, der seine geliebte, ein Gatte, der seine Gattin, ein Vater, der seine Tochter aufs tiefste und leidenschaftlichste liebt — ihnen gegenüber ein wahrhaft weibliches Herz, das jedem berechtigten Anspruch in edler Weise gerecht wird und die höchste Liebe verdient, weil ihm nur die höchste Liebe genügt, zu der es sich selbst in unablässiger Läuterung aufschwingt, — das ist der wahre Inhalt des Stückes.

Man vergegenwärtige sich den Gang der Handlung. Pauline, Tochter des römischen Senators Felix, der zugleich Statthalter von Armenien ist, liebt den jungen tapferen Römer Sever; da er arm ist, wird ihm ihre Hand verweigert; er zieht in den Krieg, und man vernimmt, dass er gefallen sei. Felix hat seiner Tochter einen Gemahl edelster Abkunft erlesen, den Armenier Polyeuct; ihm reicht Pauline die Hand, seit vierzehn Tagen erfreut er sich seines Glückes. Da drängt ihn Nearch, der ihm insgeheim die Lehren des Christenthums mitgetheilt hat, nicht länger die Taufe aufzuschieben. Aber an dem Morgen, wo er sich entschliesst sie zu empfangen, beschwört ihn Pauline das Haus nicht zu verlassen, da sie geträumt, Sever werde wiederkehren und Polyeuct blutend zu seinen Füssen liegen. Demungeachtet geht Polyeuct zur Taufe. Inzwischen verkündet Felix seiner Tochter, dass Sever noch lebe und als römischer bevollmächtigter zu ihm nach Antiochien komme. Pauline geräth in grosse Bewegung und bittet, dass es ihr erspart bleibe, Sever wiederzusehen; Felix verlangt es gebieterisch, da jener der Günstling des Kaisers sei. Sever erscheint;

in der Gunst des Publicums verdrängt, er verlor zwei hoffnungsvolle Söhne durch den Tod, er hat in seiner späten Liebe zu der Schauspielerin Duparc den tiefen Kummer erlebt, den Levallois (Corneille inconnu S. 176 f.) ergreifend schildert. Vgl. auch die Notice biographique vor der schönen Ausgabe seiner Werke von Marty-Laveaux.



Pauline, die ihre Neigung für den jungen tapferen Sieger nicht verhehlt, bittet ihn sie fernerhin zu meiden und erzählt dann Polyeuct, wie sie zu ihm gesprochen. Ihr Gatte, der am Morgen nur mit zögern die Taufe empfangen, gebietet jetzt Nearch selbst zum Tempel zu gehen und das Opfer, das zu Ehren des Kaisers gebracht werden soll, öffentlich zu verweigern. Ungern gehorcht Nearch — vous voulez donc mourir! ruft er seinem Jünger zu. Bald darauf erfährt Pauline, dass Polyeuct im Tempel das Opfer verweigert und die Altäre umgestürzt hat; sie erschaudert zunächst über das Sacrilegium, bittet jedoch ihren Vater Polyeuct zu verschonen. Dieser verweist sie an ihren Gatten und lässt um ihn zur Abschwörung des Christenthums zu vermögen Nearch vor seinen Augen hinrichten. Polyeuct aber will Christ bleiben. Nun kömmt Pauline zu ihm ins Gefängniss und bittet ihn sich nicht zu opfern; — vergeblich — da er sie nicht überreden kann Christin zu werden, so beruft er Sever zu sich und spricht den Wunsch aus, dass sein Tod die beiden liebenden vereinen möge. Sever ist gerührt durch diese Opferfreudigkeit; Pauline verlangt von ihm, dass er alles thue um Polyeuct zu retten. Felix jedoch, der diesen nicht zur Abschwörung des Christenthums hat bewegen können, lässt ihn hinrichten. Da erscheint Pauline und ruft ihrem Vater zu, sie wünsche mit Polyeuct zu sterben, auch sie sei Christin. Sever tritt mit neuen Vorwürfen vor Felix; da erklärt dieser, er sei durch Polyeucts Martyrium ebenfalls zum Christenthum bekehrt und fordere dieselbe Strafe wie jener. Pauline heisst seine Sinnesänderung willkommen; Sever, gerührt von diesem Schauspiel, erklärt sich für den Beschützer der Christen und belässt Felix in seiner Stellung; dieser eilt die Märtyrer zu begraben und deutet für eine spätere Zukunft die Verbindung Severs mit Pauline an.

In der Fabel dieses Stückes hat man zunächst das unvermittelte drängen des Polyeuct zum Martyrium getadelt, sodann die rasche Bekehrung Paulinens und die noch raschere des Felix: endlich den romanhaften Ausgang in der Vereinigung der liebenden über dem Grabe des geopferten, ein Ausgang, wie er von Racine im Mithridate nur in verstärkter Accentuierung nachgeahmt worden ist.

Vermöge des oben gegebenen Schlüssels wird nun aber in die betreffenden Lücken leicht die tiefere Motivierung des Dichters sich einfügen.

Polyeuct, sagt unser Palimpsest, liebt Pauline leidenschaftlich. Bei seiner Heirat jedoch hat er erfahren, dass ihr Herz einem anderen gehörte. Der Zweifel, ob er ihre Liebe je ganz erlangen könne, verlässt ihn nicht. Da bietet ihm die Lehre des Nearch eine Zuflucht für sein bewegtes Herz um es still und ruhig zu machen. Pauline hat im Traum um ihn sich geängstet — die Freude, dass seine Gattin um ihn besorgt sei, will ihn zurückhalten Nearch zu folgen. Aber der Traum enthielt ein zweites Moment: die Wiederkunft Severs; Polyeuct fühlt das Uebermass seiner Liebe zu ihr und entweicht um sich zu fassen.

Pauline ist über Polyeucts Geheimniss schon längst erstaunt und betrübt. Gewiss hatte sie einst Sever in Erscheinung und Wesen liebgewonnen (sie spricht von einer „surprise des sens“ und bezeichnet ihn mit einer nicht sehr glücklichen Wendung Corneilles als „ce malheureux visage“), sie schätzte ihn als einen edlen, ihr unbedingt ergebenen Mann. Aber Polyeuct hat ihr Wort und ihre Treue, die Zuneigung eines redlichen Weibes nach Schliessung des Ehebundes (man beachte ihr echt weibliches Wort: je te suis odieuse après m'être donnée, mit dem sie ihn später zu sich zurückzulocken sucht). Und nun ist es jenes Geheimniss, das sie anscheinend erzürnt, in Wahrheit aber immer näher an die Seele Polyeucts hinandrängt. Was kann es sein, das diesen Mann, der sie so unaussprechlich liebte, untreu macht? das ihn, der nur jedem ihrer Wünsche eifrigst diente, jetzt so fest und eigenwillig erhält? Nicht umsonst hat sie ihm den Namen Severs genannt und ihre Liebe zu dem todtgeglaubten bekannt — gerade dies Wort sollte Polyeuct zu ihr zurückführen, ihn aufs neue ganz ihr allein zu eigen machen. Die Sorge um sein Leben, die sie zugleich mit kundgab, sollte ihm zeigen, wie sehr sie gewillt sei ihm eine treue Gattin zu sein.

Aber in Polyeucts Herzen hat das Wort die umgekehrte Wirkung gehabt. Er ist fest überzeugt, dass Pauline nur Severs Gedächtniss wahrhaft liebt, und um so ungestümer

drängt ihn sein Mannesstolz wie seine Liebe zu Pauline in das Asyl des neuen Glaubens, er eilt zur Taufe.

Pauline steht erschüttert: voilà notre pouvoir sur les esprits des hommes — voilà ce qui nous reste de l'amour qu'on nous offre, ruft sie ihrer Begleiterin zu; sie berichtet ihr, wie sie einst Sever liebte und seine Werbung zurückweisen musste: il possédait mon coeur, mes désirs, ma pensée, je ne lui cachois pas, combien j'étois blessée; nous soupirions ensemble et pleurions nos malheurs, mais au lieu d'espérance il n'avoit que des pleurs, erzählt sie, bezeichnend genug; trotzdem habe sie ruhig erwartet, welchen Gatten ihr Vater für sie wählen würde: parmi ce grand amour que j'avois pour Sévère, j'attendois un époux de la main de mon père, toujours prête à le prendre. Die Stelle wirkt, so aus dem tieferen Zusammenhange herausgerissen — darf ich es sagen? — auf mich fast komisch. Wenigstens wird man nicht mit Unrecht gegen den grand amour zu Sever schon hier etwas argwöhnisch. Dieser unbedingte Gehorsam, aus der Hand des Vaters irgend welchen Mann zu nehmen, ist doch — parmi cet amour — ein starkes Stück — und sie geht im Gespräch mit Sever später sogar so weit, zu sagen: quand je vous aurois vu, quand je l'aurois haï, j'en aurois soupiré, mais j'aurois obéi.

Diese Dinge müssten uns, wie gesagt, mit Recht anstössig oder prosaisch vorkommen, wenn sie wahr wären. Aber, sagt unser Palimpsest, sie sind nicht wahr, sie sind im Munde Paulinens nur der in echt weiblich conträrer Weise gegebene Ausdruck ihrer keimenden und wachsenden Liebe zu Polyeuct.

Die Sache ist die: trotz seiner Tapferkeit und Galanterie ist Sever nicht der Mann nach dem Herzen Paulinens. Ich höre den tausendfältigen Widerspruch, den diese Behauptung von Seiten so vieler „schöner Seelen“ erfahren dürfte. Dennoch ist dem also. Gerade weil Pauline fühlt, dass Sever sie abgöttisch liebt, wendet sie sich von ihm, und gerade ihre Klage wider Polyeuct und die Männer im allgemeinen: jusqu'à la conquête ils nous traitent en reines, mais après l'hyménée ils sont rois à leur tour — zeigt im voraus, dass sie nur den echten Mann, der der Beherrscher seiner Frau ist, zu würdi-

gen weiss. Sie ist, möchte ich es ausdrücken, eine Seele, die ihren eigenen Werth zu sehr kennt um zu erlauben, dass ein Mann diesen Werth über alles erhebe. Daher ihre spätere Zugänglichkeit für das christlich-religiöse Element.

Vorläufig trennt sie noch ein wilder Kampf vom inneren Siege. Dieser Polyeuct, der seiner Liebe für sie zu gebieten vermag, der ist ihr Meister, dessen Liebe sie fortan um jeden Preis zu erringen sucht. Man wende mir nicht ein, welche Liebesbetheuerungen sie in der Scene mit Sever ihrem Anbeter mache; ihr erstes Wort zu ihm ist: oui, je l'aime, Sévère, et n'en fais point d'excuse; que toute autre que moi vous flatte et vous abuse, Pauline a l'âme noble et parle à coeur ouvert. Was sie ihm dann sagt, gibt ihr die Grossherzigkeit des Mitleids und die Achtung vor ihrer eigenen früheren Liebe ein. Der Kampf, von dem sie spricht, in dem ihr Pflichtgefühl ihre Zuneigung überwinde, ist nicht ganz so hart, als sie Sever glauben machen will; nur ihre Güte ist es, die sich in den schönen Worten kundgibt: et voyez qu'un devoir moins ferme et moins sincère n'auroit pas mérité l'amour du grand Sévère.

Als nun Polyeuct erscheint, lässt sie die letzte Mine springen — sie bekennt dem Gatten, dass Sever ihrem Herzen gefährlich sei: j'ai gagné sur lui qu'il ne me verra plus — j'assure mon repos que troublent ses regards — depuis qu'un vrai mérite a pu nous enflammer, sa présence toujours a droit de nous charmer — et bien que la vertu triomphe de ces feux, la victoire est pénible, et le combat honteux.

Gestehn wir es uns offen — wie sehr man diese Worte auch bewundert hat, wie sehr sogar Polyeuct sie in den folgenden Versen anscheinend bewundert: so darf eine zartfühlende, ehrliche Frau zu ihrem Manne kaum reden; das callar y morir (schweigen und sterben!) der Spanierin* in einem solchen Conflicte wird man ebenso aufrichtig bewundern als an der red-

* In Guillen de Castros „mal casados de Valencia" ist dies die Antwort, die Ipolita ihrem verzweifelnden Liebhaber auf die Frage, was er denn thun solle, gibt. Nach Klein, Gesch. des Dramas X, 330 ist dieses Wort offenbar das Vorbild für den berühmten Ausruf: Qu'il mourût! in Corneilles Horace gewesen.



seligen Tugend Anstoss nehmen. Eine Frau, die ein derartiges Gefühl nicht mit stillschweigen bemeistern kann, steht auf der Schwelle zum Ehebruch. Diese Art Offenheit Paulinens gefiel den galanten Ehebrecherinnen der Pariser haute volée und entlockte jenen Ausspruch: voilà la plus honnête femme du monde qui n'aime pas du tout son mari.

Um Vergebung, Frau Herzogin; nur weil Pauline ihren Gatten liebt, kann sie so reden. Sie versucht es noch einmal, durch Entflammung höchster Eifersucht ihn zu sich zurückzuführen — darauf allein sind ihre Worte berechnet.

Aber der Erfolg ist verfehlt. Wenn Polyeuct seine Erregung für einen Augenblick in den Worten: Quoi, vous me soupçonnez déjà de quelque ombrage! verrathen, so hat er nach Paulinens Entgegnung seine volle Selbstbeherrschung wiedergewonnen. Wie sagt er doch? —

O vertu trop parfaite, et devoir trop sincère!
Que vous devez coûter de regrets à Sévère!
Qu'aux dépens d'un beau feu vous me rendez heureux!
Et que vous êtes doux à mon coeur amoureux!
Plus je vois mes défauts, et plus je vous contemple,
Plus j'admire —

Wer die Ironie dieser Worte hier noch nicht fühlt, dem wird sie in einer späteren Scene (2, 5) zur Evidenz gebracht werden.

Ein Diener meldet, das Opfer im Tempel sei bereit. Sofort ruft Polyeuct: va, nous allons te suivre. Y venez-vous, Madame? Sie schlägt es um Severs willen ab: Sévère craint ma vue, elle irrite sa flamme, je lui tiendrai parole, et ne veux plus le voir; adieu, vous l'y verrez, pensez à son pouvoir, et ressouvenez vous que sa faveur est grande. Darauf Polyeuct: allez; tout son crédit n'a rien que j'appréhende; et comme je connois sa générosité, nous ne nous combattrons que de civilité. Und nun vermag keine Vorstellung Nearchs ihn von dem Gange zum Tempel zurückzuhalten, wo ihn nach Verweigerung des Opfers das sichere Todesurtheil erwartet.

Wir haben seine Worte gegenüber Pauline in extenso angeführt, um zur Anschauung zu bringen, welches neue Licht aus unserem Palimpsest darauf fällt. Auf die Versicherung

ihrer fortdauernden Liebe zu Sever hat sein stolzes Herz nur eine Antwort: Nun wol, Dein Herz gehört ihm, Du sollst ihm ganz angehören — durch meinen freien Entschluss, ohne dass mich das Opfer vor Dir eine Thräne kostet! Wie anders erscheinen in diesem Sinne die Worte: allez, tout son crédit n'a rien que j'appréhende. So spricht er, nachdem er vergeblich noch einmal versucht hat ihre Begleitung zu erbitten. Vielleicht, dass er geblieben wäre, wenn sie ihm zugesagt hätte und es über sich gewann, an der Seite des Gatten ruhig dem Liebhaber gegenüberzutreten, — vielleicht, dass er nur diesen letzten Trost angesichts des Opfers noch kosten wollte. Jetzt, nach ihrer Weigerung ist sein Entschluss unwiderruflich. Es kümmert ihn nicht, dass er den unschuldigen Nearch mit sich in den Tod reisst — es ist, als fordere er das Leben dieses Mannes zur Sühne, dass er ihn zuerst von Pauline entfremdet: — Deinem Rath folge ich, gehorsamer, als Du es gewollt, Du selbst sollst mir zeigen, wie man für den Glauben sterben muss; mit Mühe beredet er den unglücklichen Greis das Martyrium mit ihm herauszufordern.

Wie sehr man das Stück auch als religiöses Drama auffassen und preisen mag — diese Mitopferung des Nearch bleibt unentschuldbar. Es ist der Fanatismus des Todes, der Polyeuct umgarnt hält; er hat in dem Christenthum die Lehre entdeckt, wonach es ehrenvoll, ja verdienstlich ist, das Leben dahinzugeben: je mehr ihm Nearch abräth, um so tiefer redet er sich in die Sterbelust hinein, bis sein Lehrer sich schämt ihm an Opferfreudigkeit nachzustehen.

So gefasst und beruhigend die doppelsinnigen Worte Polyeucts erscheinen mochten, so hat doch Pauline eine Ahnung von dem wahren Zustande seiner Seele: et je n'ose penser que d'un oeil bien égal Polyeucte en ces lieux puisse voir son rival. Stratonice meldet entrüstet das Sacrilegium Polyeucts und Nearchs; sie häuft jeden Schimpf auf die neuen Christen und, als Pauline ihr diese Sprache verweist, sagt sie: qui trahit tous nos dieux auroit pu vous trahir, worauf Pauline mit den schönen Worten erwidert: je l'aimerois encor quand il m'auroit trahie, et si de tant d'amour tu peux être ébahie, apprends que mon devoir ne dépend point du sien; qu'il y manque, s'il

veut, je dois faire le mien. So sehr sie jenes devoir betont, es ist eben nicht die kalte Pflicht, welche diese tiefe Anhänglichkeit in ihr begründet, sondern ihre steigende Bewunderung für Polyeuct, — sie ahnt, dass er sich geopfert hat, wenn sie auch noch nicht die volle Grösse dieses Opfers ermisst. Eines sieht sie klar, dass ihre Liebe ihm nicht das höchste auf der Welt ist. Mit diesem Stachel in der Seele kehrt sie sich zunächst zornvoll gegen die Person, die ihr seinen Sinn entfremdet; sie hat für den Tod Nearchs kein mitleidiges Wort. Ihr Ausruf nach Stratonicens Injurien wider Polyeuct: il est ce que tu dis, s'il embrasse leur foi, ist ebenfalls von tödlicher Eifersucht eingegeben.

Felix, von dessen Gnade nun Pauline das Leben Polyeucts erbitten will, ist anscheinend nichts als ein feiler Fürstendiener und bigotter Heide, vgl. seine Worte: j'ai les Dieux et Décie ensemble à redouter — Les Dieux et l'empereur sont plus que ma famille. Allein der wahre Schlüssel zu seinem Charakter ist gegeben in den Worten: allez, n'irritez plus un père qui vous aime, et tâchez d'obtenir votre époux de lui-même. Die Liebe zu seiner Tochter ist, wie unser Palimpsest besagt, seine einzige, glühende Leidenschaft. Er erinnert sich an Paulinens frühere Neigung für Sever, er kennt aber auch Polyeucts tiefe Liebe zu seiner Gattin. Er, der schlaue Politiker, ahnt, dass Polyeuct sterben will und dazu das Christenthum benützt. So lange nun Felix noch vermeint, dass Pauline ernstlich an ihrem Gatten hängt, geht er darauf aus, ihn dem Christenthum abwendig zu machen; denn dieses bildet die freiwillig von Polyeuct erwählte Scheidewand zwischen ihm und seiner Gattin. Das will aber selbst Pauline nicht billigen: et quels tristes hasards ne court point mon époux, si de son inconstance il faut qu'enfin j'espère le bien que j'espérois de la bonté d'un père? Felix sagt, er habe Dank von ihr erwartet, dass er nur Nearch getödtet; was Polyeuct betreffe: sa grâce est en sa main, c'est à lui d'y rêver. Pauline ruft: Mais il est aveuglé! Felix: Mais il se plaît à l'être; qui chérit son erreur ne la veut point connoître. Pauline schildert mit lebendigen Farben die Standhaftigkeit der Christen unter den grössten Qualen. Felix: Eh bien donc! Polyeucte aura

ce qu'il désire. Man bestätigt Polyeucts Standhaftigkeit: nun kömmt Pauline auf den unglücklichen Gedanken, Felix daran zu erinnern, dass sie nur auf seinen Befehl Polyeuct geheiratet und Severs Liebe ihm habe opfern müssen. Je l'ai de votre main, mon amour est sans crime, il est de votre choix la glorieuse estime, et j'ai pour l'accepter éteint le plus beau feu qui d'une âme bien née ait mérité l'aveu. Sie spricht von ihrem blinden Gehorsam, von ihres Vaters Allmacht über sie und ihre Liebe, sie beschwört ihn: par ces beaux sentiments qu'il m'a fallu contraindre, ne m'ôtez pas vos dons — ils m'ont assez coûté pour m'être précieux.

Damit trifft sie gerade die wunde Stelle in Felix' Herzen. Er hat es tausendmal bereut, dass er seiner Tochter einen ungeliebten Gatten gegeben; jetzt wird der Wunsch in ihm immer lebendiger, Polyeuct hinrichten zu lassen und Sever für sie zu gewinnen. Wir werden sehen, dass das letztere Motiv ihn bis ans Ende des Stückes noch beherrscht. Dem vertrauten Albin spricht er die Unruhe seines Herzens aus: je sens l'amour, la haine, et la crainte, et l'espoir, la joie, et la douleur tour- à-tour l'émouvoir; seine Regungen sind bald gewaltthätiger, bald mitleidiger Natur: j'en ai de généreux qui n'oseroient agir, j'en ai même de bas, et qui me font rougir. Auf die letzteren, die, wie es scheint, den Grund seiner Seele bilden, kömmt es uns zunächst an. Nachdem er geschildert, wie Sever die Schonung der Christen ahnden würde, setzt er hinzu: croyant bientôt voir Polyeucte puni, il rappelle un amour à grand, peine banni; juge — s'il m'épargneroit, voyant par mes bontés une seconde fois ses desseins avortés. Und nun weiter: Te dirai-je un penser indigne, bas, et lâche? je l'étouffe, il renaît; il me flatte, et me fâche ... Polyeucte est ici l'appui de ma famille, mais si par son trépas l'autre épousoit ma fille, j'acquerrois bien par là de plus puissants appuis. Mais que plutôt le ciel à tes yeux me foudroie, qu'à des pensers si bas je puisse consentir. Felix versteht sich selbst nicht, er ist in der That minder egoistisch, als er sich vorkömmt; er ist nur ungewiss, wie er seiner Tochter am besten dienen kann. Darum ist er auch noch nicht entschlossen Polyeuct zu tödten: er will ihn auffordern das Christenthum zu verwerfen, et nous verrons

après ce que pourra Pauline; — auch selbst wenn er Christ bleibt, ist es vielleicht räthlich, ihn leben zu lassen.

Nun folgen die letzten Kämpfe des Polyeuct, der Paulinens Thränen mehr fürchtet als seine Henker. Die schönen Verse seines berühmten Monologs enthalten zunächst eine Anrufung des verklärten Nearch — dann eine Betrachtung der Nichtigkeit aller Weltlust — endlich eine Erhebung über das irdische, die allen Anfechtungen trotzt. Er beurtheilt Felix nach den von ihm oben angedeuteten gemeineren Motiven: que cependant Félix m'immole à ta colère, qu'un rival plus puissant éblouisse ses yeux, qu'aux dépens de ma vie il s'en fasse beau-père, et qu'à titre d'esclave il commande en ces lieux: je consens, ou plutôt j'aspire à ma ruine. In seiner Begeisterung für den Himmel fügt er hinzu: et je ne regarde Pauline que comme un obstacle à mon bien. Er fürchtet nun nicht mehr sie zu sehen. Und doch, als sie naht, macht er noch einen Versuch sie zu gewinnen. Er fragt sie, ob sie komme um gleich ihm dem Christenthum sich zu weihen: apportez-vous ici la haine, ou l'amitié, comme mon ennemie, ou ma chère moitié? Dazu kann sich Pauline nicht entschliessen, sie sieht in dem Christenthum noch immer nur das Geheimniss, das ihn von ihr entfremdete. Da sie nicht erkennt, dass auf diesem Gebiete, wo sie mit ihrem Gatten von allem, was ihr sonst noch werth gewesen, abgeschieden sein würde, die einzige Vereinigung mit ihm möglich ist, verliert sie Polyeuct gegenüber alle ihre Worte. Und doch sagt sie ihm: seul vous vous haïssez, lorsque chacun vous aime, — sie erinnert ihn an seine wichtige Stellung und hohen Thaten und fügt hinzu: je ne vous compte à rien le nom de mon époux, c'est un bonheur pour moi qui n'est pas grand pour vous. Aber Polyeuct hat richtig erkannt, dass nur diese geheimnissvolle Stärke und Ruhe, die das Christenthum ihm gibt, ihn in Paulinens Augen bewunderns- und liebenswerth macht; er weicht keinen Finger breit. „Du schuldest Dein Leben dem Fürsten!“ Wie gern, sagt er, verspritzt' ich mein Blut für ihn, wie viel lieber für Gott. — „Welch ein Gott!“ ruft sie bitter. Polyeuct rühmt begeistert seine Grösse. Darauf Pauline: adorez-le dans l'âme, et n'en témoignez rien. Hingegen Polyeuct: que je sois tout ensemble idolâtre et chré-

tien! Was helfe es, über ihn zu einer Seele zu reden, die von der Gnade noch nicht berührt sei? Nun bricht ihre ganze Liebe hervor: grausamer, undankbarer! ruft sie, ist das die Liebe, die Du mir gelobt? von meinem untröstlichen Leid wollte ich Dir nicht sprechen, ich glaubte, die Liebe spräche Dir genug davon, aber die Liebe, die ich Dir gehegt, entlockt Dir keine Thräne; Du willst sterben und mir zeigen, dass es Dich freut, von mir zu gehen — Dann der letzte Trumpf: je te suis odieuse après m'être donnée! Wol ist Polyeuct bewegt, aber sein Entschluss bleibt unverändert: Herr, von Deiner Güte muss ich sie für das Christenthum erlangen! Da schaudert sie zurück: weg mit diesen Träumereien, ruft sie, liebe mich, verlass mich nicht! Tu préfères la mort à l'amour de Pauline! va, cruel, va mourir, tu ne m'aimas jamais. Polyeuct: Vivez heureuse au monde, et me laissez en paix. Sie ist ausser sich: oui, je t'y vais laisser, ne t'en mets plus en peine.

In dieser grossartigen, mit Recht berühmten Scene wird — und das ist bezeichnend — Severs in keiner Weise gedacht. Und als er jetzt erscheint, denkt Pauline nicht an sich, sondern ruft unwillig: auroit-on cru qu'un coeur si généreux pût venir jusqu'ici braver un malheureux? Polyeuct unterbricht sie, seine Worte sind niederschmetternd, sie zeigen ihr seine Herzenswunde deutlich genug: vous traitez mal, Pauline, un si rare mérite, sagt er mit ironischem Anflug (s. o.), à ma seule prière il rend cette visite. Possesseur d'un trésor dont je n'étois pas digne, souffrez avant ma mort que je vous le résigne, et laisse la vertu la plus rare . . aux mains du plus vaillant, et du plus honnête homme, qu'ait adoré la terre, et qu'ait vu naître Rome; vous êtes digne d'elle, elle est digne de vous. Kann ein Mann, der sich seiner vollen Würde bewusst ist, ein Christ dem Heiden gegenüber so sprechen? Nein, es ist der stolze liebende, der keine Verschmähung duldet (virtus repulsae nescia sordidae) und Sever zuruft: s'il vous a désunis, sa mort vous va rejoindre, qu'un feu jadis si beau n'en devienne pas moindre. Polyeuct hat wol nicht Unrecht zu bezweifeln, dass dies freiwillig überlassene Gut Sever ebenso reizvoll erscheinen dürfte als das unrechtmässig begehrte, und um seinen Triumph zu vervollständigen sagt er: Vivez heureux

ensemble, et mourez comme moi! — Qu'on me mène à la mort, je n'ai plus rien à dire!

Sever steht erstaunt: Un coeur qui vous chérit, un homme aimé de vous, sitôt qu'il vous possède, sans regret il vous quitte; il fait plus, il vous cède; et comme si vos feux étaient un don fatal, il en fait un présent lui-même à son rival! Dem stellt Sever seine Liebe gegenüber: wär' ich Dein Gatte — je n'aurois adoré que l'éclat de vos yeux, j'en aurois fait mes rois, j'en aurois fait mes dieux, on m'auroit mis en poudre, on m'auroit mis en cendre, avant que .. Pauline unterbricht ihn, sie fürchtet angeblich das Uebermass seiner Liebe, den Ausbruch seiner früheren Gefühle. Ist dem wirklich also? Die hochtönenden Phrasen Severs verrathen eher eine Verringerung seiner Leidenschaft. Und dann ist gerade der Contrast der Idololatrie Severs mit der entsagenden Religiosität Polyeucts für den ersteren ungünstig. Pauline, wir sagten es bereits oben, will nicht zum Idol erhoben sein, sie sucht ihren Meister; darum klammert sie sich mit aller Kraft an Polyeuct. Sie könnte keinen besseren Weg wählen um sich Sever aufs neue anziehend zu machen als diesen Weg der Ehrlichkeit. Sie geht diesen Weg, und das erhält sie in unserer Achtung — bis ans Ende. Mon Polyeucte touche à son heure dernière, sagt sie, vous en êtes la cause, encor qu'innocemment — mais sachez qu'il n'est point de si cruels trépas, où d'un front assuré je ne porte mes pas .. plutôt que d'épouser un homme après son triste sort, qui de quelque façon soit cause de sa mort. Sie spricht schon hier die unbedingte Entschlossenheit aus, nie sein Weib zu werden. „Dir opfert mein Vater meinen Gatten; geh und rette ihn, Deiner Tugend allein sei es vorbehalten, einen Nebenbuler zu schirmen, auf den Du eifersüchtig bist“: c'est beaucoup qu'une femme autrefois tant aimée, et dont l'amour peut-être encor vous peut toucher, doive à votre grand coeur ce qu'elle a de plus cher. Sie lässt ihm nicht Zeit ihr zu antworten. Er ist ärgerlich, dass ein Weib ihm eine Lection der Grossmuth gebe; so bitter es ihm ist, dass er einen Rivalen für sie dem Tode entreissen soll, so erscheint ihm die Aufgabe doch ruhmvoll und um so mehr, da er sich dadurch dem Hasse des Decius aussetzt. Er

spricht darauf seine geheimen Sympathien für die Christen aus und fügt — in Rücksicht auf das Heidenthum allerdings — die berufenen Worte hinzu, die dem Dichter so viel Anfechtungen seiner Religiosität gekostet haben: peut-être qu'après tout ces croyances publiques ne sont qu'inventions de sages politiques, pour contenir un peuple, ou bien pour l'émouvoir, et dessus sa foiblesse affermir leur pouvoir.

Felix, an den sich Sever gewendet hat, traut seinen Ohren nicht. Der Beweggrund, den er bei dem grossmüthigen Liebhaber vermuthet, ist vielleicht der richtige: dans l'âme il hait Félix, et dédaigne Pauline, et s'il l'aima jadis, il estime aujourd'hui les restes d'un rival trop indignes de lui. Il me perdra, dit-il, si je ne lui fais grâce; mais .. de ce qu'il me demande il m'y feroit un crime, épargnant son rival, je serois sa victime.

Wie ungerecht beurtheilst Du mich, sagt Felix zu seinem vertrauten, wenn Du in mir nur einen strengen Vater erblickst! In der That, nach der Lesart unseres Palimpsestes ist es der liebende Vater, der sich zum äussersten getrieben sieht. Polyeuct will sterben, Sever, den Pauline liebt, scheint sie verschmähen zu wollen; da muss, meint Felix, entweder Polyeuct durch Aufgebung des Christenthums sich mit seiner Gattin versöhnen, oder er muss rasch geopfert werden, damit Sever ihr erhalten bleibt; das letztere, was seiner Tochter die Heirat mit dem wahrhaft geliebten ermöglicht, erscheint ihm als das plausibelste. Die Erhaltung seiner Machtstellung bleibt fortwährend das offenbare, in Wahrheit aber das secundäre Motiv. Hassest Du das Leben so sehr, ruft er dem Polyeuct zu, dass Du durchaus die Deinen verlassen willst? was ist dieses Christenthum, um dessentwillen Du so handelst? lehre mich es kennen, nur aus Rücksicht auf Sever hab' ich den Christenhass geheuchelt, verstelle Dich nur kurze Zeit gleich mir, ich will die Christen schützen, selbst Christ werden. Polyeuct verschmäht dies. Ta perte cependant me va désespérer, sagt Felix. Hier durchschaut ihn Polyeuct und lässt seine eigene Leidenschaft hervorbrechen: vous avez en vos mains de quoi la réparer; en vous ôtant un gendre, on vous en donne un autre, dont la condition répond mieux

à la vôtre; ma perte n'est pour vous qu'un change avantageux. Deutlicher konnte er seine Emancipation von Pauline nicht aussprechen. Jetzt ruft Felix wüthend nach Rache: je vous viens d'obliger à me parler sans fard, höhnt ihn Polyeuct. Felix erwidert: ich wollte Deiner Thorheit nur schmeicheln um Zeit zu gewinnen und Dich zu retten; nie hatte ich die Absicht, Christ zu werden, nun wähle das heidnische Opfer oder den Tod! Polyeucts Wahl ist längst getroffen, — da erschüttert ihn Paulinens Ankunft noch einmal. Lebe mit Sever! ist seine Antwort auf ihre flehentliche Bitte. Ihre Erwiderung: Tigre, assassine-moi du moins sans m'outrager, ruft noch bittrere Worte seinerseits hervor: mon amour par pitié cherche à vous soulager; il voit quelle douleur dans l'âme vous possède, et sait qu'un autre amour en est le seul remède, — und nun wiederholt er ihre eignen Worte (aus Act II, Sc. 4): puisqu'un si grand mérite a pu vous enflammer, sa présence toujours a droit de vous charmer; vous l'aimez, il vous aime. Pauline, ausser sich: que t'ai-je fait, cruel! pour être ainsi traitée, et pour me reprocher au mépris de ma foi un amour si puissant que j'ai vaincu pour toi? Vois — 'quels combats j'ai donnés pour te donner un coeur si justement acquis à son premier vainqueur; — apprends de Pauline à forcer ton propre sentiment .. ne désespère pas une âme qui t'adore. Aber so stark sie den Accent auf den Sieg legt, Polyeuct hört nur den Kampf heraus, er stellt ihr die Alternative: vivez avec Sévère, ou mourez avec moi, und fügt hinzu: je ne vous connois plus, si vous n'êtes chrétienne. Sie schweigt; wolan, ruft er in seiner ironischen Manier: c'en est assez, Félix, reprenez ce courroux, et sur cet insolent vengez vos dieux, et vous! Pauline sucht noch ihren Vater zu rühren: un père est toujours père — jetez sur votre fille un regard paternel, ma mort suivra la mort de ce cher criminel; et les dieux trouveront sa peine illégitime, puisqu'elle confondra l'innocence, et le crime, et qu'elle changera par ce redoublement en injuste rigueur un juste châtiment. Diese Worte sind erhaben, es ist eine edlere Francesca da Rimini, die sich zu gemeinschaftlicher Verdammniss dem verbrecherischen geliebten in die Arme wirft; man höre ihren schönen letzten Aus-

ruf: un coeur à l'autre uni jamais ne se retire, et pour l'en séparer il faut qu'on le déchire. Felix verleugnet seine Liebe nicht: oui, ma fille, il est vrai qu'un père est toujours père! Fast kniefällig fleht er Polyeuct an das Christenthum aufzugeben: peux-tu voir tant d'amour sans en être touché? ne reconnois-tu plus ni beau-père, ni femme?

Die Antwort Polyeucts bekundet seinen unwiderruflichen Entschluss zu sterben. Das Blut Nearchs ruft ihn. Après m'avoir fait voir Néarque dans la mort, après avoir tenté l'amour et son effort, après m'avoir montré cette soif du baptême, vous vous joignez ensemble! Ah, ruses de l'enfer! faut-il tant de fois vaincre avant que triompher. Man beachte, wie unbarmherzig er Vater und Tochter in ihren Tendenzen confundiert! Und nun folgt sein Glaubensbekenntniss; es ist ebenso dogmatisch correct als subjectiv charakteristisch: je n'adore qu'un Dieu maître de l'univers, sous qui tremblent le ciel, la terre et les enfers; un Dieu qui nous aimant d'une amour infinie, voulut mourir pour nous avec ignominie, et qui par un effort de cet excès d'amour, veut pour nous en victime être offert chaque jour. Es ist der Gott des Opfers, der Segner der Todtensaat, den er vor allen bekennt. Und nun die bitterste Lästerung der Heidengötter, die Versicherung, dass er ihre Altäre vor den Augen des Senats, ja vor den Augen des Kaisers umstürzen werde.

Jetzt ist Felix der Rückzug abgeschnitten. Die letzten Bitten der Liebe galten Polyeuct nun als Listen der Hölle, — Pauline selbst hat bis zuletzt das Christenthum verurtheilt, ihr Gatte verharrt in der öffentlichen Lästerung, — nun spricht Felix das Todesurtheil — welcher Statthalter hätte es verweigern können? Où le conduisez-vous? ruft Pauline. Je te suivrai partout, et mourrai si tu meurs. Er hinterlässt ihr sein Testament; zu dem letzten Liebeswort: chère Pauline, adieu, conservez ma mémoire! fügt er die Warnung: ne suivez point mes pas, ou quittez vos erreurs.

Felix spricht seine Ueberzeugung aus: puisqu'il aime à périr, je consens qu'il périsse. Es ist ihm hart angegangen, aber: m'étant fait cet effort, j'ai fait ma sûreté. Die letzten Worte Polyeucts hatten ihn überwältigt: er vergleicht seinen

Sieg über sich der That eines Brutus und Manlius — aber die Erinnerung an die Verzweiflung seiner Tochter schreckt ihn doch: tire-la, si tu peux, de ce triste spectacle, tâche à la consoler, sagt er zu Albin.

Pauline kömmt, jetzt gänzlich im klaren über die That Polyeucts und durch seinen Tod ihm völlig gewonnen: tu vois le même crime, ou la même vertu. Mon époux en mourant m'a laissé ses lumières ... je suis chrétienne — conserve en me perdant ton rang, et ton crédit.. si tu ne veux périr, ma perte est nécessaire . . ce n'est point ma douleur que par là je fais voir, c'est la grâce qui parle, et non le désespoir. Nach den bittern Worten der Tochter, die sich den Tod wünscht um dem Vater auf Erden, sich selbst im Himmel eine feste Statt zu bereiten, folgen die Drohungen Severs: par votre ruine je vous ferai juger, que qui peut bien vous perdre eût pu vous protéger. Adieu, mais quand l'orage éclatera sur vous, ne doutez point du bras dont partiront les coups.

Felix steht vernichtet. Seine Tochter hat er, anstatt sie von einer unwillkommenen Last zu befreien, ins Herz getroffen; sie geht so weit, dem Gatten in seinem Frevel nachzufolgen um noch im Tode Polyeuct anzugehören. Sever selbst, den Felix für Pauline zu gewinnen gedachte, wendet sich mit Unwillen von ihm und seiner Tochter. Was ist für den Vater noch übrig als auf Seiten der Tochter zu bleiben: par un mouvement que je ne puis entendre de ma fureur je passe au zèle de mon gendre, son amour épandu sur toute la famille tire après lui le père aussi bien que la fille . . Immolez à vos dieux ces deux nouveaux chrétiens. Und Pauline: qu'heureusement enfin je retrouve mon père! cet heureux changement rend mon bonheur parfait.

Der Christin darf man aufs Wort glauben. Ihr Herz, von der Liebe Polyeucts gerührt, hat sein Asyl gefunden, in dem er Ruhe und Frieden suchte. J'en mourrai! hatte sie bei seinem Tode gesagt, und es steht in der That zu erwarten, dass sie ihm bald nachfolgen werde. Sie hat Sever für immer abgesagt; dass ihr Vater jetzt mit auf die Seite Polyeucts tritt, ist ihr die letzte Genugthuung (rend mon bonheur par-

fait). Es ist äusserst tactvoll von dem Dichter, dass er hier Sever mit keinem Worte zu Pauline sprechen lässt. Er fühlt, dass sie von ihm geschieden ist. Und wenn er dann seine Sympathie für die Christen ausspricht: je les aimai toujours, quoi qu'on m'en ait pu dire, je n'en vois point mourir que mon coeur n'en soupire, et peut-être qu'un jour je les connaîtrai mieux, fügt er doch hinzu: j'approuve cependant que chacun ait ses dieux, qu'il les serve à sa mode, et sans peur de la peine. Es ist unmöglich, hier eine Reservation des Dichters zu verkennen; es würde mich nicht wundern, wenn sie starke Anfechtungen erfahren hätte, er konnte den Passus ja weglassen. Sever aber steht, wie sich hieraus ergibt, auf einem Standpunct des Kriticismus ausserhalb des Heidenthums und des Christenthums. Wir sahen oben, dass einem Bischof das Stück nicht gefiel; in der That musste ein Geistlicher diese Incongruenz mit dem „christlichen" Charakter des Stückes unmittelbar empfinden.

Der Dichter hatte, wie er in seinem Examen selbst bekennt, Mühe die Personen des Stücks mit Geschick von der Scene abtreten zu lassen. In Hinsicht auf eine ist ihm dies auch nicht gelungen. Dass Felix, nachdem er Polyeuct hat hinrichten lassen, ausruft: heureuse cruauté dont la suite est si douce! ist ebenso ungeschickt als sein Schlusswort an Sever: daigne le ciel — pour vous rendre un jour ce que vous méritez, vous inspirer bientôt toutes ses vérités. Kein Zweifel, dass er die Heirat mit Pauline meint. Das ist im Charakter des Felix: nun ist, so meint er, erreicht, was er immer erstrebt hat, und er darf sagen: nous autres bénissons notre heureuse aventure, indem er den Befehl zu Polyeucts Begräbniss gibt. Für das grosse Publicum und die Romanliebhaber insbesondere ein prächtiger Köder — die liebenden sind vereinigt; dieses Ende hat einen wahrhaft heiteren Anflug. Für das feinere Gefühl eine harte Nuss, — die grosse tragische Wirkung einem Galerieeffect geopfert. Aber auch das ist Corneillisch. On devait le reconnaître là, il y avait manque des convenances, sagt Guizot richtig bezüglich des Dichters cavalieren Epigramms auf Richelieu, dessen Pensionair er immerhin bis zum Tode des grossen Cardinals geblieben

war.* Man erinnere sich anderseits, wie bei ihm, dem Propheten der republicanischen Tugend, der ministerielle Absolutismus im letzten Acte des Horace** und der monarchische Absolutismus in den Worten der Livia*** (letzte Scene des Cinna) ihre Verherrlichung finden — man vergleiche damit den Fusstritt, den er dem todten Löwen im Attila† gibt, — da wird man das straucheln des grossen Mannes auch hier ohne Scheu bekennen, aber sich durch eine vereinzelte Schwäche nicht den Eindruck eines Meisterwerkes zerstören lassen. Denn ein Meisterwerk ist Polyeuct, freilich nicht in dem Sinne, wie die Menge es auffasst, und — müssen wir leider hinzusetzen — er selbst es affichiert hatte. Unser Palimpsest zeigt die natürliche Einheit der Handlung und ihre Organisation in verständlichem Zusammenhange.

Aber vielleicht besagt er noch mehr. Die neuere Kritik versucht aus den Werken der Dichter ihren persönlichen Charakter, ja oft sogar ihre Familienverhältnisse zu eruieren. Paul Lindau hat in dieser Beziehung für Molière epochemachendes geleistet. Ich möchte in Bezug auf Corneille nur mit äusserster Vorsicht analoge Forschungen empfehlen, kann jedoch selbst eine Vermuthung nicht unterdrücken. Es scheint mir nämlich evident, dass hier ein Stück Herzensgeschichte des Dichters vorliegt; wenn irgend eine Tragoedie Corneilles, so macht diese den Eindruck, dass sie „mit Herzblut“ geschrieben ist.†† Man hat sich viel bemüht den Charakter seiner Gattin

* Qu'on parle mal ou bien du fameux Cardinal, ma prose ni mes vers n'en diront jamais rien; il m'a fait trop de bien pour en dire du mal, il m'a fait trop de mal pour en dire du bien.

** Horace 5, 3. — Et l'art et le pouvoir d'affermir les couronnes sont des dons que le ciel fait à peu de personnes; de pareils serviteurs sont les forces des rois, et de pareils aussi sont au-dessus des lois.

*** Cinna 5, 2. Tous ces crimes d'Etat qu'on fait pour la couronne, le ciel nous en absout, alors qu'il nous la donne, et dans le sacré rang où sa faveur l'a mis le passé devient juste et l'avenir permis etc.

† Attila 3, 4. Les grands coeurs n'osent rien sous de si grands ministres . . qui s'estiment perdus s'ils ne les perdent tous; mais après leur trépas tous ces grands coeurs revivent.

†† Vgl. z. B. Cart, histoire de la litt. franç. S. 90: C'est la seule tragédie dans laquelle Corneille touche le coeur.

Marie de Lampérières festzustellen; sie ist als gute Hausfrau und Familienmutter gerühmt worden. Eines muss auffallen, dass Corneille nirgend in seinen Briefen oder sonst nur den leisesten Zug ihrer Geistesart erwähnt.* Dass seine Heirat dennoch von grösstem Einfluss auf sein dichterisches schaffen war, ist unverkennbar; sie wurde, wenn man Fontenelle glauben darf, nur durch die Autorität des Cardinals vermittelt, denn der Königsleutnant von Lampérières hatte wenig Lust dem in ziemlich misslichen Verhältnissen stehenden Poeten seine Tochter zu geben. Drei Jahre lang hatte, in Folge der Unbilden, die ihm der Cid zu Wege gebracht, seine dichterische Thätigkeit geruht; jetzt bringt ein einziges Jahr — sein Bräutigams- und Honigmondjahr — seine sämmtlichen grösseren Meisterwerke. Mit Polyeuct steht er im Zenith seines Ruhmes; kein andres, späteres Werk zeigt ähnliche Kraft und Vollendung. Wie, wenn er hier die Geschichte seines Herzens geschrieben hätte, indem er uns zeigt, wie eine Frau, von ihrem Gatten über alles geliebt, plötzlich in aller Ehrbarkeit ihm klar und offen bekundet, dass sie einen andern liebe? Was ist die Antwort? fragt sich der Poet. Zuflucht zur Religiosität oder Selbstmord? Oder vielleicht beides zugleich? so, träumt er, wäre das verlorene Herz wol wieder zu gewinnen. Das eine lehrt sein Polyeuct, dass der Meister wol wusste, was Grabbe in unsern Tagen epigrammatisch dahin aussprach: wer eifersüchtig ist, liebt weder noch wird er geliebt. Der Dichter kam dem Menschen zu Hilfe. Doch nicht ungestraft. Wol verblieb ihm in der Poesie die Grösse der Weltanschauung und die Glorie der Selbstbeherrschung. Aber der alte war er nicht mehr; den Herzenston der Liebe hatte er verlernt. Zehn Jahre später will er sich ganz in die religiöse Poesie zurückziehen; noch einige Jahre weiterhin ruft die Leidenschaft für eine reizvolle Schauspielerin ihn, den gealterten, zu neuen Liedern auf;** sie erscheinen im Mercure, dem litterarischen Organ der Gebrüder Corneille. Er folgt ihr

---

* Eine einzige, wenig delicate Anspielung, die sich in Bezug auf die materiellen Freuden seines Ehestandes findet, macht dies um so befremdlicher.

** Vgl. Levallois, Corneille inconnu S. 170 ff.

nach Paris, schreibt eine Tragoedie nach der andern für sie. Sein schmerzvoller Absagebrief zeigt die Grösse seiner Leidenschaft. Zu dem allen schweigt Frau Corneille; ihre Schwester, die den Bruder des Dichters geheiratet hat, lebt mit ihr in einem Hause, selbst die Casse ist gemeinschaftlich. Jeder preist das Glück der beiden Familien, man bringt es, hundert Jahre später, aufs Theater.

Wahrlich, wenn je ein Weib das Gefühl, das der grosse Grieche einst aussprach: „die Frauen seien um so werthvoller, je weniger sie von sich reden machten", zur Richtschnur genommen, so ist dies Frau Marie Corneille. Es war keine leichte Aufgabe, die Gattin des unsterblichen Dichters zu sein.*

* Seit dieser Aufsatz geschrieben wurde, hat Gounods Oper Polyeuct aufs neue das Interesse für den Vorwurf Corneilles angeregt; auch sie jedoch erfasst ihn als specifisch christlichen, und hier liegt jedesfalls der Grund, weshalb das Werk trotz grosser musicalischer Schönheiten sich als Zwitter von Oratorium und Oper ebenso wenig auf der Bühne behauptet wie sein Vorbild.

Gryphius' Dornrose und Vondels Leeuwendalers.

Von

Roeland Anthonie Kollewijn.

Nachdem Gryphius' Doppelstück Verlibtes Gespenste und die gelibte Dornrose vor noch nicht fünfundzwanzig Jahren wieder aufgefunden und neu herausgegeben worden war, hat es die Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich gezogen. Und kein Wunder! Mag das Verlibte Gespenste auch nur einen geringen aesthetischen Werth beanspruchen können, die Dornrose gehört unbedingt zu dem besten, was Gryphius in der Poesie geleistet hat. Als besonders interessant kann deshalb die Frage nach den Quellen dieses „Scherts-spils" angesehen werden.

Bekanntlich hat man die Dornrose bis jetzt immer für eine ganz originale Arbeit gehalten. Dennoch sind Inhalt und Form beide nicht ganz das Eigenthum des Verfassers. Der Einfluss des holländischen Dramas des siebzehnten Jahrhunderts ist auch hier zu verspüren. Wir werden den Beweis zu führen versuchen, dass die Quelle, woraus Gryphius schöpfte, Vondels Schauspiel de Leeuwendalers war. Vorher aber mögen ein Par kurze Bemerkungen über die Entstehung der Leeuwendalers hier ihren Platz finden; denn dieses „Landspiel", wie Vondel es nannte, geht auf drei verschiedene Quellen zurück, und es gilt festzustellen, dass Gryphius wirklich das Vondelsche Drama benutzte.

Vondel schrieb de Leeuwendalers im Jahre 1647, zur Verherrlichung des zu schliessenden Friedens, welcher den achtzigjährigen Freiheitskrieg der Holländer zum Abschluss bringen sollte. Geraerdt Brandt, der Freund und Biograph

Vondels, nennt das Schauspiel „Lantspel op den trant van Guaryns Herderspel“;* und nicht nur in der Weise Guarinis hatte Vondel geschrieben, er hatte sogar manches aus den Verwicklungen des Pastor Fido beibehalten.** Eine andre Quelle war ihm der Aminta Tassos.*** Bekanntlich war Vondel mit der italienischen Sprache vertraut genug um diese damals so verbreiteten Schäferspiele lesen zu können.† Ausserdem gab es seit 1617 eine Art Bearbeitung (grösstentheils Uebersetzung) des Pastor Fido: das vom Ritter Theodoor Rodenburgh verfasste und wahrscheinlich seiner Frau (Anna Notelmans) gewidmete Schauspiel Anna Rodenburghs Trouwen Batavier.†† Der Autor selbst nennt seine Arbeit „slechts een naboots van den ghelaurierden Poeet, en Riddere Guarijn“. Dem Trouwen Batavier entlehnte Vondel nur ein Par Namen (Heere-man und Vrede-rijck); ausserdem hat Rodenburgh den in beiden italienischen Stücken vorkommenden Satyr, welcher ein Mädchen zu entehren versucht, in einen Bauern verwandelt, und auch hierin stimmt Vondel mit ihm überein.

Wir werden nun den Inhalt der Leeuwendalers wiederzugeben versuchen.

Bei einem dem Vieh- und Jagdgotte Pan zu Ehren gehaltenen Festmahl hatten sich die Einwohner Leeuwendaals entzweit; „nach Worten“, sagt Vondel, „bediente man sich der Fäuste und Messer“, und, als sich Waerandier, des Waldgottes, und Duinrijck, Pans Sohn, zwischen die streitenden warfen, wurden beide getödtet. Seit dieser Zeit wurde Leeuwendaal von den erzürnten Göttern mit allerlei Plagen heimgesucht; Nord- und Südseite des Landes bekämpften sich täglich, letztere unter Lantskroon, erstere unter Vrerijck. Die

---

* Brandt, Leven van Vondel, herausgeg. v. Verwijs, S. 56.

** Vgl. Jan ten Brink in de Gids 1864, VIII 103 ff.

*** Vgl. A. S. Kok, Vondel in eenige van zijn vrouwenkarakters, Amsterd. 1864.

† Half er doch Maria Tesselschade Visscher bei ihrer Uebersetzung der Gerusalemme liberata.

†† Vgl. auch Jonckbloet, Geschiedenis der Nederl. Letterkunde. 2. druk. II S. 44 ff.

Witwe des erschlagenen Waerandier starb bald darauf und hinterliess einen Sohn Namens Adelaert, den Lantskroon erzog. Duinrijcks schwangre Witwe flüchtete sich mit ihrer alten Amme Kommerijn in die Dünen, genas einer Tochter, aber starb ebenfalls, nachdem sie ihrer Pflegerin befohlen hatte das Kind auf den Hof Volckerts (Vrerijcks „Heemraet") auszusetzen. Als Kommerijn den Auftrag ausgerichtet, zog sie aus dem Lande fort. Duinrijcks Kind wurde gefunden und unter dem Namen Hageroos von Vrerijck selbst erzogen. — Verschiedene Vorzeichen nahen Unheils, wie ein schrecklicher Komet, welcher noch vor der Entfernung Kommerijns erschien, veranlassten die Leeuwendaler die alte Velleede, eine Priesterin und Wahrsagerin Pans, um Rath anzugehen. Die Gottheit forderte zur Sühne einen Jüngling als alljährliches Opfer, welcher jedesmal durch das Los bestimmt und vom Wildeman, Pans Diener, getödtet werden sollte. Erst dann würde das jährliche Opfer nicht mehr verlangt werden, wenn der Bogen des Wildeman nach dem Herzen Pans zielte. — So waren schon zwanzig Jahre vorbeigegangen. Adelaert, Lantskroons Pflegesohn, ist jetzt zum Jüngling herangewachsen und in Liebe entbrannt für die schöne Hageroos, die Adoptivtochter des Feindes Vrerijck. Allein das junge Mädchen ist nicht gesonnen seinen Liebesklagen Gehör zu geben. Denn die Jagd ist ihr einziges Vergnügen, und schon bei Tagesanbruch stellt sie den Hirschen nach. Vergebens folgt ihr der treue Adelaert von weitem; die kalte schöne scheint seiner Gesellschaft überdrüssig zu sein. Dennoch hat Hageroos bald Ursache sich der Nähe Adelaerts zu freuen. Auf der Jagd wird sie von einem Schänder angegriffen; vergebens sucht sie sich zu befreien, und nur die rasche Hilfe des Jünglings rettet sie aus den Händen des elenden. An eben diesem Tage aber trifft den unglücklichen Adelaert das „blutige Los". Er muss dem Zorne Pans geopfert werden, und auch sein mächtiger Pflegevater vermag das nicht abzuwenden: Waerandiers Sohn wird des Wildemans Pfeilen als Ziel gesetzt. Allein in dieser äussersten Noth fühlt Hageroos ihre Liebe erwachen. Sie wirft sich vor den Jüngling um den tödlichen Schuss statt seiner zu empfangen.

Dann aber erscheint Pan, welcher dem Wildeman gebietet innezuhalten, denn jetzt ziele er nach dem Herzen des Gottes selbst; die Heirat eines Ackergöttern entsprossenen Pares möge Leeuwendaal jetzt den Frieden wiederbringen. Die alte Kommerijn ist inzwischen aus der Fremde zurückgekehrt; sie erscheint zur passenden Stunde um den staunenden Leeuwendalern das Geburtsgeheimniss der Hageroos (Pans Enkelin) zu enthüllen.

Es ist hier nicht die geeignete Stelle um auf die Bedeutung der „Leeuwendalers“ für die holländische Litteratur näher einzugehen und auseinanderzusetzen, in wie fern man in dem „Landspiel“ eine politische Allegorie zu erblicken hat;* es ist uns nur darum zu thun, die Verwandtschaft mit der 1660 geschriebenen „Gelibten Dornrose“ aufzudecken. Oberflächlich betrachtet scheint die Uebereinstimmung zwischen beiden Dramen nur ganz gering zu sein; bei näherer Erwägung jedoch wird man zu einem anderen Resultate gelangen.

Wenn wir aus dem Vondelschen Schauspiele dasjenige gänzlich bei Seite lassen, was sich auf die Ursache und Beschwichtigung von Pans Zorn bezieht, so bleibt uns folgende einfache Geschichte übrig: Adelaert hat sich in Hageroos verliebt; diese versagt ihm ihre Gegenliebe, hauptsächlich weil ihre beiden Familien, oder vielmehr Erzieher, verfeindet sind. Dennoch scheint sie ihn zu lieben; und nachdem Adelaert das Mädchen aus den Händen eines Schänders errettet hat, wird durch allerlei Umstände eine glückliche Lösung herbeigeführt. Die verwandten versöhnen sich, und der Jüngling gewinnt seine Hageroos. — Fast genau so vollzieht sich die Handlung in der Gelibten Dornrose: Gregor Kornblume ist so „vertifft uff Lise Durnrusen, das (er) gar dulle wärden möchte“. Ihr Vater aber, Jockel Dreyeck, und Kornblumes Vetter, Bartel Klotzmann, leben in stäter Feindschaft; und beide weigern sich ganz bestimmt zu der Heirat ihre Zustimmung zu geben. Ein junger Bauer, Matz Aschewedel, hat schon zwei Jahre „ümb Durnrusen gebulet, unde nischte als in kurb übern andern gemacht“. Jetzt hat ihm die alte Kupplerin,

---

* Vgl. Jonckbloet II S. 60 ff.

Frau Salome, gerathen, er solle doch sehen, „doss (er) se mit gewalt wägkrigte, se würde den wul gott dancken, dass (er) se ock behilde“. Es gelingt Aschewedel aber nicht, den Plan auszuführen. Die bedrängte Dornrose wird durch die thatkräftige Hilfe Kornblumes befreit. — Die beiden folgenden Acte des Lustspiels zeigen weniger Uebereinstimmung mit den Leeuwendalers; doch wird auch hier eine Versöhnung (zwischen Dreyeck und Klotzmann) zu Stande gebracht, und Kornblume darf sich schliesslich des Besitzes der geliebten Dornrose erfreuen.

Die Figur des Gerichtsverwalters Wilhelm von hohen Sinnen ist den Leeuwendalers allerdings fremd; ebenso die der alten Salome; es sei denn, dass man diese mit der (kaum auf der Bühne erscheinenden) Priesterin und Wahrsagerin Velleede vergleichen könnte. Wenn wir aber zum vorigen noch die Bemerkung hinzufügen, dass die Heldinnen beider Dramen von derselben anspruchslosen Blume, der Hage- oder Dornrose (rosa canina), ihre Namen entlehnen, so lässt sich die Verwandtschaft zwischen Leeuwendalers und Dornrose wol nicht verkennen. Allein einen noch zwingenderen Beweis dafür, dass Gryphius Vondels „Landspiel“ nicht nur gekannt, sondern auch benutzt hat, liefern uns ein Par Seiten aus der Dornrose, welche aus den Leeuwendalers übersetzt sind. Es ist die ergetzliche Scene, worin Jockel und Bartel sich streiten um den verwundeten Hahn und verbrühten Hund. Original und Uebertragung mögen hier neben einander stehen.

Aus dem 2. Acte der Leeuwendalers.

Warner.* — — — —
Dat tuight dees arme haen, met zijn gebroken poot.
— — — — — — —
— — — nu komt Goverts knecht zoo wijt,
Dat hy moedtwillighlijck een' eicke kneppel smijt

Aus dem 1. Acte der Gelibten Dornrose.

Bartel* — — — — —
Do wees mey hahn dervon ze kreen. Was hat der dar arme karle gethon, das em dey Cuntze es been ezwee geschmissen hott?
— — — — — — —
Bartel. Mey orm hahn ging in meim egene hofe und kreete

* S. Vondels Leeuwendalers herausgegeben von Dr. Eelco Verwijs. Leeuwarden, 1864. S. 46.

* S. Andreas Gryphius Lustspiele herausgeg. von Hermann Palm. Tübingen 1878. Seite 260.

In 't hondert, in den hoop, daer al de hoenders picken
— — — — — — —
De kneppel treft den haen, die tuimelt ginder heen.
Men loopt naer Rookam zien, en ziet 'er hoe zijn been
By 't lijf, gelijck een slet, blijft hangen.
— — — — — — —

Warner.* O Rookam, och, hoe hangt uw dubble kroon en kam
Zoo slap, gelijck uw baert . . .

Warner.** En had mijn haen zijn' poot by ongeval gebroken,
Ick trooste 't my. . . .

Warner.*** . . . Maer zelden, al te zelden,
Zagh iemant zulck een' haen, als Rookam, in ons vleck.
Wat haen, hoe bits hy was, boot hem vergeefs den beck?
— — — — — — —
Waer vocht oit haen zoo trots, met slaghpen, beck en sporen?
Al stack hy op zijn aêm, al quam langs 't lijf het bloet
Gedropen van het hooft, noch hielt de kamper moedt,
Dat 's vyants veder stoof . . . . .
. . . Hoe ficks, hoe klaer en helder plagh
Hy lant en dorp rontom te wecken voor den dagh!
— — — — — — —

Govert. Ghy zwijgth nu wat al schade ons Zuidtzy heeft geleên.
Haer honighkorven zijn de kappen afgesneên,

* S. Seite 47.
** S. Seite 46.
*** S. Seite 47.

uff seime miste, se schmiß em dey knecht Cuntze ohne schold und ursach, das e schrie asse wen a rasend worden; sich ock, wie em der kamp henget!
— — — — — — —

Bartel.* Wen mey hahn schlecht wäg das been gebrochen hätte, müste ich mich och ze ruhe gahn und welde nich e sulch laben machen. . . . .

Bartel. O mey hahn! mey hahn! . . . . Key hahn im gantzen durffe nams mit em an. Swor ock anne lust, wen e smurgens de leutte uff wackte. . . . . A fuchte mit allen hahnen uf der ow, unde wen a gleich zehackt unde bluttig woor, wie enne saw, se joitha doch de andern olle ze winckel. . . .
— — — — — — —

Jockel.** Wirds ock ausbraichen, das dey soyjunge meene binstöcke derbrochen hott, de wirst wul sahn, wiß gihn wird.

* S. Seite 261.
** S. Seite 262.

En om wat honighs ging de gansche stock verloren.	
— — — — — — —	
Govert.* Ghy houwt van boven neêr, dat boom en stam verwatert, En uitgaet: is 't niet fraey?	Bartel. War wor dar, dar mer jeßmahl de junge beume unden abgescheelet hotte, dass se verdorren musten? Wors nicht de gruß knäicht? he?
Warner. Ghy licht een anders fuick, en zinckt haer in de kil.	Jockel. War wor dar, dar am jemtige em juncker de krabse aus der reuse gestolen hotte ...? Wars nicht dene mittelmoid? he?
Govert.** Wie stack den driescht in brant? . ..	Bartel. War wor dar, dar vor drey wuchen hottes groß welln em walde wäg sengen unde hotte den wald angezündet? Wors nicht dey schaffer-junge? he?
	— — — — — — —
Govert.*** (Ghy) draeght ons koren van den molen: wie is stouter?	Bartel. War wor dar, dar mers kurn außem sacke uff der mühle gestaulen hotte? Wors nicht dey mittel knaicht? he?
Warner. Ghy melckt een anders koe, by klaren lichten dagh: Dat bleeck niet lang geleên, toen Melcker quam op slagh.	Jockel. Ju, ha iß nicht su geetzig, wie dey gänse maideln, die milckt mer de küh aus, wen se uffm acker giht. . . .
— — — — — — —	
Govert.† Ick wist dien buit zoo stil by avont niet te morssen, Als Grijp, die 's nachts wel durf op 't velt ons gerven dorssen.	Bartel.* O die iß lange nich su klug, ass dey schaffer; e drischt mers nachts de weeze garben uffm fälde aus. . . .
Warner. Had Gijs den springhengst korts den staert niet afgeknipt Om 't paertshair? evenwel is hy 't gevaer ontslipt.	Jockel. Hatte dey pfarde junge nich menn pfarden de schwäntze ausgerofft unde hutschnüre dros gemacht . . .?
— — — — — — —	
Warner. . . . wie dorst ons watering Vergeven, dat men niet dan doode visschen ving?	Bartel. Hotte deine kasemutter nich kalk ins junckern fischtrog gewurffen, dass em der gruße haicht dervo war gestorben? he?

* S. Seite 48.
** S. Seite 49.
*** S. Seite 48.
† S. Seite 49.

* S. Seite 263.

Govert. Wie zagh ter middernacht, wanneer de menschen droomen,
Die nachtrave Eerijcks ooft afschudden van de boomen?

— — — — — — —

Jockel. He? Woß worn doß fer nachtraben, die mer snachts, as key mondschein wor, die birnbeime schittelten? he?

— — — — — — —

Govert. Niet waer? die, toen het sneeu aen boom en tak bleef hangen,
De duiven op het voër kon met zijn slaghnet vangen?

— — — — — — —

Jockel. Unde die, die uben uffm schüttboden meene täuben mit em schlaggarn fingen, he?

Warner. Waer vont men oit in 't lant een visschers maet zoo kloeck,
Dat hy op 't lant een' haen kon visschen met een hoeck?

Bartel. He? unde die em junckern an hasen aus der lufft mit em fisch-käscher fingen? he?*

* Vielleicht hat Gryphius statt des holländischen „haen“ „haes“ gelesen.

Da diese Zankscene weder in den italienischen Schäferspielen noch in Rodenburghs Trouwen Batavier vorkömmt, erhellt aus dem angeführten genugsam, dass als die Quelle der Gelibten Dornrose Vondels Leeuwendalers zu erkennen sind.

In einer umfassenderen Darstellung des Einflusses der holländischen Litteratur auf Gryphius hoffe ich nächstens die Sache ausführlicher zu besprechen.

Cronegks Olint und Sophronia, fortgesetzt von Roschmann.

Ein Beitrag zur Erklärung von Lessings Hamburgischer Dramaturgie.

Von

Karl Ferd. Kummer.

Lessing im zweiten Stück der Hamburgischen Dramaturgie (Werke von Lachmann-Maltzahn VII, 12 f.) bemerkt über Cronegks Trauerspiel Olint und Sophronia, mit welchem am 22. April 1767 das Nationaltheater in Hamburg eröffnet wurde, folgendes: „Cronegk hatte sein Stück nur bis gegen das Ende des vierten Aufzuges gebracht. Das übrige hat eine Feder in Wien dazu gefüget; eine Feder — denn die Arbeit eines Kopfes ist dabey nicht sehr sichtbar. Der Ergänzer hat, allem Ansehen nach, die Geschichte ganz anders geendet, als sie Cronegk zu enden Willens gewesen. Der Tod löset alle Verwirrungen am besten; darum lässt er beide sterben, den Olint und die Sophronia. Beim Tasso kommen sie beide davon, denn Clorinde nimmt sich mit der uneigennützigsten Grossmuth ihrer an. Cronegk aber hatte Clorinden verliebt gemacht, und da war es freylich schwer zu errathen, wie er zwey Nebenbuhlerinnen aus einander setzen wollen, ohne den Tod zu Hülfe zu rufen.“

Als Verfasser dieser von Lessing so hart beurtheilten Fortsetzung wird in den Litteraturgeschichten, die derselben überhaupt Erwähnung thun (Kurz II^2, S. 615^b A.; Koberstein III, 2^4, S. 3016, A. und Koberstein-Bartsch V, S. 361, A. 20), ein geheimer Archivar Namens Roschmann genannt und hinzugefügt, dass diese Fortsetzung so wenig als eine zweite von Gotter gedichtete jemals gedruckt worden sei. Diese Notiz stammt aus K. H. Jördens' Lexicon deutscher Dichter

und Prosaisten (1806) Bd. I, S. 360 und ist von da auch in die neuesten Commentare der Hamburgischen Dramaturgie übergegangen.

Die erste von Uz besorgte Ausgabe der „Schriften des Freyherrn Johann Friedrich von Cronegk, 2 Bände, Leipzig 1760 bey Johann Christoph Posch Buchhändl. in Anspach“ (L^1) erwähnt einer Fortsetzung so wenig als die zweite, fast gleichlautende Ausgabe von 1771 (L^2). Die erste Nachricht von derselben verdanken wir Lessing; dieser aber kannte wol selbst den Fortsetzer, wie sich herausstellen dürfte, nicht. Den Namen des Fortsetzers erwähnt zuerst de Luca in seinem „Gelehrten Oesterreich, Ein Versuch“, I. Bd. 2. Stück, Wien 1778, S. 70: „Roschmann, Cassian Ignatz, k. k. Archivar, ... Hat den 4ten und 5ten Auszug (!) zu Croneks (!) Olint und Sophronie ergänzt“; dann Chr. H. Schmid, Necrologe deutscher Dichter I. Bd. Berlin 1785, S. 362: „als man 1764 Cronegks Stück auf der Wiener Bühne vorstellte, so machte ein Herr Roschmann, jetzt Archivarius zu Inspruck, einen fünften Aufzug dazu. Da diese Ergänzung aber nie gedruckt worden, so kann ich davon nur so viel aus Lessings Dramaturgie anführen, dass darinnen beide, Olint und Sophronia, sterben.“ Letztere Nachricht hat Jördens fast wörtlich wiederholt und so Schmids Irrthum in unser Jahrhundert herüber verpflanzt. Denn die Bearbeitung Roschmanns mit Hinweglassung der Chöre und Ergänzung des vierten Actes sowie mit dem hinzugedichteten fünften ist gedruckt, und zwar so, wie sie auf der k. k. priv. Bühne zu Wien 1764 aufgeführt wurde. Die kaiserliche Hofbibliothek in Wien bewahrt eines jener seltenen, fast Handschriften gleich zu achtenden „Comoedien Bücheln“, welche an der Casse des genannten Theaters am Abende der Aufführung verkauft wurden. Nach den „Theatral-Cassae-Quartals Rechnungen“, welche die kaiserliche Hofbibliothek theilweise noch aufbewahrt, war die Nachfrage nach den „teutschen Comöedien Bücheln“ keine grosse;*

* Theatral Cassae | Vierte Quartals Rechnung | über | Empfang und Ausgaab | vom 31. Decembris 1763 | bis 20. Aprilis 1764 | inclusivè. | 45 Bl.

was nicht auf buchhändlerischem Wege verkauft wurde, dürfte zum grössten Theile in die Stampfe gewandert sein.

Der Titel des bisher unbeachteten Büchleins lautet:

Olint | und | Sophronia. | Ein | christliches Trauerspiel, | in Versen und fünf Aufzügen, | von | Herrn | Joh. Fr. Freyherrn v. Cronegk, | weyl. Hochfürstl. Anspachischen Kammerjunker, | Hof- und Regierungsrath; | Auf der | Kais. Königl. privil. Schaubühne zu Wien | aufgeführet. | Wien, | Zu finden in Krausens Buchladen, nächst der | Kaiserl. Königl. Burg 1764. (W)

Der Ergänzer nennt sich auf dem Titel ebenso wenig als in der S. 88 angehängten „Nachricht"; s. u. S. 88. Es ist aber nach der erw. Notiz Lessings zusammengehalten mit de Lucas und Schmids Mittheilungen nicht zweifelhaft, dass in dem Wiener Drucke die zur Eröffnung des Hamburger Theaters benützte Bearbeitung vorliegt. Da sich der Autor nicht genannt, kannte ihn auch Lessing nicht.

Die Berühmtheit, welche das Werk des bisher ganz unbekannten Dichters dadurch erhielt, dass es das verheissungsvolle Hamburger Unternehmen eröffnete, und das Urtheil, welches Lessing über dasselbe gefällt, rechtfertigen wol, dass ich im folgenden Roschmanns Ergänzungen aus der Quelle abdrucke und auch die wenigen Abweichungen seiner Bearbeitung beigebe. Vorher mögen noch die bei de Luca, Schmid und Jördens vorfindlichen theilweise irrigen biographischen Nachrichten ihre Berichtigung finden.

2	Von teutschen 51 Comöedien eingegangen	21379 fl.	41 xr.
2v	„ französisch 44 „ „	10278	22
3	„ wälschen „ „	—	—
3v	„ 12 wälschen Opern Serien und Serenaden	3975	8
4	— wälschen Opern Buffen	—	—
4v	„ 23 musikalischen Akademien	4063	34
12	für verkaufte Teutsche Comöedien Bücheln		—
12v	„ „ französische Bücheln 1594 Stück	398 fl.	30 xr.
13	„ „ wälsche Büchel 687	172	

Die übrigen Rechnungen des J. 1764 fehlen. — Ich verdanke die Benützung dieser Rechnungen der Güte des Vorstandes der kaiserl. Hofbibliothek, Herrn Hofraths Dr. A. Birk; auf den o. erw. Wiener Druck hat mich Herr Custos J. Haupt freundlich aufmerksam gemacht.

Der Ergänzer von Cronegks Olint und Sophronia ist Cassian Anton von Roschmann-Hörburg, geb. 1739 in Tirol, gest. 1806, 6. April. Er war der Sohn des bekannten tirolischen Geschichtsforschers Anton Roschmann (1694, 7. Dec. — 1760, 25. Juni), studierte in Innsbruck, widmete sich historischen Quellenstudien und war als Archivar an der Innsbrucker Universität, später im geheimen k. k. Haus-Hof- und Staatsarchiv in Wien thätig. In dieser Stellung starb er 67 Jahre alt, kinderlos. Er schrieb eine Geschichte von Tirol, 2 Bände, Wien 1792—1802, die bis zum Tode Lothars II. (1137) reicht. Alles dieses berichtet C. v. Wurzbach im biogr. Lex. d. Kais. Oesterr. 26, 353. Von dichterischer Thätigkeit Roschmanns, wie eine solche nach der vorhandenen Ergänzung eines unvollendeten Stückes zu erwarten wäre, ist dem gründlichen Biographen nichts bekannt. Die Gebrechen, an welchen Cronegks letztes Stück leidet, hat Lessing VII, 7—9. 14. 24 hervorgehoben. Dass die „kleine rührende Erzehlung“ des Tasso (II, 2—55), bei der Virgils Nisus und Euryalus vorgeschwebt hat,* für eine Tragoedie nicht ausreiche, wird sofort klar, wenn man Cronegks Scenarium sich vergegenwärtigt.

Auf einem Platze in Jerusalem, dessen eine Seite der Palast des Sultan Aladin bildet, während im Hintergrunde sich eine Moschee erhebt und nach der anderen sich die Aussicht zu einem christlichen Tempel eröffnet (I, 4. I. Chor. II, 4), spielt die Handlung zwischen Morgen und Abend sich ab. Der junge Heerführer Olint, ein heimlicher Christ, raubt ein Christus-Bild, das der Priester Ismenor in die Moschee als Bürgschaft der Unbezwinglichkeit Jerusalems hat bringen lassen, und schickt es durch einen treuen Knecht in das Lager

* Diese Vermuthung Lessings (VII, 8) bestätigt Ruth, Geschichte der italienischen Poesie. II. Bd. Leipzig 1847, S. 414, indem er zu Befr. Jer. II, 28 (Er rief: „O Herr, nicht Sie ist's, die's vollbrachte, Sie rühmt des Raubs sich nur aus Eitelkeit! . . . Ich wars, ders verübte!“ So liebt er die nicht liebende Geliebte. Uebers. von Streckfuss) an Virg. Aen. IX, 477 (Me, me! adsum, qui feci, in me convertite ferrum! . . . mea fraus omnis, nihil iste nec ausus Nec potuit . . . Tantum infelicem nimium dilexit amicum) erinnert.

des Gottfried von Bouillon.* Aus einer Unterredung mit seinem Vater erfahren wir, dass er Sophronia, „die von den Königen stammt, die Syrien regiert", liebe. Der Sultan überlässt Olint die Wahl des Führers für den bevorstehenden Kampf, die junge Perser-Fürstin Clorinde begehrt in bewundernder liebeathmender Anerkennung von Olints Tapferkeit diesen zum Führer. Ismenor entdeckt den Raub des Bildes und fordert Rache an allen Christen; der Sultan bestimmt den Thäter zum Tode und beauftragt Olint mit der Aufsuchung desselben; erst nach dessen Abgange beschliesst er: wenn bis Abend „List und Fleiss den Frevler nicht entdeckt, So soll der Christen Volk ganz ausgerottet sein". Das folgende Gespräch zwischen Clorinde und ihrer Freundin Hernicie bringt mit Zurückweisung aller Einwürfe und Bedenken** bei jener den Entschluss zur Reife, ihre Gefühle nicht länger zu verhehlen und dem Olint ihre Liebe zu gestehn. Mit einem Klageliede der bedrängten Christen und dem Hinweis auf Sophronia: „Sie war vielleicht ersehn den Christen beizustehn" schliesst der I. Act.***

* Der Vorwurf des Aberglaubens, den Lessing (VII, 9) dem Olint hier macht, trifft ihn nur indirect; denn wenn er von Ismenor sagt (I, 2): „Sein Aberglaube wähnt, dass Gottfried, der die Stadt Mit seinem Christenheer bereits umgeben hat, Sie nicht besiegen kann, was auch für Muth ihn treibe, So lange dieses Bild in der Moschee verbleibe", so schiebt er jenem allein den Aberglauben zu. Freilich begreift man nicht, weshalb er das Bild, lediglich um es vor Entweihung zu bewahren, nicht einfach wegnahm und verbarg oder vernichtete, sondern dem Belagerer schickte.

** Die einzige Stelle, wo Roschmann den Dialog gekürzt hat, ist die freimüthige Erhebung des Seelenadels über den der Geburt in Clorindens Munde (296, 9—12 L[1]); was der Anspachsche Kammerjunker, Hof- und Regierungsrath von den Fürsten geschrieben, getraute sich der Bearbeiter offenbar nicht von den Brettern des streng censurierten Wiener Theaters herab sprechen zu lassen.

*** Die Handlung geht bei Cronegk ununterbrochen fort; hier sowie am Schlusse des II. und III. Actes wird die in der nächsten Scene auftretende Person vom Chor angekündigt; der Chor selbst, der hier zum Tempel zieht, kömmt nach dem II. Aufzug aus demselben zurück. Die Scene bleibt somit das Stück hindurch offen, und nur Chorlieder bezeichnen das Ende der Acte, die nur uneigentlich „Aufzüge" heissen. Man vgl. Racine, préface d'Athalie (Théâtre, Paris, Didot 1873), 602: J'ai aussi essayé d'imiter des anciens cette continuité d'action qui fait que leur théâtre ne demeure jamais vide, les intervalles des actes n'étant

Entschlossen durch eine fromme Lüge und durch den Tod das allen Christen drohende Verderben zu beschwören kömmt Sophronia* zum Palaste. In der Unterredung mit der Freundin stellt sie ihren Entschluss, aus „Religion, Vernunft und wahrem Muth“ hervorgegangen, entgegen dem aus „Liebe, Hoffnung, Wahn, und Schwermuth oder Stolz“ selbstgewählten Tode, nimmt von der Freundin und ihrer stillen Liebe zu Olint** Abschied, bittet, dass ihr Blut ungerächt bleibe und die Feinde erleuchtet werden, und nennt sich dem Sultan als Räuberin des Bildes. Nur flüchtig regt sich in diesem erbarmen mit Jugend und Schönheit, und Sophronia wird dem Kerker übergeben. Olint, der eben dem Sultan sich mit dem Geständnisse seiner That zu Füssen werfen will, wird von dem abgehenden Sultan mit der Nachricht von der Entdeckung des Thäters überrascht. Ihn, der mit dem Gedanken des Märtyrertodes schon vertraut ist, bestärkt Serenas Mittheilung von Sophronias Aufopferung in dem Entschlusse, zu sterben und die geliebte Sophronia zu retten. Hoffnung beseelt den Chor, der aus dem Tempel heimkehrt und Olint dem heimkehrenden Sultan nacheilen sieht (II. Act).

Aladin hat Sophronia vorführen lassen, um sie nach ihrem Helfer zu fragen; da gesteht Olint in einer des Sultans Zorn aufreizenden Weise seine That und sucht Sophronias frommen Betrug nachzuweisen.*** Dem Wettstreite des Pares um das

---

marqués que par des hymnes et par des moralités du choeur, qui ont rapport à ce qui se passe.

* Nach der bereits oben angeführten Theatral-Cassae-Rechnung war Frau Mecour, die 1767 in Hamburg die Sophronia spielte, 1764 in Wien engagiert; vermuthlich gab sie schon hier diese Rolle. Sie war in Wien eine der bedeutenderen Schauspielerinnen; es heisst von ihr Bl. 24: „4. Der Mecour an woehentl. 14 fl. . . . 140 fl.“ Unter den angeführten sechs Actrices hat Huberin die höchste Gage, nämlich 22 fl., Partlin die geringste, 8 fl. wochentlich. Die Berechnung ist für zehn Wochen. Ueber Mecour vgl. Devrient, Schauspielkunst, II, 168 und Schütze, Hamburg. Theatergeschichte, 340.

** Cronegk II, 1 (Bd. I, 289); anders Tasso II, 28: „So liebt er die nicht liebende Geliebte.“

*** Auch bei Tasso II, 23 f. und 29 kann Sophronia die That nur allgemein auf sich nehmen, Olint sucht aber den Beweis durch Detailschilderung zu liefern.

Martyrium entzieht sich Aladin, sie der Bewachung Ismenors überlassend. Unbekümmert um dessen Verheissungen und Drohungen suchen Olint und Sophronia einander zum Leben um den Preis des eigenen Todes zu bestimmen. Der Bitte: „Leb, lasse dem Olint den Ruhm, den er erwirbt, Dass er für dich gelebt und für den Glauben stirbt“ setzt Sophronia die ernste Warnung entgegen: „O wende Wunsch und Trieb auf höhre Gegenstände! . . . Ist jetzt zur Zärtlichkeit, Ist es zu weichlicher betrübter Wehmuth Zeit?“* und scheidet mit der Versicherung, dass ihr verklärter Geist den überlebenden stets umschweben solle. Clorinde sucht Olint zur Lebensfreude neu anzuregen und bietet ihm, um ihn zu retten, mit Hintansetzung von Verstellung und Stolz (vgl. I, 4 S. 279) „Hand und Herz und Kron und Purpur an“. Verschmäht geräth sie durch das Geständniss von Olints Liebe zu Sophronia in Wuth und droht die Nebenbulerin eigenhändig zu morden. Der Chor erhebt sich von der Bewunderung des edlen Pares** zu einem christlichen Triumphliede über den Tod (III. Act).

Noch einmal sucht Aladin den Olint zum Abschwur zu bewegen. Doch dieser bleibt fest; Dank für früheres Vertrauen und Bitte für die Christen, namentlich für Sophronia, sowie der Wunsch, auch Aladin möge sich bekehren, liegen ihm noch am Herzen. Schwer trifft ihn des Sultans Mittheilung, Sophronia habe abgeschworen; aber auch die Ueberzeugung, im jenseits mit der geliebten nicht vereinigt zu werden, erschüttert nur einen Augenblick seinen Bekennermuth. Dass Olint vor der herankommenden Clorinde flieht, bestärkt diese in ihrem Entschlusse, Sophronia zu tödten und sich an des liebenden Schmerz zu weiden. Den guten Eindruck, welchen

* Sophronias Worte (Bd. 1, 306) stimmen fast wörtlich zu Tasso II, 36.

** Hier (Bd. I, 279) sind die dem ganzen Stücke als Motto vorangeschickten Verse Tassos (II, 31) („O spettacolo grande ove à tenzone | Sono amore e magnanima virtute; | Ove la morte al Vincitor si pone | In premio e'l mal del vinto è la salute“) in das Chorlied aufgenommen in folgender Uebertragung: „Bewundernswerther Streit! | Erhabner Anblick! Kampf von wahrer Zärtlichkeit | Und stillen Tugenden! Der Sieger trägt zu Lohn | Den Tod davon, | Und des Besiegten Unglück ist das Leben“.

die herbeigeholte Sophronia durch ihre Bewunderung Clorindens, durch das bedauern, die hochgeschätzte Heldin nicht als Christin begrüssen zu dürfen, und ihre Empfehlung der Christen um deren eigner Feinde willen macht, zerstört sie fast völlig wieder durch Nennung von Olints Namen; doch dem erneuten Wuthausbruche setzt Sophronia ein Gebet um Clorindens Bekehrung entgegen und hofft durch ihren Tod Clorinden das ersehnte Glück an Olints Seite zu sichern. Von so edler Selbstlosigkeit überwältigt wirft Clorinde den Mordstahl weg, fühlt Sehnsucht nach dem Christenthum:* „O möcht ich doch den Gott, den du verehrest, kennen!“ und vereinigt die liebenden, entschlossen ihre Rettung bei Aladin durchzusetzen (IV 5).

Mit Olints verwunderter Frage: „Warum ward ich hieher, und nicht zum Tod geführet?“ schliesst Cronegks Stück in den Ausgaben.

Hätten die Herausgeber der „Schriften“ in der Vorrede nicht ausdrücklich das Stück als Fragment bezeichnet, so würde man kaum einen Abschluss vermissen. Schmid a. a. O. (I, 361) hat wol Recht, wenn er sagt: „Wie Cr. das Stück würde geendigt haben, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen, aber so viel sieht man schon jetzt voraus, dass für den letzten Aufzug nichts als die wirkliche Rettung von O. und S. durch Cl. übrig bleibt“. Lessing, der Roschmanns Fortsetzung so entschieden verworfen, hatte doch, wie zur Entschuldigung des Irrthums, zugesetzt, dass es schwer zu errathen sei, wie Cronegk die zwei Nebenbulerinnen auseinander setzen wollen ohne den Tod zu Hilfe zu rufen.

Ich will Roschmann gegen Lessings Vorwurf, dass er die liebenden „am fünften Acte“ sterben lasse, nicht vertheidigen, sondern nur anführen, was ihn zu der gewählten Art der Fortsetzung bewogen haben mag, und zu zeigen versuchen, dass er in Charakteristik der Personen und Diction ziemlich eng an Cronegk sich anschliesst.

* Es ist die vierte Scene des vierten Actes, nicht des dritten, gegen welche Lessings Tadel (VII, 11) gerichtet ist, „dass die Reden . . der Sophronia . . . viel zu unvermögend sind, Bekehrung an einer Person zu wirken, die gar keine Anlage zum Enthusiasmus hat“.

In der Ausgabe von 1760 lag ihm Cronegks Stück als „Trauerspiel“ vor; nun ist allerdings erst seit 1760 — Cronegk starb 1757, 31. Dec. — die Bezeichnung „Schauspiel“ für das Drama, dessen Held nicht untergeht, üblich geworden;* da aber der Fortsetzer von dem Ausgange, welchen das Vorbild, Tasso, der Geschichte gegeben, abweicht, so mag einer der Gründe, die ihn dazu bestimmten, wol in der Bezeichnung „Trauerspiel“, falls er sie auf den Dichter selbst zurückführte, gelegen haben.

Doch ungleich wichtiger scheint folgendes: Cronegk hatte sich an der französischen Musterbühne gebildet,** Hedelin d'Aubignac, ihr Gesetzgeber, war auch sein Kanon, auf den er sich gerne berief;*** den Einfluss der französischen Tra-

* Koberstein-Bartsch V, 390, 86.

** Schmid a. a. O. I, 345: „(Cronegk) hat es selbst gestanden und seine Werke bezeugen es, dass die Besuchung der französischen Parterres für ihn von grossem Nutzen war. Hier bekam er die Vorliebe für die französische Bühne, die er nie ganz verlor“.

*** Gedanken über das Trauerspiel Codrus, Schriften I, 256: Aubignac über den zweiten Vorhang, ces rideaux ne sont bons u. s. w., auch bei Lessing VII, 188, A. angeführt; ders. über Einheit des Ortes und der Zeit. Vgl. La pratique du théâtre par l'abbé d'Aubignac, Amsterdam 1715, I, 195: nous appellons acte cette cinquième partie du Poëme Dramatique, qui est renfermée entre deux chants de musique & qui consiste parmi nous en trois cens vers, ou environ . . . 196 Horace est, je crois, le premier qui nous en a donné le précepte, tant pour la distinction, que pour le nombre (Horat. a. poet. 189: neve minor, neve sit quinto productior actu fabula quae posci volt et spectata reponi) . . . Premiérement il faut savoir que tous les Poëtes sont demeurez d'accord, Que les Pièces de Théâtre reguliérement ne doivent avoir ni plus ni moins que cinq Actes; la preuve en est dans l'exemple des Grecs et des Latins, & dans la pratique generale. . . . 197 Pour les cinq actes du Poëme Dramatique, ils n'ont pas été formez de la sorte (es war vorher von der natürlichen Entstehung der vier Theile der Rede gesprochen worden), ils doivent leur être & leur nombre aux observations que les Poëtes ont faites de ce qui pouvait être agréable aux Spectateurs: car aiant premiérement reconnu qu'il seroit impossible qu'ils fussent attentifs au recit de quinze ou seize cens vers, sans beaucoup d'impatience & d'ennui, ils ont conservé les choeurs etc. . . & puis aiant consideré jusqu'où pouvoit se porter la patience des Spectateurs sans cette recréation, ils ont trouvé par expérience, que pour se biên ajuster avec eux, il falloit diviser le Poëme en cinq parties; ce qui est tellement véritable, soit

goedie auf seinen Codrus gesteht er selbst zu.* Die einzige vollendete Tragoedie Cronegks aber, eben dieser Codrus, hatte wie weitaus die meisten regelmässigen Tragoedien fünf Acte. Der Fortsetzer, der selbst in diesen Anschauungen lebte und die Gesetze der Alexandriner-Tragoedie durch das ganze Fragment fast ängstlich, oft auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, befolgt sah,** glaubte somit auch hier eine vollständige fünfactige Tragoedie herstellen zu sollen. Aus der Diction und aus der tragischen Anlage der Charaktere schloss er dann wol auf tragischen Ausgang; war ein solcher gewählt, so musste ein Umschlag der glücklichen Wendung am Ende des Fragments herbeigeführt werden. Die Nöthigung, eine neue Intrigue zu erfinden, half dann auch über die Verlegenheit um

par accoûtumance, ou par une juste proportion à la faiblesse de l'homme, que nous ne pouvons approuver une Piéce de Théâtre s'il y a plus ou moins de cinq actes; par ce que nous étant imaginez ce Poëme d'une certaine grandeur & d'une certaine durée, les actes nous paroissent trop longs s'il y en a moins; et trop courts, s'il y en a d'avantage. . . . Je conseillerois donc au Poëte de suivre en cela ce que plusieurs ont pratiqué, . . c'est à dire, de faire cinq actes, & chacun d'eux de trois cens vers ou un peu plus, en sorte que son Ouvrage soit environ de quince à seize cens vers, aiant toujours remarqué que la patience des Spectateurs ne va guere plus loin . . . 199 Tellement qu'à bien prendre les Oeuvres des Tragiques, on y trouvera aussi les cinq actes bien distinguez, et bien marquez par la musique du choeur . . 201 on a quelquefois demandé, Quand on peut dire qu'un acte est fini? & l'on a répondu après Donat (in Andr. Terent. ubi et quando scena vacua sit ab omnibus personis . . ibi actum finitum esse debemus agnoscere), Que c'est quand le Théâtre demeure vide & sans aucun Acteur . . . 202 mais j'estime que l'acte finit, non pas quand le Théâtre est sans Acteur; mais quand il demeure sans Action.

* Gedanken über das Trauerspiel Codrus, Schriften I, 254: „die neuern französischen Tragödienschreiber haben mich verführt, da ich den Plan zum Codrus verfertigte".

** IV, 1 lässt der Sultan, um Olint zum letzten Mal zu sprechen, ihn auf den offenen Platz vor der Moschee berufen; eben hieher begibt sich Clorinde IV, 3 und lässt Sophronia herbringen, um ihre Rache zu kühlen; ebenso unpassend wird dann bei Roschmann V, 11 der schwerverwundete Olint aus dem Palaste hieher gebracht, um Sophronia zum letzten Male zu sehn. Das sind die Consequenzen der Einheit des Ortes und zwar des bestimmten Ortes, für den sich Cronegk, Gedanken üb. d. Tr. Sp. Codrus (I, 256) entschieden ausgesprochen hat.

Handlung für den fehlenden fünften Act hinweg. Darum wird im fünften Acte Olint in den Kampf geführt, an dem er schon I, 3 hätte theilnehmen sollen, darum räumt der Fanatiker Ismenor, der alle seine Opfer zu verlieren fürchtet, Sophronia durch Gift aus dem Wege.

Sollte endlich Olint durch Clorindens Fürbitte Gnade vor dem Sultan finden, so lag nahe, dass ihn dieser zum Kampfe für den schwer gekränkten Herrscher aufforderte. Durfte aber der Christ von Olints Denkungsart gegen seine Glaubensgenossen das Schwert führen und sich des Sieges freuen? Roschmann glaubte diesen Conflict, der I, 2 im Gespräche zwischen Vater und Sohn gar nicht berührt worden, I, 3 aber vielleicht aus Olints verwirrter Antwort auf des Sultans Aufforderung und Clorindens begeistertes Lob: „Prinzessin, Herr, verzeih“ herausgelesen werden konnte, aufgreifen zu müssen und liess den Helden daran zu Grunde gehn.

Die Charaktere sind in der einseitigen Richtung, die ihnen Cronegk gegeben, fortgeführt. Bei dem Mangel an Handlung äussern sie sich mehr durch Reden als durch Thaten. In den Reden fehlt es nicht an Wiederholungen, ähnlich wie schon bei Cronegk.

Olint rettet im Kampfe, an dem er treu der Unterthanenpflicht theilnimmt, den Herrn und die Freundin und findet den ersehnten Tod. Sterbend bittet er noch Clorinde sich dem wahren Glauben zu weihn und empfiehlt dem Sultan den Frieden mit dem Kreuzheere.

Auch Sophronia bewegt sich, von einer augenblicklichen Abirrung* abgesehen, im Kreise der von früher bekannten Gedanken: Freude über den Tod, der Wunsch, die Christen mögen erhalten bleiben und Clorinde bekehrt werden, bilden den Hauptinhalt ihres Gesprächs mit Ismenor, ihrem Mörder. Was sie von der Eitelkeit des irdischen zu Clorinde sagt (V, 8 und 9), und die erneuerte Bitte, Christin zu werden, lässt sich

* IV, 5 fragt Olint: Warum ward ich hieher und nicht zum Tod geführet? Und Sophronia antwortet, als wüsste sie nicht, dass ihr Olint (III, 2) seine Absicht, zu sterben, so bestimmt mitgetheilt hatte, verwundert: Zum Tod? Olint! wer? du? misgönntest du mir wohl, Dass ich für Gott, das Volk, den Glauben sterben soll?

mit Parallelen aus II, 1 und IV, 4 belegen. Und so lautet auch Clorindens Antwort und Einwilligung fast gleich ihren Worten in IV, 4.

Ist so die Veredlung der guten Charaktere auf die Spitze getrieben, so musste das böse Princip, der Fanatiker Ismenor, zu Lüge und Mord greifen, und will es bei solcher Consequenz in auseinandergehender Richtung fast als unpassend erscheinen, dass diesen Teufel V, 5 menschliche Regungen und Selbstvorwürfe befallen.

Abweichungen des Wiener Druckes. Zu Grunde liegt die GA von 1760, 2 Bde (L^1) [auch 1765]; zur Vergleichung herangezogen wurde die Wiederholung derselben von 1771 (L^2). Die Zahlen bezeichnen Seite und Vers von L^1, zuweilen, wenn nöthig, die Zahlen von L^2.

Olint | und | Sophronia. | Ein Trauerspiel. | O spettacolo grande... è la salute. | Tasso. L. Den Titel von W s. o. S. 66.

Das Personenverzeichniss in W stimmt genau zu L bis „Hernicie, ihre Vertraute“; dann folgt in L „Chor der christlichen Jungfrauen“, in W aber: „Mahomedanische Priester. | Saracenische Wache. | Persische Wache.“

„Der Schauplatz ist zu Jerusalem.“ LW.

L I, 286, 2 Märtrerkron L, Marterkron W 8, 2.
6 Märtrerkron L, Märterkron W 8, 6.
287, 18 Zeitlichkeit L^1, Zärtlichkeit L^2 (271, 10), W 10, 3.
296, 7 Das Herz macht unsern Werth, nicht Purpur oder Kronen;
8 Wer sind die Sterblichen, die in Pallästen wohnen,
lauten in W 18, 11 Nicht alle handeln gross, die in Pallästen wohnen
12 Das Herz macht unsern Werth, nicht Purpur oder Kronen.
296, 9 Für die die Welt sich bückt, und die man Fürsten nennt?
10 Oft Sklaven, die das Volk beneidet und nicht kennt,
11 Geringe Sterbliche, nur stolz auf eitle Rechte,
12 Die die Geburt ertheilt, im Herzen aber Knechte.
fehlen in W.
298, 18 O, warum giebst du mir ein allzu zärtlich Herz! = W 21, 4. Mit diesem Vers schliesst in W der 1. Aufzug. Der Chor (L 298, 19 — 301, 7) fehlt in W.
II, 305, 11 Olint zum Retter L^1 (= 288, 7 L^2), Olint zum Ritter W 25, 11.
310, 3 Des Kerkers edle Macht L^1, öde Nacht L^2 (292, 15), dunkle Nacht W 30, 5.

316, 16 Ein Trieb L[1], Ein Weib L[2] (298, 19), W 37, 1.

317, 10 Die leidende Geduld — — — L[1] (= L[2] 299, 13), Die leidende Geduld naht freudig sich dem Grabe W 37, 15.

318, 4 Verleih mir Muth genug, diess alles auszustehen! =W 38, 10. Mit diesem Vers schliesst in W der 2. Aufzug. Der Chor (L 318, 5 — 319, 25) fehlt in W.

III, 320 Dritter Aufzug. Erster Auftritt. Aladin, Ismenor, Argant, Wache LW, hernach Sophronia gefesselt W 28.

321, 3 Kein Mitleid L, Kein Meineid W 39, 17.

335, 6 Zur Einsamkeit — zum Tod — ich weiss nicht, wo ich bin L = W 54, 18. Mit diesem Verse schliesst in W der 3. Aufzug. Der Chor (L 335, 7 — 337, 14) fehlt in W.

IV, 342, 5 Bewacht ihn! LW 59, 11. Ha, dein Trotz muss mich noch mehr erbittern, Was nicht der Tod vermag, lehr dich die Pein itzt; zittern W 59, 11. 12.

342, 15 So unglückselig L, O unglückselig W 60, 4.

Roschmanns Fortsetzung.

Um des Zusammenhanges Willen ist der ganze fünfte Auftritt des vierten Aufzuges abgedruckt; Roschmanns Ergänzung beginnt bei der eckigen Klammer; die an den Rand gesetzten Zahlen sind die Seiten von W. Der Abdruck ist getreu bis auf die Druckfehler.

Vierter Aufzug.

69 . . . Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Olint.

Clorinde.

Sey glücklich, edles Paar! Gott selbst hat euch verbunden.
Die Tugend hat gesiegt; mein Zorn ist überwunden.
Sey glücklich, und vergiß, wie schwach Clorinde war!
Folg mir, Hernicie! Verweilen bringt Gefahr.

(Gehn ab.)

Olint.

Gott! welcher Zufall hat Clorindens Herz gerühret?
Warum ward ich hieher, und nicht zum Tod geführet? [—

Sophronia.

Zum Tod? Olint! wer? du? misgönntest du mir wohl,
Das ich für Gott, das Volk, den Glauben sterben soll?

O schöne Hoffnungen, wie schnell seyd ihr verschwunden?
Die Märtrerkron hab ich gesucht und nicht gefunden.
Wie freudig gieng ich schon, aus dieser Sterblichkeit
Dem ew'gen Bräutigam, dem sich mein Herz geweiht
70 Auf dieser blut'gen Bahn, auf diesen Leidenswegen
Die hier sein Fuß betrat, in meinem Geist entgegen!
Wie war ich da beglückt! die ruherfüllte Brust
Genoß den Vorschmack schon der reinen Himmelslust,
Nun ist der Wunsch umsonst; zur Rettung meiner Brüder
Mein Leben selbst zu weihn; o Glück du kömmst nie wieder!
Clorindens Großmuth reißt den besten Anschlag ein;
Soll diese Aendrung wohl ein Werk der Vorsicht seyn?
Der Vorsicht, die die Welt, so wie die Herzen lenket,
Den liebsten Wünsch versagt, was wir nicht wünschen, schenket?
Uns beyde macht vielleicht des Eifers Hitze blind,
Daß wir die Kraft nicht sehn, die unsern Willen bindt.
Vielleicht will Gott das Volk, durch Gottfrieds Arm erretten;
Vielleicht sind wir nicht werth, die Bahne zu betretten,
Die des Erlösers Blut uns vorgezeichnet hat? —
Gelobet sey sein Will, verehret sey sein Rath!
Glaub mir, oft sind wir stark, das Leben zu verlieren,
Wenn wir nicht Stärke gnug zum Leiden in uns spüren.
Furcht, Unglück, Schmerz und Gram macht uns den Tod oft leicht,
Weil eine Schwachheit dann der grössern Schwachheit weicht!
Nur der hat wahren Muth, der seiner Pflicht ergeben,
Im Glück zu sterben weiß, im Unglück wagt zu leben.
Der, von Vermessenheit und Zagheit, gleich entfernt,
Den Schluß der Allmacht ehrt, und früh Gehorsam lernt.
71 Auch mein Herz sehnte sich nach Gottes höhern Freuden,
Zu sterben wünscht ich mir; nun leb ich, um zu leiden.

Olint.

Erstaunt hör ich dich an! Bewundrung, Unruh, Schmerz
Und traur'ge Ahndungen, bekämpfen nun mein Herz.
Du bist vom Tod befreyt; dieß muß mir Trost erwecken;
Ach könnt ich diesen Trost in seiner Fülle schmecken!
Ein schmerzlicher Verdruß mischt in die Lust sich ein.
So darf ich also nicht des Glaubens Opfer seyn!
Mein schwergebeugter Geist wünscht diese Welt zu fliehen,
Wie kann ich anderst mich der bittern Pflicht entziehen,
Die wider Christen itzt, als Christ mich streiten heißt?
Der Tod ists nur allein, der mich dem Zwang entreißt.
Ich muß als Unterthan für meinen Herrscher streiten,
Und meinen Brüdern selbst die Fessel zubereiten —
Den Helden, die die Noth von unserm Volk gerührt,

Die über See und Land der Glaub uns zugeführt,
Die unsre heil'ge Stadt vom Joche zu befreyen,
Uns Gut und Vaterland, und Blut und Leben weihen,
Die soll mein Schwert —

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Ismenor, Argant.

Argant.

Olint, der Sultan will dich sehen,
Die Feinde nähern sich; ein Ausfall soll geschehen.
72 Wirst du von deiner Treu den Sultan überzeugen,
So wird sich auch mein Herz zur Huld und Nachsicht neigen.
Clorinde kämpft mit dir, auf zeige deinen Muth!
Sophronia wird itzt, Ismenor, deiner Hut
Als Geißel ihres Volks vom Sultan übergeben,
Sie steht für aller Treu, du stehest für ihr Leben!
Wenn sich beym Christenvolk die mindste Untreu regt,
Soll sie das Opfer seyn, das Straf und Rache schlägt.
Komm, eil!

Olint.

Als Unterthan ehr ich des Sultans Willen;
Als Christ muß ich die Pflicht, so streng sie ist, erfüllen.
Ich eil in Kampf; leb wohl! ach fänd ich meinen Tod!

Sophronia.

Nein, lebe uns zum Trost, zur Tilgung unsrer Noth!

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ismenor.

Wie? soll mein Herz sich nicht des schwachen Eifers schämen,
Und die gerechtste Wuth ein feiges Fürchten zähmen? —
Ein Schwur beym Mahomet soll ohne Kraft geschehn?
Die schwärzste Lasterthat, die soll der Straf entgehn? —
73 Clorinde, schwaches Weib! von blinder Lieb bethöret,
Schütz deine Christen nur, itzt wirst du nicht gehöret!
Mir, der ins Heiligthum der Gottheit dringen kann,
Ist, gleich dem ärmsten Sklav, der Fürst selbst unterthan;
Durch mich wird Ruh und Fried, und Heil und Glück gegeben,
Durch mich verdammet Gott; vor mir muß alles beben.
Ha, wie des Donners Stimm sey meine Stimm verehrt:

Ihr Christen zittert nur, weil euch mein Fluch beschwert!
Der Sultan selbst soll euch vor meiner Wuth nicht schützen;
Clorindens eignes Volk soll meinen Eifer stützen,
Sie selbst erzittre auch, läßt sie die Christen nicht,
Der Perser hört nur mich, wenn Gott und Glauben spricht;
Der Ausgang des Gefechts sey in des Schicksals Händen,
Doch meine Rache will, und kann ich auch vollenden.
Sophronia, die noch in meinen Händen ist,
Soll nun das Opfer seyn, das mir für alle büßt.
Ihr Tod soll dem Olint sein stolzes Herz nicht [?] brechen,
Und mich am Sultan selbst, und an Clorinden rächen.
Auf, Freunde, nähert euch!

74 Zweyter Auftritt.

Ismenor, ein Priester.

Ein Priester.

Herr! alles ist bereit;
Der Tempel ist erfüllt vom Volk, das Rache schreyt;
Durch unser Prophezeyn und Drohen hingerissen,
Will es in seiner Wuth nur Christenblut vergiessen.
Schon wird Sophronia, das Opfer deiner Macht,
Von Dienern deines Amts zum Tode hergebracht.
Beym stärksten Mordgeschrey, von aller Welt verlassen,
Scheint sie doch ohne Furcht, ganz ruhig und gelassen;
Nur eine Freundin noch, und ein bejahrter Greiß,
Entweichen nicht von ihr durch Drohen, noch Geheiß.
Das andre Christenvolk entflieht voll Furcht und Schrecken,
Sich in das Innerste der Häuser zu verstecken.
Kurz, alles dienet dir, den Anschlag zu vollziehn,
Kein Sultan, kein Olint, kein Mensch verhindert ihn.

Ismenor.

Genug: Man soll mir gleich das stärkste Gift verschaffen.
Ihr, meine Freund! verseht euch mit verborgnen Waffen;
Oft kömmt vom Misgeschick ein unversehner Feind:
Drum tödtet jedermann, der euch verdächtig scheint.
Heut soll die Christenbrut, das Scheusal unsrer Erden
Für ihre Frevelthat durch mich gestrafet werden.
75 Mein Ansehn, das Gesetz, des Sultans Schwur und Ruhm,
Erhält dieß Opfer nur und schreckt das Christenthum;
Dann wird der äußre Feind mit Nachdruck erst bekrieget,
Wann, der im Busen wühlt, gestürzt zu Boden lieget.
Dann wird der Sultann —

Dritter Auftritt.

Vorige, der zweyte Priester.

Der zweyte Priester.

Herr! erwecke deine Rach,
Sie donnre Quaal und Fluch, und Tod dem Christen nach!
Hilft uns nicht Mahomet, so sind wir ganz verlohren:
Der Feinde wüthend Heer dringt schon bis zu den Thoren:
Clorinde ist in Noth, der Sultan in Gefahr,
Nur den verräthrischen Olint nimmt niemand wahr:
Den Tempel hat er erst, und dann die Treu geschändet,
Und anfangs des Gefechts sich zu dem Feind gewendet.
Dieß sagen Flüchtlinge, die kaum dem Tod entflohn,
Den ihnen schmerzlicher noch ihre Wunden drohn.
Es läuft das ganze Volk erbittert zu den Waffen,
Um vor den Christen sich hier Sicherheit zu schaffen,
Auf! räch, Ismenor, dich, den Tempel, und den Staat,
Straf in Sophronien den schrecklichen Verrath.
76 Es muß vor ihrem Tod das Christenvolk erzittern,
Und sehn, daß kein Verlust kann unsern Muth erschüttern.

Ismenor.

Ha! der verfluchten Schlang zerknirsche man das Haupt,
So wird zur Frevelthat ihr alle Macht geraubt.
Den Christen sey der Sieg zu ihrem Ungelücke.
Mein Wüthen, meinen Haß rechtfertigt das Geschicke;
Blut fordert wider Blut. Das Rachschwert ist entflammt,
Wen Mahomet verflucht, der ist von mir verdammt.
Dem äußern Feind zum Trotz, dem innern zum Verderben
Sey sie das Opfer — —

Zweyter Priester.

Herr! sie kommt. — —

Vierter Auftritt.

Vorige, Sophronia.

Ismenor.

Wiß! du mußt sterben!
Der schändliche Verrath der den Olint befleckt,
Hat über deinem Haupt der Rache Blitz erweckt.
Er, du, dein ganzes Volk seyd gleiche Missethäter;
Ihr hegt ihn in der Brust; er zeigte den Verräther.
Als Opfer für dein Volk, das du zu seyn begehrt,
Wird dir der Tod nunmehr, den du gesucht, gewährt.

77 O könnt ein einzger Streich, euch, Christen! alle tödten!
Und jede tapfre Faust von eurem Blut erröthen!
O Himmel! räche du Olints Verrätherey!
So wird bald unsre Stadt von Ungeheuren frey.

Sophronia.

Ists möglich, kann Olint den Staat und uns verrathen? —
Gott! er soll fähig seyn so schwarzer Lasterthaten? —
O nein! Kein Christ hat noch die Treu so schwer verletzt,
Die Pflicht des Unterthans nie so hindangesetzt.
Verleumdung brauchest du, uns Christen gnug zu quälen:
Ein Vorwand mangelt dir, mit Recht mich zu entseelen.
Der Haß, den wider uns die Höll in dir entzündt,
Ist nicht vergnügt damit, daß er nur Opfer findt,
Die ausser dieser Stadt, das Schwert und Pfeil ertödten,
Der Tempel selbst soll auch von unserm Blut erröthen.
O spare nur Betrug, Verleumdungen, und List,
Du weist nicht, wie der Tod vor Gott mir schätzbar ist.
Mein Glauben lehret mich die Marter nicht zu scheuen,
Mein Ruhm ists, für mein Volk zum Opfer mich zu weihen.
Clorindens Großmuth selbst, so sehr ich sie verehrt,
Hat wider meinen Wunsch den Streich von mir gekehrt.
Die Bürgschaft des Olints, die mich dir übergeben,
Erhalte nur mein Volk, und nehme mir das Leben,
So wird mein Wunsch erhört; und sterb ich nur allein,
So wird mein Geist vergnügt, mein Herz dir dankbar seyn.
78 Olint, sollt er getreu, als Sieger hier erscheinen,
Wird mich dann, als ein Christ nicht rächen, nur beweinen.
O würde nur durch mich Clorindens Herz gerührt!
Ein Herz, das schon in sich den Keim der Tugend führt,
Das falscher Muth verführt, Erziehung nur ließ fehlen:
Dieß wollst du grosser Gott! zu deinem Dienst erwählen.
Ein Strahl von deiner Gnad hat meine Brust entbrannt,
Durch dich hab ich das Nichts der Zeitlichkeit erkannt,
Mein Geist von Dir entzückt, von deiner Lieb genähret
Seufzt aufgelöst zu seyn: dieß wird mir nun gewähret.
In deiner Ewigkeit, bey dir nur find ich Ruh.
Willkommen sey der Tod! ich bin bereit dazu.

Ismenor.

Nur du sollst für dein Volk und für Olinten büssen.
Vollziehet den Befehl! laßt keine Zeit verfliessen!

Sophronia.

Gesegnet sei die Stund! itzt eil ich in mein Glück,
Es hält nichts meinen Geist in dieser Welt zurück.

Fünfter Auftritt.

Ismenor, allein.

Verhaßte Regungen der blöden Menschlichkeit,
Erregt von der Natur, durch billge Wuth zerstreut,
Schweigt nur in meiner Brust! itzt kann ich euch nicht hören:
Ihr würdet meine Ruh, nicht meine Rache stören!
79 Die Rache, die ein Herz sich selber schuldig ist,
Dem zur Genugthuung statt Thränen Blut nur fließt.
Ein jeder, der sich nicht zu meinem Glauben lenket,
Nach meiner Vorschrift lebt, nach meiner Vorschrift denket,
Beleidiget den Staat, Religion und mich,
Wird unserm Ansehn erst durch Nachsicht fürchterlich,
Muß selbst von Gott verflucht, zum Schrecken dieser Erden,
Bestraft, getödtet seyn, und nie verschonet werden.
Der Geist der Schwärmerey, den jeder Christ besitzt,
Der seinen Wahnsinn stärkt, und seinen Trotz erhitzt,
Verführt nur gar zu leicht den Pöbel zum Empören;
Der glaubt im Rasenden des Himmels Stimm zu hören,
Wird weich, bewegt, gerührt, und gänzlich umgekehrt
Verwirft er dann den Gott, den er zuvor verehrt.
Unfähig für sich selbst zu denken und zu glauben
Muß man zu handeln ihm, nicht einzusehn erlauben.
Ich will hinfort — —

Sechster Auftritt.

Ismenor, Evander.

Evander.

Tyrann! von blinder Wuth entbrannt,
Bist du auf dieser Welt nur uns zur Quaal gesandt?
Du Unmensch! lehret dich dein Glauben Haß und Lügen?
Bringt deiner Mordbegier der Unschuld Tod Vergnügen?
80 Der Unschuld, die der Reiz der frühen Tugend schmückt? —
Du stirbst, Sophronia! du wirst der Welt entrückt? —
Olinten wird die Ehr: das Leben dir geraubet?
Mein Sohn soll treulos sein? — der Bosheit wird geglaubet?
Ihn, seinem Gott als Christ, dem Staat als Bürger treu,
Beschuldigt deine Wuth itzt der Verrätherey?
Sophronia, die ihn nach Gott allein gerühret,
Wird wegen Seiner itzt dem Tode zugeführet? —
Wie kann Sie, Grausamer! die gänzlich schuldlos ist,
Das blut'ge Opfer seyn, das für Olinten büßt? —
Wenn du ihn strafen willst, straff mich nebst meinem Sohne;
Es schmück mein graues Haupt die schöne Märtrerkrone.

Auch hier schlägt noch ein Herz, das keine Quaalen scheut;
Tödt mich — —

Ismenor.

O Gott! wer kömmt? — Clorinde — nun ists Zeit;
Ich flieh — —

Siebender Auftritt.

Clorinde, Ismenor, Evander, hernach
Priester, und Persische Wache.

Clorinde.

Ismenor bleib!

81 Evander.

Sieh mich dein Knie umfassen!
Sophronia stirbt! hilf!

Clorinde.

Wie? — Was? — —

Evander.

Sie muß erblassen,
Wenn du sie nicht erhältst. Ist dir ihr Leben theur,
Komm und errette sie! Hier, dieses Ungeheur
Ertödtet sie mit Gift. Hier ists, wo sie erbleichet,
Hier in dem Tempel selbst. Komm, eil mit mir.

Ismenor.

Entweichet!
Auf Freunde, kommt herbey! schützt euer Oberhaupt! —

Clorinde.

Ich komm an Sultans statt. Laß mich, er hats erlaubt,
Ich bring sie zum Olint. — Auf Perser! Frevler fliehet!
Flieht! daß ihr euer Haupt gerechter Wuth entziehet!
Wo ist Sophronia? —

Achter Auftritt.

Sophronia, Evander, Clorinde.

Clorinde.

Gott, welch betrübter Blick!
Olint, wie gibt man uns Sophronien zurück! —
Ist dieß der Treue Lohn, den sich durch tapfres Streiten,
Durch Blut, Gefahr und Noth, Olint noch mußt erbeuten?

82 Soll dieser Bösewicht noch triumphiren? Nein!
Euch rächen soll mein Schwert! stirb, Barbar, stirb!

Sophronia.

Halt ein!
Prinzeßin, hör mich an! kein Christ sucht sich zu rächen,
Gott überläßt er nur das Urtheil der Verbrechen,
Der Glaube lehret uns, den Mördern zu verzeihn,
Sie noch zu lieben, dieß soll unsre Rache seyn.
Ismenor hält mein Volk, und mich für Missethäter,
In mir bestrafet er Olinten als Verräther —

Clorinde.

Verräther? Wer? Olint! Er der durch Tapferkeit,
Den Sultan von dem Tod, den Staat vom Feind befreyt?
Er, der mich der Gefahr mit tapfrer Faust entrissen?
Er, der uns durch sein Blut den Sieg erkaufen müssen?

Evander.

Gott! wie vertheilest du Gefahr, Noth, Trost und Schmerz!
Bald bricht die Freude mir und bald der Gram das Herz.
Soll ich euch beyde noch beneiden und bedauren? —
Soll ich um meinen Sohn mich freuen oder trauren? —

Clorinde.

Der Sultan, der nur erst mit Wunden ganz beschwert,
Und kraftlos, in Pallast hieher zurückgekehrt,
Send mich an seiner statt, dich dem Olint zu geben,
Zum Preis der Treu, die noch vielleicht sein theures Leben
Bewähren muß. Er riß den Sultan aus Gefahr,
Mit mehr als Löwenmuth, drang er in jede Schaar,
83 Der Feinde, kämpft und siegt, bis er zuletzt voll Wunden
Entkräftet niedersinkt. Ich hab ihn noch gefunden
Als unsre Feinde flohn, mit Leichen überdeckt;
Sein Geist ward nur mit Müh zum Leben noch erweckt;
Doch kaum erholt er sich, so ruft er voll Entzücken:
Könnt ich vor meinem Tod Sophronien erblicken!
Nun ruht er im Pallast, und athmet Blut von sich.
Halbtod verließ ich ihn, und sterbend find ich dich? —

Sophronia.

Olint, erblaßt?

Evander.

Mein Sohn! — o laß mich zu ihm eilen,
Ich bring ihn noch zu dir; sein Geist wird sich verweilen

Daß er dich sehen kann; dann eilt ihr eurer Ruh
Und der Unsterblichkeit im Tod vereinigt zu.

Neunter Auftritt.

Sophronia, Clorinde, Serena.

Sophronia.

Unendlich grosser Gott! du unergründlichs Wesen!
Wie kann ein Sterblicher in deinen Schlüssen lesen?
Du, der du diese Welt erschufst, und läßt vergehn,
Du ließt uns diesen Tag der Gnade Wunder sehn!
Wie blutig, wie voll Angst erschien uns dieser Morgen!
Des Sultans Schwur ließ uns den Untergang besorgen.
Nun hat Olint durch Treu, durch Muth und Tapferkeit
Den Argwohn Aladins, der Christen Noth zerstreut.
Vergebens hatt ich mich zum Opfer dargestellet,
Nun werd ich dem Olint im Sterben zugesellet.
84 Wie wünschten wir den Tod, der uns zu fliehen schien,
Der Endzweck ist erreicht, und wir erhalten ihn.
Prinzeßin! willst du uns den letzten Trost noch gönnen,
So sey der Christen Schutz, lern unsern Gott erkennen!
Es fühlt dein edles Herz der Tugend hohe Macht,
Das Opfer war zu schön, das du ihr schon gebracht;
Du must noch höhern Lohn, als irrd'schen Ruhm erbeuten,
Du must die schöne Kron der Ewigkeit erstreiten!
Was ist dieß Leben doch? ein kurzer schnöder Traum;
Die Wollust eckelt bald, die Ehr vergeht wie Schaum.
Der Reiz der Sinnlichkeit bestricket tausend Seelen,
Der Wahn, der Irrthum läßt das wahre Glück verfehlen,
Nur wahre Menschenlieb und die Religion
Ersättigen das Herz, und sind sich selbst der Lohn.
Wie glücklich ist ein Christ! Für ihn ist das Vergnügen,
Dem nie der Eckel folgt, das ewig unversiegen
Von Gott dem höchsten Gut als seiner Urquell fließt,
Und Ströme reiner Lust in seine Seele gießt.
Ganz fühl ich euren Trost, Empfindungen der Tugend!
Die ihr mein Thun belebt, seit meiner ersten Jugend:
Schon in der Sterblichkeit vertheilt ihr euren Lohn!
Was fühl ich nicht durch euch? — den Himmel fühl ich schon!
Wie freudig wird Olint mich bald dorthin begleiten! —
Ich seh: du bist gerührt — o Gott! du wirst sie leiten!
O sende einen Strahl der Gnade in ihr Herz! —

Clorinde.

Wo bin ich? — Zärtlichkeit, Bewundrung, Trost und Schmerz

85 Durchdringen mein Gemüth. — Wie mächtig ist der Glauben
Der dich, Sophronia! der Sterblichkeit berauben
Und fast vergöttern kann! du hast mein Herz entzündt!
Ich ehre deinen Gott. O wär ich schon sein Kind!
Dürft ich ihn mit Vertraun doch meinen Vater nennen! —

Sophronia.

Clorinde! Freundin! Wie? ach wie soll ich dich nennen?
Geliebte! Schwester! komm an die entzückte Brust!
Mein halbgebrochnes Herz theilt mit dir jene Lust,
Die nur ein Christ erhält, die mir mein Gott wird geben,
Die du einst fühlen wirst, wenn er aus diesem Leben
Zu seiner Freud dich ruft.

Clorinde.

O stürb ich nur mit dir!

Sophronia.

Nein! bleib zu Gottes Ehr, zum Schutz der Christen hier!
Dein Beispiel muß der Welt mehr als dein Tod noch nützen.
Mein Geist soll, Fürstinn, dich vor Unfall zu beschützen,
Stäts um dich seyn — zu stark wirkt diese Freud auf mich!
Der grosse Gott, der dich gerühret, segne dich! —
O süsser Todeskampf! — Nur Siegen ist dieß Streiten —
Beneidet, Freunde! mich um diese Seeligkeiten! —
Ganz fühl ich sie — zu eng wird schon die matte Brust —
Zuviel, o Gott, zuviel von dieser Himmelslust! —
86 Heil dir, erlöster Geist! was wirst du dort erst fühlen?==
Schon hör ich Engelchör auf Assaphs Harpfen spielen==
Der Himmel öfnet sich ==Clorinde! Christen! preißt
Den Sohn des Ewigen! ====O Gott! nimm meinen Geist==

Serena.

Sophronia! ====Sie stirbt! ==O Gott! was wird für Schrecken
Dem sterbenden Olint der Anblick hier erwecken! —

Clorinde.

So bist du, reiner Geist, der Sterblichkeit entrückt?
So hat dich dein Olint, dein Freund nicht mehr erblickt?==

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Argant.

Argant.

Der Treue des Olint Belohnung zu gewähren,
Läßt Aladin durch mich den Christen Gnad erklären;==

Clorinde.

Zu spät, Argant! zu spät! ach kömmt vielleicht Olint?

Argant.

Er kömmt: doch hoffe nicht, daß er dem Tod entrinnt.
Sein Vater sprach mit ihm, und er sank leblos nieder,
Die Wunden öffneten mit Strömen Bluts sich wieder,
Die Hülfe war umsonst, du wirst ihn bald hier sehn!
Sein Eifer drang darauf, noch selbst hieher zu gehn.
Er nähert sich. =Gott! =wie? Sophronia erblichen?=

Serena.

Schon ist der schnöden Welt ihr edler Geist entwichen.

87 Letzter Auftritt.

(Olint wird vom Evander sterbend hergeführt.) Die Vorigen.

Olint.

O leitet mich zu ihr!

Clorinde.

Ach du erschrickst zu sehr!
Olint, mein edler Freund! faß dich! ==Sie lebt nicht mehr. —

Olint.

Dieß war der Todesstreich!== Ihr engelreinen Glieder!
Der sterbende Olint sieht nur entseelt euch wieder?=
Du früh verklärter Geist prangst dort mit jener Kron,
Wornach du stets geseufzt, der Märtrer Ruhm und Lohn.
O nähere dich mir mit unsichtbaren Schwingen!
Du! du must meine Seel vor Gottes Thron itzt bringen.
Wie freudig sterb ich nun! die Christen sind befreyt.
Mein Thun war meine Pflicht, mein Tod ist Seeligkeit.
Prinzeßin! edles Herz! das Gott sich auserkohren,
Du kennst ihn nun, du bist zu seinem Dienst gebohren!
Du wirst, ich hoff es, dich dem wahren Glauben weyhn.
Laß meine letzte Bitt von dir gewähret seyn!
Beweg den Aladin zum Frieden mit den Christen!
Gott kämpfet durch ihr Schwerdt: umsonst wird er sich rüsten.
Dieß Heer vom größten Held, von Gottfried ausgewählt,
Das Kön'ge unter sich und lauter Helden zählt,
88 Das stets bereit für Gott zu siegen und zu sterben,
Sucht nur die heil'ge Stadt, nicht Länder zu erwerben:
Den Christen laß er sie, sonst ist's um ihn geschehn.
Gott läßt mich schon im Geist den grossen König sehn,
Es wird der Orient vor seinem Stamm sich neigen,

Der Helden stets gezeugt, und Helden stets wird zeugen==
Nun ist mein Herz erschöpft== ich fühl die Kraft vergehn==
Mein Vater weine nicht! Bald wirst du mich dort sehn! —
Clorinde, lebe wohl! wie stirbt ein Christ vergnüget,
Erlöser! Mittler! Gott! ==der Tod ist schon besieget!==

Evander.

So wirst du, seel'ges Paar! im Tode nun vereint!
Wie herrlich ist dein Loos, so traurig es auch scheint!
Der Christ verschmäht die Welt; Geduld stärkt ihn im Leiden,
Zum Himmel strebt sein Geist; sein Lohn sind ew'ge Freuden.]

Nachricht.

Liebhabern der Cronegkischen Schriften ist bekannt, daß der seel. Herr Baron dieses schöne Trauerspiel unvollendet hinterlassen hat: ein besonderer Verehrer der vorzüglichen Verdienste dieses hoffnungsvollen tragischen Dichters, hat es gewagt, dasselbe zu Ende zu bringen, um es für die deutsche Schaubühne brauchbar zu machen.

Zur südafricanischen Volkskunde.

Von
Felix Liebrecht.

Unlängst habe ich im Globus (Bd. XXXIV No. 23) einige madagaskarische Märchen mitgetheilt, die mir aus der Capstadt zugekommen waren. Seitdem ist dort eine South African Folk-Lore Society ins Leben getreten mit dem Zwecke, „Proben der einheimischen Litteratur sowie zuverlässige Nachrichten über verwandte Gegenstände“ zu sammeln und (erstere auch im Original) bekannt zu machen. Wie wichtig und anziehend dergleichen Mittheilungen zu sein versprechen, erhellt hinlänglich aus dem, was bereits über diesen Gegenstand anderweitig zur Kenntniss gekommen ist, auch in Bezug auf vergleichende Märchen- und Mythenforschung, wie z. B. der Rev. Dr. Callaway (jetzt Bischof von St. John's) in seinen Nursery Tales, Traditions, and Histories of the Zulus with a translation into English and notes, Natal and London 1868, sowie ich selbst gelegentlich der Publicationen des Dr. Bleek in Steinthals Zeitschrift für Völkerpsychologie Bd. V S. 58 ff. und in den Heidelberger Jahrbüchern 1871 S. 660 ff. gezeigt. Dass die oben erwähnte Gesellschaft sich gebildet hat, ersehe ich aus der ersten Lieferung des von derselben (unter Leitung der Miss Lloyd) herausgegebenen Folk-Lore Journal, welchem ich auch folgendes Setschuana-Märchen entnehme, das ich so wörtlich übersetze, wie es aus dem beigegebenen Original übertragen ist.

„Es geschah einmal vor vielen, vielen Jahren, dass einige Kinder von einem heftigen Orkan fortgeführt und in die Wüste gebracht wurden; dort aber befand sich ein kleiner Knabe mit Namen Tsegana-nkokopana. Und es geschah, dass, als der

Regen kam, er zu den Mädchen sprach und sagte: 'Wann ich zu der Strohhütte spreche: «Baue dich auf, sag' ich», so wird sie sich aufbauen'. Und also that er, und die Hütte baute sich auf. Und es geschah, dass, als die Nacht kam, ein Menschenfresser herbeikam und alle Kinder auffressen wollte; da sich dort aber ein grosser Baum befand, so klommen sie hinauf und flüchteten bis auf den Gipfel desselben. Dann sprachen die Kinder zu dem Baume: 'Fall nicht um!' Da sprach der Menschenfresser, indem er den Baum durchsägte, und sagte: 'Re go segetla moko! Re go segetla moko!'* Als dann der Tag anbrach, gieng der Menschenfresser fort. — Dann kam ein grosses Ding, Phuku-phuku genannt, und als die Kinder es erblickten, waren sie sehr froh und sprachen: 'Phuku-phuku unserer Väter! Komm und geh mit den jungen Mädchen; Ntiliea! Ntiliea! Komm und geh mit den jungen Mädchen; Ntiliea! Ntiliea!' Phuku-phuku kam dann und fasste sie und brachte sie alle zu ihren Müttern; dann stand er am Stadtthore, als er sie gebracht hatte, und die Mutter Tsegana-nkokopanas kam heraus und warf Asche über ihn. Dann kam eine andere Frau, und er fragte sie und sprach: 'Geh und sage den Leuten, dass sie Letsoku und Sebilo** bringen und von dem Hofraum bis zum Stadtthor Matten ausbreiten sollen'. Und sie thaten also, und er gab einer jeden ihr Kind; den Knaben Namens Tsegana-nkokopana aber nahm er mit sich fort, weil seine Mutter die Asche über ihn geworfen hatte, und Phuku-phuku gab dann den Nkokopane dem Menschenfresser."

Vorstehendes Märchen, wie die Herausgeber anmerken, ist wahrscheinlich nur ein Theil einer längeren Geschichte, wie ihnen in der That auch eine solche bekannt geworden, deren Schluss mit jenem sehr genau übereinstimmt und in mancher

* Worte, die der Uebersetzerin, Miss Meeuwsen, unverständlich waren.

** Letsoku, rothe Erde, die man braucht um damit die Mauern zu bemalen und die thönernen Töpfe zu bestreichen. — Sebilo ist ein glänzender bläulicher Stein, welchen die Kaffern mit Fett vermischen und sich auf die Köpfe schmieren.

Beziehung zur Erklärung desselben dient; er lautet folgendermassen:

„Als der Abend hereinbrach, beschlossen die Kinder nach Hause zurückzukehren, aber ein Ungewitter mit heftigem Regen und Donnerkrachen überfiel sie, und sie waren sehr erschrocken. Unter ihnen befand sich aber ein beherzter Knabe Namens Mosemanyanamatong, der ihnen Muth einsprach und sagte: 'Fürchtet euch nicht! ich kann einem Hause befehlen sich selbst aufzubauen'. Da sagten sie: 'Sei doch so gut und thu das'. Er sprach: 'Haus, erschein!', und es erschien, sowie auch Holz zum Feuer. Da giengen die Kinder in das Haus hinein und zündeten ein grosses Feuer an und rösteten einige wilde Wurzeln, welche sie aus der Erde gruben. Während sie nun die Wurzeln rösteten und lustig waren, kam ein grosser Menschenfresser, und sie hörten, wie seine Stimme sagte: 'Mosemanyanamatong, gib mir etwas von den wilden Wurzeln, die du hast'. Sie hatten grosse Furcht, und der beherzte Knabe sagte zu den Mädchen und den anderen Knaben: 'Gebet mir etwas von dem eurigen'. Sie thaten dies, und er warf die Wurzeln hinaus. Während nun der Menschenfresser noch immer ass, begaben sie sich hinaus und liefen davon. Er ass die Wurzeln auf und lief ihnen dann nach; als er ihnen aber näher kam, streuten sie noch einige Wurzeln auf die Erde, und während er sie aufklaubte und ass, liefen sie weiter. — Endlich kamen sie ins Gebirge, wo Bäume wuchsen, und da die Mädchen schon sehr müde waren, so stiegen sie alle auf einen hohen Baum. Dorthin kam auch der Menschenfresser und versuchte mit seinem scharfen, langen Nagel den Baum zu fällen. Der muthige Knabe aber sprach zu den Mädchen: 'Während ich singe, müsset ihr fortwährend sagen: «Baum sei stark! Baum sei stark!»' Er selbst sang aber folgendes Lied: 'Es ist thöricht, es ist thöricht, ein reisender zu sein und eine Reise zu unternehmen, wenn Mädchenblut an einem haftet. Als wir wilde Wurzeln rösteten, überfiel uns eine grosse Dunkelheit, es war keine Dunkelheit, sondern grauenvolle Finsterniss'. — Während er sang, kam ein grosser Vogel und schwebte über ihnen und sprach: 'Haltet euch fest an mich an!' Die Kinder hielten sich fest an den Vogel, und

er flog mit ihnen fort und brachte sie nach ihrer Heimatstadt. Als er dort anlangte, war es Mitternacht, und er setzte sich nieder an dem Thore des Hauses von Mosemanyanamatongs Mutter. Als diese am Morgen aus ihrem Hause trat, nahm sie Asche und warf sie auf den Vogel; denn sie sagte: 'Dieser Vogel weiss, wo unsere Kinder sind!' Am Mittage schickte der Vogel dem Häuptling eine Botschaft und liess ihm sagen: 'Befiehl deinem ganzen Volke auf allen Pfaden Matten auszubreiten', und der Häuptling befahl ihnen dies zu thun. Da brachte der Vogel alle Kinder zum Vorschein, und die Leute waren höchlich erfreut."

Mit Recht bemerken die Herausgeber, der in vorstehendem Märchen vorkommende Vogel sei „eine Figur, welche ein genaueres Studium verdient", wozu uns aber freilich die gehörigen Data noch abgehen, welche vielleicht die späteren Lieferungen bringen; zunächst denkt man bei demselben an eine Art Schutzgeist oder Stammvater (Totem). Darauf wie auf anderes, was sich in jenen Märchen der Beachtung darbietet, will ich jedoch hier nicht näher eingehen und nur erwähnen, dass zu einem der übrigen Märchen, überschrieben „Langschlange" (Long Snake), der Einsender, Herr Theal, anführt, es gehöre einer unter den Kaffern sehr gewöhnlichen Classe derselben an, worin jemand die äussere Gestalt eines Thieres annimmt, gleichwol aber seine eigentliche Menschennatur behält. In der Regel ist er von einem Feinde bezaubert, erlangt jedoch schliesslich durch einen Kuss von seiner treuen geliebten die menschliche Gestalt wieder, wobei man sich einer ganzen Reihe ähnlicher deutscher Märchen und Sagen erinnert. Wenn nun Herr Theal bei dieser Gelegenheit auch auf das von Dr. Callaway in der angeführten Sammlung mitgetheilte Märchen „Untombinde" verweist, so will ich meinerseits noch hinzufügen, dass dasselbe auch in anderer Beziehung höchst bemerkenswerth ist, wie es die Neubearbeitung meines früheren Aufsatzes Amor und Psyche — Zeus und Semele — Purūravas und Urvaçī (Kuhns Zeitschrift für vergl. Sprachforschung Bd. XVIII) in meinem eben jetzt erschienenen Buche „Zur Volkskunde" zeigt (S. 249). Der South African Folk-Lore Society aber wünschen wir zu ihren preiswürdigen Bestrebungen

das grösstmöglichste Glück und gedeihen, welches freilich durch die jetzigen ungünstigen Verhältnisse am Cap sehr erschwert werden wird. Ohnehin hat Miss Lloyd, die eigentliche Stifterin der oben genannten Gesellschaft, mit Hindernissen und Schwierigkeiten mancherlei Art zu kämpfen, wie aus einem an mich gerichteten Schreiben hervorgeht, welches ich eben erhalte, da ich diese Mittheilungen mache, und aus dem ich folgende Stellen auszuheben mir erlaube, da sie selbst einem grösseren Publicum von Interesse scheinen dürften:

„The study, or collection, of folk-lore is, generally speaking, treated with a supreme contempt here and its worth is only comprehended by a few. Having all this want of understanding of the chief subject of one's work to meet with in daily life, a word of encouragement is doubly valuable, and indeed often encourages me to persevere more unwearingly in what sometimes appears a rather hopeless endeavour and struggle (almost single-handed). — I trust soon to send you a specimen of a little folk-lore journal that our newly-formed Folk-Lore Society is just issuing here.* On account of cost, we are so limited in point of space, that the publication must be a very small one. But should it succeed, we may do better in this respect bye and bye. The first number has, however, been sadly spoilt, by a very ridiculous cause. I had a very nice series of stories ready for it, which suited each other well; thoroughly simple and harmless they were (or, as you may imagine, I should not have thought of putting them in); but, alas! objection was taken to the occurrence of such expressions as the 'udder of a cow' 'paunch' etc. etc. which were pronounced to be 'coarse' by a lady who knows nothing whatever of S. A. Native literature and who exerts considerable influence in our little society altho' herself outside of it; and my nice little set of tales in which we should not have included a word that was really 'coarse' has been compelled, for the present, to be put aside unprinted (with the exception of the least interesting of them all 'The Lion and the Ostrich' which has been published). The clever hare, in one

* Ich erhielt dasselbe früher als das verspätete Schreiben.

of the stories, hides himself in the 'small paunch' of a slaughtered ox which is, I am told, a very favorite article of food among natives in that part of the country; and in that way he safely travels down in a package of meat, with the spider (who had intended to leave him behind) from the sky. This is how the unfortunate word made its appearance in the story. — I hope that we may overcome some of these unreasonable ideas in time. In the mean time, they have given me nearly four times as much trouble as I need have had with the 1st No. of our little journal, and, what vexes me still more, have thus made it a very poor one. — I am still collecting Bushman folk-lore, and my little teacher has incidentally mentioned to me numbers of other stories which I have not yet had time to take down from his dictation, and of which I only as yet possess a few outlines (written down so that I may know what to ask for when ready for a new tale). He is an excellent narrator; I wish you could hear and see him tell some of his stories where animals, which often play a leading part, are represented .... You will hardly believe that no scholar has even yet been obtained for the custodianship of the Grey Library notwithstanding the three years of effort on the part of its friends. So, there I am day after day doing my best to keep things safe and keep up the communication with the Missionaries etc. established with so much labor by Dr. Bleek, until a scholar is appointed to carry on the work, my time being hereby almost wholly taken up by my many hours of duty at Cape Town daily and taken from my more important Bushman work at home. The present Ministry has promised to do something next session for the Grey Library, to which I came by the wish of the Senior Trustee to fill a mere temporary gap for a few months only, as I hoped; but here I have been for more than three years. I dare not leave it for fear of the havoc which I know would surely ensue; but I want all my time most sorely for my Bushman work at home. I cannot even take time to order the type necessary for printing the Bushman texts collected by Dr. Bleek and by myself, although money sufficient for beginning our printing was granted about

two years ago by the Colonial Government; as yet therefore no Bushmany can be printed."

Miss Lloyd, die Schwägerin des auch unter uns durch seine gelehrten Arbeiten rühmlichst bekannten Dr. Bleek (eines geborenen Berliners), ist, wie aus dem obigen erhellt, eine wissenschaftlich sehr thätige Dame, deren Bemühungen jegliche Unterstützung und Ermuthigung reichlich verdienen. Dass sie die eigentliche Gründerin der Capstädtischen Folk-Lore Society, sowie des Folk-Lore Journal ist, sagt sie selbst zwar nicht; ich vermuthe aber ersteres aus sämmtlichen Umständen und letzteres ersehe ich aus einer Notiz des Folk-Lore Record vol. I. Lond. 1878, wo es heisst: Miss Lloyd, to whom the task of continuing Dr. Bleek's Bushman investigations has been entrusted, is thinking of starting a periodical of small size devoted to Bushman, Hottentot, and Kaffer Folk-Lore. The price would not exceed 6 d. a part, and from six to twelve parts might be published a year. Intending subscribers are requested to write to the Rev. A. H. Sayce, Queen's College, Oxford." Das erste Heft ist, wie wir gesehen, bereits erschienen, und seitdem noch mehr.

Rundâs und Reimsprüche aus dem Vogtlande. Mit 22 vogtländischen Schnaderhüpfl-Melodien. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Hermann Dunger. Plauen, Druck und Verlag von F. E. Neupert. 1876. 8°. LXVI und 307 Seiten.

Der Herausgeber, der sich schon durch seine im Jahr 1874 erschienene Sammlung „Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtland", die ich im Literarischen Centralblatt 1875, Nr. 4, besprochen habe, als eifrigen Sammler und verständnissvollen, geschickten Herausgeber seiner heimatlichen Volksüberlieferungen erwiesen hat, bietet uns in vorliegendem Buche eine Sammlung von vogtländischen, den süddeutschen Schnaderhüpfln entsprechenden Liedchen, sogenannten Rundâs oder Schlumper- oder Tschumperliedlen, nebst einer Anzahl von Reimsprüchen (Lebensregeln, Besprechungsformeln, Bauernregeln, u. s. w.). Die Zahl der Reimsprüche beträgt gegen 200, darunter gegen 70 zum Theil sehr interessante Besprechungsformeln oder Segen, die der Rundâs aber gegen 1400. Wenn der Herausgeber in Bezug auf letztere Zahl sagt, dass wol kaum eine zweite Landschaft Deutschlands eine Sammlung derartiger Liedchen von solchem Umfange aufweisen könne, so ist dies richtig, wenn mit Deutschland nur das Deutsche Reich gemeint ist; sonst wäre die noch reichere Sammlung aus Kärnten von V. Pogatschnigg und E. Herrmann (Deutsche Volkslieder aus Kärnten, 2 Bdchen, Graz 1869—70) anzuführen. Die umfängliche „Einleitung" (S. IX—LXVI) handelt eingehend über die Schnaderhüpfl-Poesie überhaupt und insbesondere über Namen, Form und Inhalt der vogtländischen Rundâs und darüber, von wem, wann und wo sie gesungen werden.* Den Texten

* Zu den Namen, die S. XII aufgezählt sind, ist „Musikschnalzen" (A. Peter, Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien I, 312) nachzutragen. — Zu den S. XV ff. gegebenen Stellen aus der ältern deutschen Litteratur, in denen das Wort Runda vorkömmt, füge ich noch die folgende aus dem ersten Auftritt des zuerst 1725 erschienenen Lustspiels „Die verkehrte Welt" von Johann Ulrich König:

Scaramutz. Stoss an Bruder, es lebe unser Wohlthäter, der redliche Merlin!

(Sie stossen die Gläser zusammen und trinken. Man hört ein Runda.)

Harlekin. Wo zum Henker kam denn das Runda her?

selbst sind häufig erläuternde Anmerkungen beigefügt, insbesondere solche, welche Worte und Formen der vogtländischen Mundart, in der die meisten Stücke aufgezeichnet sind, erklären, und nur selten — z. B. zu dem Wort „Schnäpperling'" in Nr. 1114 — vermisst man eine Erklärung. Viele Rundâs finden sich in gleicher oder ähnlicher Gestalt auch anderwärts, aber leider hat der Herausgeber „aus Rücksicht auf den Raum Verweisungen auf ähnliche Sammlungen unterlassen" (S. VII). Bei vielen der in verschiedenen Gegenden vorkommenden Stücke weiss man sicher nicht, wo sie herstammen, manchen aber sieht man ihre österreichisch-bairische Herkunft entschieden an, was dem Herausgeber natürlich nicht entgangen ist, worauf er aber ausdrücklich hätte aufmerksam machen sollen. — Aus S. IV des Vorworts erfahren wir, dass dieser Band als der erste Theil einer vogtländischen Volksliedersammlung anzusehen ist, dem ein zweiter, der die längeren Volkslieder enthalten wird, folgen soll. Die Freunde der Volksdichtung werden ihn — gleich diesem ersten — hoch willkommen heissen. — Schliesslich noch ein Wort zu der Aeusserung des Herausgebers in der Einleitung (S. IX), dass das deutsche Volk in seinen Volksliedern ein poetisches Erbe aus seiner Väter Zeit besitze, dem keine andere Nation ein würdiges Gegenstück an die Seite setzen könne! Ohne irgend wie Gewicht auf meine eigene Ansicht legen zu wollen, nach der allerdings verschiedene Nationen, deren Volkslieder ich einigermassen zu kennen glaube, uns darin ebenbürtig sind, möchte ich nur fragen, ob der Herausgeber, ob überhaupt irgend jemand die Volkslieder aller anderen Nationen genau genug kennt, um sich erlauben zu dürfen so kurzweg über alle zu Gunsten von uns Deutschen abzuurtheilen.

Weimar. Reinhold Köhler.

Schmarsow, Leibniz und Schottelius. Angezeigt von Robert Boxberger.

Die vorliegende Schrift, das 23. Heft der „Quellen und Forschungen", enthält eine mit grosser Gründlichkeit, Belesenheit und Scharfsinn geführte Untersuchung, auf die der Verfasser bei Gelegenheit seiner Studien über Schottelius, den verdienten Verfasser der „Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache" geführt wurde. Es handelte sich dabei um nichts geringeres als die Autorschaft der berühmten „Unvorgreifflichen Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache", die, seit sie Eccard 1717 zuerst in den Collectanea etymologica veröffentlicht hatte, bis auf Guhrauer, der sie im ersten Bande von Leibniz' deutschen Schriften wieder abdrucken liess, unbeanstandet für ein Werk von Leibniz gegolten hatten. Nun aber fand der Verfasser auf der

Bibliothek zu Hannover ein Manuscript dieser Abhandlung, welchem von fremder Hand der Titel übergeschrieben war: „Dr. Schottel. Von der Teutschen Sprache.“ Das Ergebniss der Untersuchung ist, dass die Schrift allerdings von Leibniz herrührt, dass sie aber aus einem gründlichen Studium der Werke Schottels und unbedingtem eingehen auf dessen Ansichten und Pläne hervorgegangen ist. Der Nachweis ist schlagend, und nicht minder gelungen auch die Beweisführung, dass die Schrift nicht um 1697, wie Guhrauer annimmt, sondern um 1680, ziemlich gleichzeitig mit der zuerst von Grotefend 1846 herausgegebenen „Ermahnung an die Teutsche“ entstanden ist. Auch ist die Schrift ein wichtiger Beitrag zu einer kritischen Ausgabe von Leibniz' Werken. Denn erst durch dieses Manuscript werden Fehler berichtigt, die sich noch in dem Guhrauerschen Abdruck finden. So muss es §. 17, Z. 5 heissen: Gournay statt Journay, §. 43, Z. 5: Zeltischen statt Cretischen, §. 44, Z. 7: Klein-Asien statt Tenin, Asien; §. 47, Z. 4 zu den Worten: „aus Briefen an mich selbst“ hat Leibniz selbst am Rande zugeschrieben: „Huetius“. Eine Reihe treffender Anmerkungen macht den Beschluss dieser höchst dankenswerthen Abhandlung.

Seuffert, Wielands Abderiten. Angezeigt von Robert Boxberger.

Es ist schlimm, dass man der Jugend im ganzen von der Lectüre Wielands abrathen muss und dass, wenigstens meines wissens, noch keine Ausgabe desselben existiert, die man der Jugend mit gutem Gewissen in die Hände geben könnte. Auch der erwachsene wird es zuletzt überdrüssig, in den Gesammtausgaben, die so viel wirklich schlechtes oder wenigstens theils mittelmässiges, theils schlüpfriges bieten, nachzusuchen, und so geräth Wieland jetzt in Gefahr weniger gelesen zu werden, als mehrere seiner Hauptwerke verdienen. Ich erinnere nur an den „Agathon“, diesen wahrhaft classischen Roman. Aber ein Roman, den man auch der Jugend in die Hand geben kann, sind die „Abderiten“, die der durch sein Werk über „Maler Müller“ schon vortheilhaft bekannte Dr. Seuffert zum Gegenstand eines höchst anziehenden und sein Sujet erschöpfenden Vortrags gemacht hat. Diese Arbeit ist ein neuer Beweis dafür, dass das sorgsame Studium der Quellen einer Dichtung nicht nur für den studierenden, sondern auch für die Hörer oder Leser den Genuss der Dichtung nicht schwächt, sondern erhöht. Das Ergebniss dieses Quellenstudiums ist in Kürze folgendes: Der Roman ist wesentlich in zwei verschiedenen Zeiten ausgearbeitet worden und zerfällt danach auch in zwei nur lose zusammenhängende Theile, von denen der erste, 1773 entstanden, im wesentlichen Wielands eigenes Verhältniss zu seiner Vaterstadt Biberach unter dem Bilde des Verhältnisses Demokrits

zu Abdera abspiegelt, der zweite Theil aber, 1778 entstanden, seinem Verdruss über die fehlgeschlagene Hoffnung der Aufführung seiner Oper „Rosamunde" in Schweizers Composition, zu der er selbst nach Mannheim gereist war, Worte leihen sollte. Auch erkannten dies die Mannheimer sofort, und Wieland war schwach genug sich im „Mercur" gegen derartige Deutungen zu verwahren. Mit Recht lässt sich der Verfasser von dieser Notiz in der Aufsuchung der Beziehungen Wielands zu Mannheim-Abdera nicht beirren; er weist unter anderm nach, dass unter dem Euripides Lessing zu verstehen ist, der für seine Bemühungen um das Mannheimer „Nationaltheater" mit einer Sammlung Kupfermünzen abgelohnt worden war.

Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von G. v. Loeper. Berlin 1879, Hertz.

Wir bekommen hier eine Sammlung von Briefen Goethes aus früher und aus späterer Zeit — aber nicht gerade zu unserer Ueberraschung. Die Briefe an Frau v. La Roche wie die an ihre Enkelin, nachmalige Frau v. Arnim, sind uns längst bruchstückweise dargeboten und vollständig versprochen worden. Ob wir die ersteren nunmehr vollständig haben, mag noch bezweifelt werden; denn nicht nur fehlt ein 1859 in der Kölnischen Zeitung veröffentlichter Brief an die La Roche, sondern es haben auch die hier gedruckten aus verschiedenen Fundorten zusammengebracht werden müssen, sodass noch unentdeckte irgendwo stecken können. Indessen ist nicht etwa daran zu denken, dass der Briefwechsel nach Goethes Uebersiedelung nach Weimar fortgesetzt worden sei. Berücksichtigt man, dass die La Roche am 15. Januar 1776 gegen Merck die Nichtbeantwortung ihrer Briefe an Goethe beklagt, und dass sie demselben Freund am 30. October 1779 für Nachrichten von Goethe dankt, so darf man wol annehmen, dass der Brief vom 1. September 1780 der erste ist, den Goethe aus Weimar an die mütterliche Freundin schrieb. Vergleicht man die Mittheilung der Caroline Flachsland an Herder, dass Goethe, ehe er mit der La Roche und ihrem Hause bekannt wurde, und als sie ihm nur die berufene Schriftstellerin war, sich sehr aufgebracht gegen dieselbe zeigte, mit den späteren, nichts weniger als günstigen Auslassungen Goethes über die in Weimar zum Besuch weilende, so muss man dem Herausgeber v. Loeper entschieden Recht geben, wenn er den lebhaften Briefwechsel Goethes mit der La Roche in den Jahren 1773 bis 1775 durch die innige Neigung erklärt, welche ersterer für die Tochter der letzteren, Maximiliane, empfand. Doch hinderte ihn diese Neigung nicht sich eine ihm wie Maximiliane schwer fallende Entsagung aufzuerlegen, als die geliebte ge-

zwungen worden war einem anderen ihre Hand zu geben. Sein Verhältniss zu ihr liess Goethe im zweiten Theil von Werthers Leiden nachklingen, worüber Frau v. La Roche sehr unzufrieden war, wie v. Bretschneider an Friedrich Nicolai meldete.

Bei der Lebhaftigkeit des Briefwechsels ist auch dessen Inhalt ein sehr reichhaltiger und berührt fast alle Interessen von Goethes damaligem Leben: Dichtungen, Vergnügungen, Freundschaften, Herzensverhältnisse, Litteratur, Musik, Reisen u. s. f. Er ist somit ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des werdenden Goethe.

Der Herausgeber hat sich seiner Aufgabe mit rühmlichem Fleiss und eingehender Sachkenntniss entledigt. In Ermittelung und Feststellung der in Goethes Briefen an die La Roche berührten Verhältnisse ist er mit tiefer Einsicht und grosser Umsicht verfahren; von den Ergebnissen seiner Forschungen ist u. a. hervorzuheben: die Annahme, dass Goethe zum Werther seine aus Wetzlar an Merck gerichteten, nachher vernichteten Briefe benutzt habe (S. 36); die Conjectur „Ravanelle" für die Lesart „Katanell", welche sich in dem von Frese besorgten Abdruck in den „Goethe-Briefen aus Fritz Schlossers Nachlass" (1877) findet (S. 40); die Feststellung des 1. Februars 1774 als des Tags, an dem Goethe Werthers Leiden zu schreiben begann (S. 43); die Verwerthung von Rosaliens Briefen der La Roche für Goethes Lebensgeschichte (S. XIII ff. 53); die Zusammenstellung des ertrinkens von vier Knaben in Ems mit einer Scene in Wilhelm Meister (S. 59); die Conjectur „heissem Athmen" für Freses Lesart „heissen Armen" (S. 59 f.); die Deutung des „Nachbar Gorgias" auf Wieland (S. 68); die Beziehung der Worte „ein Klijog" auf einen Brief dieses schweizerischen Bauers (S. 106).

Allerdings finden sich auch Anmerkungen, die weder zur Erläuterung noch zur Ergänzung dienen und daher besser weggeblieben wären, sowie andere, die sich schwerlich einer Zustimmung erfreuen werden. Auch mag der Behauptung gedacht werden, dass Goethe in Lavaters Physiognomik den Aufsatz über den Vaticanischen Apoll geschrieben habe (S. 23). Als Vermuthung ausgesprochen, müsste diese Folgerung aus dem 6. Briefe unbedingt anmuthen; allein dagegen, dass dies wie eine feststehende Thatsache behauptet wird, muss entschieden protestiert werden, da diese Vermischung von Hypothesen und erwiesenen Thatsachen die Solidität der Goethe-Forschung nur gefährden kann. Sollte der Nachweis ja etwa schon anderswo geführt sein, so müsste zwar dieser Protest widerrufen werden, aber gewiss mit der Beruhigung, dass der Ort, wo es geschehen, ein sehr versteckter ist. Die Existenz eines solchen Ortes darf aber vorläufig umsomehr bezweifelt werden, als v. Loeper im citieren sonst sehr gewissenhaft ist.

Als Beitrag zu Feststellung der Briefdaten erwähne ich, dass der 8. Brief am 21. Januar 1774 geschrieben sein dürfte; wenigstens

fanden im Winter 1773/4 die regelmässigen Concerte in Frankfurt Freitags statt.

Von sprachlichen Eigenthümlichkeiten können nachstehende aus Goethes Briefen an die La Roche ausgezeichnet werden: „mit abschiedvollem Herzen“ S. 9; „vorhalten“ für vorbehalten S. 16; „sich hauslassen“ für sich heraushalten S. 17; „stickt“ für steckt S. 74; „dargestellt“ für vorgestellt S. 77; „ausfallen“ als Gegentheil von einfallen S. 111 f.

Bei den Briefen an Bettina beschränken sich die Anmerkungen auf Vergleichung derselben mit dem Pseudobriefwechsel Goethes „mit einem Kinde“. Endlich ist Licht in die Frage gekommen, wie weit Frau von Arnim mit ihren im allgemeinen zweifellosen Fälschungen gegangen ist; man erfährt nun, wie sie zum Theil nur die Briefdaten ihren Absichten gemäss geändert, das vertrauliche Du in Goethes Briefen früher, als in Wirklichkeit der Fall war, eingeführt, störende Stellen gestrichen hat u. drgl. Manche Briefe aber hat sie selbst zusammengeschrieben und keck für Goethesche ausgegeben. Bei alledem ist in Goethes Briefen an sie mehr Wärme anzutreffen, als man hätte vermuthen sollen; dem alten Herren scheint sogar vor einem zusammenkommen mit Bettina bange gewesen zu sein, wenn man die indirecte Ablehnung ihres Besuchs im Briefe vom 22. Februar 1809 in Betracht zieht. Er scheint geahnt zu haben, dass die persönliche Berührung angenehme Verhältnisse zerstören werde, wie durch den bekannten Bruch 1811 geschah. Erst später erfolgte Versöhnung; 1826 hielt das Arnimsche Ehepar sich mehrere Tage in Weimar auf und war fast täglich zu Gaste bei Goethe, wie aus dessen Tagebuch sich ergibt.

Eine werthvolle Beigabe der Goethe-Briefe aus v. Loepers Handschriftenschatz ist Goethes Uebersetzung des Hohen Liedes. Ueberdies steht unter den Briefen an die La Roche ein sogenanntes Drama, „Des Künstlers Vergötterung“, die erste Anlage von „Des Künstlers Apotheose“. Bdrmn.

Falck, Der Dichter J. M. R. Lenz in Livland. Angezeigt von Robert Boxberger.

Schon der Titel dieser Schrift zeigt, in welchem Geiste sie abgefasst ist, denn nach den oben angeführten Worten daraus heisst es weiter: „Eine Monographie nebst einer bibliographischen Parallele zu M. Bernays' jungem Goethe von 1766—1768, unbekannte Jugenddichtungen von Lenz aus derselben Zeit enthaltend“. Diese Parallele ist durchaus ungerechtfertigt. Lenz wird dadurch nicht erhöht, wol aber Goethe erniedrigt. Was wäre Goethe, wenn in ihm nichts weiter gesteckt hätte als ein Lenz? Aber der Verfasser, selbst ein

Livländer, schätzt seinen Landsmann viel zu hoch. Es werden jetzt vortreffliche Monographien über die Dichter der Sturm- und Drang-Periode geschrieben; Erich Schmidt hat neuerdings eine schöne Parallele zwischen Lenz und Klinger gezogen; aber diese Herren wissen den Stürmern und Drängern einen Platz im Vorhofe unserer classischen Litteratur anzuweisen, während Herr Falck seinen Helden Lenz gern gleich in das allerheiligste einführen möchte. Lenz ist und bleibt nur eine Appendix Goethes, aber der Verfasser bemüht sich mit der grössten Anmasslichkeit mehr aus ihm zu machen; so sagt er S. 75: „Und doch soll Lenz, nach einer Legion, ein Nachahmer Goethes sein? Die Herren wussten nicht, was sie niederschrieben". Vielmehr der Herr Verfasser weiss aus, an sich ja lobenswerthem, Localpatriotismus bisweilen nicht, was er niederschreibt. Zunächst bauscht er die kleinlichsten Berichtigungen zu Gott weiss was für wichtigen Entdeckungen auf; unter anderm entdeckt er, dass Lenz nicht den 23. Mai (S. 80) des Jahres 1792 verschied, sondern, und nun folgt wörtlich: „Lenz starb — wie ich im Stande bin zu melden (cf. 11) — in der Nacht vom 23. zum 24. Mai, und sein Grab ist in Mârina-rôscha (im Marienhaine) in Moskau nicht, sondern auf einem fürstlichen Edelhofe (bei Moskau) zu suchen". Tiecks verdienstvolle Ausgabe der Lenzschen Schriften wird über Gebühr gescholten, gerade als wenn wir es bei Lenz mit einem Classiker ersten Ranges zu thun hätten. Die ausführliche Biographie des Dichters, welche der Verfasser verspricht, soll uns willkommen sein, vorausgesetzt, dass er in derselben objectiver als bisher verfährt.

Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des Deutschen Volkes. Von Georg Büchmann. Elfte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin 1879, Haude- und Spenersche Buchhandlung. 467 Seiten Octav.

Von dieser vortrefflichen Sammlung, welche noch fernerhin ausführlich loben zu wollen überflüssig wäre, da die „Geflügelten Worte" derselben bereits zu „Household-words" zahlreichster Familien geworden sind, ist soeben wiederum eine neue Ausgabe erschienen, die gleich allen früheren an innerer Vervollkommnung wie an äusserem Umfang nicht wenig gewonnen hat, und ich glaube gewissermassen eine Pflicht zu erfüllen, wenn ich mein stätes Interesse an diesem „Schatz" auch jetzt wieder durch folgende Bemerkungen bekunde, die der Verfasser möglicher Weise irgendwie einmal möchte verwerthen können.

Ich beginne mit „Krethi und Plethi" (S. 11), welcher Ausdruck eigentlich nicht „Leibwache und Trossbube" bedeutet, sondern die Kreter (oder nach anderen die Karer) und Philister, welche die Leibwache Davids bildeten.

Die Legende Kosegartens „Das Amen der Steine“ (S. 34) stammt zunächst aus der „Legenda Aurea“ des Jacobus a Voragine, wo im Cap. 181 „De sancto Pelagio papa“ (S. 833 in Graesses Ausgabe) folgendes erzählt wird: „Circa annum domini DCLXXXVII Beda Venerabilis presbiter et monachus in Anglia claruit . . . . cum prae nimia senectute ejus oculi caligassent, habebat, ut ajunt, quendam ductorem, a quo per villas et castella se duci faciebat et ubique verbum domini praedicabat. Quadam vice dum per quandam vallem magnis lapidibus plenam transirent, ejus discipulus derisionis causa eidem dixit, quod ibi esset magnus populus congregatus, qui ejus praedicationem silenter et avide exspectaret. Tunc ille ferventer praedicare incipiens, cum in fine per omnia secula seculorum conclusisset, mox, ut ajunt, alta voce clamaverunt: amen, venerabilis pater. Quia igitur venerabilem eum miraculose lapides vocaverunt, ideo venerabilis pater appellatur, vel, ut alii asserunt, ei angeli responderunt: bene, venerabilis pater, dixisti.“

Ueber das S. 45 besprochene Schlaraffenland s. die Abhandlung von Johannes Pöschel: „Das Märchen vom Schlaraffenland“ in den „Beiträgen zur Geschichte der Deutschen Sprache und Litteratur“ Bd V (Halle 1878) S. 389 ff., sowie meine Nachträge dazu in Gröbers Zeitschrift f. romanische Philologie Bd. III S. 127 (Anzeige von Guerrinis Vita e opere di G. C. Croce).

Die Berserkerwuth (S. 52) ist allerdings „wilde Kampfeswuth“; doch besassen dieselbe nach der skandinavischen Sage nicht Berserker und seine zwölf Söhne, denn einen Kämpfer dieses Namens hat es nie gegeben, und gemeint ist ohne Zweifel Arngrim und dessen zwölf Söhne, jedoch waren dies nicht die einzigen Berserker, deren es vielmehr vor und nach ihnen noch viele gegeben hat, und die auch nicht ohne Helm und Panzer ungeharnischt in den Kampf zogen, in welcher Beziehung es bei Cleasby-Vigfusson, An Icelandic-English Dictionary (Oxford 1874) u. d. W. berserkr heisst: „the etymology of this word has been much contested; some — upon the authority of Snorri, hans menn fóru ‘brynjulausir’ Heimskr. 1, 11 — derive it from ‘berr’ (bare) and ‘serkr’ (cp. sark Scot. for shirt); but this etymology is inadmissible, because ‘serkr’ is a subst. not an adj.: others derive it from ‘berr’ (Germ. bär = ursus), which is greatly to be preferred, for in olden ages athletes and champions used to wear hides of bears, wolves, and reindeer (as skins of lions in the south), hence the names Bjálfi, Bjarnhédinn, Úlfhédinn (hédinn, pellis), — ‘pellibus aut parvis rhenonum tegimentis utuntur’, Caes. Bell. Gall. VI, 22; even the old poets understood the name so, as may be seen in the poem of Hornklofi (beginning of 10th century) etc.“ Berserkr bedeutet also „a bear sark, bear coat i. e. ‘a wild warrior or champion’ of the heathen age; twelve berserkers are mentioned as the chief followers of several kings of

antiquity". Dann heisst es weiterhin: „In battle the berserkers were subject to fits of berserksgangr (furor bersercicus), when they howled like wild beasts, foamed at the mouth and gnawed the iron rim of their shields; during these fits they were, according to popular belief, proof against steel and fire, and made great havoc in the ranks of the enemy; but when the fever abated they were weak and tame. . . . With the introduction of Christianity this championship disappeared altogether". Vgl. Konrad Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthum 2, 108 f.

Mit Gellerts „Lebe, wie du, wenn du stirbst, Wünschen wirst gelebt zu haben" (S. 62) vergleiche man den Ausspruch des griechisch schreibenden römischen Stoikers Musonius (lebte unter Nero und Vespasian) bei Stobaeus l. I §. 83: „*Οὐκ ἔστι τὴν ἐνεστηκυῖαν ἡμέραν καλῶς βιῶναι, μὴ προθέμενον αὐτὴν ὡς ἐσχάτην βιῶναι*".

Ja, Bauer, das ist ganz ein anders! (S. 72). Die von Erasmus lateinisch mitgetheilte Geschichte, der sie eine seeländische nennt, findet sich auch in den 'Tales and Quicke Answeres', deren erste Ausgabe ohne Jahreszahl um das Jahr 1535 erschien, und wo sie so lautet: „An husbandman in Zeland came before the chiefe ruler of the countrey (whose bull had kyld the poore mans cow) and after he had leave to speake, hee sayde: my bull leapyng ouer the dyche hath kyld your cow, what is the law? The ruler, mistrustyng no deceit, answered: thou muste paie for hir. Than with licence the poore man sayd: Sir, I failled in my tale: your bull hath kyld my cow. The ruler, beyng a little amoued, sayde: this is another matter. The poore man sayd: Verely it is all one thyng: and you haue truely iudged." Shakespeare Jest-Books: Reprints of the early and very rare Jest-Books supposed to have been used by Shakespeare. Edited etc. by W. Carew Hazlitt. London 1860. Vol. I. Zweite Abtheilung des Bandes, S. 134 No. 121. Dass diese Geschichte eine ursprünglich englische sei, wird sehr zweifelhaft, weil die angeführte, mit dem Juristen Plowden, auf den sie bezogen wird, gleichzeitige Spässesammlung ihr vielmehr einen seeländischen Ursprung beilegt; darüber aber, dass sie später auf den berühmten Juristen übertragen wurde, darf man sich nicht wundern, denn ähnliches geschieht oft. So übertrug man auf einen anderen berühmten Juristen, William Noy, Attorney General Karls des Ersten einen klugen Einfall (Traditions and Hearthside Stories of West Cornwall. By William Bottrell. Second Series. Penzance 1873 S. 274. The Percy Anecdotes. Lond. [1868] Warne & Co. „Anecdotes of the Bar" S. 311), den bereits, wie ich in der Academy 1873 Vol. IV S. 422 nachgewiesen, Valerius Maximus VII, 3 ext. 5 von Demosthenes erzählt, der sich aber auch in dem griechischen Syntipas, in den Sieben Vezieren u. s. w. findet; s. Benfeys Pantschatantra I, 287.

Goethes Lehre (S. 80)

„Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort,
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort,"

findet sich anderwärts in ihrem ersten Theile auf Jungfrauen, in dem zweiten auf Wittwen angewendet; ein englisches Sprichwort lautet nämlich:

„He that wooes a maid, must seldom come in her sight,
But he that wooes a widow, must wooe her day and night:
He that wooes a maid, must feign and lie and flatter,
But he that wooes a widow, must down with his breeches and at her."

Der Herausgeber des Hudibras (Edinb. 1773) erwähnt dieses Sprichwort zu der Stelle P. I c. 1 V. 913 ff., welche so lautet:

„Honour is like a widow, won
With brisk attempt and putting on,
With entering manfully and urging,
Not slow approaches like a virgin"

und bemerkt dazu: „This proverb being somewhat immodest Mr. Ray says, he would not have inserted it in his collection (Lond. 1768) but that he met with it in a little book, entitled: The Quaker's spiritual court proclaimed, written by Nathaniel Smith, student in physic, wherein the author mentions it as a counsel given him by Hilkiah Bedford, an eminent Quaker in London who would have had him to have married a rich widow, in whose house he lodged. In case he could get her, this Nathaniel Smith had promised Hilkiah a chamber gratis. The whole narrative is worth the reading". — Aber nicht nur der fromme Quäker räth zur Kühnheit beim freien um Wittwen, sondern auch Washington Irwing in seinem „Sketchbook" (The Christmass dinner) führt folgendes in England verbreitete Sprichwort an:

„He that will woo a widow, must not dally,
He must make hay while the sun does shine:
He must not stand with her, Shill I, shall I?
But boldly say, Widow, thou must be mine".

Das lateinische si libet, licet (S. 82) findet sich bei Spartian, Antoninus Carac. 10, dem die Stiefmutter auf dessen Aeusserung „Vellem si liceret" mit jenen Worten antwortet und hinzufügt: „An nescis te Imperatorem esse et leges dare, non accipere?"

Der rothe Faden, der in dem sämmtlichen Tauwerk der englischen Kriegsflotte durch das ganze durchgeht (S. 90), heisst technisch „rogue's yarn"; s. Webster u. d. W.

Schillers Spruch: „Hoher Sinn liegt oft im kindschen Spiel" (S. 97) findet auch im Volksaberglauben seine Bestätigung;

denn „wan Kinder kreutz tragen vnn gräber machen, so bedeuts sterbend, tragen sie aber fahnen vnd streiten gegen einander, so bedeuts Krieg“, Birlinger, Aus Schwaben. Wiesbaden 1874. II, 240, und auch Le Loyer, Discours et Histoire des spectres, visions et apparitions des esprits etc. Paris, Nicolas Buon MDCV, S. 418 merkt an: „Certes ces esbats puérils ne sont guère sans prodige. Car tantost vous verrez les enfants faire une longue létanie es rues comme s'ils conduisoient une pompe funèbre, De là on tire un présage de quelque mortalité à venir. Et puis tantost vous les verrez qu'ils porteront des enseignes et banderolles, marcheront de rang, seront divisés en escadrons et se livreront batailles les uns aux autres, Ils out maintefois prédit des guerres en cette façon. Et quelquefois s'est trouvé que ces enfants soutenans en leur combats qui le party des amis, qui celui des ennemis, faisoient tomber le plus souvent le sort de la perte future de la bataille sur ceux d'un des partis qui estoient demeurés vaincus.“

Die aus dem sogenannten Halbsuterschen Sempach-Liede angeführte Strophe (S. 131) gehört nicht dem ursprünglichen Liede über diese Schlacht an, wenn es auch fraglich ist, aus welcher Zeit dasselbe stammen mag, sowie auch über Arnold von Winkelried und dessen That mancherlei Zweifel schweben; s. Kleissner, Die Quellen zur Sempacher Schlacht und die Winkelriedsage, Göttingen 1873, und „Die Winkelriedsage“, Beilage zur Allgem. Zeitung 1874 Nr. 255.

Hinsichtlich des „Prof. Raspe“, Verfassers des englisch geschriebenen Buches „Baron Münchhausens Erzählung seiner wundersamen Reisen u. s. w.“ (S. 173) entnehme ich den „Notes and Queries“ 2nd Series No. 59 (Febr. 14, 1857) die Notiz, „that in the Gentleman's Mag. for Jan. 1857 [Seite 2] it is satisfactorily made out that these two volumes were written at Dolcoath Mine, in Cornwall, by Mr. Raspe, a German, who was the storekeeper of that establishment“.

Die La-Fontainesche Fabel „Der Affe und die Katze“ (S. 197 f.) findet sich bereits in des Armeniers Vartan († 1271) Fabelsammlung (Paris 1825) Nr. 17.

Die Redensart misère en Prusse (S. 205) finde ich in Reinsberg-Düringsfelds Internationalen Titulaturen, Leipzig 1863, I, 64 lateinisch (miseria in Borussia) angeführt; sie ist also schon vor Balzac vorhanden gewesen.

Ob Florian den Stoff seiner Fabel Le calife (S. 208) der Geschichte von dem Müller von Sanssouci und nicht vielmehr einer orientalischen Erzählung entnommen hat, steht noch sehr dahin, da eine persische Version derselben aus der Zeit des Chosrev Nuschirvan (531—579) mitgetheilt wird von Mordtman in der Gartenlaube 1869 S. 153 und von Wüstenfeld in der Zeitschr. der Deutschen Morgenländ. Gesellsch. 18, 406 (1864).

In Betreff des Dictums: „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert“ (S. 225) will ich bemerken, dass man dasselbe auf den heiligen Augustin zurückführen will; denn in der Augsb. Allgem. Zeitung 1872 Nr. 348 S. 5316[b] („Harmlose Plaudereien aus München“) äussert der Verf. unter anderm: „wie sehr der heilige Augustin Recht hat, wenn er sagt ‘Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert’.“

Il meglio è il nemico del bene (S. 231) ist ein italienisches Sprichwort, wie das Wörterbuch der Crusca besagt, welches aus den „Deput. Decam.“ anführt: „Ma se vero è quel che ha spesso in bocca il popolo: il meglio è nimico del bene etc.“

Das homerische Gelächter (S. 238) kennen auch die Franzosen in ihrem „rire homérique“: s. Littré unter letzterem Worte; ob der deutsche oder der französische Ausdruck die Priorität hat, lasse ich dahingestellt, beide finden sich erst in der neuesten Zeit.

„Levis sit tibi terra“ (S. 248) oder vielmehr genauer: „Sit tibi terra levis“ (S. T. T. L.) ist dem griechischen *ΚΟΥΦΗ ΓΗ ΤΟΥΤΟΝ ΚΑΛΥΠΤΟΙ* nachgebildet; beides waren gewöhnliche Grabschriften oder schlossen doch dieselben; die von Büchmann angeführte Stelle aus des Euripides Alcestis ist also aus der Grabschrift gebildet oder spielt auf dieselbe an.

Der lupus in fabula bei Terenz (S. 261) hat mit der Sage (vielmehr dem Volksglauben), dass, wer einen Wolf sähe, verstumme, nichts zu thun, denn, wie Erasmus zu dieser Redensart anmerkt, „solitum est dici, quoties is, de quo confabulatio est, de improviso intervenit. Festivius usus est Plautus in Stich. Atque eccum, inquit, tibi lupus in sermone praesens esuriens adest. Loquitur enim de parasito Gelasiano qui fratribus de ipso confabulantibus derepente intervenit“. Was hingegen das verstummen beim Anblick des Wolfes betrifft, s. zu Virg. Ecl. 9, 53 ff. und mein Buch „Zur Volkskunde“, Heilbronn 1879, S. 334 f.

Der Ausspruch Virgils Facilis descensus Averno (S. 284) findet sein Vorbild in dém des Philosophen Bias, der auch noch einen witzigen Nachsatz hinzufügte: „*Εὔκολον τὴν εἰς ᾅδου ὁδόν· καταμύοντας γοῦν κατιέναι*“. Diog. Laert. l. IV c. 7 s. 3 § 49.

Von dem zwiefachen Ausruf des Archimedes (S. 328 f.) *εὕρηκα* und *δός μοι ποῦ στῶ καὶ τὰν γᾶν κινάσω* (richtiger: *δός μοι πᾶ βῶ καὶ κινῶ τὰν γᾶν*) findet sich ersterer bei Vitruv l. IX praef. § 10 am Schluss, letzterer bei Simpl. in Phys. S. 424[a] ed. Brandis (= Schneid. ecl. phys. 2, 286). Diese beiden Nachweise verdanke ich Herrn Prof. Bernays in Bonn.

„Ist kein Dalberg da?“ (S. 383). S. hierüber die Zeitschrift f. deutsche Kulturgesch. Neue Folge 1, 101.

Der Ausdruck „Rückwärts Konzentriren“ (S. 417) als Euphemismus für einen Rückzug findet sein Analogon in der Aeus-

serung des macedonischen Königs Antigonos (Gonatas), welcher einst, vor den andringenden Feinden zurückweichend, sagte, er fliehe nicht, sondern jage dem hinter ihm liegenden Vortheile nach (*ὑποχωρῶν ποτε τοῖς πολεμίοις ἐπερχομένοις, Οὐκ ἔφη φεύγειν, ἀλλὰ διώκειν τὸ συμφέρον ὀπίσω κείμενον*). Plut. Reg. et Imper. apophth. *'Αντιγ. τοῦ δευτ.* IV (Moral. vol. II S. 31 ed. Tauchn.).

Ich komme nun zu einigen anderen Puncten, deren Beachtung ich dem Verf. dieser trefflichen Arbeit als Wunsch für folgende Ausgaben ans Herz lege; so scheint es mir nicht zu genügen, wenn er gelegentlich des „eppur si muove“ Galileis (S. 339) diese Worte kurzweg als eine Erfindung bezeichnet. Sie sind zu bekannt, und die Berichtigung, dass sie nicht gesprochen worden, ist zur Zeit noch zu wenig ins Publicum gedrungen, als dass dieselbe nicht näher belegt werden müsste. Ich selbst habe mir aus der Romanzeitung 1870 Nr. 31 S. 558 nur notiert „Bertrand in der Revue des deux Mondes Novembre 1864 und Trouessart in seinem Werke über Galilei, Paris 1865, welches durchweg auf Urkunden beruht. Gleiches auch bestätigt durch bibliographische Untersuchungen von Dr. Ed. Heis in Münster“; doch wird Büchmann wol genaueres anzugeben wissen, da seitdem noch mehrfache selbständige Werke über Galileis Inquisitionsprocess erschienen sind. — Es genügt ferner gleichfalls nicht, die Erzählung von den Weibern von Weinsberg (S. 380) als unhistorisch zu bezeichnen; auch hier mussten die Belege dafür angeführt werden (z. B. Bernheims Abhandlung in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“ Band XV S. 239 ff.), da Büchmann doch gleiches bei dem unhistorischen Ei Schweppermanns (S. 382) nicht unterlassen hat. Aehnliche Unterlassungen sind ferner zu ergänzen bei Huss (S. 334), Zamoyski (S. 335), Grog (S. 345, vgl. Webster u. d. W.), Bayard (S. 346), Antigonus (S. 352; die Verweisung auf Manlius ist ganz und gar ungenügend, ebenso wie die auf die „Poemata Sabini“ gelegentlich des attischen Gesetzes *ὁμοίως ἀμφοῖν ἀκροᾶσθαι* (S. 295); Petit, Leges Atticae würden den locus classicus gegeben haben), Gournay (S. 354), Steele (S. 357), Dupin (S. 371), Hie Welf hie Waiblingen (S. 380) u. s. w. u. s. w.; ein Nachweis, wo die die genannten Personen und Dinge betreffenden Geschichten, Ausrufe u. s. w. zum ersten Male erzählt werden, würde genügen, wo sich näheres nicht belegen lässt. Aber auch genauere Angabe bei manchen Citaten wäre sehr erwünscht; z. B. Tettaus Abhandlung (S. 343) ist ein Sonderabdruck aus den Jahrbüchern der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 1873; die betreffende Stelle steht in jenen S. 151, und in einer Berichtigung weist Tettau darauf hin, dass das von ihm abgedruckte Gedicht „Der Bauern Lob“ schon früher im Serapeum XXIV, 231—235 reproduciert war; — Max Müllers Chips etc. (S. 205) sind im Original in Deutschland wenig verbreitet; in der Uebersetzung: „Essays

von Max Müller" steht die Abhandlung über Chasot im dritten Bande. Leipzig 1872; — die Burkhard-Waldissche Fabel (S. 306) ist in dessen „Esopus" Buch II, Fab. 21 „Vom Fuchss vnd der Katzen". Auch wäre es besser, wie mir scheint, wenn die Titel fremder Werke statt übersetzt immer lieber im Original citiert würden; Rückübersetzungen sind meist schwierig, und warum ist z. B. S. 307 William Stirlings Klosterleben Kaiser Karls V, dagegen S. 344 Coxes „Memoirs of the life and administration of Walpole" angeführt?

Doch hiemit schliesse ich meine Bemerkungen, die nur einen erneuten Beweis davon geben sollen, mit welcher grossen Aufmerksamkeit ich das höchst lehrreiche und schätzenswerthe Opus Büchmanns wiederholt durchgelesen und wie gern ich ein weiteres Scherflein zu dessen stäts wachsender Erweiterung und Vervollkommnung beisteuern möchte, wozu vielleicht auch der Nachweis folgender Druckfehler beitragen dürfte, von denen einige sich bereits durch mehrere Auflagen hingezogen haben: S. 94 Z. 10 v. u. l. ausgeschlagen; S. 99 Z. 13 v. u. l. Strategematika; S. 148 Z. 17 v. o. l. freidig (?); S. 179 Z. 18 v. o. l. Xanthippe; S. 197 Z. 1 u. 4 v. o. l. Bayle; S. 203 Z. 13 v. u. l. possibles; S. 287 Z. 5. 6 v. o. l. den obigen Halbvers; S. 366 Z. 5 v. o. l. einem.

Lüttich. Felix Liebrecht.

Miscellen.

1.

Eine Randbemerkung von Lessings Hand.

Bei der Neukatalogisierung der hiesigen Königlichen und Universitäts-Bibliothek bemerkte ich, dass ihr Exemplar der Schrift von G. E. Lessing: „Vom Alter der Oelmalerey aus dem Theophilus Presbyter" (Braunschweig 1774) aus dem Besitz des Verfassers selbst stammt, welcher mit eigener Hand auf dem Titelblatt den Verfassernamen „von Lessing" nachgetragen hat. Von seiner Hand stammt auch ein bisher unbekannt gebliebener Zusatz — der einzige handschriftliche im Buche —, welcher zwar von keiner grossen Wichtigkeit ist, aber doch Zeugniss ablegt von der ausdauernden Sorgfalt, mit der L. Fragen verfolgte, welche ihn einmal beschäftigten. S. 83 am Ende der Anmerkung (m) [= Lessings Schr. v. Lachmann IX 477; v. Lachmann-Maltzahn IX 465), wo es sich um Erwähnung des Theophilus bei G. Agricola handelt, in dessen Werken er bezügliche Citate vermuthete, aber bis dahin nicht hatte finden können, fährt er hinter „können." so fort:* 'Endlich finde ich nur,** daß er des blossen | Namen Theophilus an zwey Stellen gedenkt. || Einmal [unterstrichen] in der Zueignungsschrift seiner Bücher de re metallica, wo er d[ie] | vornehmsten Schriftsteller änhlichen [so!] Inhalts nahmhaft macht, u wo Theophil.[us] | [Das übrige ist abgeschnitten.]***

Breslau. Karl Dziatzko.

---

* Zwei Zeilen stehn horizontal über Anm. (n); dann setzte L. die Anmerkung am äussern Rande seitwärts schreibend fort. Hiervon ist leider in früherer Zeit beim binden ein guter Theil durch beschneiden verloren gegangen.

** Der dritte Buchstabe ist nicht mehr zu erkennen.

*** In der Ausgabe Ge. Agricolae . . . *De re metallica libri* XII (*Basileae* 1657) steht obige Stelle auf Blatt 2^b unten. — Eine zweite Stelle, wo Theophilus bei Agricola erwähnt wird und die vermuthlich auch von Lessing aufgestöbert war, ist in der Dedicationsepistel vor den Büchern *De natura fossilium* (S. 567 obiger Ausgabe). Mehr habe auch ich trotz längeren suchens bei Agr. nicht finden können.



2.

Zu Lessings Grabschrift auf einen Gehenkten.

Robert Boxberger brachte zu der Grabschrift Lessings über einen Gehenkten eine Parallelstelle aus Stoppes Neuen Fabeln bei ohne auf weitere Quellen zurückzugehen: „Archiv" V S. 483. Im VII. Bande S. 32 vermuthet Reinhold Köhler, dass Lessing mit Blumauer der nämlichen Vorlage gefolgt sei. Diese ist gefunden in einem Epigramme Scarrons:

Epitaphe
De Henri Ganelon.
En ce gibet Henri repose,
Quand le vent cesse, ou qu'il est bas;
Quand il vente, c'est autre chose,
On diroit, qu'il ne s'y plaît pas.

Während Blumauer die ganze Grabschrift umgesetzt hat, hat sich Lessing im Augenblicke der Aufforderung nur der ersten Hälfte erinnert.

Johann Jakob Baebler.

3.

Wer ist M. Leberecht Ehrenhold?

Die aargauische Kantonsbibliothek besitzt ein Werk: Belustigende poetische Schaubühne, zum Druck befördert von M. Leberecht Ehrenhold, Mitglied der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig. Cöthen, Cörner 1747. 4⁰, als dessen Verfasser, zuerst, wie es scheint, von Chph. Weidlich in seiner „Geschichte der jetztlebenden Rechts-Gelehrten" (Th. 2. Merseburg, 1749. S. 265), Joh. Ernst Philippi bezeichnet wird. Aber weder Jördens III S. 400 ff. noch Goedeke I, 570 erwähnt des Werkes. Es enthält:

I. Ein possirlicher Student,
Hans Dümchen aus Norden, nebst zwölf seiner lustigen Cameraden.

II. Die academische Scheinjungfer
als ein Muster aller Cocketten.

III. Herrn M. Amo,
eines gelehrten Mohren galanter Liebesantrag an eine schöne Brünette, Madem. Astrine.

IV. Der Mademoiselle Astrine
Parodische Antwort auf solchen Antrag eines verliebten Mohren.

Von dem nämlichen Verfasser sind laut Vorwort (kurzer Vortrab) kurz vorher vier kurzweilige Gedichte ans Licht gestellet worden, als:

1) Eines studirenden Wittembergischen Edelmanns Abschilderung des gewöhnlichen Studentenlebens.

2) Ein Lobgedicht aufs Peitschenklatschen derer Herren Pursche.

3) Eine parodische Widerlegung solchen Lobgedichtes.

4) Den Saufernst zu Jena.

Weil nun solche Gedichte viel Liebhaber gefunden, so will damit fortfahren. Doch sollen des M. Blaustrumpfes unverlangte Noten, die an jene Gedichte angeflicket worden, künftig wegbleiben.

Schönstadt den 18. May 1747.

Im Nachbericht wird bei günstiger Aufnahme eine Fortsetzung in Aussicht gestellt, die monatlich vier kurzweilige Gedichte mit je vier possierlichen Personen liefern soll.

Da die schriftstellerische Thätigkeit Philippis, so weit sie wenigstens bekannt ist, in seine frühere Lebenszeit fällt, und er nach seinen Händeln mit Liscov und nach Verlust der Professur in Halle (1735) sich in einem unruhigen Leben verlor, so darf man an der Richtigkeit der Annahme zweifeln, dass die „Schaubühne" den Philippi zum Verfasser habe. Johann Jakob Baebler.

4.

Ein unediertes eigenhändiges Manuscript von Philippi.

(Aus Friedr. Ad. Eberts „Nominalexcerpten".)

In seinen handschriftlichen „Nominalexcerpten" Bd. 2 S. 570 (Dresdner Manuscr. R 176) schreibt Friedr. Adolf Ebert († 1834): „In der Kön. Bibl. zu Dresden (Schrank M [jetzt P Nr. 265]) ist ein noch unedirtes eigenhändiges Ms. von [Johann Ernst] Philippi (aus der Brühl'schen Bibl. [Nr. 421] dahin gekommen und ganz zum Druck fertig) von 340 SS. in 4. Der Titel ist: «*L'art de bons mots*, d. i. Herrn Peter Clüvers ..... nachgelassene edele Früchte einer fürtreflichen Belesenheit ..... und guten Geschmackes ..... Erster Auftrag. 1744.» Die Dedication ist Altenburg den 24. December [corrigiert für November] 1743 unterschrieben. Es sind 400 von dem ehemaligen Pagenhofmeister Clüver zu Merseburg gesammelte Apophthegmen und andre merkwürdige Stellen, die Philippi hier mit zum Theil ziemlich langen Erläuterungen und Ausführungen begleitet. Er lässt hier allen seinen Extravaganzen und Albernheiten so ganz freyen Lauf, daß das Buch wohl schwerlich irgendwo das *Imprimatur* erhalten konnte. Es kommen selbst die stockgemeinsten Obscönitäten, in denen er sich sehr zu gefallen scheint, darinn vor, z. B. 201 ff., 227 ff., 269 f. Zur Geschichte der

Phil[ippischen] Streitigkeiten findet sich darinn etwas S. 53b ff. 112. 335.

S. 102 heisst es: «Es [Also] dürfte zur Probe vielleicht mit der Zeit ans Licht treten: Briontes des Jüngern curieuser Zeitvertreib auf dem Kön. Schlosse zu Waldheim. Denn ich weiß, daß die wenigsten [geschrieben ist: wenigstens] von dieser Hauptavanture seines Lebens recht informirt sind. Aber es müssen sich noch manche erst zu ihren Vätern versamlen, damit man ihnen nicht etwa von ohngefähr die Galle errege, welches ihrer Gesundheit schaden könte». (Von s. Detinirung zu Waldheim s. auch die Reimschmiedekunst S. 272. 275. 296. Sie scheint 1740, und zwar unter dem Prätext der Melancholie, statt gefunden zu haben.)

S. 115 sagt er, er habe «eine Samlung von dreyssig kleinen und lebhaften Schriften zum Druck fertig liegen».

Nach S. 175 ist die unter dem Namen *Jephilandro* im 15. Stück des Hamburger Patrioten befindliche Mittheilung von Philippi.

S. 265 Ausfall auf Gottsched, mit dem er also damals wieder gespannt war.

S. 321 f. lobt er Liscovs Schrift von Nothwendigkeit der elenden Scribenten, ohne jedoch Liscov zu nennen."

S. v. C.

5.

Kleinigkeiten zur Faust-Scene in Auerbachs Keller.

1. Der Rippacher und seine „Vettern". Die derbe Neckerei (Hempel 12, 70):

Frosch.

Ihr seid wol spät von Rippach aufgebrochen?
Habt Ihr mit Herren Hans noch erst zu Nacht gespeist?

Mephistopheles.

Heut sind wir ihn vorbeigereist;
Wir haben ihn das letzte Mal gesprochen.
Von seinen Vettern wusst' er viel zu sagen,
Viel Grüsse hat er uns an Jeden aufgetragen

ohne Commentar zu verstehen ist nach O. Jahns hübscher Bemerkung noch heute ein Vorrecht der Leipziger. v. Loeper gibt eine discrete Erläuterung, v. Biedermann maskiert seine Erklärung griechisch. Offener war Goethe im Personenverzeichnisse zu „Hanswursts Hochzeit" (DWB. IV 2, 451). Jetzt ist auf Weigands treffliches Wörterbuch 1, 650 zu verweisen, wo man eine lustige Stelle aus den Schriften des Deutschfrancos Toucement Trömer (so, nicht

Trömel) von S. Hirzel beigebracht und den Spottnamen in der Form „Hans dumm von Rippach" zuerst bei Wiedemann 1710 von R. Köhler belegt findet.

Weiter führt uns zunächst eine burleske Leipziger Reimerei, wol aus Studentenkreisen, den Anspielungen nach um 1710 entstanden: „Schöne *Raritä*ten-Kasten Schöne Spielwerck alles lebendig alles lebendig zu sehen In die Kasten von die Wellisch Mann, vor 1. viertel Grosch vor der Meß, in der Meß und nach der Meß". o. O. und o. J. 4 Bl. 4^0 in 61 vierzeiligen Knittelversstrophen mit dem Refrain „schöne". Die erste und letzte Strophe haben noch den Zusatz:

> Schöne *Rarit*äten, schöne Spiel-Werck, *la bella Catharine*
> *Charmante Margretha,* schöne *Rarit*ät :|: schöne Spiel-Werck.

Erst zahlreiche politische Couplets, dann Aufzählung alttestamentlicher u. s. w. Curiosa von Adams Hosenknopf an. Str. 55 ff. lauten:

> Den Ermel führt der Schildsche Rath,
> Gantz Ehrenvest zu seinem Statt,
> Von Eulen-Spiegels Hauß ein Sparren,
> Rock, Wamms und Hosen von Clauß Narren, schöne.
>
> Der Weisenfelsche Bauer-Hund,
> Der lebet noch frisch und gesund,
> Weil er den treusten Cammerad
> An den Hanß Arsch von Rippach hat, schöne.
>
> Hier ist der seelge Polter Hanß,
> Und frisset eine rohe Ganß,
> Seht wie die Pursche der Principalen,
> Das Geld vor ihr Gebackens zahlen, schöne.
>
> Matz Vogt von Dreßden und von Zeitz,
> Die sitzen beysammen beyderseits,
> *Marcolphus* und der Reincke-Fuchs
> Von Rübezahl ein grosser Kucks, schöne.
>
> Ein Leipziger *Student*en-Spiegel,
> Ein Hällscher Jubelisten [2. Druck: Pietisten]-Prügel,
> Ein Schlage-Degen von Jena raus,
> Ein Wittenbergischer Saufaus, schöne.

Clausnarr, Markolf u. s. f. bedürfen für niemand eines Commentares. „Polterhans" scheint später einen Spassmacher oder Anekdotenerzähler bezeichnet zu haben, vgl. Jungmanns „Wiederlebender Polter-Hanß, welcher durch Erzehlung mancherley ergötz-

licher Geschichten die Melancholey zu vertreiben gedencket" (1731). Matz Vogt* von Dresden wird schon von Moscherosch in dem Gesicht „Todten-Heer" (1644 I, 219) genannt: jemand fällt und liegt „im kath gesalbet wie Matz von Dreßen". In Ph. Stolles Charimunda von 1658 finden wir 2, 5 die Drohung: „ich wollte ihn in Kot herum salben, wie Matz von Zeutzen". Den „Weisenfelschen Bauer-Hund" lernen wir näher kennen aus dem, wie es scheint, mehrfach aufgelegten und bearbeiteten „Lobgedichte des so genannten Bauer-Hundes, oder Fürstl. Leib-Hundes zu Weissenfels, Mit allerhand Sitten, Lehren und angenehmen Galanterien Moralisch vorgestellet, Nunmehro mit neuen Anmerckungen neuer Begebenheiten an unterschiedenen Orten versehen von einem Tugend-Freund und Laster-Feind [Abbildung des Hundes]

Steh' oder setze dich, so du von mir wilst lesen:
Wer? wie? wo? wann? und was ich vor ein Hund gewesen?

Gedruckt in diesem ietztlauffenden Jahre." o. O. (Weissenfels, Leipzig?), o. J. (um 1700), 16 Bl. 4° in Alexandrinern. Eine nicht eben feine Satire auf die Zeit, wobei immer der Bauerhund rühmlich ausgenommen wird. Der Dichter bedauert, dass noch nicht „ein *Romain*" über des Hundes Abenteuer geschrieben worden ist. Aus den Sticheleien und der Biographie sei nur erwähnt, dass von feigen Maulhelden gesagt wird:

Sie stehen da wie Matz von Dreßden oder Zeitze

und von den albernen Gesprächen eines „Mutter-Kalbs":

viel reden solche Sachen
Als nimmermehr Hans Tumm von Rippach plaudern kan.

Zu diesen Sachsen gehört u. a. auch Peter Meffert (vgl. Chr. Weise, Absurda comica).

2. Bei dem unsäglich albernen, jedoch historisch nach mehr als einer Seite, wegen der Schilderungen Potsdams u. s. w. sowol, als wegen des Publicums, das an diesem läppischen Tone Gefallen hatte, wichtigen Trömer finde ich zuerst den Ausdruck „klein Paris", aber von Berlin gesagt, 1745 Deutsch-Francos S. 260:

Enfin! viel Fremde sagk, und es iß ock kewiß,
Es seh aus in Berlin all wie ßu klehn Pariß.

3. Zu Mephistopheles' Flohlied sei aus Logau II 9, 70 angeführt:

* Vgl. Wilh. Schäfer, deutsche Städtewahrzeichen Bd. 1. Leipzig 1858, S. 68—76: „Das Brückenmännchen oder die Dresdener 'Matz Fotze' an der alten Elbbrücke."

Hofe-Flöh und Läuse.
Flöh und Läuse, die uns beissen,
Pflegt man balde tod zu schmeissen;
Die von grossen Herren zehren,
Diesen darff mans nur nicht wehren.

4. Eine allegorische Deutung der „Gauckeley“ von dem Traubenschneiden gibt J. B. Schupp in dem „geistlichen Spatziergang“ (Zugab S. 82), indem er erst diese Sage von „Johann Fausten, dem Nahmen nach einem glückseligen, aber in der That einem unglückseligen Doctor“ weitschweifig berichtet und dann fortfährt: „eben also machet es der Tausendkünstler, der leydige Sathan. Er legt uns die Wollüste vor als schöne reiffe Trauben, als schöne Citronen und Pommerantzen, oder andere köstliche geschmackte Früchte. Er ermahnet uns aber nicht, dass wir selbige nicht abbrechen oder versuchen sollen, damit wir nicht in Leib- und Lebens-Gefahr uns stürtzen, sondern er ermahnet, treibet, reitzet, und locket uns vielmehr, dass wir sie essen. Ja die Wollüstler schneiden mit ihren eygenen Messern, an statt der Trauben, ihnen die Hände, Nasen, ja gar das Haupt ab, das ist, machen sich ihrer Sinnen, Vernunfft und Verstand, und der Genade Gottes verlustig.“ — Im „gedultigen Hiob“ (Lehrreiche Schriften S. 162, vgl. Creizenach S. 54) wird die Geschwindigkeit Satans illustriert durch die Antwort, welche der zuletzt beschworene böse Geist dem „bekandten Zauberer“ D. Faust gegeben habe: er sei so schnell, als der Menschen Sinn und Gedanken (vorher Pfeil, Wind). Schupp irrt, wenn er sagt, die Beschwörung sei erfolgt, als Faust „einsmals eine Gasterey habe wollen anstellen“.

Erich Schmidt.

6.

Zu Goethes Xenion auf Moriz.

Armer Moriz, wie viel hast du im Leben gelitten!
Aeakus sey dir gerecht, Schlichtegroll war es dir nicht.

Goedeke, kritische Schiller-Ausgabe XI, S. 154: „Der Nekrolog in Schlichtegrolls Nekrol. 1793. 2, 169—276 war von K. G. Lenz verfasst. Meusels Lexikon 9, 268. Jördens 6, 872.“ Im Supplement zu Bd. 90—93 von Schlichtegrolls Nekrolog heisst es (II, S. 187, wo eine Recension aus der Oberdeutschen allgemeinen Litteratur-Zeitung 1796, S. 732 ff. angeführt wird): „Hier wird nicht geschont, sagt der Rec., nicht entschuldiget; jede Blösse des Mannes wird aufgedeckt; keine Schwäche, und wäre sie auch noch so verzeihlich, wird verziehen, sogar das Gute wird ins Arge gezogen. Rhadamanth mag dem Schatten gnädiger sein.“ Robert Boxberger.

Zur Geschichte der mittellateinischen Dichtung.

Von

Rudolf Peiper.

IV. Quindecim signa ante iudicium.

Ueber die Quindecim signa ante iudicium hat vor einigen Jahren C. Michaelis eine beachtenswerthe Abhandlung veröffentlicht.* Aber, wie es wol auch dem fleissigsten Sammler zuweilen begegnet, dass er das allerbekannteste übersieht, so hat sich die in Tausenden von Hdss. verbreitete** älteste Grundlage, auf der alle mittelalterlichen, lateinischen und vulgären, Bearbeitungen dieses Stoffes fussen, der Kenntniss des Verfassers zu entziehen gewusst, ich meine die Prophezeiung der Sibylla Erythraea, welche der heilige Augustinus in sein Werk de civitate dei XVIII c. 23 und wieder in die Oratio ad catechumenos c. 16 eingelegt hat. Sie lautet:

I Iudicii signum: tellus sudore madescet.
H E caelo rex adueniet per saecla futurus,

* In L. Herrigs Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen u. Litteraturen 1870, Jahrg. XXV, Bd. 46, S. 32—60.

** Zum Beweise reichen wenige Angaben aus: Versus Sibille: Iudicii signum etc. cod. Christinae 571 s. XII f. 4, c l m 3525 s. XIV f. 62[u], cod. Vaticanus Alexandrin. 2078; einen c. Germanensis nennt Montfaucon S. 1136, eine Vorauer Hds. n. 12 s. XII Wattenbach im N. Archiv II S. 400. — In einem Pariser Mysterium s. XI erscheinen die Verse: Du Méril Origines du théâtre moderne S. 186; der Herausgeber theilt in der Anmerkung dieselben vollständig nach zwei Pariser Hdss. s. IX und XIII mit. Unter Marbods Werken stehen sie fälschlich (wie vieles andere) hinter dem Hildebert ed. Beaugendre (Migne Patrol. t. 171) S. 1628—1630. Johannes Sarisberiensis erwähnt sie de nugis curialium II c. 5, Philipp von Harveng citiert den V. 18 irrthümlich als Ausspruch der Cumaea Sibylla in seinem Buche de silentio clericorum (opera ed. Chamart. S. 576, Migne t. 203 S. 1001).

C Scilicet in carnem, praesens ut iudicet orbem.
O Vnde deum cernent incredulus atque fidelis
5 (Y) Celsum cum sanctis aeui iam termino in ipso.
C Sic animae cum carne aderunt, quas iudicet ipse.
X Cum iacet incultus densis in uepribus orbis,
P Reicient simulacra uiri, cunctam quoque gazam.
E Exuret terras ignis, pontumque polumque
10 I Inquirens tetri portas effringet Auerni.
C Sanctorum sed enim cunctae lux libera carni
T Tradetur, sontes aeterna flamma cremabit.
O Occultos actus retegens tunc quisque loquetur
C Secreta, atque deus reserabit pectora luci.
15 Θ Tunc erit et luctus, stridebunt dentibus omnes.
E Eripitur solis iubar et chorus interit astris,
O Soluetur caelum, lunaris splendor obibit,
(Y) Deiciet colles, ualles extollet ab imo,
(Y) Non erit in rebus hominum sublime uel altum.
20 I Iam aequantur campis montes et caerula ponti.
O Omnia cessabunt; tellus confracta peribit.
C Sic pariter fontes torrentur fluminaque igni.
C Sed tuba tunc sonitum tristem dimittet ab alto
Ω Orbe, gemens facinus miserum uariosque labores,
25 T Tartareumque chaos monstrabit terra dehiscens,
H Et coram hic domino reges sistentur ad unum,
P Recidet e caelis ignisque et sulphuris amnis.

Dies ist der Grund, auf den direct oder indirect alle jene Bearbeitungen zurückzuführen sind. Dafür, dass statt Augustinus als Verfasser Hieronymus genannt wird, bin auch ich freilich eine ausreichende Erklärung zu geben nicht im Stande. Augustinus hat die Verse aus dem griechischen übertragen: den griechischen Text hat uns Eusebius* bewahrt ziemlich in derselben Fassung, wie wir ihn in dem achten Buche der Sibyllina oracula** antreffen. Das Gedicht führt hier den Titel: *ἀκροστιχὶς περὶ Χριστοῦ* und beginnt:

ἱδρώσει γὰρ χθών, κρίσεως σημεῖον ὅτ' ἔσται —

* Vita Constantini V c. 18 = Constantini oratio ad sanctorum coetum.
** ed. Gallaei S. 723.

Die Initialen der einzelnen Verse, hier 34, ergeben die Worte
ΙΗϹΟΥϹ ΧΡΕΙϹΤΟϹ ΘΕΟΥ ΥΙΟϹ ϹΩΤΗΡ ϹΤΑΥΡΟϹ.

Aber Eusebius gibt nur 26 Verse; Augustinus, der gleicher Weise die letzten 7 Verse weglässt, scheint also aus derselben Quelle wie jener geschöpft zu haben.* Die obige Uebertragung ist des Augustinus Eigenthum, wie er selbst versichert; eine frühere Uebertragung, die seinen Beifall nicht fand, ist durch die seinige völlig verdrängt worden. Auf die Möglichkeit, dass Hieronymus die Uebersetzung des Augustinus in eines seiner verlorenen Werke aufgenommen haben sollte, werden wir nicht bauen dürfen, wenngleich Isidors Bemerkung Orig. VIII 8, 7 über die Christus-Prophezeiungen der Sibyllen** ebenso leicht auf ihn als auf Augustinus als Quelle sich zurückführen liesse. Und ich glaube fast, dass das Mittelalter das letztere angenommen, und des Isidorus Worte VII 1, 1:

Beatus Hieronymus uir eruditissimus et multarum linguarum peritus Hebraeorum nominum interpretationem primus in latinam linguam conuertit. Ex quibus pro breuitate praetermissis multis quaedam huic operi adiectis interpretationibus interponenda studui.

nicht bloss fürs siebente, sondern auch noch für das achte Buch hat gelten lassen; die Worte des Gedichtes I 2, 1

Relegens Ieronimus libros Hebreorum

würden so am leichtesten ihre Deutung finden.

Es bliebe noch eine andere Erklärung, die mir weniger zusagen will. Offenbare Fälschungen, wie der Ethicus Ister, sind unter des Hieronymus Namen in Umlauf gesetzt worden: noch leichter konnte ein namenlos überlieferter Tractat, wie der de Sibyllinorum oraculis, den man unter die Werke Bedas aufgenommen hat,*** vielleicht gleicher Weise auf Grund jener

* Das Orakel ist auch anderen, z. B. dem Lactantius bekannt, vgl. Gallaei diss. de Sibyllis, Amstelod. 1688, S. 127. Tobias Eckhard Non-Christianorum de Christo testimonia, ed. I, Quedlinburg 1725, S. 25. ed. II, 1736, S. 29. Fabricii bibl. graeca I 257 ff.

** Quarum omnium carmina efferuntur, in quibus de deo et de Christo et gentibus multa scripsisse manifestissime comprobantur. Celebrior autem inter ceteras ac nobilior Erythraea perhibetur.

*** Bedae opera, Basil. Hervag. 1563, t. II S. 353 (ed. Colon. 1612

Isidor-Stellen dem Hieronymus zugeschrieben werden; der Tractat schliesst mit jenen Augustinischen Versen. Indessen scheinen die Handschriften eine solche Annahme nicht zu begünstigen: es würde sicherlich in der Ueberschrift des einen oder anderen Exemplars eine derartige Muthmassung über den Verfasser eine Spur hinterlassen haben.

Die Abfassung des lateinischen Liedes fällt wol in die Zeit, welche den Orden der Franciscaner gebar, die einen Bonaventura und Jacopone hervorbrachte. Oder man müsste, wenn wirklich die Vorauer Handschrift über diese Zeit hinausweisen sollte — mehr die grossartige Interpolation, die hier schon vorliegt, als die Angabe, dass sie dem zwölften Jahrhundert entstammt, würde dazu nöthigen — man müsste auf die Jahrzehnte, in denen ein Bernhard von Clairvaux noch wirkte, zurückgehen. Mir scheint jedesfalls der Ton des Liedes und derer, die sich anreihen, erheblich abzuweichen von dem Hauptstamm der Busslieder, die der codex Benedictoburanus uns überliefert, in dem Grade etwa, wie ein Walter von Châtillon von jenem Bernhard oder Jacobus de Benedictis sich abhebt. Die Selbstzerknirschung spricht sich in unsern Liedern aus, während dort der Zorn über die Sünde der Zeit sich in mehr objectiver Betrachtung der zeitlichen Schäden, ohne dass das eigene Ich der Verfasser sich selbst in Demuth zu erniedrigen strebt, ausspricht. Walter und andere treten mehr in der Art des entrüsteten Lehrers auf, hier spricht der seiner Sünde sich bewusste zu Sündern um zur selben Busse sie zu führen, die er an sich übt. Jenen feinen, aristokratischen Ton eines Walter anzuschlagen waren wenige befähigt; um so mehr Nachfolger hatten die Franciscaner-Dichter, wie sie kurz bezeichnet werden können, nur dass diese Nachfolger des feinen Sinnes und der Geistes- und Herzensbildung ihrer Meister entbehrend so leicht und mit der Zeit immer mehr der crassen Schilderung verfielen, die allem Geschmack Hohn sprach.

Dass in dem Franciscaner-Orden selbst der Dichter unsrer Lieder zu suchen sei, habe ich mit obigen Worten nicht ausdrücken wollen. Jene Richtung vertrat nicht ein Orden aus-

I 238); mit demselben eröffnet auch Gallaeus seine Ausgabe der Sibyllinischen Orakel, Amstelod. 1689.

schliesslich, aller hatte sich diese Stimmung bemächtigt; wie das Tempus acceptabile andeutet, scheint unser Dichter vielmehr aus der Mitte der Benedictiner hervorgegangen zu sein.

Die handschriftliche Ueberlieferung der XV signa führt auf die Vermuthung, dass ein Cyklus von Gedichten eines Verfassers mit ihnen begann, der einstens grosse Verbreitung gefunden, eben dadurch aber ähnlich wie die Magdalenen-Hymnen des Philippus de Grève in grosse Unordnung gerathen ist. Ich versuche es im folgenden, auf einem, wie ich bekennen muss, unzureichenden Materiale fussend, diesen Cyklus in seiner ursprünglichen, mindestens in einer geniessbaren Fassung vorzuführen. Drei verschiedene Gedichte meine ich zu erkennen, von denen eines das andere zur Voraussetzung hat:

I Das Gedicht über die Vorzeichen des jüngsten Tages

Antequam iudicii dies metuenda —

liegt mir am reinsten vor in

A Wratislauiensis I Q 102 membr. s. XIV f. 183r. Eine
v Venediger Hds. (lat. cl. XIV Nr. CXXVIII chart. s. XV) ist noch nicht benutzt; J. Grimm kl. Schr. III 79 (298) theilt von den 22 Strophen, die sie enthält (lässt auch sie wie A Str. 3 weg?), die erste und letzte mit. Aus der jungen Sterzinger Hds. gibt Zingerle (Wiener Sitzungsberichte 54 S. 313) leider nur Str. 1.* — Eine Anzahl
R Strophen finden sich in Rehdigeranus IV 4a 23 eingelegt in das Gedicht Bruns von Schonebeck, s. E. Sommer in M. Haupts Z. f. d. A. III 523 ff., dessen Abdruck ich mit der Hds. selbst verglichen habe. Die Anfangs- und Schlussstrophen 1—3, 19—23 hat Brun nicht benutzt.
M Eine Erweiterung des Gedichts durch einen späteren findet sich in dem von Mone in den Schauspielen des Mittelalters I 320 abgedruckten Texte der Reichenauer Hds. Nr. 36 fol. chart. s. XV: es fehlen hier die echten Schlussstrophen, an ihre Stelle sind 7 fremde Strophen getreten.

* Es scheint dies Gedicht wenigstens auch erhalten in clm 4350 f. 9u s. XIV (XV signa diei Iudicii) und 4569 f. 304 s. XIII—XIV (Versus de XV signis XV dierum praeced. diem iudicii; ferner in der Berner Hds. 377, 4 f. 19r s. XIII (de XV diebus diem iudicii anteeuntibus) und Parisinus 8433 (Hist. litt. de la France XI S. 1).

V In der Campener, jetzt Wiener Hds. 883 s. XIV f. 63[r] ist hinter V. 18 das Lied Nr. II eingeschoben; ebenso in
B der Berliner Hds. lat. Q 2 membr. s. XIV f. 51[u], die obwol nahe verwandt, doch hinter V an Werth sehr zurücksteht. Eine solche Ineinanderschiebung und Verschmelzung verschiedener Lieder, die sich in einzelnen Theilen in Ton und Inhalt berühren, ist nichts seltenes. Hier konnte leicht eine Blattvertauschung die Veranlassung sein (indem fol. [u] vor fol. [r] abgeschrieben wurde). Offenbar in Voraussetzung dieses Liedes, wahrscheinlich von demselben Verfasser, ist

II Quid dicturi miseri sumus ante thronum — gedichtet. Ich kenne noch keine Hds., welche das Gedicht selbständig enthielte; es erscheint entweder in I eingeschoben, so in VB, oder mit Strophen von III verbunden; so in den verwandten Fassungen PF.

P Pariser Hds. fonds français Nr. 7011 (fonds ancien 7011 sagt Paulin Paris VII S. 366, der nur den Anfang gibt) v. J. 1343, abgedruckt bei Du Méril 1847 S. 122; hier folgen auf Str. 1—13* fünf Strophen des Tempus acceptabile.

F Flacius S. 157 (und aus ihm Wolf lectt. mem. I, 441) schiebt Str. 1—3 (und 13, 5, 4, die aber als Theile des Tempus acceptabile, in dem sie wirklich vorkommen, angesehen werden dürfen) nebst Str. 10 zwischen 7 und 8 (bez. zwischen 7 und 11) vom Liede III ein.

Einige Hdss. heben mit Str. 6 ein besonderes Lied an, welches Leyser S. 778 unter Walter Mapes mit dem Titel Praedicatio Goliae aufführt: Ad terrorem omnium surgam locuturus; dann fehlen Str. 1—5 ganz, und es sind bedeutende Erweiterungen vorhanden. Zu-

S nächst erscheint das Gedicht so in der älteren Vorauer Hds., von der Wattenbach im Neuen Archiv der Ges. f. ält. deutsche Geschichtskunde II S. 411 Nachricht gegeben hat. Die Ordnung ist hier: Str. 6—9, 11 und 12, zwei fremde Strophen, dann 17, 15, 14, darauf wieder

* In gestörter Ordnung: 1—3, 13, 5, 4, 10, 6—8, 9 und 11 in eine Strophe verbunden, 12.

neun fremde Strophen.* Durchaus zerrüttet ist der Text
A der Prager Hds., den Feifalik in den Wiener Sitzungsberichten 36 S. 154 mittheilt: Str. 6—9, 11, 14, 12, 5, 13, und als Schluss erscheint die erste Strophe von Carm. Buran. CXCVII Artifex qui condidit. Von dieser Hds. gebe ich nur wenige Lesarten, aus denen sich ergibt, wie der Text mit dem von S oder B sich berührt.

Von diesem zweiten Gedichte finden wir mehrere Strophen verwendet für

III Tempus acceptabile, tempus est salutis!

Auch der Archipoeta hat in späteren Liedern früher gedichtete Strophen wiederholt (s. die confessio Goliae C. Bur. CLXXII): wir werden in der Wiederholung dreier Strophen von II (in abweichender Fassung) auch hier eine Bekräftigung anderer, für den gleichen Verfasser sprechender Gründe finden dürfen. Bale kannte das Gedicht: er citiert es unter dem Titel: Sermo ad impios praelatos. Die zuverlässigste Fassung entnehme ich der Wiener Hds. (V). Der Parisinus (P) gibt nur einige Strophen vom Ende (Str. 11—16 mit Auslassung von 12), während Flacius' Hds. (F) zwischen die Str. 1—7 und 8—16 Strophen von II einlegt. Für den Text, den Th. Wright (The Latin Poems commonly attributed to Walter Mapes collected and edited by Thomas Wright. London, 1841. 4. S. 52—54) darbietet, standen demselben handschriftliche Quellen nicht zu Gebote.

Ich gebe zu diesen drei Liedern, die ihrer Zeit sehr wirksam gewesen sein müssen und durch ihren Werth auch heute einige Aufmerksamkeit verdienen, den kritischen Apparat, selbstverständlich ohne die orthographischen Abweichungen, in Vollständigkeit. Eine abschliessende Textgestaltung zu bieten war auf Grund dieses mangelhaften Materials nicht möglich: es mussten um nicht das ursprüngliche zu verwischen selbst offene Textschäden geduldet werden, wie z. B. I 2, 3. Möge uns die Folgezeit reicheres und zuverlässigeres Material für die Kritik dieser Lieder wie verwandter Erzeugnisse liefern, die bisher zum Theil gar nicht, zum Theil in unwürdiger Gestalt ver-

* Es fehlen also Str. 1—5, 10, 13 und 16.

öffentlicht worden sind. Es liegt noch ein reicher Schatz hier versteckt: wem aber darf man es verdenken, wenn er sich, vor der unsauberen Hülle, die ihn birgt, erschreckend, abwendet und diese „gemmae stercoris picturatae luto“ ohne ihre dignitas zu erkennen liegen lässt.

I.

De signis ante iudicium.

1 Antequam iudicii dies metuenda
Veniat, sunt omnia mundi commouenda;
Nam per dies quindecim mundo sunt uidenda
Signa nimis aspera nimis et horrenda.

2 Relegens Ieronimus libros Hebreorum
Ista signa reperit et ad posterorum
Scripsit in memoriam, ut suppliciorum
Conuertantur impii metu futurorum.

3 Nam in mundi uespere uenient portenta,
Quae hic possunt equidem dare documenta,
Prauis quam crudelia uenient tormenta,
Semper qui dilexerant mundi blandimenta.

4 Prima dies seculo tale signum dabit:
Mare surgens turgidum undas eleuabit,
Quadraginta cubitis montes superabit
Terram nec operiet, sed ut murus stabit.

5 Signum die postera tale subsequetur:
Mare petet infima et sic abscondetur,
Quod uix illud oculis hominum cernetur,
Et ad statum pristinum post hec reuertetur.

6 Pisces die tertia super aquas stabunt
Et rugitus maximos uersus celum dabunt;
Congregate uolucres plangent et clamabunt
Nec non omnes bestie planctu resonabunt.

7 Quarta lux horribile signum exhibebit:
Mare cum fluminibus omnibus ardebit;
Omne genus hominum uidens hoc pauebit
Atque metu nimio per se quisque flebit.

8 Non his minus horrida quinta lux monstrabit:
Totam terram sanguinis sudor occupabit;
Omnis herbe species sanguinem rorabit,
Omne genus arborum pariter sudabit.

9 Sexta die moenia cuncta diruentur,
Domus, turres, oppida simul destruentur:
Instrumentis bellicis non hec sic labentur,
Immo propter proximum finem confundentur.

10 Die uero septima lapides pugnabunt
Et alternis uiribus inuicem crepabunt:
In cauernis homines metu latitabunt
Et, ut illos obruant, montibus clamabunt.

11 Totam terram tremere lux octaua dabit,
Supra pedes animal nullum suos stabit.
Cunctis terram partibus nona lux equabit,
Valles implens arduas montes inclinabit.

12 In cauernis homines prius delitentes
Ibunt die decima per campos patentes
Et errabunt undique ueluti dementes,
Pre timore nimio loqui nescientes.

13 Post horrorem si quidem talium signorum
Die sub undecima claustris sepulcrorum
Fractis foris salient ossa defunctorum
Et terrorem facient oculis uiuorum.

14 De supernis partibus postea pressure
Die duodecima mundo sunt uenture;
Fixe celo firmiter stelle sunt casure
Et per partes aeris flamme uolature.

15 Die terna decima cuncti morientur,
Qui uiuentes seculo tunc reperientur,
Cum defunctis aliis ut resuscitentur
Et secundum merita sua iudicentur.

16 Mundus quarta decima die succendetur,
Et, quod homo polluit, ignibus purgetur.
Tota superficies celi comburetur,
Atque terre facies idem patietur.

17 Dies quinta decima celum renouabit
Atque terre pariter nouam formam dabit.
Et post hec angelica tuba resonabit
Et defunctos insimul omnes suscitabit.

18 Aer post incipiet motus rutilare,
Nam in luce ueniet Christus nubis clare.
Iosaphat uidebitur supra uallem stare,
Viuos atque mortuos omnes iudicare.

19 Current ad iudicium omnes, qui uixerunt,
Hic corona, lancea, crux et claui erunt.
Approbabunt reprobi tunc, quem respuerunt,
Ipsis et monstrabitur, in quem peccauerunt.

20 Tunc occulta cordium omnium patebunt,
Opes et pecunie nihil tunc ualebunt.
Amatores seculi flebunt et lugebunt,
Sed celi diuitias iusti possidebunt.

21 Nullus ineffabilem gloriam sanctorum
Seu penam exprimere potest dampnatorum.
Ibi iustis fons erit omnium bonorum,
Malis erit cumulus omnium malorum.

22 Ibi nihil dabitur bulle nec scriptori
Neque camerario neque ianitori;
Sed traduntur reprobi misero tortori,
Quibus erit uiuere sine fine mori.

23 Ergo quisque properet reus emendari,
Studeat criminibus omnibus lauari
Et uenturum iudicem curet uenerari,
Ut in die ualeat malis liberari. Amen.

Anmerkungen zu I.

Ueberschrift aus A signa iudicii v? Ieronimus de nouissimo die et de signis eius M fehlt in den übrigen Hdss.

1 2 mundi] sub celo A | 3 mundo sunt A modo sunt M sunt mundo B sunt celo V | uenienda B 4 Signis V | signa perhorrenda M et nimis v nec minus B

2 1 Relegens A Perlegens M Beatus BV | libris BV 2 et apostolorum BV 3 Scripsit in A Qui scripsit ad B scripsit ad V Describit (ohne in oder ad) M 4 Confutantur A

3 Die Strophe fehlt A, sie steht in VM und nachgetragen am unteren Rande von B 1 Iam V | lamenta B 2 Der Text nach V Et haec M quae possunt hominibus B 3 Prius B | ueniant M 4 Qui nunc tantum diligunt M

4 1 die R seculi BR 2 turbidum V horridum B | sursum se leuabit M 3 cubitus M 4 nec] sic V[1] | et ut V

5 1 Text nach M Signum erit (fiet B) postea tale quod sequetur AVB 2 petit B | sic et absorbetur R 3 Et B | ipsum M | tuetur B 4 Sed A | post hec] statim M | reuocetur A reducetur V postea uertetur B

6 1 Die pisces A supra VB aquas A aquam R terram B fluctus VM 2 rugitum maximum B rugitos R mugitus VM 3 Congregati R Congregabunt B 4 Cunctae quoque M | planctu] meste B

7 1 lux] dies R | tunc habebit B 3 uidens tunc B hoc uidens A 4 Ac prae metu M Tremens metu VR Vrens fletu B | pro se R quisque flens stupebit M

8 1 Signum nimis horridum M 2 Terram totam B | Herbas cum arboribus sanguis occupabit M 3 sepcies R | sanguine VR — robọrabit B | Omne genus auium se coadunabit M 4 Totum g. arboris R | sudabit durch Puncte getilgt, crepabit am Rande B | Nil gustans sed nimium pauens formidabit M

9 1 ueniam B[1] | dirimentur VM 2 Turres domos oppida M castra domus opida B | domos RM | simul] silue am Rande B[2] castraque soluentur M 3 Nec machinis b. illa destruentur M | non hec sic] non ibi V sic non in Rasur B 4 Immo] nimis B[1] | pronum finen R | contundentur R destruentur am Rande B[2] | Igneaque flumina ubique spargentur M

10 1 clamabunt A 2 Contra se adinuicem collisi cr. M | uiribus VB uicibus A ictibus R (und zwar alterius ictibus R) | insimul A | certabunt R 3 metu] prius A 4 Et ut se aperiant M Et ut illos obruant R und auch AVB mit geringen Abweichungen (Ut montes illos A eos V illis und obruunt B) | montibus] fortiter A

11 Zwei Tage verbindet in einer Strophe A (vor V. 1 und V. 3 steht die Paragraphe) RVB 1 tremere] motui M | M schiebt zwischen V. 1 und 2 ein: Qui sic erit ualidus quod cuncta turbabit. 2 Super VBM | animal] hom B[2] am Rande | suos nullum V suum R[1] | Non homo non animal super pedes stabit M 3 Cunctis hora patula A | noua RB | Cuncta simul stantia ad solum prostrabit M 4 Dieser Vers steht nur in AR (implens R), dafür in B: Et sic genus hominum cauernis occultabit, in V: Et defunctos insimul omnes suscitabit, in M ist durch die Einschiebung eines Verses zwischen V. 1 und 2 die Vierzahl hergestellt.

M schiebt für den neunten Tag folgende Strophe ein:

Montes colles lapides in terra uertentur (terram liest Mone)
Die nona pariter cuncta ut aequentur;
In unam planitiem cuncta redigentur
Nullaque superflua sub celo linquentur.

R wiederholt darauf die letzten beiden Verse der 11. Strophe (hier gibt er Nona dies partibus nona lux e. Vallens) in Verbindung mit Str. 12, 1. Später folgen Str. 12 V. 2—4, die durch Zugabe eines fremdartigen zu einer Vierzeile gestaltet werden.

12 So lautet die Strophe in R (sieh vorher) VBM. — 1 prius latitantes VM antea latentes B 2 campos per R | uagantes VM uagentes B 3 sicuti M 4 dolore B | non audentes VB non ualentes M

In A lautet die Strophe:

> Dies uero decima, heu dolor, accrescit:
> Quidquid est in seculo, uisu expauescit;
> Loquelam si habuit, omnis homo nescit,
> Pre timore nimio lingua requiescit.

R fügt hier (sieh oben) den schon durch den abweichenden Reim als fremde Zugabe gekennzeichneten Vers an:

> Plangebunt suis manibus corde trepidantes.

13 1 horrorem VM terrorem ABR 2 sub] sed B | claustra B claustrum M | sepultorum RBV 3 foras A foris RM fossis BV | mortuorum R 4 horrorem V | oculis facient R | faciunt A

14 1 Desuper in partibus B 2 duodecimo A | uisure B 3 Fixo B | firmiter A penitus R quoniam BV | stelle] de celo R (trotzdem celo voraufgeht) 4 flamme sunt B[1] | uelature R

In M lautet die Strophe:

> Die duodecima stelle sunt casure
> Scintillas flammosas ubique sparsure
> Cuncte quoque bestie per campos uisure
> Nil gustantes penitus sed uocem dature.

15 1 trino decimo A | cuncta R 2 Que R | uiui in M uixerunt A 3 Vt cum ante mortuis mox r. M 4 Et tunc secundum opera M

16 1 mundus AB ignis RVM | die an erster, mundus oder ignis an dritter Stelle BVM | accendetur B 2 Et AR Vt VBM | Vt quod homo polluit in mundo p. M 3 Tota] Ergo RV Ac ni B | Celum nihilominus simul c. M | obmiretur B[1] am Rande obrūt B[2] 4 Terre quoque facies M Atque terra pariter A

17 1 Die RVB 2 formam nouam A 3 angelice R | uox sonabit R sic sonabit A 4 Que def. R | Et sic omnes mortuos deus s. M

18 1 Der Text nach AR Postmodum incipiet M Postea uidebitur V Post signa uidebitis B | motus A totus R mundus VM mundum B 2 Et M | cum luce M in lucis V | ueniens RB | nube RV | V. 3 hinter V. 4 in A | Supra uallem Iosaphat sedes debet stare A, die übrigen wie im Text, aber montem V montes B 4 cunctos V illuc B

Die Hdss. VB schieben hier ein die Strophen mit dem Anfange: Quid dicturi miseri sumus ante thronum. M gibt unter neun Strophen nur noch zwei, die sich an die alte Form anlehnen (19, 20), die übrigen sind fremdartige Erweiterungen (ich stelle sie am Schluss zusammen).

19 1 Currunt 2 Crux c. l. claues ibi erunt B 3. Et uidebunt VB Tunc uidebunt M | quem reprobauerunt VBM 4 Et eis VB | mirabitur B | in quem transfixerunt A | Iustique prospicient quem concupierunt M

20 1 Illic occulta B Cuncta cunctis M | omnia B arcana M | parebunt B 2 pecunia A pecunie V diuicie A | tunc nihil V nil ibi B | Cuncti conscientias cunctorum uidebunt M 3 lugebunt A egebunt V Peccatores miseri sine fine flebunt B 4 Celique A V. 3 und 4 lauten in M:

Puritate mentium iusti tunc gaudebunt
sed pollutis mentibus impii lugebunt.

21 2 Vel dolorem dicere possit peccatorum VB 3 Nisi quod fons omnium erit hiis bonorum VB 4 Illis erit V Nihil nisi B

22 In VB ist diese Strophe als vierte in „Quid dicturi miseri" eingeschoben. 1 Nichil ibi VB | uel VB 2 Siue — siue VB | camerariis V 3 Sed dabuntur diuites pessimo t. V Sed dabuntur pessima quecumque t. B

23 Diese Strophe fehlt in A 3 uenturum Vv sublimum B | timet B | incunctari v 4 Et exinde B | malo V | Amen V fehlt Bv

Ich trage die interpolierten Strophen, die in M hinter Str. 18 folgen, hier nach:

a Veniet cum maxima Christus potestate,
(Christus c. m. ueniet p. Hds.)
Gloria mirabili atque claritate, (mirabilique gl. ac cl. Hds.)
Durus patens reprobis, iustis lenitate
placens (et) cum omnibus utens equitate.

folgt Str. 19; dann:

b Iudicis ad dexteram boni statuentur,
Mali per oppositum ad leuam ponentur.
Vt ad lucem tenebre, sic hi secernentur, (a luce Mone)
Quibuscunque dabitur iuste, quod merentur. (Et omnibus Mone)

folgt Str. 20; darauf:

c Non hic excusatio, non hic aduocatus,
Planctus, luctus, lacrime, fletus et precatus,
Honor, opes, munera, genus, potentatus
Non iuuabit miseros uel cuiusdam status.

d Audire uel facere bona nolebamus,
Sed male peragere non metuebamus,
Docentes salubriter nos deridebamus;
Idcirco perenniter mala toleramus.

e Olim non putauimus hec loca subire,
Quando uix credidimus nos uitam finire.
Sed mox in nos irruit terror mortis dire
Et ad ista compulit tormenta uenire.

f Ibi cum demonibus sumus deputati, (doloribus M[1])
Qui nos igne cruciant simul cruciati,
Et, quorum paruimus semper uoluntati,
Cogimur perpetuo cum his poenas pati.

g Nunc ergo, carissimi, deum diligamus,
Et cauendo noxia bona faciamus,
Vt non post cum impiis male pereamus,
Sed cum sanctis omnibus semper gaudeamus. Amen.

II.

1 Quid dicturi miseri sumus ante thronum,
Ante tantum iudicem, ante summum bonum?
Non erit alicui locus in patronum,
Dum nostrarum premia reddit actionum.

2 Dum ad thronum stabimus iudicis seueri,
Non erit distantia layci uel cleri.
Nulla nos exceptio poterit tueri,
Cum peruentum fuerit ad examen ueri.

3 Nulli erit licitum quemquam allegare,
Neque fas excipere, neque replicare,
Nec ad apostolicam sedem appellare:
Reus condemnabitur, nec dicetur, quare.

4 Nichil ibi dabitur bulle uel scriptori
Siue camerario siue ianitori:
Sed dabuntur diuites pessimo tortori,
Quibus erit uiuere sine fine mori.

5 Iudicabit iudices iudex generalis;
Nihil ibi proderit dignitas papalis,
Fetorem sed sentiet ignis gehennalis,
Siue sit episcopus siue cardinalis.

6 Ad terrorem omnium surgam locuturus;
Omnis clerus audiat simplex et maturus.
Nihil est, quod timeo, ualde sum securus:
Sermo meus percutit uelut ensis durus.

7 Puniendi presules sunt et cardinales,
Abbates et monachi, nigre moniales,
Sacerdotes emuli, clerici uenales,
Congregantes insimul opes temporales.

8 Quanto plus accumulant, tanto plus marcescunt;
Sunt uelut ydropici, quorum membra crescunt;
Dum plus bibunt, sitiunt magis et arescunt.
Sunt auari miseri: numquam requiescunt.

9 Homo, postquam moritur, statim fit sepultus.
Quid est auaritia nisi uilis cultus,
Vanitatum uanitas, cordium tumultus?
Pereunt diuitie, perit simul stultus.

10 Apud nostros iudices iura subuertuntur,
Et, qui leges faciunt, lege non reguntur.
Non attendunt miseri mala, que sequuntur.
Nam qui dampnant alios, primi dampnabuntur.

11 In sepulchro tegitur uili tegumento,
Deputatur postea miser in tormento.
Quatitur suppliciis ut arundo uento,
Redimi non poterit auro nec argento.

12 Ergo cor apponere magis non debetis
In mundanis opibus, quas uos possidetis.
Cuncta transitoria sunt, que uos uidetis,
Querite psalmigraphum et inuenietis.

13 Cogitate, diuites, qui et quales estis,
Quid in hoc iudicio dicere potestis;
Non utemur codice, libro uel digestis:
Idem erit dominus iudex, auctor, testis.

14 Quare, dum in prandiis, diuites, sedetis,
Hostium pauperibus claudere iubetis?
Pauper clamat uocibus admodum quietis:
Nihil datis, aspere eis respondetis.

15 Semper carnem carnibus inplere curatis,
Cum priuatis opibus multa deuastatis,
Vino meracissimo ciphos uacuatis,
Vtrem uentris sordidum sepe recreatis.

16 Vt decet, presbiteri sint pudici renes,
Testis est Ieronimus, testis Origenes.
Tu quoque, qui princeps es et qui iura tenes,
Dimitte mulieres ueluti Syrenes.

17 Vos in thoreumatibus, clerici, iacetis,
Cortinis et palliis, laneis tapetis;
Vnum uobis nuntio, qui mundo gaudetis:
In futuro seculo „ue ue ue!“ dicetis.

Anmerkungen zu II.

1 2 Ante summum iudicem P 3 Tunc non erit aliquis F | in] hic PF 4 nostra P | reddet P

2 V. 4 steht vor V. 1 in P, hinter V. 1 in B | Ante thronum P Dum ante thr. V Cum ad thr. B 2 distinctio P | nec B 3 tunc V 4 Et B

3 1 Nulli erit V Nunquam erit B Hic non erit P | quidquam V 2 ius reiicere F

4 Sieh Signa XV iudicii Str. 22 2 nihil c. nihil i. P | camerariis V 3 praesules pessimo P pessima quecumque B

5 Die Str. fehlt in B | 2 Ibi nihil PA 3 Fetorem quando V Sed foetorem PA ignis V poenae PA

6 1 tortorem V | surgens B 2 clarus? B | uel VB et PSA 3 Nihil ınq̊þ B | timeat S 4 Meus sermo P Noster sermo S

7 2 sanctimoniales S Monachi canonici nigrates (?) moniales B 3 emuli] tutuli S Sacerdotes clerici nec minus uulgares B 4 insimul] iugiter S

8 2 membra] mala P 3 Cum S | etardescunt V exardescunt S inardescunt A 4 Sunt V Sic SA Ac P Sunt semper miserrimi P

9 V. 1 und 4 fehlen in P V. 1 ans Ende gestellt SA 1 Miser postquam S 4 simul] homo BS

10 1 Undeutlich in B 2 legem VB | coguntur V[1] sequuntur B 3 Die Zeile ist hinter Non freigelassen B | intendunt P Sed attendant F 4 Et qui P | Nam dampnantes a. p. condempnabuntur B

11 1 ponitur BA | Miser postquam tegitur P 2 Deputatur S Deportatur VB Fit sepultus postea P V. 3 und 4 fehlen in P 3 Patitur BVA supplicia BV uelut BA 4 non preualet S | nec arg. BA uel V

12 Str. 12 folgt auf Str. 13 in B V. 1 hinter V. 2, V. 3 hinter V. 4 in B V. 1 fehlt, als vierter Vers schliesst die Strophe: Nichil horum proprium est que uos tenetis S 2 que uos S (wie in V. 3)

13 Sieh Tempus acceptabile Str. 8 1 miseri B | quid P | uel

PB 2 Quod BV 3 utentur B | nec B | Non erit alicui locus in digestis P 4 actor PV

Die Strophen 14—16 sind zwischen Str. 9 und 10 eingeschoben in B, Str. 14—17 fehlen ganz in P

14 1 prandio BSA | presules S 2 Ostia S 3 multum c̄quietis B 4 N. d. sed aspere V | tali resp. B | Cui uix de reliquo datur quod habetis S nec ei de ferculis detis quod habetis A

15 1 carnes S | addere S | queratis B 2 Cum pigmentis species multas madidatis S 3 ciphis deauratis S 4 Vtrem uentris S Ventrem uestrum B Ventrem uenт̕ V | surdidum B | reseratis VB

16 1 Non decet p̄ntes agitare renes B 2 nec non Origenes B 3 es fehlt B | iura] ista B 4 Dimitte] undeutlich in B | feminas B

17 1 Qui in th. V torreum. S | In mundanis opibus uos nunc gaudetis B 2 laneis V uerneis S 2 ?capietis B 3 modo si gaudetis S | Et in bellis actibus X° deplicetis B 4 Post hanc uitam labilem ue uenit dicetis B

In der Vorauer Hds. S stehen zwischen Str. 12 und 17 folgende beide Strophen:

Plures in hoc seculo uidi prepotentes,
Auro, gemmis, uestibus ualde renitentes:
Demum uidi miseros illos et egentes,
Suis a minoribus cibum expetentes.

Quid in uestris opibus, miseri, speratis,
Variis induuiis corpus adornatis?
Ecce pauper postulat uestem nuditatis,
Quem uideri, miseri, prorsus denegatis.

Hinter Str. 14 kommen folgende neun Strophen:

Homo plus uult metere quam in agro serit;
Cui plura dominus prestat, plura querit.
Vite uobis ianua semper clausa erit,
Iudicis sententia, quam tulit, uos ferit.

Alios, ut nouimus, scitis ammonere,
Lacrimis ut ualeant crimina delere.
Illis penitentie pondus sustinere
Datis, sed non digito uultis remouere.

Quid subiectis honera ferre datis dura?
Acriter autentica ferit uos scriptura:
Ea, qua fueritis messi cum mensura,
Metietur dominus uobis in tritura.

Mundus in discrimine iacet conuolutus,
Norma rectitudinis totus dissolutus.
Regni sui gloria rex est destitutus,
Arbiter iustitie iacet quasi mutus.

Obfuscatur ueritas, legis lex preclara,
Immolatur puritas (?) pectoris in ara.
Non perfecta iudicum fides, immo rara,
Magis amat munera larga quam auara.

O quam detestabilis res, cum metu flenda,
Res plena liuoribus, res obstupescenda:
Non est [!] iudicibus fides adhibenda,
Suffocat iustitiam modica prebenda.

Qui cum ordinarii legum sint censores,
Iudicando populos magnos et minores
Veritati detrahunt, uelut proditores,
. . . . . tes omnium pauperum labores.

Vertor ad propositum his decursis ita:
Sit uobis, pontifices, aliena uita,
Doctrix legum omnium, auro redimita,
Vt in celis portio nostra sit unita.

Vestra lux resplendeat luce claritatis,
Vt exemplum conferat iure sanctitatis.
Nam dum cecus sequitur cecum in peccatis,
Pariter in foueam cadunt cecitatis.

III.

1 Tempus acceptabile, tempus est salutis,
Tempus est excutere iugum seruitutis!
Accingamur igitur gladio uirtutis,
Resistentes fortiter hostibus hirsutis.

2 Quasi leo rugiens hostis inuestigat,
Querit, quos decipiat, et deceptos ligat;
Variis contagiis animas fatigat,
Vt eternis morsibus miseras affligat.

3 Grauiter offendimus regem maiestatis,
Quod nos per clementiam summe trinitatis,
Suam nobis gratiam conferendo gratis,
Sanet a languoribus, purget a peccatis.

4 Res infelicissima, cur non confiteris
Sic tuas malicias, ut iustificeris?
Steriles inducias et inanes queris:
Expectando senium forte morieris.

5 Carnis pestilentie restringamus lora;
Si qua bona facta sunt, fiant meliora:
Erigamur igitur ad honestiora,
Ne nos ad interitum trahat ista mora.

6 Forte tamen cogitas: „Viuam decem annis,
Tunc me durioribus castigabo pannis,
Et induar uestibus Pauli et Johannis“.
Sic expectat rusticus, dum defluat amnis.

7 Quisquis ergo penitens, lacrimis habunda;
Et corde et opere tua facta munda.
Istos Dauid lapides posuit in funda,
Hic est post naufragium tabula secunda.

8 Cogitate, clerici, qui uel quales estis,
Et quid in iudicio dicere potestis.
Non erit alicui locus in digestis:
Idem erit dominus iudex, actor, testis.

9 Iudicabit iudices iudex generalis;
Nihil ibi proderit dignitas papalis,
Sed fetorem sentiet poene generalis,
Siue sit episcopus siue cardinalis.

10 Nihil ibi dabitur bulle uel scriptori,
Nihil camerario siue ianitori:
Sed dabuntur presules pessimo tortori,
Quibus erit uiuere sine fine mori.



11 Vobis ergo precipit conditor celorum,
Vt uos sitis quilibet socii iustorum,
Vt columbe simplices ad exemplar morum,
Si consortes fieri uultis angelorum.

12 Vestros, ait dominus, renes precingatis,
Quod est absque dubio zona castitatis.
Hanc lucernam manibus etiam feratis,
Vt exemplum populo bonum preferatis.

13 Vos, qui uultis populo domini prodesse,
Immo uultis potius populo preesse,
Eius curam agere decet indefesse,
Pios, largos, humiles, dignos, iustos esse.

14 Viri uenerabiles, seruientes are,
Vobis iubet dominus plebem castigare,
Informare moribus, in spe radicare,
Vt et uos cum populo possit laureare.

15 Sacerdoti conuenit legem sacram scire,
Plebem uita, moribus, uerbis erudire,
Vt, cum tandem uenerit illa dies ire,
Piam uocem domini possit hanc audire.

16 Sacri uos presbiteri, sancti uos prophete,
Quod uobis paratum est, regnum possidete!
Quod uobis paratum est sine metu mete,
Benedicti filii, mecum congaudete!

17 Fertur dies domini quasi fur uenire,
Hic dies miserie atque dies ire.
Ad hanc quisque studeat sic se premunire,
Vt ad celi gaudia possit peruenire. Amen.

Anmerkungen zu III.

1 2 discutere F 3 Distringamur V | salutis V 4 ictibus resutis V vielleicht uersutis?

2 V. 2 hinter V. 3 V 4 Et V | miseros V

3 2 Sed nos indulgentia F 4 mundet F

4 Die Strophe steht in F hinter Str. 6 | 1 infelicissimas F 2 Dīc F 4 Expectans decennium forte cras non eris F

5 1 ora F 2 Si iam F 3 Eligamus citius et h. F 4 Nam nos ad periculum trahit F

6 1 Et ne forte cogites F | Viuam] cum iam V 2 uilioribus F 3 Tunc induar F | et] uel F 4 donec fluit annis V

7 1 poenites F 2 Ore corde corpore F 4 Haec F

8 1 Cogitate diuites PF quid P 2 Et quod V Quid in hoc PF | facere F 3 alicui P hic alius V Tunc non erit aliquis locus hic digestis F 4 dominus] deus hic F

9 2 Ibi nihil P | regalis F 3 pene V | gehennalis PF generalis V

10 (Sieh de 15 signis Str. 22) 1 Ibi nihil P 2 siue] nihil PF 3 Et V

11 1 Nobis V 2 scitis V | qualiter filii iustorum P 3 Et P | simplices unklar V exempla suorum V?

12 Die Strophe fehlt P | 1 Vos ut ait d. lumbos accingatis F 2 procul dubio signum F 3 uestris sufferatis F 4 praebeatis F

13 Fehlt in V 2 Immo P Et qui F | potius P domini F | prodesse P 3 Cuius uitam F 4 dignos interesse F

14 2 Vobis mandat PF 3 In feruore F | et spe F 4 luminare F

15 2 uitā V 3 Ne tamdem cum P 4 possint F possimus audire P

16 Es folgen auf einander V. 2 3 1 4 in PF | 1 Beidemal sacri V sicut et pr. F 2 Benedicti filii regnum possidete PF (als V. 1) 3 meta metae F

17 Diese Str. fehlt in PF 3 sic se preuenire V

Schlussanmerkung. Seit Abfassung dieser Arbeit hat sich in unerwarteter Weise neues Material gefunden, zu dessen Verwerthung augenblicklich die Zeit fehlt; Angesichts desselben möchte ich jedoch meine S. 119 f. geäusserten Vermuthungen als noch nicht genügend gesichert bezeichnen und zu erneuter Prüfung der Lieder des Walter von Châtillon rathen. Soeben wird mir eine Hallische Dissertation von Georg Nölle, Die Legende von den fünfzehn Zeichen des jüngsten Gerichts (auch in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur, hggb. von H. Paul und W. Braune. Bd. 6. Heft 3), angekündigt, auf die zum Schluss noch hingewiesen sein mag.

Eine lateinische Leichenrede Opitzens.

Von

Anton Herrmann.

Gabriel Bethlen, 1613—29 Fürst von Siebenbürgen, gründete im Jahre 1622 das Gymnasium zu Weissenburg (jetzt Karlsburg, Gyula-Fejérvár, Alba Julia), an dem 1622—23 auch Martin Opitz lehrte* und das heute als Collegium der reformierten in Nagy-Enyed besteht.

Anfang Mai 1622 kam Bethlen von Oberungarn nach Klausenburg, wohin für die Mitte des Monats der Landtag ausgeschrieben war. Mit ihm kam seine erste Frau, Susanna Károlyi (die zweite war Katharina von Brandenburg), die in Folge einer Erkältung gefährlich erkrankt war und in Klausenburg am dritten Tage nach ihrer Ankunft, am 13. Mai starb. Der Leichnam wurde nach der Residenz Weissenburg geführt und dort am 1. Juli mit grossem Gepränge bestattet.

Wahrscheinlich kurz vor dem Begräbniss kam Opitz in Weissenburg an (s. V. 39. 40 der unten citierten Elegie). Seiner Stellung zufolge war er auch berufen seinen Beitrag zur Hebung des Leichenpompes zu leisten. Er that es mit einer lateinischen Trauerrede, die meines wissens noch nirgend registriert ist, und einer lateinischen Elegie.

Beide finden sich in dem Buche:

Exequiarum Coeremonialium Serenissimae Principis ac Dominae Dnae. Susannae Caroli Sacri Romani Imperii Transsylvaniaeque Principis, partium Regni Hungariae Dominae, Siculorum Comitissae ac Opoliae Ratiboriaeque Ducissae libelli duo.

* Sieh meine ungarische Dissertation: Opitz Márton Erdélyben (Martin Opitz in Siebenbürgen). Budapest, 1876.

In quibus Orationes et Carmina eorum, qui funebrem Pompam lucubrationibus suis ornarunt, continentur.

Albae Iuliae Permissu Sacri Romani Imperii Transsylvaniaeque Principis excusi per Andream Valassutium & Martinum Mezlenium.

Anno Salutis Nostrae MDCXXIV.

Der Quartband hat 192 theils doppelt, theils nicht numerierte Seiten (mit unregelmässiger Bogensignatur) und zerfällt in zwei Theile: [Exequiarum coeremonialium] liber I bis S. 71 (unrichtig 83) enthält die Schilderung des Todes und der Leichenfeier, mit Einfügung der lateinischen Trauerreden (nur eine ungarische), bis zum 26. Mai, an welchem Tage die Ceremonien bis zum 29. Juni unterbrochen wurden; [Apoteoseos] liber II die Feierlichkeiten und Reden bis zum 3. Juli (S. 72—156). Dann folgt ein Beileidsschreiben des Stefan Kovachoczy, der damals als Gesandter Bethlens in Oedenburg verweilte, wo der ungarische Landtag unter persönlicher Leitung Kaiser Ferdinands beisammen war. Den Schluss bilden zahlreiche lateinische Trauergedichte. Die Widmung an den Fürsten, auf dessen Geheiss und Kosten das Buch erschien, ist Albae Iuliae Idibus Aprilis A. D. 1624 von Caspar Bojthi gezeichnet, der, damals Ludi moderator in Maros-Vásárhely, mit der Redaction des Buches betraut war.

Opitz hielt seine Rede am 1. Juli in der Kathedrale zu Weissenburg, fast unmittelbar vor der Grablegung, in Gegenwart des Fürsten und der erlesensten Versammlung vornehmer und gelehrter Siebenbürgens und Ungarns, während dem Volke, das im Dome keinen Raum hatte, draussen ungarisch gepredigt wurde. Opitzens Rede findet sich auf den mit 146—153 bezeichneten Seiten des erwähnten Buches mit folgender Einleitung: „. . . . omnibus literis quae ad humanitatem faciunt apprimè excultus, Dn. Martinus Opicius Silesius Poëta Laureatus Caes. et in Collegio Albano Poeseos et Oratoriae Professor doctissimus, conscenso rostro ita dicendi initium fecit“. Nun folgt mit dem Marginaltitel „Oratio D. M. Martini Opicii“ die Rede selbst, deren Inhalt ich im Auszuge hier mittheile.

Die Rede wendet sich an den Fürsten und die übrigen

anwesenden. Dass es keine vollständige Glückseligkeit auf Erden gebe, beweist der gegenwärtige Fall. Der Fürst besass in vollem Masse alle Glücks- und Tugendgüter. Da trifft ihn der herbe Schlag, seine Gemahlin stirbt. Dass Opitz, dem es stets an Rednergabe gebrach, bei der Leichenfeier seine Stimme zu erheben wage, möge mit seiner Pietät entschuldigt werden. Der verblichenen Lob kann kein Talent erreichen, die starke Seele des Fürsten wird schwer zu trösten sein. Dazu noch der herrliche Kranz der Zuhörer, deren einige durch unsterbliche Thaten glänzen, die meisten aber an Alter und Gelehrsamkeit und was sonst zum Redner gehört, Opitz weit übertreffen. Aber er will lieber alles an sich vermissen lassen als Eifer und Ehrfurcht gegen grosse lebende und todte.

Er beginnt mit Siebenbürgen, der Heimat der verblichenen. Ein Land überschwänglich reich an Gaben der Natur, das dem Alterthum und der Neuzeit so viele ausgezeichnete Menschen gegeben, so den Mathias Corvinus; so die Familie Károlyi, der die Fürstin entsprossen. Und die verklärte selbst, wie war sie hervorragend an Gottergebenheit und äusserer Schönheit. In ihrer Hoheit ohne Stolz, in ihrer Häuslichkeit voll Langmuth; dem Gemahl in Liebe ergeben, allen Menschen gütig; der armen im letzten Willen milde gedenkend. Das Leben mit seinen irdischen Gütern gering achtend, wie geduldig war sie im leiden, todesmuthig im hinsiechen; mit den Tröstungen der Religion versehen, wie sanft und ruhig, wie gottselig im verscheiden. — Nun apostrophiert er die verklärte zum Abschiede, verheisst ihrem Andenken unsterbliches Lob, ihren Tugenden würdige Erinnerung. Den Fürsten tröstend weist er auf die Hinfälligkeit aller Dinge in Natur und Geschichte hin; das längste Menschenleben ist kaum ein Augenblick gegen die Ewigkeit, der Erdkreis nicht eines Fusses Raum gegen die ungemessenen Himmel. Und doch dichtet und trachtet der Mensch, von Leidenschaften gedrängt. Fraglich ists, wer mehr Recht hat, Heraklitus, der über die menschlichen Thorheiten geweint, oder Demokritus, der darüber gelacht hat. Jeder hat seine Last und Plage, und wer sie nicht hat, schafft sie sich — und das Ende von allem ist der Tod: wir fallen, wie Aepfel vom Baume, dieser reif, jener unreif.

Die Fürstin ist früh gestorben, aber mit den Tugenden des Alters, ohne dessen Lasten. Nun ist sie aller Erdenqual ledig, verklärt in der Herrlichkeit Gottes, zu dem wir inbrünstig flehen: Tröste den Fürsten, verleih ihm die der Fürstin entzogenen Jahre, gib ihm den Frieden oder Sieg über die bösen Anschläge seiner Feinde. Schütze deine besonders in unserm Deutschland arg bedrängte Kirche, lehre uns für deinen Namen und die Freiheit leben und sterben. Komm und heile den Sinn der Menschen, „richte die gebeugten auf, vertreib die Usurpatoren, und gib jedem sein Vaterland, bis wir dich in jener Heimat über uns, dahin wir die selige Fürstin voraus gesendet, ohne Ende loben und preisen können. Amen“.

Diese Rede ist keine bedeutende Bereicherung der Opitz-Litteratur. Im allgemeinen ists ein recht wolgesetzter, aber ganz gewöhnlicher Trauersermon und hält an Werth so ziemlich die Mitte unter den übrigen lateinischen Reden dieser Sammlung. Der Ideengang erinnert lebhaft an den der „Trostschrifft an Herrn David Müllern“ beim Tode seiner Frau; viele Stellen stimmen beinahe wörtlich überein. —

Unter andern lateinischen Trauergedichten findet sich auf S. 173—175 unseres Buches mit dem Marginaltitel „Elegia M. Opitii“ (mit t) die I. Elegie des liber II der Silvae (Breslauer Ausgabe, 1690, S. 326—328): „Tu post ampla quidem“ u. s. w. mit folgenden bedeutenderen Varianten:

1. Der Titel: „ad principem Transsilvaniae“ fehlt.
2. Statt Vers 41. 42:

> Salve, foeta parens laetarum Dacia frugum;
> Foeta quidem, at domina jam viduata tua

steht Vers 41—44:

> Salveat cum lachrymis, laetarum Dacia frugum
> Magna parens celebri fertilitate potens,
> Dives opum variarum, oppleta armisque virisque
> Fortibus, at domina jam viduata tua.

3. Am Ende stehen noch diese zwei Verse:

> Omnibus expletis coelum restabat; et hic est.
> Plus ultrà nostrum nemo venire potest.

Salve at (salveat ist Druckfehler) war metrisch nicht untadelhaft, Vers 43 ziemlich hart; die zweite Fassung ist jedesfalls weniger trivial. (Vergl. übrigens: „salve, magna parens frugum, Saturnia tellus“, Virg.) Die letzten zwei Zeilen waren schwülstig und blieben in der neuen Redaction passender Weise weg.

Wahrscheinlich war auch diese Elegie mit andern Klaggedichten an die mit Trauertuche überzogenen Chorstühle der Kathedrale geheftet. —

Neunzehn ungarische Predigten, die bei diesen Exequien von den hervorragendsten ungarischen reformierten Theologen gehalten wurden und von denen im oben beschriebenen Buche nur die lateinischen Textesworte an ihrem Orte eingefügt sind, erschienen in einem besonderen Buche: „Exequiae principales. Azaz: Halotti pompa (d. h. Leichengepränge) u. s. w. (folgt der lange ungarische Titel). Feier-varat (Fejérvárt, in Weissenburg). Drucker, Jahr und Format wie bei obigem Buche. Die Vorrede an den Leser von Johan Keserüi Dayka, Prediger zu Weissenburg und Superintendenten von Siebenbürgen, ist Albae Iuliae vom 2. April 1624 datiert. Auch dieses Buch wurde auf Kosten und Geheiss des Fürsten herausgegeben und ist XII, 264 und VIII Seiten stark. Die beiden Bände haben also nahe an 500 Seiten, enthalten aber doch noch nicht alle bei dieser Gelegenheit gehaltenen Trauerreden (von denen ganz abgesehen, die aus diesem Anlass auch in anderen Städten, z. B. in Kaschau, gehalten und besonders veröffentlicht worden sind).

Die beschriebenen zwei Bücher sind nicht sehr selten und kommen meistens in einem Bande vereinigt vor; wie sie auch Professor Karl Szabó, Director der Museums- und Universitätsbibliothek in Klausenburg, in seinem Werke: „Régi magyar Könyvtár (Bibliothek alter ungarischer Bücher), Budapest, 1879, unter eine Numer fasst. Sie stehen unter Nr. 539 dieses vortrefflichen bibliographischen Handbuches, das die ungarischen Druckwerke von 1531—1711 unter 1713 Numern behandelnd, in der Litteratur der ungarischen Bücherkunde durchaus epochemachend ist und auch im Auslande in keiner bedeutenderen Bibliothek fehlen dürfte.

Die zwei Bücher hängen zwar durch die Gelegenheit ihres

entstehens zusammen, aber sie haben verschiedene Redacteure, abweichendes Datum der Vorreden (das erstere ein späteres), die sich nicht im geringsten auf einander beziehen, ganz besondere, unabhängige, selbständige Titel, die gar nicht auf einander hinweisen; ausserdem ist das eine beinahe ganz lateinisch, das andere fast durchweg ungarisch. Gründe genug um die beiden Bücher für zwei separate Druckwerke, für zwei selbständige bibliographische Numern zu halten.

Klausenburg, im Juni 1879.

Ueber Lessings Handschrift des Laokoon und den Nachlass zu demselben.

Von

Emil Grosse.

I.

Der lange gehegte Wunsch, Lessings Handschrift des Laokoon zu vergleichen, ist mir neulich erfüllt worden.

Herr Stadtgerichtsrath Robert Lessing in Berlin, der Enkel Karl Lessings, hat mit grösster Bereitwilligkeit und zuvorkommendster Freundlichkeit die Benutzung der kostbaren Schätze, welche er von der Hand Gotthold Ephraim Lessings besitzt — sie bilden einen hervorragenden Bestandtheil der reichen Handschriftensammlung Benoni Friedlaenders, welche Herr Stadtgerichtsrath Lessing von den Erben eines Sohnes desselben, des Geheimen Oberjustizraths Friedlaender, im April 1876 erwarb — in seinem Hause mir gestattet und mich bei meiner Arbeit in jeder Hinsicht aufs fürsorglichste unterstützt, indem er mir auch seine unvergleichlich schöne und vollständige Lessing-Bibliothek zur Verfügung stellte und später noch brieflich über zweifelhafte Stellen meiner Collation aufs gütigste immer von neuem die sorgfältigste Auskunft ertheilte. Stets werde ich die lebhafteste und freudigste Dankbarkeit dafür bewahren.

Verwerthet wird die Vergleichung in der bald erscheinenden zweiten Auflage des Laokoon von Hugo Blümner werden. Hier seien nur einige Bemerkungen über die Handschrift und das Resultat der Vergleichung gestattet. —

Die Handschrift des Laokoon besteht aus 90 nur theilweise als Bogen zusammenhängenden, von Lessing selbst mit Zahlen versehenen Blättern gleichen Formats, klein Folio, wie

die Handschrift der Minna von Barnhelm, welche gleichfalls Herr Stadtgerichtsrath Lessing besitzt, und der Emilia Galotti in der Königlichen Bibliothek zu Berlin (Mscr. germ. Quart. 505). Auch das Papier dieser Handschriften ist sehr ähnlich, stark und mit fünf Wasserstreifen auf jeder Seite von oben nach unten versehen.

Der Druck ist nach dieser Handschrift gelegt, wie die vielfachen Zeichen des Setzers, wo eine neue Seite beginnt, und die Bezifferung der Noten, welche Lessing nur mit Sternen versehen, bezeugen. Auch ohne dies könnte man dasselbe beweisen. Viele Druckfehler sind aus der Undeutlichkeit zu erklären, die manche Worte in ihren Zügen in dieser Handschrift in dem betreffenden Falle haben.

Im ganzen ist die Schrift deutlich und gleichmässig. Auf den ersten Blick zwar erscheinen die Buchstaben, namentlich in den Endungen verschliffen und zufällig, besonders das *e* hat zu mancherlei Verwechselung im Druck Anlass gegeben. Bei genauer Betrachtung und längerem lesen bleibt aber ein sehr geringer Grad von Ungleichheit und Unsicherheit zurück. Das *e* ist vielfach nur ein Strich, der jedoch äusserst selten fehlt. Wer sich eingelesen, wird z. B. das viel verwechselte *en* und *em* in der Regel mit völliger Sicherheit unterscheiden.

Jeder kann sich eine deutliche Anschauung von Lessings Hand durch das Facsimile einer Seite der Minna in Robert Koenigs Literaturgeschichte (schade, dass nicht auch Papier und Format genau wiedergegeben wie bei anderen Proben dort) und das des Briefes an Gotthold Samuel Nicolai vom 9. Juni 1752 bei Danzel verschaffen. Letzteres ergänzt ersteres in willkommener Weise; denn es kommen einige Buchstaben in demselben vor, welche in jenem nicht erscheinen, z. B. das Zeichen für *ss* in *Messias* und *Professor*. Beide Worte sind bei Maltzahn falsch gedruckt. Sodann sieht man besser in dem Briefe, wie Lessing häufig innerhalb eines Wortes im Schriftzuge absetzte, so dass sich bei Compositen nicht immer unterscheiden lässt, ob es ein oder zwei Worte sein sollen. Im Laokoon ist dies sehr oft der Fall, wenngleich derselbe langsamer und sorgfältiger geschrieben ist als beide facsimilierte Stücke. Der Brief ist sehr schnell hingeworfen, trotz-

dem sind selbst da die Endungen *er*, *en*, *em* genau von einander zu unterscheiden. Maltzahn hat falsch gelesen: *Solchen* kindischen Vergehungen statt *Solcher*. Man vergleiche den Zug der Endung in diesem Worte z. B. mit *seiner* in der 11., resp. 16. Zeile im Facsimile. Ferner steht bei Maltzahn fälschlich *theologische* Facultät statt *Theologische* und in der vierten Zeile von unten S. 28 Charakter *darinn* statt *darinne*; endlich S. 28, Z. 14 *trozig* statt *trotzig* mit sehr verschliffenem *tz*, was auch im Laokoon der Setzer öfters nicht erkannte, wodurch *Gesez* und ähnliche Formen in die erste und Lachmanns Ausgabe gekommen sind gegen Lessings Absicht. Wie *n* nach *ei* innerhalb eines Wortes öfter aussieht, lehrt *seinem* in Z. 13 des facsimilierten Briefes. Es heisst nicht etwa *seinen* oder *meinen* Z. 8. v. u. im Facsimile aus der Minna; der emporragende Strich ist *n*, der folgende *e*, wie ich aus vielen ähnlichen Fällen im Laokoon ersehen habe. Ein Beispiel des wirklich fehlenden *e* bietet S. 2 Z. 3 des Briefes *bhaupten* d. i. behaupten, wie man dies auch im Laokoon geschrieben findet. Ebenso ist *e* in *eu* bisweilen sehr verschliffen oder fehlt ganz, z. B. *Bildsulen* d. i. Bildseulen (so schreibt Lessing meist im Laokoon) 14, 7 und 9 der ersten Ausgabe des Laokoon, oder *schluderte* d. i. schleuderte 17, 3; *wlchen* d. i. welchen 75, 1; 195, 1 *welchn* d. i. welchen, nicht wie der Setzer las und falsch auch bei Lachmann steht: welche; 82, 26 *wlches* d. i. welches; 84, 14 *jner*, fast wie *jnr* aussehend d. i. jener, der Setzer las *er* und daher so in unseren Ausgaben; 89, 22 *jne* d. i. jene; 105, 17 *jnes* d. i. jenes. Es unterscheiden sich deutlich *e* und *r*, doch so, dass wir, ungeübt, geneigt sind den Zug des *r* für *e* und umgekehrt zu lesen; aber oft sehen auch beide Buchstaben ganz gleich aus, daher S. 26 f. der ed. princ. des Laok. für *Medea* durchweg *Medra* gesetzt wurde, was 27 Z. 5 uncorrigiert stehen geblieben ist.

Abkürzungen kommen im Laokoon nur wenige vor: *mt* = mit, so wie im Facsimile aus der Minna Z. 4; *ô* = nicht; für *Herr* etc. fast immer *H.*, wie im facsimilierten Briefe mehrfach; für *sein*, *seiner* u. s. w. öfter *s.*; für *und: u.*, selten *ud*; *nn* oder *mm* schreibt Lessing meistens

nicht, sondern n̄, m̄. Alfred Schöne hat auch darin die handschriftlichen Anmerkungen zu Winckelmann, Bd. XIII 2 S. 332—347 der Hempelschen Lessing-Ausgabe, getreu wiedergegeben. Den Strich über der Zeile vergisst Lessing oft nur; daher erregen viele Formen mit einem *n* oder *m* in den Drucken Zweifel. Nicht abgekürzt hat Lessing *et*, der Druck dagegen stets *&*; auch seine griechische Schrift weicht von letzterem darin ab, dass Lessing *σϑ* nicht in einen Zug zieht.

Geändert, übergeschrieben und ausgestrichen ist sehr häufig in der Handschrift, oft ganze Zeilen; nur selten kann man das ausgestrichene lesen, vollständige Angaben hierüber sind also unmöglich und auch unnöthig. Gegen Ende blieb im Druck eine längere Stelle der Handschrift, der grösste Theil von Blatt 88[b] weg. Sie betrifft den Cupido des Praxiteles und sollte einen Absatz vor dem fünften vom Ende des Abschnitts XXIX bilden. Lessing beendete hier die Bemerkung aber nicht — oder verwarf ein Blatt — und strich das betreffende auf Bl. 88[b] mit Bleistift durch. Wir besitzen dasselbe in etwas anderer Fassung, in den Bemerkungen zu Winckelmanns Kunstgeschichte, Band XIII, 2 S. 343 ff. Ausg. Hempel. Im Laokoon sollte die Bemerkung ursprünglich so lauten: „Auch wenn H. Winkelmann vom Caligula* sagt: «Er nahm unter andern den Thespiern ihren berühmten Cupido vom Praxiteles, welchen ihnen Claudius wiedergab und Nero von neuem nahm», hat er schwerlich den Pausanias, den er zum Währmann hiervon anführt, selbst nachgelesen. Denn ich zweifele nicht, er würde es sonst bemerkt haben, daß die Stelle des Pausanias bisher von allen ganz falsch verstanden worden, nachdem sie einmal Amasäus ganz falsch übersetzt hatte. Dieser falschen Uebersetzung sind Junius** und Harduin*** gefolgt, ohne den Text damit zu vergleichen; und H. Winkelmann ist vermuthlich einem von beyden gefolgt, oder hat sich gleichfalls, aus Eilfertigkeit, nur an die Uebersetzung gehalten. Ich behaupte aber, daß Pausanias dasjenige, was ihn diese Männer von einem Cupido des Praxiteles sagen laßen, von einem Cupido

* Geschichte der Kunst Thl. II, S. 391.
** Catalogo Artif. p. 180.
*** Ad Plinium lib. XXXVI, sect. 4, nota 46.

des Lysippus erzehlt. Die Worte des Pausanias scheinen Anfangs zwar etwas zweydeutig; sie hören [*es steht fälschlich* horen] es aber auf zu seyn, sobald man sie im Zusammenhange genauer betrachtet und mit einer Stelle des Plinius vergleichet. Θεσπιευσι δε ὑϛερον, sagt Pausanias*, χαλκουν [*u. s. w. genau wie S. 344 bei Schöne, auch Θεσπευσιν, nur hier noch falsch Ρομῃ — ὁπισω — και το μεν — ἀυτοϑ*] dieses übersetzt Amasäus: (u. Kühn hat nichts dabei zu verbeßern gefunden) Thespiensibus (*u. s. w. wie a. a. O., nur für et ante eum: ut ante eum*). Ich sage, Amasäus hat das πρωτον fälschlich auf Γαΐον gezogen; da es"

Damit bricht die Bemerkung im Laokoon ab. Endlich steht noch auf Blatt 90[a] (90[b] ist leer) eine Anmerkung zu S. 296, ed. princ. Sophokles: „Gesch. der Kunst. Th. 1 S. 328. Auch Samuel Petit, den H. Winkelmann desfalls anführt, sagt dieses nicht. Es ist wahr, das erste Trauerspiel des Sophokles fällt in die 77. Olympias; aber die Antigone in das dritte Jahr der 84. Ich zeige in meinem Leben des Sophokles, aus der Vergleichung mit einer Stelle des Plinius (lib. XVIII sect. 12. p. 127 Edit. Hardu.), daß allem Ansehen nach der Triptolemus das erste Stück des Sophokles gewesen sey". Darauf sind anderthalb Zeilen ausgestrichen. An Stelle dieser schrieb dann Lessing auf ein besonderes Blatt die lange Anm. i S. 296 und bezeichnete es mit 89, das letzte Blatt mit 90. —

Kein zweites Schriftwerk unserer Litteratur dürfte besser erhalten sein als der Laokoon. Ausser der Handschrift ist, wie man von Lachmann weiss, in jener Sammlung auch ein vollständiges Correcturexemplar vorhanden. Da Lessing selbst, wie die Schrift beweist, der Corrector dieses Exemplars ist, so würde die kritische Aufgabe eines Herausgebers des Laokoon sehr einfach sein, wenn — die Correctur überall gleich genau wäre. Wiewol sich Lessing selbst einen schlechten Corrector genannt, hat er hier vieles sehr sorgfältig und mit grosser Mühe verbessert, denn der Satz ist, namentlich an fremdsprachlichen Stellen, sehr fehlerhaft; selbst für solche Kleinigkeiten wie das abbrechen einer Zeile hatte er Aufmerksam-

* Boeot. cap. XXVII, p. 762.

keit. S. 158 tadelt er am griechischen Satz, dass es nicht gut aussieht, wenn eine Zeile um einer einzigen Sylbe willen abgebrochen wird. Man kennt dies auch aus dem Briefwechsel. Ein Quartblatt des Nathan wollte er ja umdrucken lassen, weil ein Vers abgebrochen ist. Brief an Karl Lessing, 19. März 1779. Sechsfüssige Zeilen wollte er nicht wählen, „wenn es auch nur der armseligen Ursache wegen wäre, dass sich im Drucken auf ordinärem Octav die Zeilen so garstig brechen“ (18. Dec. 1778 und an Karl Lessing 30. Dec. 1778). Dass im Laokoon S. 191 die griechischen Verse nur je eine Zeile füllen, lobt er, hat aber zu tadeln, dass sie alle „gleich auslauffen; weil sie so als Prosa und nicht als Verse aussehen. Sie müßen also nicht so egal gesperrt werden, sondern länger und kürzer seyn, als sie sich von selbst geben“.

Auf die Dauer wird er aber „des Bettels müde“, wie er sich einmal bei einer Correctur seines Bruders ausdrückt; allmählich werden die Verbesserungen seltener, viele Fehler bleiben stehen; eine Anmerkung, c, S. 287 f. ist gar nicht corrigiert, wiewol sie viele Fehler enthält: „Glosseler“ st. „Glossator“, „Halicot.“ st. „Halieut.“, „Meileanise“ st. „Meerbrämse“ u. a. Das Correcturexemplar kann also nicht allein massgebend sein. Es kömmt ein zweiter wichtiger Grund hinzu: Lessing hat nicht nach der Handschrift, sondern nach gutdünken corrigiert, ein verfahren, das er selbst seinem Bruder öfter widerrathen. „Du nimmst es mir nicht übel, wenn ich Dich bitte, Dir lieber bey der Correctur das Manuscript vorlesen zu lassen“ (26. May 1771, 25. Januar 1772).

Kein Kritiker hat ein Recht jene Art seine Werke zu corrigieren einem Autor zu verwehren; aber, wenn er Stellen des Werkes nachweisen kann, welche dadurch keineswegs gewonnen haben, und deren Veränderung lediglich durch den Setzer veranlasst worden, so ist er verpflichtet sich des Autors gegen den Autor anzunehmen und das ursprünglich beabsichtigte der Handschrift herzustellen. Ein schlagendes Beispiel: S. 252, 5 v. u. (489, 6 Maltz.) war gesetzt: „Weit vollendet der Dichter“, sinnlos. Lessing corrigiert: „Wie vollendet der Dichter“. In der Handschrift: „Womit vollendet“; „mit“ ist so abgekürzt, wie oben bereits angegeben, so dass sich des Setzers Irrthum

„Weit“ leicht erklärt. Ein anderer Fall: S. 107 Anm., Zeile 16 (416 c Z. 8 v. u. Maltz.) war gedruckt: „in der Fürstellung von Grimm und Wuth“, sinnlos. Lessing corrigiert: „Verstellung“; in der Handschrift steht: „Entstellung“. Hätte der Drucker so gesetzt, so würde Lessing nichts geändert haben, der Druckfehler veranlasste das Synonymon. Ich halte es auch in diesem Falle für kritisch richtig, „Entstellung“ in den Text aufzunehmen.

Weiter ist bei Schätzung des Werthes des Correcturexemplars zu beachten, dass Lessing sich manches vom Corrector ruhig gefallen lässt, was nachweislich von seiner eigenen Gewohnheit abweicht. Das eclatanteste in dieser Hinsicht ist die Behandlung des scharfen S-Lautes. Hievon gibt die editio princeps ein ganz falsches Bild, und Lachmann ist derselben darin leider gefolgt ohne Beachtung des klaren Zeugnisses der Handschrift des Laokoon, sowie der Minna und Emilia und wahrscheinlich auch anderer, die ich nicht selbst gesehen habe. Alles, was von Lessings Schriften bisher wirklich diplomatisch genau gedruckt ist, bestätigt es. Lessing scheidet aufs deutlichste im Schriftzuge *sz* von *ss*, auf dessen vorkommen im Facsimile ich oben aufmerksam machte. Die Regel ist, Lessing schreibt für den scharfen S-Laut immer, nach langen wie kurzen Sylben, *sz*, nur in Fremdwörtern gebraucht er *ss*, also auch in Prinzessin u. ä. Ausnahmen sind in der Handschrift des Laokoon sehr selten: Proceßion S. 92, 1, während in der Anmerkung dort ausnahmslos Procession steht; Maßaura S. 108 Anm. Uebrigens irrt sich Lessing, wie recht oft bei Namen; die Stadt heisst Mastaura. In der Handschrift steht deutlich Maßaura. Der Setzer setzte Meßaure, Lessing corrigiert die erste und letzte Sylbe. Ausnahmen des andern Falles sind: passen 93, 15; Massen 144, 15; Schüsseln 293, 2 v. u.; desselben 240, 6; weisser, weisse, weissen 205, 13. 22. 220, 15; äussersten 205, 16; Kenntnisse dreimal auf S. 208, und 226, 4 Verhältnisse, wie Lessing für Verhältniß corrigiert.

Diesen fast ausschliesslichen Gebrauch des ß für den scharfen Laut bestätigt auch Lessings Correctur, z. B. S. 3, 17 der Vorrede steht in der Handschrift: „ein Einfall . . . . .;

deren (auf Antithese bezüglich) wahrer Theil so einleuchtend ist.“ So wurde auch gesetzt. Lessing corrigiert besonders deutlich „deßen“, trotzdem steht in der ersten Ausgabe „dessen“ nach dem belieben des Setzers, resp. nach dem Gebrauch der Officin. Bisweilen vergass der Setzer die Abweichung und behielt das ß der Handschrift bei, daher die Inconsequenzen im Druck: 6, 19 entschloßner; 29, 17 vernachläßiget; großes 30, 5. 6; namentlich vergl. Anm. c zu Abschnitt VII, wo sogar Lessings „beßer“ S. 86, 24 beibehalten ist; umgekehrt: 29, 16 intereßiren, vergl. 126, 15. 188, 12 statt Lessings interessiren; Prinzeßin 40, 3 u. ö. statt Prinzessin, vergl. 223, 17; klaßischen 80, 7, vergl. 83, 7 u. s. w.

In der Handschrift der Emilia Galotti — ich habe sie nur theilweise selbst collationiert, die ganze Handschrift haben aber zwei junge Philologen, Leo Thude und Albert Hofrichter, einer den andern controlierend, aufs sorgfältigste für mich in Berlin verglichen, wofür ich denselben auch hier meinen Dank abstatte — finden sich folgende Abweichungen von der Regel: Possen 118, 35 ed. Maltz.; Possenspiel 176, 27; gelassen 130, 29; Passen 143, 32; auspressen 145, 26; küssen 161, 28 u. 30; entschliessen 113, 2; fussen 145, 18. Sonst kömmt auch in der Emilia *ss* nur in Fremdwörtern vor, und die Regel für den scharfen S-Laut nach kurzen wie langen Sylben ist ß. In Maltzahns Ausgabe ist das ß nur nach langen Sylben beibehalten, nur zweimal Lessings Schreibweise auch nach einer kurzen Sylbe: unschlüßig 137, 16 und zuverläßig 162, 21.

Aehnlich willkürlich wie die Behandlung des S-Lautes ist die des doppelten f (ff) in der ersten Ausgabe des Laokoon und auch bei Lachmann. „Vortrefflich“ z. B. will Lessing überall haben, ebenso „könnte“; er corrigiert es ausdrücklich und will nicht „könte“, so wenig wie „kan“, wenn er, wie schon gesagt, den Strich darüber auch öfter vergass; ferner nicht „wolte“, „sezen“, „Gesez“ u. ä.; gewiss auch nicht „vermumte“ 222, 2 und 21; an letzter Stelle schreibt er selbst vermum̄te“. Er hat bei der Correctur manches der Art übersehen, anderes sich vom Setzer einfach gefallen lassen, wie die S-Laute. Noch ein Beispiel hiefür. Lessing schreibt im Laokoon meist „Bildseulen“, nur sehr selten „Bildsäulen“, der

Setzer „Bildsäulen“. Lessing lässt das geschehen und an einer Stelle, wo letzterer „Bildsaulen“ gesetzt, verbessert er ihm dies sogar in „Bildsäulen“. Damit hat er jedoch diese Schreibweise nicht als die seinige sanctioniert. Ehe ich die Handschrift verglichen, habe ich Lessings Orthographie für viel schwankender gehalten, als sie in Wirklichkeit war und in ersten Drucken erscheint. Damit leugne ich natürlich nicht, dass sie noch Schwankungen genug zeigt. Bei Hempel wird sogar einmal, Laokoon Anhang S. 260, „herbarn“ neben zahllosen „hörbar“ nicht verworfen, sondern in den Text aufgenommen. Dies geht denn doch sehr weit über das richtige hinaus. Uebrigens steht so gar nicht in der Handschrift, sondern „horbar“. Es sind also nur zwei Striche über *o* vergessen, was sich sehr oft wiederholt, am häufigsten habe ich es bei dem Worte „völlig“ beobachtet.

Dagegen hat sich mir eine andere Ansicht, dass Lessing vieles so geschrieben, wie man es spricht, durch die Vergleichung nur befestigt, und in dieser Beziehung kann man ihm sehr viel zutrauen. Resonniren (vergl. Band VII, S. 404 dieser Zeitschrift) ist noch nicht das auffallendste Beispiel, — XI, 150 Z. 4 Lachm.; VI, 301 Z. 25 Ausg. Hempel findet es seine Beglaubigung — sondern Lessing hat selbst Pantominen (vergl. Andresen, über Deutsche Volksetymologie S. 39) in No. 15 des Nachlasses zum Laokoon S. 306, XI, 154 Lachm., ohne Ausnahme d. h. viermal ganz deutlich geschrieben, wenn auch bei Hempel nichts darüber bemerkt ist. Aus Lehmanns Forschungen über Lessings Sprache gewinnt man keine rechte Vorstellung von seiner Behandlung der Fremdwörter; gerade die merkwürdigsten fehlen dort, wie biaisirt, turlupiniren u. a.; von der Orthographie derselben ist gar nicht die Rede: Buketter hat Lessing sogar XII, 636 Ausg. Maltz. Das hier berührte belegt auch gut das Beispiel eines sehr einfachen deutschen Wortes: „gethaene“ bei v. Heinemann, Zur Erinnerung an Lessing S. 74 extr.

Was ich bisher angeführt habe, wird geeignet sein die Autorität des Correcturexemplars einzuschränken. Lachmann ist ihm öfter gefolgt, als ich nach der Handschrift für richtig halte. Es ist mir zweifelhaft, ob er dieselbe vollständig verglichen hat, wenn er auch manches nach derselben verbesserte.

Warum es ihm „nicht rathsam“ schien, „die verworfenen Lesarten (der Handschrift) anzugeben“, wie er in seiner Vorbemerkung sagt, weiss ich nicht. Es hat sich aber schon ergeben, dass es sich hier keineswegs bloss um „verworfene“ Lesarten handelt, sondern dass Lessing bei der Correctur die ursprüngliche Lesart der Handschrift vielfach gar nicht beachtete. Zweitens: Die erste Ausgabe des Laokoon weicht an gar nicht wenigen Stellen nicht nur von der Handschrift, sondern auch von dem erhaltenen Correcturexemplar in Interpunction, Wortform und Ausdruck ab, ohne dass Lessing in demselben etwas verändert hat. Nun kann er allerdings mehr als eine Correctur gelesen haben und hat es gethan. Auf dem ersten Bogen der erhaltenen steht von seiner Hand „Noch eine Correctur“. Ist diese auch nicht mehr vorhanden, so haben wir doch in dem erhaltenen Exemplar von einigen Seiten in der That zwei, drei, ja vier Abzüge: von dem Titel drei, da auch der zweite noch einen Fehler, *δια. φερουσι*, zeigte; von Seite 15 und 16 vier Abzüge, aber nur einen mit Correcturen; von S. 41, 42 vier, darunter zwei mit Correcturen; vom letzten Bogen St. XXIX zwei Abzüge, beide mit Correcturen; endlich von der Vorrede zwei Abzüge. Nur der erste davon ist corrigiert, aber der zweite zeigt mehrere abweichende Ausdrücke, ohne dass an den betreffenden Stellen von Lessing geändert war: Vorrede S. 3 Z. 9, 10 „kürzen und sichrern Landstraßen“ H(andschrift), „kurzen und sichren“ C(orrecturexemplar), Lessing verbesserte nur „sichrern“, „kurzen“ liess er stehen, trotzdem steht im zweiten Abzuge (C2) „kürzern“. S. 4, 17 „die elendesten Urtheile“ HC, Lessing verbessert nichts, C2 hat aber dafür „die seichtesten Urtheile“. S. 5, 2 „die Allegoristerey erzeiget“ HC (vergl. S. 14, 6 „Erzeigten schöne Menschen schöne Bildsäulen“), Lessing corrigiert nichts, trotzdem in C2 „erzeugten“. S. 5, 7 „allgemeine Begriffe erregen könne“ HC „a. Begr. ausdrücken könne“ C2, ohne dass Lessing verbessert hatte; oder es müsste in diesen Fällen, wenn Lessing selbst verbessert hätte, die zweite Correctur verloren gegangen sein. — Von den vorhandenen zwei Correcturen des letzten Stückes XXIX weicht die erste Ausgabe mehrfach ab, hier

müsste also die dritte Correctur Lessings fehlen; freilich sind hier die Abweichungen nicht mit den obigen vergleichbar und keine ist von der Art, dass sie nicht vom Setzer herrühren könnte, zumal wenn er neben der zweiten Correctur noch die erste zu Rathe zog, in welcher einiges schon verbessert war, was in der zweiten wieder falsch erscheint. Weiter steht an mehreren Stellen unseres Correcturexemplars anders als in der Handschrift, hier müsste also die erste Correctur Lessings verloren und die betreffenden Seiten unseres Exemplars seine zweite sein; denn dass dies Exemplar im ganzen die erste Correctur ist, lehren seine vielen Fehler. Auf Rechnung des Setzers allein wird man die Abweichungen im letzten Falle nicht bringen können: S. 3, 23 „Töne des Jammers, des Unmuthes, der Verzweiflung" und zwei Zeilen weiter „das Theater ertönen ließ" in der Handschrift statt „durchhallen" in C und A (= 1. Ausgabe); S. 8, 23 „dem Leiden proportionirt" H statt „gleichmässig" CA; S. 11, 1 „so ähnlich darzustellen" H statt „nachzubilden" CA; S. 18, 3 „ebenso unziemlich als entstellend" H statt „verkleinernd" CA. Auf derselben Seite fehlen in der Anmerkung der Handschrift zwei ganze Sätze: „Bellori selbst — andere sind", welche in C bereits stehen wie in A.

Endlich führe ich noch einige Fälle vor, in welchen in C so steht wie H hat, in A aber anders; also ähnliche wie die ersten oben, nur ohne C2: S. 9, 15 „mit Vortheil ausdrücket" HC ohne Correctur, „mit bestem Vorsatze ausdrücket" A; S. 81, 5 „auf einer Münze erblickte" HC, „auf einer Münze zu sehen glaubte" A; S. 145, 1 „in welchen ein Gemählde liegt" HC, „in welchen Stoff zu einem Gemählde liegt" A; S. 180, 6 „wann es der Mühe verlohnet" HC statt „die Mühe" A, ersteres unbedingt richtig, Lessing liebt diese Redensart in dieser Form sehr.

Das wahrscheinlichste dürfte hienach sein: noch ein anderer Corrector als Lessing hat den Laokoon durchgesehen. Durch den Setzer also, der an der Orthographie, Interpunction und Wortform manches änderte, sich oft verlas, eine ganze Reihe kleiner Wörter übersah, sowie durch einen zweiten Corrector, der auch am

Ausdruck besserte, hat der Text nicht unbedeutende Veränderungen erfahren. Dabei ist nicht ausgeschlossen, dass einiges Lessing selbst nachgetragen haben kann, wie dies in der Anm. S. 18 der Fall sein muss. Dies ist das Resultat meiner Vergleichung. Es gilt daher vom Laokoon ähnliches wie von den Liedern, Sinngedichten, der Minna, Emilia, dem Nathan: Lessings Freunde, Mendelssohn und Ramler undsein Bruder Karl, haben diese Werke corrigiert und manches einzelne verändert; nur dass wir vom Laokoon nicht wissen, ob auch ihn von den genannten einer durchgesehen, oder wer sonst. Mit solchen Aenderungen seiner Freunde hat sich Lessing öfter ausdrücklich einverstanden erklärt, oder sich dieselben doch gefallen lassen. Vergessen wir indess nicht, dass solche Aenderungen ihn gelegentlich doch auch „choquirten“, wie er seinem Bruder (25. Jan. 1772) schrieb, als er bat, er möge ihm mit „dem Ramlerschen K“ in den fremden Namen wegbleiben. In der von Ramler durchgesehenen Abhandlung über das Epigramm sind fast alle Eigennamen mit einem solchen gedruckt: Auktus, Skävola, Kasaubonus u. s. w., nur Catull hat er nicht zu verändern gewagt. Für ein solches „Ramlersches K“ ist man versucht zu halten auch das k in „Laokoon“, wenn man gesehen hat, dass Lessing Anfangs nur „Laocoon“ schreibt; erst S. 31, 14 erscheint zum ersten Male „Laokoon“, eine Schreibweise, die er aber ausdrücklich anerkennt, denn im Correcturexemplar hat er S. 20 zweimal „Laocoon“ verbessert in „Laokoon“, und so ist dann gesetzt worden, während sonst vorher auch im Correcturexemplar stets „Laocoon“ steht; die erste Ausgabe hat trotz der Anfangs fehlenden Correctur Lessings durchgehends die Form mit k. Selbstverständlich schliesse ich von diesem Buchstaben noch nicht auf Ramler als Corrector. Denn Lessing hatte ja mit ihm überhaupt eine Orthographie vereinbart. Näher wird es immer liegen, dass Mendelssohn bei dem hervorragenden und nach den Mittheilungen in Hempels Ausgabe noch nicht genug gewürdigten Antheil, den er am Laokoon hatte, ihn schliesslich durchsah, oder auch Nicolai.

Die Belege zu dem Ergebniss meiner Vergleichung wird Blümners adnotatio critica bringen. Hier berühre ich nur

noch einige Wortformen. Zu den auffallendsten gehören in der ersten Ausgabe „Aerme“ 61, 1 und „sturben“ 142, 21; ersteres bestätigt die Handschrift, letzteres nicht, so dass bei Lachmann richtig „starben“ steht und nur Axiomata X 151 L (146 M) „sturben“ übrig bleibt.

In der Vorrede ist „mehrmalen“ 6, 10 durch die Schuld des Setzers verändert: er druckte „ehemals“ sinnlos, dies corrigierte Lessing „mehrmals“; wäre „mehrmalen“ gesetzt gewesen, er hätte es schwerlich verändert. 29, 20. 21 „gedenken“ statt „denken“ in der Handschrift und im Correcturexemplar. Der Corrector hat die von Lessing wiederholt gebrauchte Form (vergl. Emilia Galotti I, 4. II S. 128, 7 M) beseitigt. 51, 5 „ältrern Quelle“. Diese echt Lessingsche Comparationsform hat der Setzer schon verändert, ebenso S. 102, 14 „älterern“ und S. 271, 6. 13 beide Mal „älterern“ ganz deutlich in der Handschrift. Dieselbe Form in dem 27. Antiquar. Briefe. Schöne hat sie richtig beibehalten, Lachmann VIII, 84, 7 verändert. S. 155, 16 „vieler neurern Dichter“. „Die Besserern“ in der Erz. d. Menschengeschlechts dürfte also nun wol hinlänglich geschützt sein. Ein anderer Gebrauch des Comparativs bei Lessing ist an einer Stelle der Emilia dem Sprachgebrauch des Correctors zum Opfer gefallen. II, 6 am Ende „Er könnte mich leicht für eitler, als tugendhaft halten“. Ramler verbesserte „für mehr eitel, als tugendhaft“. Jenes ist Lessingisch, obschon Lehmanns Beobachtung, Forschungen S. 206, sehr lückenhaft ist, wenn er nur einmal die Umschreibung mit mehr bemerkt hat. Hier sind fünf andere Beispiele: „mehr finster als wild“ Laokoon Abschn. II und im Nachlass No. 8[a] bei Hempel „in s. mehr prächtigen als schönen Ausgabe“; VII, 141 M „mehr gut als böse“; VII, 178 M „mehr schädlich als zuträglich“. In der Miss Sara Sampson ist gleichfalls eine Stelle später geändert II, 84 M „mehr unglücklich, als lasterhaft“ für ursprüngliches „unglücklicher“. Gegen Lehmann ist auch noch hinzuweisen auf den Anfang von Ernst und Falk X 252 L „ein mehr bestimmter Begriff“.

S. 53, 5 „des hölzern Pferdes“. Auch diese Lessingsche Form ist durch die Willkür des Setzers nicht in den Text gekommen. Im Nachlass S. 302, 2 Ausg. Hemp. erscheint dieselbe

Form, „in eine Art von hölzern Maske eingefasst", und ist völlig geschützt durch Lessings Gebrauch von „einzeln", „albern" u. s. w. Lehmann hat wieder Unrecht, wenn er, Forschungen S. 203, schreibt: „natürlich(!) nur in der Poesie um des Versmasses(!) willen" warf Lessing diese Endungen ab. Nicht „hie und da sogar" *einzeln*, sondern bei diesem Worte ist dies die Regel. „Albern" in der Prosa X, 132 L; vergl. auch Herder IV, 304 Suph.: „Es wird (bei Bodmer) die Licenz: ein hölzern Hirtenstab, der Pallas milchern Hals, der Thetis silbern Fuss erneuert; u. s. w." S. 80, 17 „Schilden" wie 82, 1. Herder spricht über den Plural a. a. O. S. 302. 100, 17 „Göttinn". Die Form mit einem *n* überwiegt im Laokoon in diesem und ähnlichen Worten. Es ist fraglich, ob hier der Strich über der Zeile immer nur vergessen ist. In der Emilia ist die Form auf *inn* die häufigere. Folgende Ausnahmen hat die Handschrift: Gräfin 110, 10 M; 114, 10. 20; 118, 1; 122, 5; 155, 30; 156, 26; 156, 35; 157, 26; 163, 10; 164, 20; 168, 18; Gemahlin 118, 24; 163, 25; Prinzessin 118, 13; 137, 15; Närrin 156, 5; 166, 28. Endlich betreffs des tonlosen *e* hat sich die frühere Beobachtung bestätigt: Lessing lässt es mitten im Worte gern weg, liebt es aber in der Endung der dritten Person Singularis; er schreibt also z. B., natürlich nicht ohne Ausnahme, „Opfrung", „verschiednen", aber „schließet".

II.

Den Nachlass zum Laokoon habe ich ebenfalls verglichen. Nicht zum ersten Male hat dies geschehen können. Auch die früheren Besitzer, Benoni Friedlaender und seine Erben, haben mit der grössten Liberalität Herausgebern des Laokoon die Benutzung dieser Papiere gestattet.

Zuerst erhielt sie Lachmann von Benoni Friedlaender. Er konnte danach, wie er sagt, „den Druck nicht nur vielfach verbessern, sondern auch manches nicht uninteressante Stück hinzufügen". XI, 125 L XI, 1, 149 M. Es sind dies vier Stücke: I, mehrere Bemerkungen unter II, XV und V nach seiner Anordnung. Von letztgenanntem Stück V gab er nur ein Par Seiten und brach mitten in einem Satze ab, XI, 143. XI, 1, 169 M. Dieser Umstand und eine Bemerkung Guhrauers

sind eine Quelle von Missverstand und von Verunglimpfung Benoni Friedlaenders geworden.

Warum brach Lachmann dort mit *u. s. w.* ab? Die Erklärung ist sehr einfach. Lachmann war nicht der Ansicht, dass jeder Zettel, welchen Lessing beschrieben, in seine Werke aufgenommen werden dürfe; selbst von grösseren Stücken dieses Nachlasses hielt er es nicht für zulässig oder erforderlich. Nicht für erforderlich bei dem in Rede stehenden Stücke V. Nur eine Probe davon wollte er geben um zu zeigen, dass Mendelssohn und Nicolai einen Entwurf Lessings mit ihren Bemerkungen versehen hatten; diese vollständig mitzutheilen erschienen sie ihm nicht bedeutend genug oder von zu geringem Einflusse auf die schliessliche Gestaltung des Laokoon. Den betreffenden Entwurf Lessings aber ganz abdrucken zu lassen erachtete er für überflüssig; denn es steht fast alles so im Laokoon. Dieselbe Maxime, nach welcher er unter Nr. II aus Lessings Collectaneenhefte alle Bemerkungen, welche im Laokoon Verwerthung gefunden — in der Handschrift ist jedesmal die Seite der ersten Ausgabe mit Rothstift von Lachmanns(?) Hand angegeben —, nicht mit aufgenommen hatte, befolgte er selbstverständlich auch bei V.

Allerdings ist die Anordnung des Stoffes in diesem Entwurfe noch eine andere als im Laokoon. Manches wird hier noch gar nicht berührt: an Winckelmann wird nicht angeknüpft, doch kömmt sein Gedanke von der „stillen Grösse in Stellung und Ausdruck“, von dem „gewaltsamen Stande“ des Affects vor (S. 214 der Hempelschen Ausgabe des Laokoon); nicht die Rede ist vom Laokoon, vom fruchtbarsten Augenblicke, von Spences geschmackloser Grille — nur ein geschnittener Stein bei ihm wird citiert (S. 218 Ausg. Hemp.). Anderes wird in diesem Entwurfe nur kurz angedeutet, was später weiter ausgeführt, oder in etwas andere Form — vergl. z. B. VII S. 208 Ausg. H. — gebracht und mit anderen oder mehr Beispielen belegt ist. Sehr weniges kömmt im Laokoon gar nicht vor, wie die „Perspectiv des Dichters“ S. 212 Ausg. H. Doch hat Lachmann die Welt um diesen Gedanken Lessings nicht gebracht, denn unter Nr. XI theilt er mit, was dieser unter perspectivischen Gleichnissen verstehe. Die Nachweisungen übrigens

der entsprechenden Stellen des Laokoon zu jenem Entwurfe, welche bei Hempel unter stillschweigender Benutzung der Notizen des Manuscripts — sie rühren von Dr. Julius Friedlaender her — gegeben werden, sind nicht ganz vollständig. Z. B. fehlt zum „Transitorischen" S. 204 Ausg. H. die Parallele aus Laok. III, S. 220 ein Hinweis auf XI, in welchem Abschnitte auch das „Facta erfinden" und „Facta mahlen" seine Erörterung gefunden hat. Anderseits sind die aus dem Laokoon dem Entwurfe gegenübergestellten Vergleiche nicht immer passend: zum letzten Absatz S. 220 ist doch nicht sowol der Anfang von XV als Abschnitt XIII zu vergleichen; zu X S. 216 passt der Hauptabschnitt des Laokoon XVI um so weniger, als der Gedanke von X, dass, weil die Malerei alles bestimmen muss, die hinzukommenden Bestimmungen die Eigenschaft, auf welche es allein ankommen soll, schwächen, nebst dem Beispiele von Hercules, der den Löwen erdrückt, im I. Theile des Laokoon nicht vorkömmt. Nach dem Entwurfe zum II. Theile sollte er dort ausgeführt werden, vergl. den Abschnitt XXXVI desselben.

Zu Lachmann zurückzukehren, so wird insbesondere an jener Stelle, an welcher er abbrach, im Laokoon XVI, bezw. XVIII, seitenlang, nur mit Ausführung der Beispiele, ganz so fortgefahren wie in unserem Entwurfe. Dies wollte Lachmann mit „u. s. w." andeuten, weiter nichts. Das lehrt die Sache und — Lachmanns eigenes Wort. Bedachte man denn gar nicht, dass mit alledem, was man hinter den drei unschuldigen Buchstaben witterte, Lachmann Lügen gestraft wurde? Lachmann hat bezeugt, XI, 125 Anm. XI, 1, 149 Anm. M, dass er die Papiere „frei zu benutzen Erlaubniss hatte". Wer hatte ein Recht ihm dies nicht zu glauben? Was für einen Sinn hatte es, Angesichts dieser Erklärung zu „vermuthen" (Hempelsche Ausgabe S. 181), dass der Manuscriptbogen, in dessen Mitte Lachmann seine Veröffentlichung abbrach, ganz in seinen Händen gewesen sei? Vor aller Welt so unzweideutig wie nur denkbar constatierte Facta „vermuthet" man doch hinterher nicht mehr. Nicht genug. An diese Vermuthung eines vorher bezeugten Factums knüpfte man eine zweite Vermuthung, welche dieses Factum un-

geschehen machte! Vielleicht habe Lachmann sich einem Verbote des Besitzers zu fügen gehabt. Für jeden, der die Sache im Auge behält, gibt es nichts unwahrscheinlicheres, jeder aber, der die Papiere unbefangen angesehen hat, muss dies geradezu für eine Unmöglichkeit erklären.

Die beiden Blätter des Manuscriptbogens, auf dessen zweiter Seite Lachmann mit dem letzten Worte derselben abbrach, sind nicht getrennt, sondern hängen fest und unversehrt zusammen. Es ist also ein Ding der Unmöglichkeit, dass, wer das erste Blatt in Händen hatte, nicht auch das zweite sollte in Händen gehabt haben. Freilich konnte trotzdem der Besitzer an der Stelle sagen: bis hieher und nicht weiter. Um auch dies für eine Unmöglichkeit zu erklären braucht man nicht zu wissen, dass Lachmanns Zeugniss so zu verstehen ist, dass er die Papiere monatelang in seinem eigenen Hause hatte, sondern es genügt, zu wissen, was jeder wissen kann und muss, dass der Satz, in welchem abgebrochen worden, ganz wörtlich — ausgenommen Malerey statt Schilderung — im Laokoon steht. Diesen also wenigstens noch zu Ende drucken lassen zu dürfen würde Karl Lachmann doch wol einen Mann, der ihm seinen ganzen kostbaren Schatz geliehen hatte und ihm sein volles Vertrauen schenkte, unter allen Umständen haben bewegen können, ja er hätte dazu der Papiere nicht einmal mehr bedurft; der Schluss jenes Satzes war wie die nächstfolgenden bereits anno 1766 gedruckt. Aber Lachmann wollte eben durch das aufhören mitten in einem allbekannten Satze des Laokoon andeuten, dass in diesem Entwurfe nichts wichtiges neues stehe.

Man kann bedauern oder tadeln, dass Lachmann hier wie sonst so kurz gewesen und sich über sein verfahren nicht weitläufig ausgelassen hat, aber aus jenem Umstande Verdächtigungen gegen Benoni Friedlaender zu schöpfen — wie würde Lessing das genannt haben? Dachten denn die, welche in Sachen Lessings so zu reden unternahmen, gar nicht an Lessings Grundsätze in solchen Dingen? Fiel ihnen gar nicht der 57. Antiquarische Brief ein, oder dass jenes vernichtende Wort in der Ankündigung der Dramaturgie von den Leuten, die überall Nebenabsichten erblicken, dem Sinne nach auch sie trifft?!

Ich komme zur Bemerkung Guhrauers II, 1, 302: „Die diesen Papieren in der zweiten Ausgabe [1788 von Karl Lessing] gegebene Anordnung und Bezeichnung: II. Theil. XXX, XXXI u. s. w., wonach wir den Plan zum zweiten Theil erhalten hätten, scheint von dem Herausgeber herzurühren. Wenigstens giebt Lachmann (XI, 125 bis 169) mit Benutzung derselben Papiere, die jetzt im Besitze des Herrn B. Friedländer sich finden (welche jedoch mehr als blosse «Vorarbeiten zum Laokoon», nemlich auch Materialien zu dessen Fortsetzung enthalten), und unter Hinzufügung mancher interessanten Stücke eine völlig verschiedene und ganz anders bezeichnete Anordnung. Es wird Sache des kritischen Herausgebers von Lessings Werken sein, das Verhältniss nach Lessings Papieren zu entwirren und die ursprüngliche Ordnung festzustellen." Maltzahn findet diese Notiz sehr beachtenswerth, citiert sie aber falsch.

Guhrauer irrt, wenn er behauptet, Lachmann gebe eine „völlig verschiedene und ganz anders bezeichnete Anordnung." Die Bezeichnung XXX, XXXI u. s. w. gibt Lachmann ganz ebenso wie Karl Lessing. Da der Laokoon mit XXIX endet, so war daraus zu schliessen, dass hier ein Plan zum zweiten Theile vorlag, wenn auch Lachmann die eigenhändige Ueberschrift Gotthold Lessings „II. Theil" irrthümlich wegliess. Indess nicht einmal diesen, gewiss nicht schwierigen und fernliegenden Schluss brauchte man zu machen, denn — Karl Lessing hat es ja ausdrücklich in der „Nachricht des Herausgebers zu dieser zweiten Auflage" gesagt: „Diesem neuen Abdruck des Laokoons . . . habe ich einen Anhang beygefügt, der das Vorzüglichste enthält, so ich zur Fortsetzung desselben in den hinterlassenen Handschriften meines seligen Bruders gefunden". „Viele seiner noch lebenden Freunde, und ich selbst, haben von ihm oft gehört, dass er den Laokoon bis zum dritten Theile vermehren wolle. Gleichwohl habe ich nur den Plan zum zweyten finden können." In Wirklichkeit sah dies auch Guhrauer trotz jener Behauptung und trotz der hypothetischen Wendung: „wonach wir den Plan zum zweiten Theil erhalten hätten"; denn er schaltete eben deshalb in der Parenthese zur Berichtigung von Lachmanns Ausdruck: „Vorarbeiten zum Laokoon" ein, dass die Papiere mehr als

solche, nämlich auch Materialien zu dessen Fortsetzung enthalten. Indem Maltzahn auch diese letzten Worte in Anführungszeichen schloss, sowie „Vorarbeiten zum Laokoon“, machte er Worte Guhrauers zu Worten dessen, der die Papiere von neuem durchgesehen hatte, Lachmanns, und erregte so die Hoffnung, es sei unter denselben mehr zur Fortsetzung des Laokoon vorhanden, als publiciert war. Diese Hoffnung und die daran geknüpften Wünsche konnte B. Friedlaender beim besten Willen nicht befriedigen. Zur Fortsetzung des Laokoon besass er absolut nichts weiter, überhaupt nichts zum Laokoon, was nach seiner Meinung noch hätte veröffentlicht werden müssen. Dabei verliess er sich aber nicht auf sein eigenes Urtheil, sondern auf das Karl Lachmanns, indem er meinte, dass dieser es besser verstehe als irgend ein anderer. Wer hat ein Recht ihn darum zu tadeln? Auch diejenigen nicht im entferntesten, welche Lachmanns verfahren missbilligen und Vollständigkeit in solchen Dingen für das richtigste und erwünschteste halten. Ich gehöre zu den letzteren und erachte es für ein Verdienst und für einen Vorzug der Hempelschen Ausgabe, dass sie durch die vollständige Veröffentlichung einen besseren Einblick in die Entstehung und die Arbeit am Laokoon gewährt als Lachmanns Ausgabe. Aber dass man Lachmanns Standpunct, nur das wirklich bedeutende aus dem Nachlasse Lessings, nicht jedes Blättchen, das er einmal beschrieben, zu geben, als einen unberechtigten damit abthun könne, dass man sich auf Lessing beruft, der gesagt: „was die Welt einmal hat, muss sie so ganz als möglich haben“ — das glaube ich keineswegs. Jedesfalls hat Lachmann den Ausspruch so gut gekannt wie wir und — erwogen. Es ist auch Lessing, der lehrt, man solle eine Stelle nie ausserhalb des Zusammenhanges citieren. Eine goldene Regel, aber wie unglaublich oft nicht befolgt! Es handelt sich dort um Ergänzungen des astrologischen Werkes des Julius Firmicus. In einem Exemplar der Aldina hat ein gelehrter mit vieler Sorgfalt Stellen aus einer guten Handschrift, die vollständiger war als alle, nach welchen das Werk bis dahin gedruckt worden, nachgetragen. Diese Stellen will Lessing durch den Abdruck in seinen Beiträgen zur Geschichte und

Litteratur in Sicherheit bringen, denn „was die Welt einmal hat, muss sie so ganz als möglich, so ganz als es ihr vom Anfange bestimmt worden, haben.“ Um Vervollständigung eines Werkes also, von dem nur unvollständige Abschriften gedruckt waren, handelt es sich dort, folglich um etwas ganz anderes als beim Laokoon. Man übersehe doch nicht den erklärenden Zusatz: — bei Hempel S. 180 wird er ganz weggelassen, die Stelle überhaupt nicht correct citiert — „so ganz als möglich, so ganz als es ihr vom Anfange bestimmt worden“. Von dem, was Lachmann aus dem Nachlass zum Laokoon nicht mittheilte, war absolut nichts vom Anfange für die Welt bestimmt. Wie dies Lessing für die Welt bestimmt hatte, lag es im Laokoon längst vor. Was dagegen im Laokoon von Lessing noch nicht bearbeitet, also der Sache nach für die Welt bestimmt war, wenn auch in anderer Form, das hat Lachmann alles mitgetheilt. Jenes Wort Lessings, auf das man sich gegen Lachmann beruft, trifft ihn also in keiner Weise.

Dass keine weitere Materialien zur Fortsetzung des Laokoon vorhanden sind, davon hat sich Maltzahn schliesslich selbst überzeugt, da auch ihm die Papiere von B. Friedlaender nachträglich zur Einsicht gesendet wurden, wovon er Nachricht gegeben Bd. XII, 541. Davon schweigt der Bericht bei Hempel, nimmt sehr einseitig nur von Maltzahns Anmerkung zu XI, 1, 149 Notiz und behandelt in Folge dessen eine Frage als eine „offene“, welche längst entschieden war. Denn, nachdem Maltzahn, als er den Nachlass eingesehen, nur zu berichten hatte, dass „bei einer zweiten Auflage der Schriften Lessings nach diesen Papieren einiges nachzutragen“ sein werde, bei wem hat sich da wol, wie in jener Vorbemerkung bei Hempel behauptet wird, „die Annahme, als sei in den in Privathänden befindlichen Papieren noch mancher wichtige Fund, namentlich zum zweiten Theile des Laokoon, zu machen, . . befestigt und verstärkt“?! —

Ich berichtige jetzt noch einiges in derselben Vorbemerkung, sodann den Text des Nachlasses.

Unter den Numern S. 179, welche auf gleichem Papier geschrieben sind, war wol 9 wegzulassen, ein kleines Zettel-

chen, über welches kaum etwas zu entscheiden sein dürfte; sicherlich bedarf Nr. 14 der Einschränkung. Dieses Stück besteht aus einem und einem halben Bogen gleichen Papiers wie 1, 3 u. s. w., ausserdem aber noch aus einem halben Bogen anderen Papiers, jedoch gleichen Formats. Dasselbe Format, Klein-Folio von der Grösse unseres Lex.-Octavs, hat auch die Handschrift des Laokoon, der Minna und Emilia. Das Wasserzeichen des Papiers der meisten Fragmente des Nachlasses wird durch eine menschliche Figur auf jeder Seite des Bogens gebildet: in der Mitte der einen Seite eine Frau die linke, in der Mitte der anderen ein Mann die rechte ausstreckend, mitten zwischen beiden ein Ring oder Kranz. Ein Blatt des Papiers, auf welchem der Laokoon geschrieben, mit fünf verticalen Wasserstrichen auf jeder Seite, findet sich auch unter dem Nachlass Nr. 17 bei Hempel, IX, dritter Abschnitt, bei Lachmann.

Besonders hervorgehoben zu werden verdient noch Nr. 5 Hemp. Der Sache nach charakterisiert es sich als das älteste aller Stücke des Nachlasses. Dazu stimmt das äussere. Als Wasserzeichen steht auf der einen Seite: Breslau 1760 nebst einem W mit einer Krone oder dergleichen, woraus nun freilich noch nicht unbedingt folgt, dass dieser erste Entwurf der Grundgedanken des Laokoon schon 1760 geschrieben ist.

Stück 7 besteht aus sechs Bogen des vorher näher beschriebenen Papiers Kl. Fol., welche geheftet sind. Das erste Blatt ist leer, auf der Vorderseite des zweiten Blattes steht eine Inhaltsangabe (von Karl Lessings Hand?), die Rückseite ist leer. Die Bemerkungen, welche bis Blatt 8[a] reichen, sind zu verschiedenen Zeiten geschrieben, wie es in der Natur der Sache liegt. Die Seiten sind gebrochen, die Quellen und Seitenzahlen derselben, bei Hempel meistens in Klammern, stehen am Rande. Was über Nr. [4] dieses siebenten Stücks S. 185 f. gesagt, und weshalb seine Stellung bei Karl Lessing bemerkenswerth (S. 179) gefunden wird, ist mir unverständlich. Karl Lessing verfuhr mit der Bemerkung „Der Kunstrichter muss nicht“ u. s. w. ebenso wie mit vielen anderen: er stellte sie ohne den Leser darüber aufzuklären mit den Fragmenten zusammen, mit welchen sie ihm sachlich zusammenzugehören

schienen. Der erste Satz auf dem Zettel Nr. 22 H XIII L handelt vom Wesen der Kunst, diese Bemerkung 7 [4] gleichfalls; darum verband sie Karl Lessing.

Diesem Grundsatze gemäss gestaltet sich sein Anhang so:

1 = XIV L 4 H, und zwar verknüpft er mit XXXI dieses Entwurfs zum II. Theil: IV L 10 H; mit XXXIX: III 3 L 11^c H; mit XL: III 2 L 11^b H; mit XLIII: VI L 12 H unter Auslassung des ersten Satzes; mit XLV: VII L 13 H; mit XLVI: VIII L 14 H.

2 = IX L mit den ersten Worten als Ueberschrift. Es sind dies verschiedene Stücke des Nachlasses: 1 Bogen 4^0 mit der ersten Bemerkung, Nr. 15 bei Hempel; $^1/_2$ Bogen 4^0 gleichen Papiers mit der zweiten Bemerkung = 16 H; $^1/_2$ Bogen Kl. Fol. genau solchen Papiers wie das der Laokoon-Handschrift mit der dritten Bemerkung = 17 H; endlich = 18 H 1 Bogen desselben Papiers wie I, II, IV, V, VI, VIII (mit Ausnahme des letzten halben Bogens) und XI L = 3, 7, 10, 1, 12, 14 (zum Theil), 20 H und wie 6 H, welches Stück Lachmann nicht aufnahm.

3 = X L wieder mit der ersten Zeile als Ueberschrift.

4 = III L erster Abschnitt, 11^a H.

5 = III L letzter Abschnitt, 11^d H.

6 = XII L 21 H mit eigener Ueberschrift.

7 (Notizen aus Montfaucon) = 29^a H. Bei Lachmann Bd. XI, S. 170 f.

8 mit eigener Ueberschrift = 29^b H. Lachm. Bd. XI, S. 172 f.

9 mit eigener Ueberschrift = XI L 20 H.

10 = XIII L 22 H, in der Mitte eingefügt die dritte Bemerkung aus II L = 7 [4] H. Was bei Hempel über Nr. 22 S. 179 gesagt wird, ist dahin zu praecisieren, dass die beiden Bemerkungen in umgekehrter Ordnung aus Lessings „Collectaneen" herrühren. Lachmann liess dieselben Bd. XI S. 329 weg, Maltzahn gibt eine entsprechende Notiz S. 443, im 19. Bd. der Hempelschen Ausgabe S. 409 stehen beide.

11 unter eigener Ueberschrift = II L 1. Bemerkung. Doch hat Karl Lessing die Anmerkung**) fälschlich an den Schluss gestellt.

12 = II L in anderer Anordnung als bei Lachmann und weniger Bemerkungen. Lachmann unter II gibt 19 von den 30 Bemerkungen des betreffenden Collectaneenheftes, Karl Lessing 8, ausser den beiden unter Nr. 11, und zwar II 4 L 7 [5] H, II 5 L 7 [7] H, II 10 L 7 [18] H, II 11 L 7 [19] H, II 14 L 7 [25] H, II 17 L 7 [28] H, II 18 L 7 [29] H, II 19 L 7 [30] H.

Die Stücke, welche Lachmann überhaupt aus dem Nachlasse hinzugefügt hat, sind oben schon genannt, ich bezeichne noch, was bei Hempel mehr steht als in Lachmanns Ausgabe: Nr. 1 S. 192—244 d. i. V L vervollständigt, 2 S. 244—250, 5^a, 5^b, 5^c, 6, 7 [2, 6, 8, 9, 10, 11, 13, 14, 20, 22, 24], 8^a, 8^b, 8^c, 9, 23^a—28.

Anzuordnen ist der ganze Nachlass meines erachtens folgendermassen:

A. Materialien und Entwürfe zum Laokoon.

1. Nr. 5^a, 5^b, 5^c H.

2. Nr. V L 1 H mit Nr. 20 zu S. 214 H.

3. Nr. VI L 12 H, vergl. zu S. 260 ed. H. XV. Die Erwähnung des sterbenden Adonis ist veranlasst durch eine Bemerkung Mendelssohns S. 196.

4. Nr. I L 3 H mit Nr. 11^a zu S. 260 V. Nr. 18 H zu S. 260 I. Nr. 19 H zu S. 260 II. Nr. 16 und 17 H zu S. 260 III. Nr. 21 H zu S. 262 IV.

In diesem Entwurfe sind die einzelnen Abschnitte nach der Ausarbeitung ausgestrichen bis S. 254 II einschliesslich und auf S. 256 V und VI. Von dem folgenden erscheint manches im Entwurf zum II. Theile wörtlich wieder: S. 258 X in S. 267 XLIV ff.

5. Nr. 2 H.

6. Nr. 8^a, 8^b, 8^c, zum Theil wörtlich im Laokoon V Anm. e, f, XXVI und Nr. 9.

B. Entwurf und Materialien zur Fortsetzung des Laokoon.

7. Nr. XIV L 4 H mit Nr. 11^b zu S. 266 XL, vergl. S. 258 XII, Nr. 11^c zu S. 266 XXXIX, Nr. 13 H zu S. 267 XLV, Nr. 14 H zu XLVI, vergl. S. 258 X ed. H.

8. Nr. 22 H. XIII L.

9. Nr. 10[a], 10[b] H IV L. vergl. S. 256 IX ed. H.
10. Nr. 11[d] H.
11. Nr. 15. H IX L.

C. Auszüge und vermischte Bemerkungen, z. Th. im Laokoon verwerthet.

12. Nr. 6 H.
13. Nr. 7 H II L.
14. Französische Uebersetzung der Vorrede, Nr. 30 H XV L.

Nr. 23—29 bei Hempel gehören zu den Antiquarischen Briefen.

Am Texte des Nachlasses bei Hempel habe ich dies zu berichtigen gefunden. Verschriebenes ist eingeklammert.

S. 192, Z. 6 übele Einflüße statt übeln 192, 12 allgemeine 194, 6 *daneben die erste Anmerkung Mendelssohns* 196, 2 Natürliche *steht über* Nachahmende Z. 1 196, 27 Poesie *war gesperrt zu drucken* 196, 33 so nach *zu trennen* 196, 35 auch *gesperrt zu drucken* 198, 11 einzigen *ist in der Hds. nicht mit unterstrichen* 198, 31 neuern st. neueren. Dichter *ist nicht mit unterstrichen* 198, 4 v. u. Gemählde; *nicht Komma* 200, 2 einzeln st. einzelnen, *wie bei Hempel fast immer steht, aber von Lessing äusserst selten geschrieben ist* 200, 4 könnte; *nicht Komma* (sonder st. sondern) 200, 5 einzeln 200, 10 zusammen setzen *getrennt* 200, 29 *die Stelle aus der Ilias steht als Anm. am Rande wie fast alles bei Hempel so eingeklammerte* 200, 30 beßer *nicht* besser 200, 5 v. u. folgende *nicht gesperrt* 202, 1 druckt sie aus st. drückt 202, 8 erfodert st. erfordert 202, 22 Composition solcher Theile erinnern st. Composition erinnern 202, 23 stimmet st. stimmt 202, 24 Achilles — Helena *gesperrt, weil in der Hds. unterstrichen* 204, 2 Gedichte st. Gedicht. Helena *gesperrt* 204, 12 Bleibet st. Bleibt 202, 16 Reitz *das zweite Mal nicht gesperrt* 206, 29 Wann st. Wenn 206, 32 *bei* Schädliche Häßlichkeit *beginnt ein neuer Absatz* 208, 29 Wißenschaften st. Wissenschaften 208, 6 v. u. Vorwurffes st. Vorwurfs (*so* Z. 4 v. u.). Er glaubte es *ohne Komma* 208, 2 v. u. wann st. wenn 208, 1 v. u. illudiret (?) st. illudiert 210, 3 daßelbe 210, 25 eben so *getrennt* 210, 26 f. dergleichen kleiner vergönnter *unterstrichen, also zu sperren* 210, 27 öftrer st. öfterer 210, 28 nennet st. nennt 212, 11 *fehlt das Komma nach* redender 212, 19 bestehet st. besteht 212, 23 (welchen st. welche) 216, 2 vollkommner st. vollkommener. verschiednere st. verschiedenere 216, 3 darinn st. darin 216, 9 vollkommnen st. vollkommeneren 216, 19 keinesweges 216, 5 v. u. verschloßene st. verschlossene 216,

2 v. u. entgegen setzet *getrennt* 218, 1 nunmehro st. nunmehr 218, 15 Leinewand (?) st. Leinwand 218, 17 laßen st. lassen 218, 18 f. aber der Dichter braucht für die Wirkung nicht gut zu seyn st. sagen 218, 30 Wesen sind; *nicht Komma.* Milton ist seinen geistigen Wesen ungeachtet st. seiner 220, 2 rühret st. rührt 220, 9 in dem Mahlerischen Theile st. mahlerischen 220, 12 (Manigfaltigkeit) 220, 14 (kan st. kann) 220, 5 v. u. beßer st. besser 220, 1 v. u. vollkommner st. vollkommener 222, 10 bedienet st. bedient 222, 9 v. u. *die Stelle aus Ilias Anm. am Rande wie in allen folgenden Fällen* 222, 8 v. u. Waffenstillestand st. Waffenstillstand 222, 1 v. u. (aus diesen Gemählde st. diesem) 224, 24 viel **a u e** *ist sinnlos, es steht in der Hds.* viel a u. e *d. h.* viel a und e, *oder letzteres kann auch o sein sollen, denn beide Buchstaben sind oft sehr ähnlich. Darauf beruht auch das bei Hempel S. 189 besonders hervorgehobene* „herbare" st. hörbare S. 260. *Die Handschrift hat keineswegs herbar an jener Stelle, sondern horbar wie an mehreren anderen; also hat Lessing nur die beiden Striche über o vergessen, herbar aber nimmermehr geschrieben.* 224, 25 wie du willst; *nicht Komma* 226, 27 (führern) 226, 28 Hector *gesperrt* 226, 33 vor seinem Feinde st. seinen Feinden 226 extr. beßer als die beschriebnen Zettelchen die *ohne Komma und weder* besser *noch* beschriebenen 230, 1 ein neuer französischer st. neuerer 230, 2 einzeln 230, 3 dieser Göttin, ausdrücken *mit Komma* 230, 27 verschiedne st. verschiedene 230, 30 höhern Wesen, diese höhere Wesen st. höheren (*zweimal*) 230, 33 schleidert st. schleudert 230, 6 v. u. *ohne Absatz* 230, 1 v. u. (Manner) 232, 1 zu einem Grenzsteine st. Grenzstein 232, 2 schleidert 232, 6 schleidern 232, 8 angemeßen seyn: so entstehet eine anschauliche 232, 15 haben; *statt Komma.* dem ohngeachtet *getrennt* 232, 19 unsern st. unseren 232, 23 (Beleichtungen st. Beleuchtungen). blos st. bloß 232, 8 v. u. saltantium, oder *mit Komma* 232, 6 v. u. Welder st. Wälder 234, 1 (kan st. kann) 234, 7 Wann st. Wenn 234, 16 andern st. anderen 234, 7 v. u. propemodum st. proponendum 234, 2 v. u. unsrer st. unserer 236, 18 *kein Absatz* 236, 12 eben so wohl *getrennt.*

246, 2 Natur, und *mit Komma* 246, 4 Helden, Venus st. *Semikolon* 246, 5 Vermuthung warum *ohne Komma* 246, 6 bey dem Begräbniße st. den Begräbnißen 246, 10 Borrichius 246, 21 wahr beyde und beyder Künste *ohne Komma u. st.* beyde Künste 246, 27 verschiedne st. verschiedene 246, 29 des Sichtbar Schönen und Erhabnen 246 extr. mit sehen st. absehen 248, 5 Zeit in welcher sie gelebt ist *ohne Kommata* 248, 13 eigne st. eigene 248, 20 Worin st. Worinn 248, 3 v. u. Verbeßrung st. Verbesserung 250, 4: 4. 5. Abschnitt 250, 6 als dem Maler *ist zu emendieren* 250, 14 sagt, sie st. *Kolon* 250, 17 die Bildhauerische Weisheit.

254, 13 neuern st. neueren 254, 7 v. u. neuern st. neueren

254, 7 v. u. jenseit den Alten *steht ganz zweifellos in der Handschrift und keineswegs* jenseit der Alpen, *wie bei Hempel S. 189 ausdrücklich behauptet wird. Ebenso zweifellos aber ist, dass* jenseit (der oder) den Alpen *zu emendieren ist.* 256, 8 verschiedne st. verschiedene 256, 16 deßelben st. desselben 256, 18 der schönste unter den Griechen st. der schönste der Griechen 256, 21 Vom Eckel. *unterstrichen* 258, 6 Dichter sichtliche *ohne Komma* 258, 7 Bewegungen st. Bewegung 258, 11 Von der Schnelligkeit. *unterstrichen* 258, 14 befindet diese *ohne Komma* 258, 18 Vermuthung daß *ohne Komma* 258, 21 der Orientalische Styl st. orientalische 258, 10 v. u. (nach den leidenden) 260, 13 Poesie aber *ohne Komma* 260, 15 horbare st. herbare 260, 2 v. u. die Neurer st. Neuere 262, 4 alle schöne Künste st. schönen 262, 9 der neuern st. neueren 264, 1 Herr *abgekürzt* 264, 7 Herr *abgekürzt* 264, 11 hervorzubringen, da *nicht Semikolon* 264, 12 (bedarf, st. bedürfen;) 264, 15 gehöret st. gehört, *in der folgenden Zeile* gehört 264, 7 v. u. Local Farben st. Local-Farben, *vergl.* Wappen Königs *im Laokoon u. a.* 264, 5 v. u. zwischen transitorischen und permanenten st. *des Dativs* 264, 5 v. u. gewaltsam und *ohne Komma* 264, 4 v. u. öftern st. öfteren 264, 2 v. u. Schönheit sondern *ohne Komma.*

265, 9 seiner *abgekürzt* s. 265, 11 übertriebner st. übertriebener 265, 13 vollkommene schöne k. W. *scheint zu stehen* st. vollkommen, *so schreibt Lessing auch sonst. In der ersten Ausgabe der Dramaturgie St. 98 VII, 405 Ausg. M. steht sogar:* einen sich so sträflichen emancipirenden Burschen, *was aber wol Druckfehler sein wird.* 265, 14 Herr *abgekürzt* 265, 20 Ein solches verfeinerte Bild st. verfeinertes 265, 3 v. u. Tod gehören . . . Handlung sondern *ohne Kommata* 265, 1 v. u. Kunstgriff auf *ohne Komma* 266, 5 gemahlet st. gemahlt 266, 7 Zug: die 266, 12 eben so 266, 16 Einfaltigkeit 266, 3 v. u. verschiednen einzeln 267, 8 (deßen) 267, 9 (Marino Conto) 267, 10 Beschreibung mit des Homers st. und des Homers *Also zu emendieren mit Lachmann:* mit der des Homers 267, 17 u. 18 gemahlet st. gemahlt 268, 1 verschiednen st. verschiedenen 268, 4 Götter, ist bey weiten *mit Komma und* st. weitem, *wie oft bei Lessing* 268, 18 Diese Fehler u. s. w. *besonderer Absatz* 268, 23 verschiedne 268, 3 v. u. natürlich, dieser st. *Semikolon* 268, 2 v. u. Quellen aus *ohne Komma* 269, 14 vorhergehenden, und *mit Komma* 269, 15 so nach *getrennt* 269, 19 In so fern 269, 23 nutzen, und 269, 24 wehlen st. wählen 269, 26 Eben so 270, 2 ausdrücken nicht *ohne Komma* 270, 3 braucht unendlich *ohne Komma* 270, 26 Mühe die Ursache *ohne Komma und st.* Ursachen (?) 270, 28 unbestimmter als *ohne Komma* 270, 5 v. u. eignes st. eigenes 270, 3 v. u. einzeln 271, 4 Wirkung welche *ohne Komma* 271, 6 Gesetzt auch daß *ohne Komma* 271, 17 Natur, oder *mit Komma* 271, 20 überein, und *mit Komma* 271, 21 Begriffe aus *ohne Komma* 271, 22 erhabnen

st. erhabenen 271, 23 einzeln 271, 31 vorannimt 272, 6 st. Iliad. 19 *drei Striche* 272, 14 codices st. Codices.

277, 8 Carnisse anführet st. Carniße anführt 279, 2 verschiedne 279, 3 (Maralti) 279, 4 seiner *abgekürzt* s. 279, 6 v. u. Verbeßrer 280, 5 Feuer welches *ohne Komma* 280, 20 eben so *getrennt* 280, 21 die Bildhauer st. der *Also wol zu lesen:* konnten ihr auch die Bildhauer *entsprechend* Z. 17 die Dichter 280, 25 Vestalinn 280, 7 v. u. so hat st. hätte 281, 10 lernen st. können 281, 12 Betrachtet 281, 18 fabriken mäßig *getrennt* 281, 25 einem von s. Cartons *d. i.* von seinen st. seiner 281, 29 der Schöne st. die 282, 8 daueren st. dauern 282, 9 ungereimter als *ohne Komma* 282, 11 unsrer st. unserer 282, 13 Das Mittel der Perspectiv ist dazu nicht hinreichend *ist am Rande hinzugefügt* 283, 3 was sie. wohl st. nicht *Also vielleicht:* wohl nicht 283, 19 f. *den Relativsatz in Kommata* 283, 29 Protogenes, während *mit Komma* 283, 1 v. u. (zwolf) 284, 6 Pardenone *mit deutschen Lettern, ebenso im folgenden* Richardson *und* Sanssouci 284 *in der Mitte von [24] steht am Rande* Nubes v. 170—74. 285, 5 Demonion 285, 14 Notte del Correggio *mit deutschen Lettern* 285, 18 nicht leuchten st. Nichtleuchten 285, 8 v. u. gerade st. grade 286, 1 So st. so. der bewundernswürdigste Colorite st. das b. Colorit *Also zu lesen* der bewundernswürdigste Coloriste 286, 8 überträffe st. überträfe 286, 16 verneinen, wird st. *Semikolon* 286, 17 Meister je *ohne Komma* 286 extr. Virgileschen 287, 5 wie Andern *steht nicht in d. Hds., sondern* Fontaines *(vergl. Laokoon VI, Anm. a), was ich aber erst habe entziffern können, nachdem Blümner mich gefragt, ob nicht De Fontaines da stehe.* 287, 11 vorstellet 287, 15 Asinius Pollio *darüber* 2, 1, *also* Pollio Asinius *und ohne Komma vor* der 287, 18 eignes 287, 19 eignen 287, 20 einzeln 287, 5 v. u. Pollio war zugleich *darüber* 3, 2, 1, *also* Zugleich war Pollio (*wie im Laokoon*) 288, 4 Laocoon, und 288, 5 gewehlet 288, 7 Gelehrter welcher *ohne Komma* 288, 8 (des sechzehnten Jahres) 288, 11 Atha. st. Athen. 288, 16 Topographia *nachher* Marliani *gesperrt* 288, 5 v. u. erzehlet, und st. *Semikolon* 288, 4 v. u. Neapel, in *mit Komma* 289, 3 existiret 289, 19 Historienmalen 291, 3 (kündischer) 291, 6 v. u. (erleuchte st. erleuchtete) 291, 4 v. u. ausgeht st. ausgehet 292, 8 Ein Blinder st. ein 292, 10 Kennzeichen, das *mit Komma* 292, 17 Lichte so st. je 293, 16 und 22 ob schon *getrennt* 293, 24 Cherubins st. Cherubims 294, 11 v. u. vom dem Geheimniße *Also zu lesen* von dem Geheimniße 294 extr. beßre st. beßere 295, 9 v. u. Handlungen, deswegen *mit Komma* 296, 3 ebensowohl *ein Wort* 296, 10 einzeln 296, 8 v. u. (des Erhabenenen) 296, 7 v. u. ein Jüngstesgericht 297, 16 chiquaniret 298, 7 (vid. Bellorius) 16 Perpendikul Linie 24 ungeheuren 29 Maars 31 willig und 41 Wettläuffer 299, 3 herabfähret 9 Weges; an 14 dem Olympe 9 v. u. Pierius, oder 300, 8 einher *ohne*

Anführungszeichen 9 f. Geschwindigkeit, den Körpern über 22 wie st. wenn 26 streichen; und 29 erfodern 6 v. u. *kein Absatz* 301, 2 Heliodorus; 15 Beine war 25 resonniret *so!* 32 Leichnammes 33 wandte (?) st. wendeten 38 auf welche sie 39 ausdruckten 40 Beger (?) 302, 2 von hölzern Maske *vergl. Laokoon 53, 5 ed. princ.* 302, 7 zugeschloßnen 8 erkläret 9 *hinter 3. fehlt*) 13 f. H. W. vorgiebt 19 laßt 29 alle das Fabelhafte *ganz un-Lessingisch wäre* all 2 v. u. Griechen von 303, 1 großentheils (?) 9 v. u. nebeneinandergeordneten 4 v. u. aufeinander 3 v. u. aufeinanderfolgenden 304, 2 eben demselben 10 tadeln, aber 29 aller passionirteste *auch sonst sehr oft* aller *so getrennt* 35 nehmlich auf 305, 11 einzeln 19 Poesie welche 20 gedrungen Art (*ob richtig, wie hölzern?*) 21 die (?) besten Gedanken 22 jeden Gedanken 25 vorgeworffen daß 8 v. u. unstreitig, nur 5 v. u. Anmerkung in der 306, 7 hörbarer *so!* 8 daß ist 15 Zeitraumes den 16 haben weg 19 aufeinanderfolgenden 20 natürlich 22 aufeinanderfolgender 22 Zeichen, mit 23 aufeinanderfolgenden 26 glaube dieses war die Pantomine *so!* 28 Pantomine 32 Pantomine 33 (vielles) 39 vollkommnen Verbindungen, die unvollkommnen 40 aufeinander 307, 3 vollkommne 12 Pantomine 24 Onomatopäie 24 erfundnen 3 v. u. einzeln 2 v. u. (allen Ansehen) 308, 1 (bey den) 18 aufeinander 19 ausdrucken 19 andrer 20 worden, und. *Nach Zeile 21 ist der Rest der Seite im Manuscript leer, wol zu Exempeln.* 28 andere 309, 1 aufeinanderfolgenden 3 nebeneinanderstehender 9 Prose (?) 12 Dinge die 14 nebeneinanderstehend 15 aufeinander 15 vorstellen, 16 natürlich, welche 18 sichtbar, welche, 19 sichtbare das Sichtbare 20 ander 310, 9 Cabinetstücken 311, 7 v. u. (kan) 312, 7 höhern 33 von Gruppiren (?) 3. v. u. ich füge, aus dem was 313, 10 Falle 21 vorstellet 25 großen aber 26 ungeheuren (?) 34 messen 314, 3 (hatte) 8 Eines von 19 Glanz den 21 verursacht der 21 Freunde von 22 herum getrieben 315, 25 Kupfer aus 26 goßen mit 7 v. u. verschwendrische 4 v. u. arbeitete hatte 316, 5 Werks. 6 sichrer 14 beßres 320, 5 Composition *steht nicht da, sondern* Conop .... *mit unleserlicher Endung. Blümner hat conjiciert, ehe er diese Züge kannte,* Conopeum (*vergl. XI, 118 ed. L*). *So kühn diese Conjectur war, es gibt, wie man sieht, keine evidentere; sie wird auch noch dadurch bestätigt, dass vorher nicht* keine, *sondern* kein *steht, wie mir Herr Stadtgerichtsrath Lessing noch ausdrücklich bezeugt hat. Canopeum schrieb Lessing XIII, 2,. S. 338, ed. Hemp., hier deutlich o.* 320, 6 daß er die Lauben oder Bogen 9 was den König (*also* für den K.?) 10 gesetzt 11 Griechen zur Erläuterung der Stelle bey den Griechen 17 Von den andern Scolien wie Oũloris (??) 20 und dem Thersites *steht nicht da, nur* Von dem Nireus 21 Erdichtung mit (?) dem 321, 6 Flügel beygelegt.

Drei Schriftstücke von Christian Friederich Daniel Schubart.

Mitgetheilt von

Maximilian Wüstemann.

Im nachstehenden werden drei noch ungedruckte, bezw. noch unbekannte Reliquien des denkwürdigen Mannes, dessen Name dieser Mittheilung vorausgeht, veröffentlicht. Sie schliessen sich in gewisser Beziehung an die Veröffentlichungen des Herrn Dr. Adolf Wohlwill in Hamburg an, welche das Archiv unlängst brachte.

Alle drei Stücke sind von einem nicht geringen litterargeschichtlichen und biographischen Werthe; ersteres möge insbesondere von dem gänzlich unbekannten Gedichtabdruck vom Jahre 1772 gelten.

Ueber die Adresse des ersten Briefes, aus Geisslingen, 1767, wo Schubart von 1763—69 wirkte, ist nichts weiter zu bemerken.

Der zweite Brief wird, wie aus dem Inhalte zu entnehmen sein dürfte, an einen evangelischen Geistlichen in den deutschen Erblanden Oesterreichs gerichtet gewesen sein.

Die darin erwähnten Gedichte erschienen in zwei Bänden 1785 zu Stuttgart, „in der Buchdruckerei der Herzoglichen hohen Carls-Schule“. Der erste Band hat das Bildniss des Dichters als Titelkupfer, Zeichnung und Stich von C. J. Schlotterbeck, Stuttgart 1785, und eine Vignette von J. F. Leybold auf dem Titel. Der zweite Band hat als Titelkupfer einen Stich desselben Meisters nach N. Thourets Zeichnung, zu einer Stelle in Schubarts „Ahasverus“.

Nicht ohne Interesse wird an diesem Ort der nachstehende, wörtlich wiedergegebene Auszug aus einem eigenhändigen, noch

ungedruckten Briefe von Wilhelm Ludwig Wekhrlin — so schrieb sich der Publicist in späteren Jahren — sein, welchen der Landsmann und Zeitgenosse Schubarts über die im Jahre 1785 herausgegebene Gedichtsammlung an seine Schwester Friedericke Weckhrlin, damalige Pfarrerin Beyer zu Beuren bei Nürtingen in Württemberg, Grossmutter des berühmten Dichters Eduard Mörike, um jene Zeit gerichtet hat. Der mit „Antonio Suo S. P. D. Lepidus“ gezeichnete originelle Brief ist dem Herausgeber als eine Hauptzierde seiner werthvollen Autographensammlung von dem liebenswürdigen schwäbischen Dichter persönlich als Geschenk überlassen worden. Die fragliche Stelle in der Mitte des Briefes lautet folgendermassen:

„Schubarts Ankündigung seiner Gedichte habe ich gelesen. Wie ist's möglich, daß sich eine Erscheinung unter einer Festungscensur Subscribenten versprechen kan!

Non liquet. Ich halte es blos für eine Buchhändler Spekulation: wer kennt nicht die Pfiffe eines Stage?* Wenigstens wohnt weder der Geist noch der Ton Schubarts in der Ankündigung.

Lieber will ich auf den unglücklichen Schubart selbst subscribiren, als auf seine Gedichte.“

1.

Würtembergs Genius.**

Am
höchsten Geburtsfeste
des
Durchlauchtigsten Herzogs
Den 11ten Februar 1772
gesungen
von
C. F. D. Schubart,
der Weltweisheit Magister, k. gekrönter Dichter und Rektor der Musik zu Ludwigsburg.

Ludwigsburg,
gedruckt in der Cottaischen Hofbuchdruckerey.

---

* Konrad Heinrich Stage war Buchhändler in Augsburg.

** Der verewigte David Friedrich Strauss, Schubarts Biograph, schrieb bezüglich des Gedichtes dem Herausgeber auf seine desfallsige

Da sinkt er die Himmel herunter! —
Der Wonneschaffer, der Tag,
Der CARLN den Flehenden gab! —
So sank er nie die Himmel herunter! —

Eine Sonnenkrone blitzt um seine Schläfe;
Im Antlitz lächelt der röthliche Morgen;
Silber träuft von wehenden Locken;
Die wolkichte Rechte hebt den Sternenkranz
Vor CARLS Schläf' empor! —
In seinem Glanze zittern
Vergöldet des hohen Neckars Wellen,
Und die beschneiten Rücken der Berge
Funkeln Silber zurücke. —
Der Wonneschaffer, der Tag,
Der CARLN den Flehenden gab,
Sinkt; so sank er nie die Himmel herunter!
Aus dem zerrißnen Aether schauen
Engel ihm nach mit lautfeiernden Chören!
Und von der Erd' empor grüßt ihn der Unterthan
Mit der Stimme der Jubel und des lauten
Freudigen Weinens. Würtembergs Genius
Tritt unter die Freudeweinenden hin
Und seine Sprache zerfließt in Gesänge;

„Ihr meine Kinder iauchzt! denn CARLS Tage
Steigen zum Mittag' empor! So steigt die Sonne
Auf zu ihrem Mittags Thurme
Und strahlt Leben und Wärme
Auf die wartende Erd' herab.
Ihr Bürger iauchzt! CARL lebt!
Noch hält er mit gleichen Schaalen
Die Waage der Gerechtigkeit und wiegt.
Schleudert gezwungen, bald drohende

Anfrage und Mittheilung d. d. Darmstadt, 27. Nov. 1870 wörtlich das folgende: „Je erfreulicher Ihre gef. Mittheilung mir war — denn es freut mich immer, wenn sich jemand für den ehrlichen Schubart interessirt — um so mehr bedauere ich, Ihnen über das fragliche Gedicht keine weitere Aufklärung geben zu können. Ich erfahre von seiner Existenz zum erstenmale durch Sie. Von seinem poetischen Werthe kann ich mir theils aus den Herzog-Carls-Gedichten der Sammlung, theils schon aus dem von Ihnen angegebenen Anfang eine Vorstellung machen. Doch ein literarhistorisches Interesse hat dergleichen immer, und für mich käme diessmal noch das patriotische hinzu, dass das opus in meiner werthen Vaterstadt (— Ludwigsburg —) entstanden ist".

Bald zertrümmernde Blitze auf des Lasters
Gigantischen Scheitel, und lächelt lieber
Der Tugend Muth und Segnungen zu.

O Vaterland, der mit atlantischen Schultern
Deine Lasten trägt; Er lebt!
Der Wachsame, der dem Schlafe zürnt,
Der Emsige, der mit ungetrockneter Wange
Wie Alcid, nach neuem Heldenschweiße glüht! —
Ihr Krieger iauchzt! Es lebe der Held,
Der in tönender Rüstung, wie Mavors,
Vor eure Turmen tritt und Muth
Aus großen blauen Augen blitzt! —
Ihr Arme, euer Vater lebt,
Und reicht euch Brod und gibt euch Trank,
Und wirft um eure nackten Lenden
Erwärmendes Gewand.

Camönen iauchzet drein! Der Meister
In allen euren Künsten lebt!
O Tübingen, stand nicht Apollo Phöbus
Oft unter deinen Weisen und lehrte sie?
Und schuf dich zum Athene um? —
Ihm horcht der Künstler mit bildendem Meisel,
Mit nachahmenden Pinsel und Bleymaaß!
Er winkt vom gehorsamgebietenden Flügel,
Und Sphärengesänge zerfliesen
Im goldenen Saale. Er gebietet;
Und der Sänger seufzt wollüstigen Gram
Oder singt in hüpfenden Tönen
Gaucklende Freuden in's Herz.
Der mimische Tanz rauscht geflügelt daher,
Und jedem Sinne des staunenden Sehers
Strömt von der olympischen Bühne
Wonn' in Necktarströmen zu."

(Dürft' es ein deutscher Barde wagen,
Der wie Thuiskon's Barden kühn
In seine Goldharf' stürmt; doch arm
Und unbeschützt die Harfe sinken läßt,
Zu Deinem Throne aufzublicken,
Und lächeltest Du ihm, o CARL, Beyfall,
Götterbeyfall, zu; dann strömte mein Gesang
Vielleicht im Stolz die Kluft vorbey,
Wo welsche Töne sich verlieren!)

„Und du, o Einsamkeit, der Schöpfer lebt,
Der deine wilden Gesträuche

Zu Rosenbüschen umschuf! Wo sonst
Der Nachtgefährte heulte; da wiegen
Sich Nachtigallen melodisch auf Zweigen.
Deine Felsen sind Schlösser; deine Labirinthe
Gärten; deine Klüfte Grotten,
Wo Cypria mit Amoretten schlummert.
Da sind sie! Da sind sie!
Dreyhundert rosenwangichte Knaben. CARL
Steht wie ein Gott in ihrer Mitte.
Seyd weise! Seyd tugendhaft! Spricht Er.
Engel blicken auf Ihn, indem Ers spricht,
Und eine Zähre himmlischer Wonne fällt
Von ihrer Wang' auf CARLS Diadem
Und wird zur schönsten Perl in Seiner Krone. —
Schau her, glückliches Volk,
Das sind deine Kinder! Künftige Bürger!
Künftige Väter! Weisen! Redner Gottes!
Eherne Säulen deines künftigen Glücks!
Und CARL, ein Allvater, steht hoch unter ihnen!
Dreyhundert Knaben speist Seine Hand;
Und dankende Thränen fallen aufs Brod.
Dreyhundert Knaben tränkt Seine Hand;
Und dankende Thränen stürzen in Becher. —
Ha, zu viel! zu viel! Nun weil' ich nicht länger.
Mich ergreift die Freude stürmisch und ungestümm,
Ich lasse dich, glückliches Land, und flieg' in Gestirne.
Was brauchst du mich? — — Es lebt ja CARL!
Er lebt und ist dein Genius!"

2.

Hochwohlgebohrne, Hochedelgebohrner,
Fürsichtig und Hochweise,
Gnädig Hochgebietende Herren,

Da durch den Tod des Herrn Bozenhard eine Stelle in dem Ulmischen Gymnasio erlediget worden; so nehme ich mir die submisseste Freiheit, Euer Hochwohlgebohren und Hochedelgebohren meine Dienste hiemit in aller Unterthänigkeit anzubieten.

Ich bin zwar ein Ausländer und würde es nicht wagen, mich zum Nachtheil irgend eines Landskindes vorzudringen, wenn ich nicht glaubte, durch die mühsamen Dienste, die ich schon in das 4te Jahr in der Schule, in der Kirche, im Musikchore und auf der Kanzel, hier und auf dem Lande, dem Ulmischen Staate bei einem nicht einmal nothdürftigen Auskommen, geleistet habe, berechtiget zu seyn, mich nach einer geraumern Sphäre umzusehen, wo ich noch über das Gelegenheit hätte, meine geringen Talente besser auszu-

breiten und ebendadurch der Republik Ulm zu zeigen, wie bereit ich bin, mein ganzes Leben ihrem Dienste aufzuopfern. —

Hochderoselben eigener gnädiger Ausschlag kann dieser Sache mehr Gewicht geben, als alle zusammengehäufte Bewegungsgründe, die man in solchen Fällen vorzubringen pflegt.

Ich weiß nicht, ob ich es bei dieser Gelegenheit wagen darf, Euer Hochwohlgebohren und Hochedelgebohren um eine Gastpredigt in der heiln Dreifaltigkeitskirche unterthänigst anzuersuchen.

Die Bestimmung des Tages, des Textes und anderer zufälligen Umstände stelle ich gänzlich Hochderoselben gnädigster Disposition anheim.

Meine gedoppelte demüthigst gewagte Bitte macht mich so furchtsam, daß ich hier stille stehe und mich mit der tiefsten Ehrfurcht nenne

Euer Wohlgebohren und Hochedelgebohren,
Meiner Gnädig — Hochgebietenden
Herren
unterthänig — gehorsamster
Christ. Friederich Daniel Schubart
S. S. Theol. Cand. P. L. C. & p. t.
Praeceptor & Music-Director
in Geißlingen.

Geißlingen,
den 22ten Merz
1767.

Denen Wohlgebohrn, Hochedelgebohrn,
Fürsichtig, Hoch und Wohlweisen
Herren, zu Einem Hoch und Wohllöbl.
Religions- und Pfarr-Kirchenbau-Pfleg-Amt
Hochverdientest und hochangesehenen Herren etc.
Meinen Gnädig-Hochgebietenden
Herren

Ulm.

3.

Hochehrwürdiger, Hochgelehrter,
Hochgeschätzter Herr Prediger!

Ew. Hochehrwürden verzeihen mir die Kühnheit, mit der ich es wage, Sie in einer mir naheliegenden Angelegenheit um Dero Rath und Beistand zu bitten:

Ich gab nämlich in der Herzoglichen Akademischen Buchhandlung meine Gedichte in zween Bänden heraus und sandte den ersten Band, der die geistlichen Gedichte enthält, auf Begehren nach Wien an die dasige Buchhandlung Wucherer und Ghelen.

Da sie aber die Exemplare nicht unterbringt, und der von ihnen gefoderte Abzug viel zu gros ist; so muß ich die Exemplare wieder zurücknehmen, ohne den zweiten Band, der die weltlichen Gedichte enthält, nachsenden zu können.

Nun frag' ich: ob Ew. Hochehrwürden nicht mit einem Buchhändler ihres Orts oder ihrer Gegend sprechen und ihm die in Wien liegenden Exemplare unter dem Vorschlage anbieten wollten, daß ich das sechste Exemplar ihm zum Vortheile überlasse. Drei und achtzig Stück liegen noch in Wien, wo sie in gedachter Buchhandlung stündlich abgelangt werden können. Sollte in Mähren nichts zu machen seyn, so bin ich fest überzeugt, daß die Gedichte in Breßlau, meiner Bekanntschaft in Schlesien halber, ohnfelbar verschlossen werden müssen.

Sobald sich ein Buchhändler auf Ew. Hochehrwürden gütige Verwendung zu dem einen oder dem anderen entschließt, so soll — wenn die Art der Spedition angegeben wird — der zweite Band ungesäumt nachfolgen. Beede Bände werden hier zu Lande bereits um 3 fl. verkauft, ich erlasse gedachte Exemplare aber — Eins zu 2 fl., welches nun nicht wohlfeiler seyn konnte.

Für die dabei zu übernehmende Bemühung kann ich Ew. Hochehrwürden nichts anbieten, als meinen vollkommensten Dank nebst 1 vollständigen Ex. meiner Werke.

In Erwartung einer gütigen Antwort habe die Ehre mit der größten Hochschätzung zu verharren

Ew. Hochehrwürden
ganz gehorsamster Diener
Schubart.

Hohenasperg,
d. 10t. Oktober 1786.

Satirisches aus der Geniezeit.

Von

Erich Schmidt.

Satire, Pasquill, Parodie gedeihen zu allen Zeiten, wo die Gegensätze auf einander platzen, wo neue Richtungen theils den Hohn der Zeitgenossen erfahren, theils dieselbe Waffe gegen verhasste oder verächtliche Strömungen kehren. Zahlreich sind die Beispiele aus den Reformationsjahren, aus der alamodischen Krankheit, aus der Fehde zwischen Sachsen und Schweizern, dann aus dem Sturm und Drang, dem Xenienkrieg, der romantischen Bewegung. Ich greife einiges aus der Genieperiode heraus, was theilweise das Capitel „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten“ meines „Wagner“ ergänzen kann, ohne dass dort Platz dafür gewesen wäre. Und zwar einiges persönliche; alle Werther-Schriften, alle Sticheleien Lichtenbergs, Sulzers und Hottingers, Schinks, Riesbecks, alle zerstreuten Verslein der Tagesblätter, der Bellettristenalmanach, die dem „coupierten“ Stil oder der „Deutschheit nuniger Zeitverstreichungen“ (das heisst dem neuen Minnesang und Bardismus) gewidmeten Spottschriften bleiben links liegen.

Zahlreiche Angriffe hatte Wieland zu erfahren. Goethe gieng zuerst vor, Wagner und Lenz secundierten. Lenz schrieb die „Wolken“ und dazu die „Vertheidigung“; wir kennen die sehr ergetzlichen Plänkeleien im „Pandaemonium germanicum“. Der Erläuterung bedarf die ungleich schwächere Ekloge „Menalk und Mopsus“ 1774, der fünften Vergilischen äusserlich nachgebildet, jenem Wettgesange der Hirten Menalcas und Mopsus zum Preise des Daphnis. Tiefer und ins einzelne geht die Parodie nicht. Nur dass auch Lenzens Sänger einander beschenken, freilich nicht mit cicuta und pedus, sondern mit

Hosen und Ruthe. Der Inhalt (3, 68 ff.) ist kurz der: der Maler und Dichter Menalk trifft mit dem Dichter Mopsus in einer hellen Mondnacht zusammen, grüsst ihn: „ich bin von deinem Handwerk“, und fordert ihn zum „Wettgesang von Amors Macht“ auf. Mopsus, überlegen, kritisch, nimmt widerwillig an. Sie singen, aber nicht wie bei Vergil gerundete Verse hohen Stiles, sondern Albernheiten, glatte Frivolitäten, Priapea. Auch nicht feierlich und austönend, sondern voll Unterbrechungen und abgerissen, da Mopsus ärgerlich dazwischen fährt und Menalk naiv neugierig die Zweideutigkeiten des anderen entschleiert sehen will. Beim Sonnenaufgang gehen sie heim, einander werth:

> „Die Nachwelt wird sie spät in gleichen Ehren halten,
> Und über ihre Gruft noch Priaps Gottheit walten“.

Mopsus ist natürlich Wieland. Man sieht das gleich ohne Lenzens Fussnoten an der Charakteristik und seinen eigenen Versen. Er hat die Sinnlichkeit „nie erfahren, als mit der Phantasie“, aber seit seiner Knabenzeit von Ovid bis zu Voltaires Pucelle alles einschlägige gelesen und excerpiert, die verbotenen Früchte zu einem schmackhaften Creme gerührt, und „Herrn und Grafen schlich das Ding so süss vom Mund in die Culotte, sie machten ihn zum Koch, das Volk zum Gotte“. So papieren war Wielands Sinnlichkeit doch nicht, aber treffend begründet Lenz, nur dass er der glatten Sprache hätte gedenken sollen, seine Beliebtheit beim Adel und nimmt den „Concursus creditorum“ des Athenäums vorweg. Er liegt im seidenen Bett, wie der Kanonicus in Boileaus Lutrin; der hässliche Menalk, an „Anti-Seladon“ erinnernd, schreckt ihn auf. Man darf an Goethes Farce denken. Mopsus ist graziöser, Menalks „verdammte Rauhigkeit“ thut ihm weh, er möchte dem „Gewäsch“ des „schwatzenden“ ein Ende machen. Er kennt die feinen Mittelchen besser, hat dünne zarte Schleier bereit und ein „Palladium“ gegen die Kritik. Menalk ruft bewundernd: „Wie wisst ihr doch das Ding so zierlich zu verstecken, und witzig den Priap bald auf bald zuzudecken!“ Mopsus: „Das ist nun mein Talent. Und schussfrei doch zu seyn, so kleid ich all das in Moralen ein“; wobei Lenz ver-

weist auf „des Herrn Schmidt, Professors der Moral, Entdeckungen über die komischen Erzählungen, in den kritischen Nachrichten vom deutschen Parnass". Der Giessener Schmid beklagt nämlich im Deutschen Merkur 4, 265 (Dec. 1773) den Verfall der komischen Erzählung unter den schwachen Nachahmern Wielands und Thümmels und heisst „die Kopie von den Kirschen des Dorat", jene reizvoll lascive Nachdichtung Heinses, willkommen als eine der echten „humoristischen Erzählungen, welche zu einer wahren Seelenkur gereichen können". Mopsus gibt noch andere goldene Lehren zum besten, über die Weiber, und dass die Moral nur wie Schwefel im Wein geboten sei zur besseren Färbung. Menalk findet das Möpschen „doch ein wenig zu versteckt", aber Mopsus setzt ihm auseinander, dass eben darin sein Kunstgeheimniss beruhe, den Lesern „Begierden in dem Bauch" zu erwecken, zu winken, sie sich selbst schaffen zu lassen, was er nicht malen kann, sie aber ihm bezahlen müssen. Seine Ruthe, die er früher wacker gegen die Kritiker geschwungen, braucht er nicht mehr, da er durch den Merkur nun selbst einer ist. Lenzens Verweis dazu auf den Vorbericht zum „Diogenes von Sinope" ist vielleicht ein Irrthum; wahrscheinlich schwebt der Eingang des „neuen Amadis" vor. Denn diesem Werke hat Lenz die in der Ekloge von Mopsus declamierten Verse entlehnt. Daher stammt auch der „Antiseladon", der den Schläfer beraubt (5. Gesang, 13 ff.). Lenz S. 71 „Ihr Grazien" — „auch mich" = 7, 1; S. 73 „Und endlich" — „die Gluth" aus 10, 36 f.; „Das Fräulein" — „ihr sehen" aus 10, 37; „Kaum trat" — „rückwärts niedersinken" aus 11, 10; „Dies alles" — „zwanzig Sekunden" aus 11, 13; „doch plötzlich" — „zu geben" ist zusammengezogen aus 11, 13 f. Ein Par zweideutige Anspielungen und das auffällige „abhelfliche" (Mass) hat Lenz durch gesperrten Druck hervorgehoben. So auch ein „Sokratisch", bei Wieland beliebt; hasste doch Lenz gerade den „Sokrates" Wieland. Die Noten sind schon an sich bestimmt Wieland, den Glossenschreiber, zu necken.

Wer ist aber Menalk? — Ich habe es schon in meinem „Lenz und Klinger" S. 53 verrathen. Der Verfasser des citierten „Gallimathischen Allerley" ist der armselige Strassburger Maler

und Dichter Kamm. Schon diese Zusammenstellung ist eine kecke Beleidigung. Aber der gute Kamm verdiente wol nicht als ein lüsterner alter verhöhnt zu werden, der sich an geilen Bildern blind gemalt hat. Oder hatte Kamm wirklich einen Dosendeckel — die Abnehmer dieser Sächelchen waren nach Lenz Priester und Weiber — mit einer nackten Eva geschmückt? An Miltons Eva hat sich ja auch der Wollüstling in der „Sternheim“ aufgeregt. Ich habe über Kamm als Maler nichts erfahren können. Den Titel seines Gedichtes gibt Lenz selbst S. 71 an und meldet eine zweite Auflage als bevorstehend. Auf den Elsässer geht das „wenn's belieben“ („wenn's beliebt“ stehend in Strassburg, wie das französische s'il vous plaît).

Das ganze soll eine Vermählungsfeier in der ihm geneigten angesehenen Dietrichschen Familie verherrlichen. Darauf geht Lenzens Spott: „Wettgesang von Amors Macht“ und S. 75 „ich bin eben daran, vorm Brautgemach den Vorhang aufzuheben“. Ein ödes Geschwätz in Alexandrinern ohne einen Funken von Dichterberuf. Ewig redet er, etwa Christian Gryphius gleich, von seiner Unfähigkeit, ewig aber bemüht er gleich diesem die Musen durch flehenden Anruf. Er spricht bescheiden von grösseren Dichtern (S. 129), ist aber doch eingebildet (Lenz: „voll Selbgefühls“), zumal auf seinen schalen Witz (S. 107). Der Genius hält endlose Reden an den Dichter. Von einer Handlung spürt man so gut wie nichts. Brockesisch, aber im Tone der nüchternsten Partien dieses schildernden Dichters, beschreibt Kamm das Landleben, die Jagd, die Planeten u. s. w. Anderes gibt sich als lahme Nachahmung Klopstocks. Seine Gedichte an Gott sind überaus steif. Auch paedagogische Themata werden abgehandelt. Aber, wie Lenz richtig herausgefunden, er schleicht auch Wieland nach. Zu dem schäferlichen des „alten Damon“, zur Ekloge — daher Lenzens Form? — „Daphnis und Chloe“ treten sinnliche Elemente (vgl. S. 197), mühsam herausgepresst. Besonders im dritten Gesang S. 46 f., S. 92. Wenn er vielleicht auch keine Eva gemalt hat, so hat er doch den Liebesgenuss und Fall des ersten Pares S. 17 und 171 besungen. Er spricht von „Hymens Zauberlust der ersten Nacht“, von dem „verwahrten Schatz der Cypria“, von der „Götterkost in Paphos dunklem Hain“;

was Lenz S. 76 citiert, ist eine plumpe Zweideutigkeit. Auch er siedelt Faune, Nymphen, Liebesgötter in seiner Landschaft an, wo es ihnen schwerlich wol sein mag. Auch „Priaps Gottheit“ (Lenz S. 76) erscheint, befehdet im siebenten Gesang S. 128, wo keusche Liebe gepriesen wird, aber sonst als lehrender Schutzgeist zu Hilfe gerufen:

> „Der angenehmste Scherz wird auf die letzt verspahrt,
> Da soll erst Priapus mich darinn unterrichten“.

Er hebt an, wie bei Lenz, 1, 1 f.:

> „Ich singe itzt den Wald, die Jagd, die Schmelz, die Schmiede.
> Komm, Muse, leite mich, und werde nur nicht müde“.

Der zweite „Anruf“ kömmt nach Lenz „erst drüben“, nämlich S. 3, da sich eine lange Abschweifung dazwischen schiebt: „Driaden“ u. s. w. Zur Anrede S. 70 vgl. Kamm S. 6. Lenz weicht nur in Kleinigkeiten ab. Menalks Gesang S. 72 ist aus dem neunten des Originales S. 170 (vgl. 118). S. 74 „Fast meine Ode vom Tode gäb ich drum“ stichelt auf Kamms „Der Tod. Eine Ode“ S. 253 ff. S. 75 f. „Was jedes hier verspricht“ u. s. w. ist wieder einer Stelle des neunten Gesanges S. 172 entlehnt.

Lenzens Satire kam dem Dichterling während der Vorbereitungen zur zweiten Auflage vor Augen. Eine spöttische Recension oder ein poetisches Pasquill war schon vorausgegangen. Er sagt in der neuen Vorrede: „Kaum war ich ein wenig ruhig, als eine zweyte Critik über mein Gedicht mir vorgelegt wurde. Ich war voller Verwunderung, als ich sehen musste, dass man mich als ein so schwaches glimmendes Fünkgen des Parnass mit einem unserer grössten Lichter desselben auftreten machte und in einen Zweykampf verwickelte“. Er antwortet mit einer Thierfabel, der die poetische Erzählung „Der klagende, hintergangene, und wieder getröstete alte Dichter“ folgt.

Kamm gehörte übrigens zu den Mitarbeitern des „Bürgerfreundes“. Noch „im VIten Jahr der Frankenrepublik“ (1797) erschien von ihm in Strassburg der „Schwanen-Gesang eines drei und achtzig jährigen Greisen und Wohlthäters seiner zahlreichen Familie. Nebst einem Gedicht auf den Frieden zwischen

Frankreich und Oestreich". Er schliesst: „Es lebe die siegreiche Frankenrepublik!!!". Auch hier noch (S. 45) eine Wielandisierende Schilderung der geliebten und ein Vergleich mit Eva. —

Ebenso zielt im Matz Höcker vieles auf Wieland. Den Homerischen Schluss verhöhnt Bretschneider in seiner gereimten Anzeige des „Rheinischen Mosts" (H. L. Wagner[2] S. 125). Wenn Lenz in der „Vertheidigung Wielands gegen die Wolken" auf Nicolai schalt, so hatte er besondere Ursache, denn schon Zeitgenossen haben gemerkt, dass Lenz zu dem luftigen „Kerlchen", dem Genie, in den „Freuden" Modell gesessen hatte. Von den „Brelocken", dem „Almanach der Bellettristen" u. s. w. abgesehen, ist Lenz carikiert worden in der salzlosen „Geschichte eines Genies" (1780) S. 308 f.: „Eine kleine runde Figur, die den höchsten Grad in der Weltweisheit, aber leider wie sehr oft geschieht, nicht im Menschenverstande erlangt hatte, und in dessen Kopfe es schon sehr bedenklich aussah, ehe er noch ein halbes Jahr als Hofmeister in Strassburg zugebracht hatte, welcher Ort für die Köpfe meiner lieben Landsleute das scheint, was für die Europäer überhaupt die Linie ist . . . . war mit Minna in Gesellschaft"; er hüpft und lärmt unaufhörlich, wie ein kleiner Abbé, der voll Schwärmer gesteckt ist, redet in einem fort und fängt gleich Feuer. —

Seit Meusel ist mehrfach eine weitere Satire gegen Wieland auf Lenzens Rechnung geschrieben worden, das Eloge de feu Monsieur **nd ecrivain tres celebre en poesie et en prose. Dedié au beau sexe de l'Allemagne. Hanau 1775 (1 Bogen 8⁰).* Ich glaube, mit Recht, denn so unbillig viele, so übertrieben alle Angriffe darin sind, spricht aus dem ganzen doch eine volle geniemässige Anschauung in einem lebendigen, beredten, leidenschaftlichen und überlegen ironischen Stile, den ich damals nur Lenz zutrauen kann. Ihm war trotz all seiner Grillen und Verrenkungen der höhere Geist von „Götter, Helden und Wieland" nicht fremd. So hat Lenz auf die Rückseite des Titelblattes geschrieben (= Iris 3, 153 f.):

---

* Inzwischen hat J. von Sivers kurz vor seinem Tode einen Neudruck des Eloge, das ich übrigens auch besitze, in der Baltischen Monatschrift mehr versteckt als veröffentlicht.

Das gute Mädchen.

Wie schwingt mein Herz für Freude sich?
Ihr Götter, was ergreiffet mich?
Ist dieser Mann mit plumpem Schwerdt,
Wär' dieser Wilde liebenswerth?
Auf seinem Munde sitzt der Muth,
Aus seinem Auge blitzt die Wuth,
Sein blondes ungekämmtes Haar
Sträubt sich entgegen der Gefahr,
Sein Blick ist Todt — doch häng' ich dran
Und fühl' es, dass er lieben kann.

Der Wilde.

Mit diesem Arm der ihn erschlug
Den leimern Götzen, drückt' ich dich,
Ach Engel liebtst du mich!
An dieses Herzens Adlerflug.
Der nervenlose Kerl ist Dein nicht werth,
Drum tödtet' ihn mein Schwerdt.

So sprechen Goethe, Stolberg, Lenz.

Die Satire ist dreitheilig. 1. Der neue Amadis, den Lenz schon in „Menalk und Mopsus“ gestriegelt hatte, „W—nd“ unterzeichnet und dem angegriffenen als Glaubensbekenntniss in den Mund gelegt. Er will die Menschen Wahrheit lehren, nackt, greifbar, „im sinnlichen Genuss ganz aufgelöst“; alles andere ist Dunst. Die poetische Verklärung der Liebe ist Wahnsinn, Raserei, welche die schönen Kinder verführt,

„Dass oft ihr blitzend Aug in süssen Träumen schwimmet,
Dass halbgeöfnet ihr entzückter Mund
Dem unsichtbaren Liebsten laut ihr Herz gestund“. . . .

Seine Lehre ist viel bequemer:

„Ihr seyd betrogen, Liebe ist Verderben,
Sie tödtet eure Freuden, sie ist Dunst.
Willfahret jedem, gönnet eure Gunst
Dem ersten besten Haushahn auf zwey Beinen —
So seyd ihr glücklich, braucht nicht mehr zu weinen;
Fühlt nimmer [Druckf.: immer] Herzweh, werdt des Lebens froh,
Brennt unaufhörlich wie ein Bündel Stroh,
Bis ihr zerflattert, bis der Warheit müde
Ihr sanft entschlummert: dann verwest im Friede“.

Auch das zweite Stück (S. VII ff.) trägt den Titel einer Wielandschen Dichtung, „Die Grazien“. Diese selbst reden und pro-

testieren leidenschaftlich gegen die Misshandlung. Theilweise in Wielands beliebtesten Versmassen und Wendungen und mit Anspielungen auf seine neueren Werke. Es fehlt der Rede durchaus nicht an Wucht und Witz, auch der Hilferuf gegen die vielen neuen Grazienjäger ist sehr berechtigt, aber der Vorwurf der Plumpheit prallt von Wieland ab. Sie beginnen:

„Wie? unsern Gürtel hat er aufgelöst,
Wie? unsre süsse Schüchternheit entblöst.
Mit ungeweyhten kühnen Bärenpfoten
Zerrissen unsre feinen Liebesknoten
. . . . unsre seidnen Locken,
Den drinn verwahrten Veilchenkranz zerzaust
Und wie mit Gassenmenschern 'rumgehaust";

nun stehen sie da, von jedem Gauch verachtet, kein edler Mann grüsst sie, der heisse Jüngling erröthet, jeder schale Kopf rühmt sich ihrer Gemeinschaft, sie wenden sich zum Himmel um Rache gegen ihn:

„O Rache, Rache, Götter! in der Larve
Der Weissheit stand er da wie Mendelson und Garve.
Voll Demuth schlich er, mit mehr Aengstlichkeit,
Als ehmals Ritter sich Prinzessinnen geweiht,
Er kniete, ach er schmeichelte,
Wir halfen ihm aus Mitleid in die Höh,
Wir lächelten ihm Muth ein — wie ein Tyger
Fiel er über uns her und spannte wie Römische Sieger
Uns vor seinen Wagen und lachte und jubelte drob,
Und ewiger Hohn ward uns sein Lob.

Komm, mache dich auf, Apoll, komm dein Gefolge zu rächen!
Sonst werden Furien selbst am Ende Hohn uns sprechen,
Und scheusliche Larven auf unserm Ruin
Olinden sich nennen und Bastarde ziehn".

Olinde ist die geliebte des Amadis (Gesang 16 f.).

Am schärfsten aber ist die abschliessende „Palinodie" (S. X ff.), die man sich von einem ironischen dritten an den Dichter der Satire gerichtet denken muss. Der „arme Persifflant" soll aufhören und mit dem grossen Haufen rennen: „Geh, lern' gemeinen Sinn (common sense), geh, lern' Geschmack, betäub' dein reges Hirn mit Rauchtoback, die linke Hand beständig in den Hosen — nur so gelingt es dir, den Ohren liebzukosen.

Beym dritten Wort Schäsmin, beym vierten Grazien
Macht Herz und Augen zu Ergiessungen,
Mit Noten ohne Zahl von Sylph und Faunen
Machst du die Journalisten staunen.
Ach sey ein grosser Mann und lecke wer dich leckt,
Associire dich, sonst wirst du nie geschmeckt".

Ein scharfer Hieb gegen Wieland, Jacobi und Anhang. Aber gab es nicht ebensowol eine Genieclique? Vortrefflich sind die Ausfälle gegen die blinde Kritiklosigkeit des Publicums, das, hat mans einmal gewonnen, blöd mitläuft. Nur nicht gerade aus, nur nicht mit Winckelmann antike Medusenköpfe schön genannt, sonst wird man „Genie" gescholten: „ein Ungeheur mit funkelnd hohlem Munde mit mehr als einem bösen Feind im Bunde, ein wilder Gems der immer Hopsa springt". Er räth dem jungen Dichter hübsch am Pulte zu sitzen, die Nägel zu putzen, die Federn zu schneiden, die Excerpte (vgl. o.) nachzuschlagen, dann werde Apoll nicht ausbleiben „mit Gratien und Amoretten", er werde den Drachen Python überwinden, dass er „in Dauungsstunden" mit ihm spiele. Noch eines! was neuerdings üblich ist:

„Man nennt sein Tage nichts bey Namen,
Man hustet, winkt — aus Achtung für die Damen,
Die uns denn schon, sind ihre Seelen schön,
Aufs Zehntheil eines Worts verstehn.
Da giebts denn ein Gelächel, ein Geflüster,
Als wärens Herrenhuts Geschwister,
Und gienge gleich mit Creutzluftvögelein
Ins* blaue Cabinet hinein.
Gottlob und Dank, es sind der schönen Seelen
Soviele schon, dass uns die Sänger fehlen,
Und wie den Sand am Meer schafft Frau Mama Natur
Die Abonnenten zum Merkur.
Sing ihnen nach und lecke deine Reime
Wie Bären ihre Brut. An diesem Vogelleime
Klebt jegliches Insekt, vertieft mit Wollust sich
Und stirbt den süssen Tod und seegnet dich
Noch schnappend, stammelnd, mit gebrochnen Augen
Und glaubt Ambrosia zu saugen.

---

* Zu den bekannten stillen Viertelstunden.

Welch ein Triumph! in deinem Bernstein findt
Die Nachwelt einst wie manches schöne Kind,
Das deiner Influenz sich willig überlassen
Froh am Altar der Venus zu erblassen“.

Die von Geist und Formtalent zeugenden Verse haben damals wenig von sich reden gemacht. Ist Lenz wirklich der Verfasser, so lässt sich die ganze Heimlichkeit wol aus Goethes Wunsche, Wieland nicht mehr angezapft zu sehen, vielleicht auch aus indiscreter Veröffentlichung durch einen anderen erklären. Der Lenzsche Freundeskreis war aufmerksam. Kayser wies Miller darauf hin, der ihm am 24. Sept. 1775 antwortet: „das Eloge du feu Mr. Wieland ist mir noch nicht vorgekommen“, aber er freut sich darauf, denn er „kann den Kerl nicht leiden“.

Sehr schwach, so witzlos, wie etwa „Der Parnass, ein Schauspiel im neuesten Geschmack“, ist „Wieland und seine Abonnenten. Ein musikalisches Drama halb in Reimverslein halb in ungebundner Rede gestellt. Mit Erlaubnis der Obern. Weimar auf Kosten der Gesellschaft 1775“, in Prosa, Knittelversen, Strophen à la J. G. Jacobi u. s. w. Die Hauptrollen spielen Wieland (Merkur), Jacobi (Iris), Nicolai (Allg. d. Bibl.), dann die Halberstädter Clique, Bützower und Lausitzer Journalisten und natürlich „der Altonaer Reichspostreuter. NB. Sein Esel hat die Darre“. Der Verfasser ist der Hamann-Herderschen Richtung hold. Goethe tritt ganz flüchtig auf. Am besten sind einige Jacobi parodierende Stellen. Asmus citiert den Anfang von Höltys Petrarchischer Bettlerode. Der Merkur wird in den Kamin geworfen, Jacobi fürchtet für seine Iris. Im Stile von Wagners Prometheus und mit demselben Spott über einen Ausdruck der Heinseschen Werther-Recension heisst es:

„Und Herr Jacobi zuckersüss
Der schrieb für die Mädgen ein' Iris
Und reimte da von Wonnegluth“.

Auch das folgende Gespräch bedarf nach Düntzers und meinen Erläuterungen zum „Prometheus“ keiner weiteren Deutung:

„Frankfurther: Haben dir schon den Text gelesen, hast nicht gesehen den Prometheus, Daukalion und seine Rezensenten?

Jakobi: So was kommt nicht gleich zu uns nach Halberstadt, wenn es nicht mein Busenfreund Herr Hofrath Wieland hieher schickt, aber das hat er uns nicht gesendet.

Frankf.: Hat's bleiben lassen. 's geht ihm eben nicht wohl darinnen.

Nikolai: Will ihn schon zausen den Verfasser, heisst mich das Frazengesicht einen Unterofzier.

Frankf.: Die Ehre würde vor den Verfasser viel zu gross seyn.

Asmus: Hat auch mich nicht geschont, hab's aber schon gerügt".

Man sieht, wie unwahr der Nachredner schliesst:

„Lieber Leser, denk nicht,
Wenn du's Büchel kriegst zu Gesicht,
'S sei dem Prometheus nachgemacht.
'S war fertig, eh daran ward gedacht".

Mehrere Zeitschriften weisen die Farce als klägliche Nachahmung des „Prometheus", als „Ausgeburt einer Bierbank" von einem „Pasquillanten aus Lausitz" derb zurück. Besonders Wagner — er wusste warum — in den Frankf. gel. Anzeigen 1775, S. 799 f.: „ein ungesitteter boshafter Leyermann, Namens Contius". Anonym ist er also nicht lange geblieben. Vorher schrieb Wagner in einem undatierten Briefe an Ring: „Ein Kerlchen, Gott weiss wer, dems zwar nicht an Bosheit, wohl aber an Witz und Laune fehlt, hat sich unterfangen Wieland und seine Abonnenten zusammen zu schmieren. Der Bursch verdiente die Ruthe eher als die Kritik". Der Verfasser, Archidiakonus Chr. Gotthold Contius, ist wol identisch mit dem Conzius des „Almanachs der Bellettristen" S. 30 f. —

Wuchtiger waren die Hiebe, welche die Satire auf den Schauspieler und Dramatiker Möller herniederregnen liess. Möller hatte sich damals, abgesehen auch von seiner Verbindung mit der trefflichen Seylerschen Truppe, schnell im deutschen Repertoire eingenistet, weil er das Publicum mit Alltagskost speiste und Auge und Ohr flink zu befriedigen verstand. Ich kann seinen Stücken nur eines nachrühmen, was er seinem schauspielerischen Berufe abgewonnen hatte: das entgegeneilende Verständniss für die Wünsche des schaulustigen Publi-

cums. Er ist daher zahm im tragischen, breiig im rührseligen, sucht Ueberraschungen, streut edle Regungen mit vollen Händen aus, strebt nach „Schlagern" und „Abgängen", erfreut den Biedersinn des Parterres durch die Polemik gegen höhere Beamte und die Verherrlichung landesfürstlicher Gnade, bringt die Insassen eines Gefängnisses, Soldaten im Lager, wandernde Zigeuner auf die Bühne und lässt sogar eine Regimentsmusik erschallen. Er ist der ergebene Diener der Menge. Seine „Subordination" soll auf einem wirklichen Wiener Vorfalle beruhen, „der wahre Walltron (Herr von —) wurde wirklich erschossen" (Berliner litterar. Wochenblatt 1777, S. 274). Was Schiller ihm, auch nur ganz äusserlich, verdanken soll, vermag auch ich nicht zu finden. Wenigstens nicht in den „Zigeunern", denn dass hier ein Jüngling guter Abkunft bei einer Bande weilt u. s. w., liegt von den „Räubern" doch gar zu weit ab. Beim Karl Moor darf man aber allerdings an Möllers edlen Räuber Mutowsky, eine Nebenperson in „Sophie oder der gerechte Fürst" erinnern: er war Soldat, dann in Polen der Hauptmann erst von 300, dann von 1600 „tapfern Brüdern", er hat geraubt, war aber unterdrückten ein Beschützer, ist übrigens ein roher Bursche, säuft Branntwein u. s. w.

Aus den Theaterzeitungen erfahren wir, dass in Leipzig Möllers „Graf Walltron" 600, „Emilia Galotti" dagegen kaum 60 Zuschauer anlockte, dass in Lübeck derselbe zehnmal mehr einbrachte als „Clavigo" oder „Lear". So war es überall. In Frankfurt rief alles überlaut: l'auteur! l'auteur! Mochte die Kritik in den Blättern noch so absprechen, Möllers Dramen waren Cassenstücke, Zugstücke. Uebrigens sagt auch Schubarts Deutsche Chronik 1777, S. 518 f. dem genannten Stücke nur gutes nach. Weniger „zogen" die Dramen „Wikinson und Wandrop", „Emanuel und Elmire", wo das sinnfällige der Mache nicht so wirkte. Fatal ist bei Möller auch die kriechende Höflichkeit gegen das Publicum in den Vorreden. Ein gefälliger Freund rührte besonders im Frankfurter Ristretto die Reclametrommel.

Zum folgenden vergleiche meinen „H. L. Wagner"[2] S. 149. Gegen Möller erschien zunächst 1777 das „Condolenz-Schreiben an die grossen Geister Teutschlandes, Hr Lessing,

Hrn Göthe und ihre Cameraden bey dem Tod der Emilia Galotti, der Mina von Barnhelm, und des Götz von Berlichingen, da diese Stücke durch den unsterblichen Dichter Herrn Herrn Möller Mitglied der Seilerschen Gesellschafft ins Reich der Vergessenheit und Vermoderung abzugehen gezwungen wurden. Verfertiget und abgefasst von Johannes Nepomucenus Christophorus Schnirkel zeitlichen Burgermeister der am Nieder-Rhein sehr berühmten Stadt Dülken, wie auch ordentlichen Mitglied der dortigen gelehrten Gesellschafft. Strassburg, Frankfurt, Mainz und Hanau in allen Buchläden vor 6 Kr. zu haben" (16 SS. 8°). Ein offener Brief des weiland Grossmöllendorfer Schulmeisters, jetzigen Bürgermeisters, voll orthographischer und Sprachschnitzer, zumal im Lateinischen, da er „kein Studiorum" hat. Der Pater Simplicius a Sancto homobono hat neulich auf der Canzel alle Komoedienschreiber, obenan Lessing und Goethe, dem Teufel zugewiesen. Früher hat Schnirkel ihre Stücke als Meisterwerke verehrt, „und so oft ich, meine Herren, ihren Namen habe nennen hören, da hab' ich allezeit mein rothes Mützchen, dass ich zu meiner Comodität zu tragen pflege, vom Kopf genommen, und mein kleines Tobacks-Stümpfchen aus dem Mund gethan, aus lauter Respect gegen Sie". Da es nun jetzt so leicht ist, Schriftsteller zu werden, will er auch „eine Comediam schreiben, und zwar mit Donner und Blitz, mit Sturm und Drang, und allerley durch einander", wenn auch nicht „artagraphisch", doch nach dem besten Muster. Nicht nach dem Lessings und Goethes, denn das ist dummes Zeug, „da is ja gar kein Spectacula drinn", sondern nach des unsterblichen Möllers Stücken „Subordination" und „Zigeuner": „das sind Stücke, die sich gewaschen haben, die sind fürs Ohr und für die Augen — da krigt man doch für sein Geld was zu sehn". Möller soll auch Professor an der Dülkener Akademie werden und Bibliothecar, denn sie haben dort Genovefa, Haimonskinder, Eulenspiegel, und ihnen dafür jährlich ein Par Raritäten und Spectacula machen, wie sie der Frankfurter Ristrettist so schön ausposaunt, voll „characterisirter Janitschaaren-Märsche". Was das sei, werde wol der gelehrte Schweizer Lavater, der über die „Phiesiognomie" geschrieben, sagen können. Jetzt gebe es doch Kenner: „Sonsten gab's

Narren, die wollten einen reinen Dalogus, oder wie sie das Ding heissen, eine feine Entwickelung, Character, Maral und dergleichen. Aber darüber ist man, Dank seys dem unsterblichen Möller, hinaus. Diebstähle und Mordthaten darf man jetzt kühn auf's Theater bringen und die Polizey darf nicht mucken, wenn sie nicht ausgelacht seyn will, und je ungereimter der Dalogus ist, je natürlicher. Und dann Ziegeuner-Tänze und Pantomimische Music, wie im Commödien-Zettul steht: Heidideldum, Hopsasa! Ju he! Es leben mir die Kenner solcher Stücke, und der Schrifftsteller aller Schrifftsteller, unser zukünftiger Professor und Bibliotekar, der unsterbliche Herr Möller".

Man sage nicht: Mandus vult dikipi, ergo dekipiatur. „Den Herrn Möller sieht die ganze sogenannte Welt für einen Menschen ohne Hirn und ohne genium an, und nun hat er doch bewiesen, dass er Spectaculum mundi in superlatiffo gratu ist." Die armen Lessing und Goethe sollen daher ihre Stücke umschmelzen und Möller nachstreben. In der Emilia Galotti fehle ein Hanswurst, der Prinz müsse einen Mohren und Leibhusaren haben; charakterisierte Janitscharenmärsche, eine lustige Aria des Obristen, „eher seine Tochter übern Haufen stosst," das ists. „Sehen Sie mein Herr Lessing, Sie sind ein gescheiter Mann, und haben doch in der Theaterkenntniss so sehr gestolpert."

„Singen, Tanzen, Blizzen, Krachen:
Da müssen die Kenner ja lachen — —"

„Dann bedenken Sie nur den Major [im „Walltron"], mit dem Nackigten Deegen, wie er so leibhafftig da stehet. Der Auditor, wie er das Urtel liesst. Die Soldaten im Kriegsrecht, wie sie sich nacheinander in's Ohr phispeln, und endlich die Trommel, die allerliebste Trommel," da vergesse man ganz die trockene Emilia und Minna und den „Graf von Onolsbach" [Brandes]. Möller habe neulich auch in einer Biergesellschaft gesagt, Brandes könne mit allen seinen Stücken keine „Subordination oder Zigeunerin" herausbringen. Der marokkanische Kapellmeister mit dem absurden Namen componiert es jetzt; da solle der Graf mit den nöthigen Märschen und „pantomimischer Musik" zu Gericht geführt werden und die Gräfin

„in der Ohnmacht eine wunder schöne Bravur-Aria singen. Da indessen vier und zwanzig Paar Tambours den Wirbel schlagen werden. Beym Schluss aber werden funfzig Kanonen los gebrannt werden, so das einem hören und sehn vergehn soll, und dass das ganze Komödienhaus sich schütteln muss, auch kommen Schallmeien, Triangel und die Trompete Marine dazu." Im Ristretto werde dann näheres zu lesen sein, denn Möller sei ein Mann von Ambition und lasse es sich etwas kosten. Er, der in Frankfurt herausgerufene, der „Scribax aller Scribaxiorum", der Held, der Lessing und Goethe niedergedonnert und ihre Werke mit seinen Trommeln, Tänzen u. s. w. zertrümmert hat. Da können denn die gutmüthigen Dülkener nicht anders, als aus Nächstenliebe freundlich condolieren und Schnirkel, dazu „praepter tonum Eloquentiam" erlesen, condoliert bestermassen, mahnt zur Geduld, hofft, „Apollox" werde sie hinfür vor weiteren Schlägen bewahren und ladet sie zur Installation Möllers in der Dülkener und der Zwätzener Akademie am 1. April ein. Vielleicht können sie dann allmählich „ihre verlohrne reputationem" etwas herstellen.

„Der ich unter Anwünschung eines glücklichen Neujahrs nebst freundlicher salutation an die liebe Angehörige, auch nebst einem schönen Gruss von meiner Ehrlichen Hausfrau bin" u. s. w. „Dülken, den 8. Nov. 1777. Schriebs im Gasthof zum Ledernen Ekstein bey einer Pfeife Kanastert —".

Ein P. S. macht noch zur Bedingung, dass Möller seine Dülkener Stücke nicht, wie wol vorkomme, zwei- oder dreimal verkaufe. —

Möller war so thöricht, zu antworten, und ausführlich und ernst zu antworten. „An den Verfasser des Condolenz-Schreiben an die grossen Geister Deutschlands, Hrn Lessing, Hrn Göthe und ihre Cameraden, etc. den Herrn Burgermeister Schnirkel von Dülken. [Vign.] Frankfurt und Leipzig, in den Buchläden 1777" (1 Bogen 8^{0}, 11 SS. Text). Bedauernd, dass die „ohnediss ohnangenähme Satyre mit so viel Bitterkeit und Galle" vermischt sei, schiebt er den Unsinn im Ristretto der stotternden Reclame des Buchhändlers zu, leugnet den Vorfall in der Bierstube und erklärt seine „Zigeuner" für nichts als eine Farce, die allerdings nicht für Kenner geschrieben sei.

Er bekennt sogar de- und wehmüthig, er habe die günstige Aufnahme der „Subordination" durch diese übereilte Farce schlecht vergolten, „die nur dem Pöbel gefallen konnte". Aber auch Molière habe schlechte Stücke geschrieben, und die Mitwelt sei nachsichtiger gegen den Nebenmenschen gewesen als der Dülkener Bürgermeister mit seinem „eingebohrnen Muthwillen". Er lehnt die ehrenvolle Ernennung ab und schlägt für die Narrenkappe den Ristrettisten und die Verleger vor, „die nur durch den Mund ihrer Weiber stottern" (vgl. S. 5 „jener Buchhändlern . . . , die sich von ihren gelährt seyn wollenden Weibern dahin reissen, und gleichfalls mit Fingern auf sich weisen lassen"). Schnirkel möge nicht jedem Ohrenbläser glauben; er wisse Brandes zu schätzen: „möchte der Herr Burgermeister auch sich besser zu schätzen wissen, er würde sich nicht mit Schnirklereyen aufhalten, die so wie ein aufsteigender Nebel eine Zeitlang dastehn, endlich in die Höhe steigen — verschwinden — und nichts als einen unangenehmen Geruch hinterlassen — M."

Der Ton ist matt und witzlos, die Hauptangriffe gegen seine äusserliche Manier werden gar nicht berührt. Der überlegene Schalk erliess sofort die „Rückantwort des Herrn Burgermeister Schnirkel an den Verfasser der Zigeuner [Vign.: auf einem Polster liegen eine Menge Instrumente und ein Lorbeerkranz]. Strassburg, Frankfurt, Mainz und Hanau; in allen Buchläden vor 6 Kr. zu haben" (1 Bogen 8°, 13 SS. Text). Einleitend ein Gedicht: „Hier habt ihr nun, das letzte Blatt"; wenn der Geschmack sich bessre, werde Schnirkel und Madam Satyr nicht mehr nöthig sein, „Schnirkel geht — legt d'Feder hin und — lacht".

Die Leute denken gleich, „s'iss Satire oder Paschkwill"; ja, er hätte es anders machen können, das ist ihm gleich eingefallen, als er Abends zu seinem Weibe ins Bett stieg. Aber der Lärm wird sich geben, „alles währt nur eine zeitlang", hat Pater Simplicius neulich seiner verschiedenen Jungfer Urschel von der Canzel nachgerufen, in der Schenke jedoch andere Dinge von dem untreuen Nickel, die ihn mit dem Stadttrompeter oder nach der Landessprache Kuhhirten betrogen, berichtet. Das von der Biergesellschaft wolle er als ehrlicher Kerl wider-

rufen, denn Hr. Möller gehe zum Weine; die Plauderei über Brandes wisse er von ein Par Komoedianten, wolle aber die Kerle nicht nennen um keine „Faustcollation“ zu provocieren. Auch widerrufe er das von der Composition der „Subordination“: „s'ist gestunken und gelogen, dass der Herr Ali Kalmukki Mehemet Klabatschki die Musik drauf machen soll, s'kennt kein Mensch den Kerrl, und das war nur so eine kleine Schnackerey“. Sie möge eine Tragedia bleiben. Schnirkel persiffliert nun köstlich die Wirkung des Stückes auf die Thränendrüsen, neulich habe gar ein Mönch darüber gegreint, und der Dülkener Richter, ein Mann, der sich gewaschen hat, gemeint: „es fehlt ihr nichts als nur ein bisschen abg'hobelt zu werden“. „Was aber die Zigeuner angeht, so ist mir's leid, dass Sie mein Hochgeehrtester Herr Verfasser selbst eingestehen, dass es nicht gut seye, hab's doch für was schönes gehalten, weil sie's aber selbst nicht loben, so will ichs auch dafür gelten lassen was es denn seyn soll, nemlich eine Farce; es scheint aber doch, dass der's in die Frankfurter Zeitung hat setzen lassen, es für kein solches Thier ansehen wollen, sonst hätt er nicht so viel lirum larum draus g'macht, aber s'gibt halt auch Leute die jeden Qwark in gedruckte Blätter setzen lassen, und da kommen sie denn mit so traballischen Wörtern und Ausdrückungen, die selbst unser Kister nicht verstehen kann, der doch geschriebenes und gedrucktes vor der Faust weg lieset so gut als der best, als letzt da stand im Ristretto ein allmächtiges Complimonium über die Seilersche Gesellschafft, da war's gar schön beschrieben, dass die Madam Hellmuth, eine Musikalische Reise gethan hätte. Der Henker mag doch nun auch verstehen, was das ist, eine Musikalische Reise? Hab wohl allerhand Reisebeschreibungen, die fast anmüthig beschrieben waren, gelesen, als nämlich den Teutschen Rabinson, den Englischen, den Dänischen, ja so gar den Reisenden Schneiders-Gesell hab ich gelesen, aber in meinem Leben keine Musikalische Reisebeschreibung“. Er bittet um Auskunft; vielleicht lasse sich daraus „ein Opum“ schmieren, mit eingeflickten charakterisierten Janitscharenmärschen und pantomimischer Musik. Nur scheine der geriebene Mann, der so gelehrte Worte brauche, der Frau Seyler nicht hold zu sein;

vielleicht sei er für Schmeicheleien und „Nasenstüber“ bezahlt. Seine Bemerkung, sie sei eine „grosse Aktriss“, spiele aber zu junge Rollen u. s. w., stinke sehr nach Satire. Da müsse er auf die Clairon in Frankreich verweisen und hervorheben, dass die Seyler ja nur noch gesetzte Liebhaberinnen, aber „keine Mädcher von 18 Jahren“ darstelle. — Eben, wo er den Brief zumachen wolle, komme einer und melde sich für ihre Akademie; vielleicht sei es gar der von Möller empfohlene. Aber sie können ihn nicht annehmen, „denn er hat's tonum Eloquentium nicht — er stottert, dass es einem grün und gelb vor den Augen wird — haben ihn also wieder zurück nach Frankfurt geschickt.“

Die „Injuriarum“, den Zigeunerprocess und alle die lustigen Schnakereien wollen sie einander vergeben. Möller soll keine „Zigeuner“ mehr schreiben und die neue „Sophie“ erst recht aushobeln. Denn die Kritik sei heute verteufelt scharf; er sei auch schon von den „Kerrl's“ „karbatscht“ worden. „Ich schreib jetzt Denkwürdigkeiten über unsere Akademie in Dülken am Nieder-Rhein, da weiss ich, werden's wieder über mich herfahren, wie unsers Kisters sein Mops auf einen Schweinenbraten, aber s'macht nichts, schreib' immer drauf los, denn s'iss doch gar zu schön, wenn man in der Welt als Schriftsteller bekannt ist — und so geht's ihnen auch — Also keinen Hass mehr; wir haben uns in der Welt berühmt gemacht, ich mit meinem Condolenz-Schreiben, und Sie mit ihrer Antwort, in der Sie mich ganz verteufelt gewaschen haben — jetzt nachdem wir alle beyde d'Menschen lachen g'macht haben, wollen wir uns wieder vergleichen — ich widerrufe mein Wort, da wo ich Ihnen zu nahe an den Pelz getretten bin, denn das thu ich gerne, wenn ich Unrecht habe, hab ein Herz, darfs rühmen — und Sie; lassens gut seyn — und lachen mit mir über d'lächerliche Welt, die mit lächerlichen Sachen unterhalten seyn will — — Leben Sie wohl! Ich bin nebst freundlicher Saludadion an die lieben Angehörigen Dero bereitwilligster“ u. s. w. „Dülken den 19. Novembr. 1777 Dapam folanti Galamo sed jukunto Gorte wie unser Pfarrer spricht — im Gasthoff zum ledernen Eckstein, wo mein ortineres Qwardir ist. manum proprium.“

Nunmehr begnügte sich Möller mit einigen gewundenen unterthänigen Anspielungen in neuen Vorreden. Aber der Feind liess nicht locker, sondern unterwarf in den Frankfurter gel. Anzeigen 1778, S. 350f. „Emanuel und Elmire“ als „blos Makulatur“ einer grausamen Kritik, die es besonders mit der gegen Adel und Publicum kriechenden, gegen die Kritik aufgeblasenen Vorrede zu thun hat und den ganzen „Unsinn“ als „schier wörtlich abgeschrieben“ aus dem Romane „Isabella von Miranda, eine wundernswürdige Geschichte“ brandmarkt; „doch liess uns die Bescheidenheit des Dichters — so lange rathen, bis uns das Trödelbuch in die Hände fiel“. Und ebenda 1778, S. 829 „Heinrich und Henriette“. Diese Recension verräth uns noch deutlicher Schnirkel als Verfasser: „Wer es übers Herz hat bringen können, die Vorrede zu lesen, der wird schon vom ganzen Gewäsche des Stücks urtheilen können — Genug Hr. Möller hat, wie gewöhnlich, wieder mit fremdem Kalbe gepflügt — pleno profluat pectore beweist, dass er sich die lateinischen Brocken, womit er sein allerliebstes Werklein — ausgespickt hat — vorkauen lassen — sucht übrigens seinen Beyfall nicht mehr durch Trommeln, Märsche und Dekorationen zu erhalten, obschon ihm diese das ganze Haus, Paradies und Logen eben so gut als Doctor Faust angefüllt haben — Nein Gifft, Dolch, Raserey, Todtenbahre, Leichengepränge, Klagweiber, alles trivial — und alles — Apoll! du weissts — unter, weit unter der Kritik —“.

Aber wer ist Schnirkel? Möller und sein juristischer Beistand in der Civilklage gegen den Spötter, H. L. Wagner, wussten es nicht. Natürlich ist alles von Schnirkel, Burgermeister, Zwätzen (bei Jena), Dülken u. s. w. fingiert. Dülken, der kleine Ort im Jülichschen, galt für eine Art Abdera oder Schilda; man sprach von „Dülkener Streichen“ und den „Gecken von Dülken“. So stichelt Cranz in seiner weitschweifigen „Gallerie der Teufel“ mehrmals auf die Dülkener. Dieser berüchtigte gefährliche Mensch, bekannt durch seine Streiche in Preussen, seine Berliner Satiren, seine „Ochsiade“ gegen die Xenien, ein Mitarbeiter der Frankfurter gel. Anzeigen, dürfte der Verfasser sein. Dann hätten die beiden lustigen Spottschriften gegen Möller als das launigste zu gelten, das ihm gelungen ist.

Von Cranz rühren auch satirische Aufsätze in den Frankfurter gel. Anzeigen 1779, Nr. 16 f. und 28 f. her, welche Petersen in einem ungedruckten Briefe an Nicolai ganz grundlos H. L. Wagner in die Schuhe schiebt. Der Aufsatz, dann separat erschienen, ist bekannter unter dem Namen „Bockiade“; die Vignette zeigt zwei kämpfende Böcke, Wieland und Nicolai („Der garstige Bock!“ — „Pfui! der garstige Bock!“). Fkf. g. A. 23. und 26. Febr. 1779, S. 121 ff. „Fragment eines Schreibens über den Ton in den Streitschriften einiger Gelehrten und Schöngeister“, in ordinärem Tone anknüpfend an den Zank der „Gassenbuben“ Nicolai und Wieland über des ersteren aufklärerischen Roman „Johann Bunkel“. Nebenher verhöhnt Cranz Wielands ganze „Fabrik“, frech den „alten, abgenutzten, grinsenden“ J. G. Jacobi, die Volkslieder, die Mondscheinhändler, den Siegwart. Er vergleicht den „christlichen Deisten“ Nicolai mit dem „jüdischen“ Lessing und ergeht sich in einer unanständigen Schimpferei über den Fragmentenstreit, wo Lessings Witz gegen Goezes Gepolter in den Koth gesunken sei:

„Dies geschah im tausend siebenhundert und
acht und siebenzigsten Jahr,
Da Lessings Witz noch Mode war,
Wieland mit seinen Grazien zart
Als Bock mit Nikolai sich paart,
Und Bänkelsängerey mancherley Art
Von schönen Geistern getrieben ward.
O tempora, o mores!“

Das Pamphlet ist sonst in Prosa geschrieben. Es darf an die thörichten Angriffe erinnert werden, denen damals die Wolfenbüttler Fragmente u. s. w. und bald der „Nathan“ auch sonst verfielen. Hat doch der alte Pfeffel in dem Sinngedicht „Das Goldstück“, einer Parodie gegen die Parabel von den Ringen, den „Fragmentenschreibern“ den Rath ertheilt, lieber Strassenräuber zu werden.

Cranz, inzwischen von dem ja auch durch Lessing hart mitgenommenen Glaubensstreiter Wittenberg gelobt, aber in der Erfurter gel. Zeitung 1779, Nr. 20 zurückgewiesen, liess folgen (Fkf. g. A. 6. und 9. April, S. 217 ff.) ein „POST SCRIPTUM zu dem Fragment“ u. s. w. An der Separatausgabe mit der

Vignette habe er keinen Antheil. Er spricht hier zahmer von Wieland, räth ihm vaterländische Stoffe zu bearbeiten, hält aber den Vorwurf, Wieland sei ein „Frivolitätenkrämer", aufrecht, wie er ähnlich den „Nothanker" lobt, aber Nicolais „Bänkelsäuerey" und Polemik verdammt. Auch Lessing erhält ein kleines Compliment, wird aber als „litterarisches Noli-me-tangere" wegen seiner Händel mit Lange, „welchen er über ein Grammatikale schulmeistermässig kastigirte", mit Klotz, „auf dem er Holz hackte", mit Goeze (nochmals über das equivoce) beschimpft. Das folgende könnte den Schein erwecken, Wagner, der doch schon am 4. März gestorben war, sei der Verfasser, und vielleicht hatte der Anonymus Cranz die hämische Absicht, Wittenberg auf eine falsche Fährte zu locken. Wittenberg habe wol nicht gewusst, dass er der Verfasser des „Fragmentes" sei, als er ihn lobte; „denn, unter uns gesagt, er hat, bey Gelegenheit, dass er einst ganz beyläufig einen gar sanften Seitenhieb von mir bekommen hat, ein gewisses Produkt meiner Feder einstmalen erschröcklich heruntergemacht, und selbst gegen dessen Verfasser lossgezogen. Sollt's wirklich Hr. Wittenberg seyn, der meinem Fragmente diese Ehre erwiesen hat, so verzweifle ich nun völlig an dem inneren Werthe dieses Aufsatzes, den ich schon vorher nur als einen ungeachteten Bastart in die weite Welt laufen liess." Aus Dankbarkeit theilt er ihm spassend mit, woher das Pferd der Schlussvignette stamme: es sei der Holzschnitt aus „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten", nur ohne den Reiter; „das Pferd aber ist dasselbige, mit Reservation des Eigenthumsrechts, und dass der Reuter ohne Kopf sich wieder aufsetzen darf, wenn er müde seyn sollte."

Zu Goethes „Deutschem Parnass".

Von

Hermann Henkel.

Ueber das Goethesche Gedicht, welches der Dichter selbst in seinem Tagebuche „Wächter auf dem Parnass", Schiller im Musen-Almanach „Sängerwürde", Riemer in der 2. Ausgabe der Werke „Dithyrambe", in der 3. endgiltig „Deutscher Parnass" überschrieben hat, herrschen nach den litterarhistorischen Gesichtspuncten, unter die man dasselbe gestellt hat, so widersprechende Auffassungen, dass die Frage natürlich erscheinen wird, ob nicht der einfache Gedanke der Dichtung durch die untergelegten Beziehungen der Ausleger verschoben und entstellt worden ist.

Verfolgen wir zunächst den Gang derselben.

Auf dem heiligen Parnass, zu dessen Wächter er bestellt ist, waltet ein Liebling Apolls und Zögling der Musen, die auf seine Lippen den Kuss der Weihe gedrückt haben*, im Frohgefühl des Glückes, das ihm vergönnt in diesen paradiesischen Gefilden seines Lebens zu geniessen. Die Nachtigall umkreist ihn und weckt mit ihren Melodien Gefühle zarter Sehnsucht**: Liebe und Freundschaft keimen im Herzen.*** Und die Stille umher beginnt sich zu beleben, es nahen die edlen alle, die sich der Gunst des Gottes erfreuen, dieser mit munterem Wesen, jener in ernster Haltung, ein anderer, von

* Erwählter Fels: Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küsst.

** Philomele: Dich hat Amor gewiss, o Sängerin, fütternd erzogen u. s. w. Musageten: Doch die lieberfüllten Sänger — Regten zartes neues Sehnen u. s. w.

*** Faust, Vorspiel auf dem Theater: Führe mich zur stillen Himmelsenge, Wo nur dem Dichter reine Freude blüht, Wo Lieb' und Freundschaft unsers Herzens Segen Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.

einer verzehrenden Leidenschaft kaum genesen, im Vertrauen auf die heilenden Kräfte der Poesie; „denn was Amor ihm entwendet, kann Apoll nur wiedergeben*: Ruh' und Lust und Harmonien und ein kräftig rein Bestreben".** Also Ehre den Werken der Dichtkunst, deren Sänger in gottähnlicher Wirksamkeit sich als Wolthäter und Berather der verirrten erweisen!*** Und so hört denn der Diener des Gottes schon die nahenden Brüder mit den kräftig gebietenden Tönen der Leier zur Sängerpflicht aufrufen; er hört sie zur erhabensten Aufgabe, zur Bildung aller Kräfte, dichtend und singend bewegen und sieht durch die Zauberkraft der Phantasie zugleich die Welt ringsum sich schmücken und verschönen. Und wie die edlen unter den Männern lockt es die besten Frauen in dies Land der Wonne; auch das zarte Mädchen, begeistert vom Hauch der Musen, erhebt die Stimme zum Gesang und schliesst sich dem Chor der wettsingenden Schwestern an. Nur eine, die den Frieden des Herzens verloren, trägt ihre lieblichen Gefühle† in die Stille des Waldes und verliert sich rastlos schweifend in die Felder: die Muse soll ihr still entgegengehen und auch an ihr die heilkräftige Wirkung der Poesie bewähren.

Plötzlich wüstes Geschrei und Getümmel: ein wilder bacchantischer Zug, wein- und liebestrunken, Mann und Weib, nur mit Tigerfellen bekleidet, dringt unter den gellenden Klängen metallener Becken in das Heiligthum ein; die Büsche

* Alexis und Dora: Heilen könnet die Wunden Ihr (Musen) nicht, die Amor geschlagen, Aber Linderung kommt einzig, Ihr Guten, von Euch. Vgl. Wilh. Meisters Wanderj. II 5.

** Brief an Knebel 12. Jan. 1798: Harmonische Stimmung zu geben und manches anzuregen, was — so oft nur stockt, sollte von Rechtswegen die beste Wirkung der Poesie sein.

*** Zueignung: Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll, Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll? Schlusspoetik: Immer hab' ich doch den rechten, Klaren Weg im Lied gezeigt. Dichtung und Wahrheit, B. 13: Wie ein Luftballon hebt uns die wahre Poesie mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und lässt die verwirrten Irrgänge der Erde vor uns entwickelt daliegen. Vgl. Wilh. Meisters Lehrjahre II 2 u. a.

† „Was die Männer nicht verdienen", fügt der Dichter hinzu, der am 20. Mai 1776 an Auguste Gräfin zu Stolberg schreibt: Was rechte Weiber sind, sollten keine Männer lieben; wir sind's nicht werth.

werden geknickt, die Blumen niedergetreten. Alles flieht, aber der treue Hüter ruft auf seines Gottes Hilfe vertrauend die Genossen zu gemeinsamer Abwehr auf. Und schon erschüttert Apoll den Gipfel des Berges: Steine prasseln herab um als Waffen gegen die ruchlose Schar zu dienen. Doch mit entsetzen sieht der Wächter, dass es Brüder sind, die sich an die Spitze der Fremdlinge gestellt haben und ihnen selbst die Wege zeigen. Flucht scheint geboten; aber mit einem kräftigen Wort will er zuvor den abtrünnigen verweisen, dass sie ihrer Würde so weit vergessen haben, den rohen Thyrsus zu schwingen und Silens Thier im heiligen Musenquell zu tränken.* Umsonst: Scenen wüstester Sinnlichkeit erfüllen den keuschen Hain, Faunen ringen mit Nymphen, Weiberhass und -verachtung triumphieren. Da endlich kündet Dampf und Rauch das nahen des rächenden Gottes selbst an, der nicht bloss die Saiten der Leier, sondern auch des Bogens zu handhaben weiss.** Der Wächter beschwört die pflichtvergessenen Brüder vor dem Grimme Apolls zu fliehen und den Zug aus dem heiligen Gebiete, wo nur das edle Werth habe***, auf unheiligen Boden zu lenken; aber er ruft den fliehenden das Wort der Versöhnung nach, wenn sie einst dem schrankenlosen Spiel entsagt, möchten sie als gute Pilger wiederkehren; reumüthig würden sie freudige Aufnahme finden† und der Musischen Gemeinschaft in Zukunft doppelt angehören.

Dies der Inhalt des Gedichtes, den uns das Selbstgespräch des Wächters in dramatisch-lebensvoller Weise vermittelt. Ge-

* Vgl. die Schilderung des Bacchanals in Faust II, 3 g. E.: Und nun gellt ins Ohr der Cymbeln mit der Becken Erzgetöne, Denn es hat sich Dionysos aus Mysterien enthüllt, Kommt hervor mit Ziegenfüsslern schwenkend Ziegenfüsslerinnen, Und dazwischen schreit unbändig grell Silenus' öhrig Thier. Nichts geschont! Gespaltne Klauen treten alle Sitte nieder, Alle Sinne wirbeln taumlig, grässlich übertäubt das Ohr.

** Xenien Nr. 2 (Hempels Ausg.): Saiten rühret Apoll, doch er spannt auch den tödtenden Bogen.

*** Schlusspoetik. Die Muse zum Dichter: Willst du dir ein Mass bereiten, Schaue, was den Edlen misst.

† Der Gott und die Bajadere: Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder; Unsterbliche heben verlorene Kinder Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

rade die monologische Form nun scheint es zu sein, die Viehoff zunächst verleitet hat im Wächter den Dichter selbst, im Gedichte das Bruchstück eines Lebensbekenntnisses, eine Confession desselben über die Anfänge seines Entwicklungsganges und seine schliessliche Abwendung von den Kraftgenies der Sturm- und Drangperiode zu erkennen. Was er dabei von der Wahrscheinlichkeit eines früheren Ursprunges des Gedichtes (i. J. 1779) sagt, entbehrt jeder thatsächlichen Grundlage; über die Gewaltsamkeit seiner Erklärungen aber, zu der jene Annahme ihn zwingt, lese man Düntzer nach. Hier sei nur die Frage noch aufgeworfen, ob es irgend denkbar ist, dass der Dichter, der einst „mit den daemonisch-genialen jungen Scharen getollt“, sich die Rolle des Wächters zugetheilt habe, wie das Gedicht ihn schildert.

Einen anderen Weg der Erklärung schlägt Düntzer nach dem Vorgange Schillers ein, der dem Gedichte eine ironisch-satirische Tendenz zuschreibt. Es sei gegen diejenigen gerichtet, die wie Herder (in der 8. Sammlung der Briefe zur Beförderung der Humanität vom J. 1796) von der Dichtkunst eine unmittelbar sittliche Wirkung forderten und deshalb alles andere, was ausserhalb des Kreises reiner Sittlichkeit und edler Gemüthlichkeit läge, als Entweihung, die höhere Begeisterung der Kunst, die sich nicht in die Schranken ängstlicher Sittlichkeit zwängen wollte, als rasende Wuth ansähen. Die unheiligen Stürmer des Parnasses lebten nur in der Einbildung des Wächters. Die Ironie des ganzen Gedichtes träte gerade am Ende als Spott gegen die fromme Salbaderei(!), mit der Herder und andere sich über die neue sittenlose Kunstrichtung Goethes geäussert, glänzend hervor.

Ich fürchte nur, der unbefangene, nicht etwa nur „der gewöhnliche Almanachs-Leser“ wird für den Scherz der Umwandlung des Wächters aus dem heiteren lebensfrohen Knaben zum ängstlichen Moralisten, erhitzten Visionär und salbungsvollen Bussprediger kein Verständniss haben; er wird in der Darstellung vom Wesen und wirken der Poesie die eigensten Anschauungen Goethes ausgedrückt finden; er wird nicht begreifen, was doch im Grunde „das andere“ ist, wodurch die fieberhaften Phantasien des Wächters hervorgerufen werden;

er wird in der Schlussapostrophe desselben den nämlichen Gedanken ohne Anstoss wiederkehren sehen, mit welchem „der Gott und die Bajadere“ schliesst; er wird lauteren Ernst und aufrichtige Wärme des Gefühls da wahrnehmen, wo der eingeweihte nur Ironie und Satire entdecken will.

Goethe hatte das Gedicht während seines Aufenthaltes in Jena am 15. Juli 1798 abgeschlossen und bei seiner Abreise Schiller für den Almanach zurückgelassen. Dieser erklärt keinen passenderen Titel dafür gefunden zu haben als „Sängerwürde“, „der die Ironie versteckt, und doch die Satire für den Kundigen ausdrückt“. Goethe erwidert, der Titel übertreffe an Vortrefflichkeit alle seine Hoffnungen, und spricht den Wunsch aus, das edle Gedicht bald gedruckt zu sehen. Liegt in dieser Aeusserung wirklich eine Anerkennung der Schillerschen Auffassung? Ich glaube es nicht. Man weiss ja, dass Goethe seine Dichtungen, nachdem er sie vollendet, unbekümmert und fast gleichgiltig ihrem Schicksale zu überlassen pflegte, und das überschwängliche Lob der Schillerschen Aufschrift, mit dem er sich der Deutung des Freundes gegenüber, vom Missverständniss desselben betroffen abfand, kann schwerlich als Beweis der Anerkennung gelten.

Man hat eben über dem bestreben, subjective Beziehungen in das Gedicht hinein zu tragen, den objectiven Charakter desselben alteriert. Es ist doch in erster Linie eine Ballade von ganz selbständiger und in sich geschlossener Bedeutung, die wir vor uns haben. Das Dichterleben auf dem Parnass, der Einbruch einer wüsten bacchantischen Schar in das Apollinische Reich, in die reine harmonische Welt der Musen, die Verbrüderung von Jüngern der Poesie mit den wilden Fremdlingen, die Abwehr derselben durch den erzürnten Gott und seinen Diener und die Mahnung des letzteren zu reumüthiger Umkehr, das sind die Momente der Handlung, die uns durch das Medium der wechselnden Seelenstimmungen des Wächters in einer dem Inhalte sich wunderbar anschmiegenden Sprache und metrischen Form* und in jener glücklichen Verschmelzung

* Das Gedicht verläuft bis V. 184 (einen vereinzelt stehenden Trochaeus ausgenommen) in unregelmässig wechselnden trochaeischen Dimetern und Dipodien und zeigt „eine grosse Freiheit in der Zahl und

antiker Motive und modernen Geistes entgegentritt, in der Goethe wie keiner Meister war.

Man kann die Bedeutung des Gedichtes hiemit für erschöpft halten. Haben dem Dichter aber wirklich bei der Schilderung der entarteten Parnassier Erscheinungen der Zeit vorgeschwebt, so können es doch unmöglich die Romantiker sein, wie A. Hillebrand (Die Deutsche Nationallitteratur III 291) meint; denn auf diese bezogen, wie sie sich bis zum Jahre 1798 gezeigt, würde die Schilderung, was Koberstein (Grundriss V[5] S. 242) mit Recht geltend macht, weder treu noch treffend sein. Eher wird man an die Dichter der Sturm- und Drangperiode denken dürfen, namentlich an Heinse, „den Dichter der entfesselten Sinnlichkeit", dessen „Ardinghello" in 2. Auflage 1794, dessen „Hildegard von Hohenthal" 1795 erschienen war.

Im übrigen bin ich der Meinung, dass man das Gedicht in künftigen Ausgaben um Missdeutungen zu begegnen dahin, wohin es seinem Charakter nach gehört, unter die Balladen stellen und ihm statt des irreführenden Riemerschen Titels „Deutscher Parnass" die ursprüngliche Ueberschrift des Goetheschen Tagebuches „Wächter auf dem Parnass" zurückgeben sollte.

Nachschrift.

Soeben finde ich in der jüngst erschienenen Étude sur les poésies lyriques de Goethe (Paris 1878) von (dem Elsässer?) E. Lichtenberger eine neue Hypothese zur Deutung unseres Gedichtes aufgestellt (S. 272—279). In ironisch-satirischem Sinne fasst dasselbe auf die Autorität Schillers hin auch dieser Erklärer, aber er sieht die Ironie gegen Gleim gerichtet. Unter den Antixenien nämlich finde sich in der mit der Aufschrift „Kraft und Schnelle des alten Peleus" 1797 erschienenen Epigrammen-Sammlung des letzteren ein Epigramm, in welchem

Folge der Reime". Bis V. 94 ruhig ausklingende akatalektische Verse, mit dem Eintritt des aufregenden Momentes bis V. 125 rasch und gleichsam athemlos abbrechende katalektische; darauf bis V. 184 unregelmässiger Wechsel beider; endlich strophenartig, wenn auch nicht strophisch abgetheilt, allerdings von einer Stelle an, wo man es nicht erwartet, regelmässig alternierende katalektische und akatalektische Dimeter.

Klage geführt werde, wie es doch einst so schön auf dem deutschen Helikon gewesen sei, als man Klopstock noch mit dem Namen eines Homer, Uz mit dem Namen eines Anakreon begrüsst, als noch kein Wuthgeheul von Faunen die Tänze der Musen gestört, als man Apollon, nicht Priapus auf dem heiligen Berge verehrt, als brüderliche Liebe, nicht Hass und Missgunst daselbst gewaltet habe. Die Analogie dieser Invective und des „Deutschen Parnasses“, in denen Zug um Zug sich entspreche, findet Lichtenberger überraschend. Es sei unser Gedicht eben nichts anderes als ein Antixenion Goethes, wie dieser es an Gleims Stelle gedichtet haben würde: aus dem platten und rohen ins erhabene, dichterische und edle übertragen, aus dem elegischen in Handlung (in Balladenform, würde ich sagen) umgesetzt; Gleim, der sich in seiner Sängerwürde durch die Angriffe der unheiligen Dichter verletzt gefühlt, solle auf diese Weise ironisiert werden. Das sei jener tolle, die Xenien noch überbietende Einfall, den Goethe am 26. Januar 1798 Schiller für den Musenalmanach in Aussicht gestellt; gewusst habe um die Beziehung und Anspielung nur der Freund, die übrige Welt sei mystificiert worden. — Nun, ein toller Einfall wäre es in der That gewesen, mit einem solchen Trumpfe die Xenien selbst stechen zu wollen, mit einer Dichtung, deren Ironie als so versteckt und discret bezeichnet wird, dass nur der eingeweihte Freund sie habe verstehen können. Und wo bleibt in aller Welt die angebliche Ironie, wenn das Gedicht doch in völlig ernstem Sinne gehalten ist, wie Lichtenberger es zugesteht? Man müsste denn auch in den grossen und würdigen Kunstwerken, deren sich Goethe und Schiller nach dem tollen Wagstück der Xenien befleissigten, eine Ironisierung ihrer Gegner statt einer Beschämung erkennen wollen. Gewiss übrigens würde der Dechant und Patriarch der deutschen Reimkunst auf dem Halberstädter Parnass (vgl. die Recension von Hillers Gedichten) ein dankbarer Gegenstand launiger Verspottung gewesen sein, aber im Geist und Ton jener köstlichen monologischen Parodien, der „Musen und Grazien in der Mark“ und des „neuen Alcinous“, mit denen Goethe den Pastor Schmidt von Werneuchen und Kotzebue bedacht hat.

Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Schicksalstragoedie.

Von

Otto Abrahamson.

Das kleine Drama „Blunt oder der Gast" von Karl Philipp Moritz, welches geeignet ist in mehr als einer Beziehung Interesse zu erwecken, ist bisher nur in geringem Masse bekannt geworden; unter unsern Litterarhistorikern wird es nur von Goedeke, und auch von diesem nur flüchtig genannt.*

Der Inhalt des Stückes, einer Umarbeitung des Lilloschen Dramas „the fatal curiosity", ist, in zwei Worten dieser: Bei Blunt kehrt ein Gast ein, den er nicht kennt; er tödtet ihn und muss dann erfahren, dass der getödtete sein Sohn war. In wilder Verzweiflung ruft er aus: „O dass doch dies alles ein Traum wäre! — dass es ein Traum wäre!"; und nun erfolgt eine Apostrophe des Dichters an die Phantasie:

„So rufe mir den Augenblick,
Eh' noch die That geschah,
Ruf mir ihn noch einmal zurück!
Ein Tag, dem nur die Freude lacht
Und keine Stürme drohn,
Steig auf! — Und jene Schreckensnacht
Sey wie ein Traum entflohn!"

* Vgl. Grundriss, Bd. 2. S. 1132 (wo er das Drama als „erste Schicksalstragoedie in Werner-Müllners Sinn" bezeichnet), ferner Bd. 3. S. 381. — Wenn dasjenige, was Haym (Die romantische Schule, S. 37 f.) über Moritz sagt — „Tieck fasste das Fatum in der äusserlichsten, rohsten Weise, so wie es viele Jahre früher von Moritz, wie es nachmals von den Müllner, Houwald, Grillparzer auf die Bühne gezogen, wurde — in der Gestalt nämlich eines racheheischenden Gespenstes eines Ahnherrn, der einen begangenen Mord" u. s. w. — wenn diese Worte sich auf den „Blunt" beziehen sollen — und ich wüsste nicht

Dann tritt der Dichter wieder zurück, und Blunt erscheint zum zweiten Male mit gezücktem Messer in der Kammer seines Gastes; dies Mal aber lässt er sich durch seine Gattin vom Mord zurückhalten, und alles löst sich glücklich. — Unverkennbar, dass Moritz hier die Ironie der Romantiker, diesen Proteus ihrer Theorie, nach einer Seite hin vorwegnimmt, ja dass er sie fast überbietet.

Durch diese zweite Fassung macht unleugbar das Stück einen gar kläglichen Eindruck; es darf aber daran erinnert werden, dass doch selbst Schiller, in den beiden Bearbeitungen des Fiesko, in dem wichtigsten Puncte Aenderungen vornehmen konnte, dass auch sein Held das eine Mal seinen verbrecherischen Gelüsten folgt, das andere Mal sie besiegt. Nur dass, was allerdings sehr wesentlich, er nicht beide Lösungen neben einander stellt. — Und noch auf einen anderen Dichter mag hingewiesen werden, auf Bodmer, dem in seiner Erzählung „Inkel und Yariko“* ebenfalls die englische Vorlage** zu grausam erschien, und der seiner Fabel die Verse hinzufügt:

„Also erzählt die geschicht' ein dichter und schweigt und bedenkt nicht,
Dass er uns traurig da stehn lässt, die brust mit abscheu erfüllet.
Dürft' ich dazu was dichten, so dichtet' ich dieses:“ u. s. w.

Der „Blunt“ hat aber nicht nur allgemeine Beziehungen auf die Werke der Romantiker, sondern auch besondere auf die Schicksalsdramen: vor allem, er wurde das Vorbild zu dem ersten ernsthaften, wenn ich so sagen darf, Schicksalsstück, das mit Erfolg auf die Bühne kam, das Vorbild von Werners „24. Februar“.***

---

woran sonst Haym denken könnte — so möchte man glauben, dass er gleichfalls das Stück nicht genauer kennt. Von vergangenen Verbrechen, von forterbendem, sündigem Blut ist bei Moritz nicht die Rede.

* Vgl. Bodmer, Kalliope, Zürich 1767, Bd. 2. S. 373 ff.

** S. Spectator, Bd. 1. Nr. 11.

*** Die Genealogie würde sich etwa so stellen: Moritz 1780, Tieck („Der Abschied“, „Karl von Berneck“) 1792—95, Schiller („Braut“) 1803, Friedr. Kind („Schloss Aklam“) 1803, Werner 1809, Müllner („Der 29. Februar“) 1812.

I.

Bevor wir zu einer genaueren Betrachtung des „Blunt“ schreiten können, müssen wir einen Augenblick das Drama Lillos betrachten.

„The fatal curiosity“* ist eine höchst mittelmässige Tragoedie in drei Acten und fünffüssigen, wässerigen Jamben. Ein Vorfall aus dem gewöhnlichen Leben liegt zu Grunde: ein heimkehrender Seemann wird von seinem Vater, der ihn nicht erkennt, getödtet. — Act I, bei Lillo, ist nur exponierend; wir lernen, in drei Scenen, den alten Wilmot, seine Gattin Agnes, ihren Sohn und dessen Braut kennen. Im zweiten Act sehen die liebenden sich wieder; dem jungen Wilmot kömmt plötzlich der Gedanke, seinen Eltern zunächst zu verheimlichen, wer er sei, und — er führt ihn aus. — In der dritten Scene des Actes kömmt er zu seinen Eltern; er bittet ihn zu beherbergen und gibt seiner Mutter ein Kästchen werthvollen Inhalts zur Aufbewahrung. Die Mutter öffnet, im Beginn des dritten Actes, die Schatulle und beredet ihren hinzukommenden Gatten zur Ermordung des Gastes. (Auffallend ist es, dass der Gedanke an Flucht, da sie doch das Geld besitzen, nicht wenigstens aufsteigt.) — Dass die Mutter die That veranlasst (bei Moritz und Werner ist es der Vater; die Mutter im „Blunt“ widerstrebt, im „Februar“ taucht für einen Augenblick die Ahnung auf, dass der fremde ihr Sohn sei), verstärkt den schauerlichen Eindruck, besonders in der Stelle, wo die Mutter um ihren Gatten zum Morde anzustacheln an den verlorenen Sohn erinnert; hier ist auch die Sprache kräftiger als sonst. — Wilmot hat gesagt:

„How cruel, how remorseless and impatient
Have pride, and poverty made thee?“

Und Agnes antwortet:

„Barbarous man!
Whose wasteful riots ruin'd our estate,
And drove our son, ere the first down had spread
His rosy cheeks, spite of my sad presages,
Earnest intreaties, agonies and tears,
To seek his bread 'mongst strangers, and to perish

---

* Mir lag die Ausgabe von Fr. A. Wolf, Nordhausen 1810, vor.

In some remote, inhospitable land —
The loveliest youth, in person and in mind,
That ever crown'd a groaning mother's pains!
Where was thy pity, where thy patience then?
Thou cruel husband! thou unnat'ral father!
Thou most remorseless, most ungrateful man,
To waste my fortune, rob me of my son;
To drive me to despair, and then reproach me
For being what thou'st made me."

Wilmot ermordet den Sohn hinter der Scene mit einem Dolch; gleich darauf erscheinen Braut, Freund und Diener, und er erfährt, was er gethan; er tödtet seine Frau, dann sich selbst. Seine letzten Worte sind:

„Proud and impatient under our afflictions,
While heaven was labouring to make us happy,
We brought this dreadful ruin on ourselves.
Mankind may learn — but — oh!"

worauf der Diener mit der geistlosen Bedientenmoral einsetzt:

„The most will not:
Let us at least be wiser, nor complain
Of heaven's mysterious ways, and awful reign:
By our bold censures we invade his throne
Who made mankind, and governs but his own:
Tho' youthful Wilmot's sun be set ere noon,
The ripe in virtue never die too soon."

II.

Das Drama von Moritz* hat gegen das Lillosche einen grossen Vorzug: es ist kürzer.** Es ist klar, dass die Handlung für drei Acte entfernt nicht ausreicht, und dass alles episodische hier den Effect nur schwächt; dies sah noch besser Werner, er strebte, indem er auf dem Wege von Moritz fortgieng, nach noch grösserer Concentrierung; so liess er vor

* Vgl. „Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin 1780", S. 385—99, 449—56, 513—27. Eine zweite Ausgabe (Berlin 1781) war mir nicht zugänglich. Sie wird kaum Veränderungen enthalten, da sie der ersten unmittelbar folgte, und da Moritz ein schneller, ja flüchtiger Arbeiter war.

** Der Vorzug wird dadurch freilich wieder problematisch, dass Moritz das Werk als „Fragment" bezeichnet. Der Vorhang fällt einmal; Scenen und Acte werden nicht gezählt.

allem das Liebesverhältniss des ermordeten fallen. Lillo hat sieben Personen (ausserdem Volk, nämlich „Visitors, Men and Women“), Moritz ebenfalls sieben, Werner drei.

Im Beginn des „Blunt“ ist der „Fremdling“ bereits im Hause seines Vaters, und dieser schleicht in seine Kammer um ihn zu tödten; die Gattin sucht ihn zurückzuhalten, er aber zückt das Messer „zum dritten Male — seine Hand zittert noch“, da — „fällt der Vorhang zu“. — Nun folgen die Scenen, welche als Traum zu denken sind; Blunt und seine Gattin sprechen über das geschehene, der Leichnam wird verscharrt. Der Bürgermeister, Blunts Bruder, und dessen Tochter, die geliebte des Gastes, kommen hinzu — dies ist besonders merkwürdig, weil Blunt von der Verlobung seines Sohnes gar nichts weiss —, und Blunt erkennt, was er gethan. Wir sehen dann die Braut im Wahnsinn, wir sehen Blunt im Kerker und an der Leiche seines Sohnes; und hier ist es, wo er ausruft: „O dass doch alles ein Traum wäre!“ — Der weitere Verlauf des Dramas wurde bereits dargestellt, und ebenso konnte schon auf die Verwandtschaft von Moritz mit den Romantikern, die sich im „Blunt“ ausspricht, flüchtig hingewiesen werden; sie zeigt sich vor allem in der Rolle, die das traumhafte, im weitesten Sinne, spielt.

Gleich im Anfange des Stückes erzählt Blunt, dass er „eben einen herrlichen Traum“ gehabt habe. — „Mein Demon, der mich oft Nachts aus dem Schlafe schüttelt und mir zuruft: Blunt, Blunt, du sollst noch ein Mal reich werden, reicher wie zuvor! — der führte mich eben itzt, da ich hier sitze und träume, auf eine steile Anhöhe und zeigte mir unsägliche Schätze und einen Pallast, der von Golde flimmerte, dass mir die Augen dunkel wurden — und dies alles soll dein seyn, sagte er, wenn du mir das Blut eines Mannes opferst, den ich dir senden will! Und ich schwur, die Haut schauderte mir, aber ich schwur: Sende mir den Mann — und ich will ihn opfern! bei allen Teufeln, ich will ihn opfern!“ (Bei diesen Worten verlischt die Lampe. Die Scene spielt um Mitternacht.) — Gleich darauf springt Adelheid, Blunts Tochter, vom Stuhl auf: „Mutter! Mutter!“

„Gertrude. Was ist dir, Kind?

Adelheid. Ach siehst du ihn nicht, siehst du ihn nicht?

Gertrude. Wen?

A. Den Mann mit dem blanken Schwerdt und mit den glühenden Augen — wie er auf mich zukömmt! . . .

G. Das ist ein Leiden mit dir, dass du immer Gesichte siehst!"

Während Mutter und Tochter mit einander reden, scheint Blunt wieder einen Traum oder eine Vision gehabt zu haben; es heisst: „Blunt (erwacht). Bei allen Teufeln, ich will ihn opfern!"

In der folgenden Scene hört der „fremde" ein dumpfes Geräusch, als ob „einer mit einer eisernen Schaufel in ein steinigtes Erdreich grübe" (der Vater gräbt sein Grab) .. „das ist mir doch von Jugend auf ein widriger Ton gewesen"... „Wie enge wird es hier um mich her, Gott! wie enge! wie enge! — Welch eine Angst, welch ein Toben in meiner Brust . . ." — Nachdem der Gast ermordet ist, sagt Blunt zur Gattin: „Sieh, ich könnte wol sagen, ich wäre vom bösen Geist dazu getrieben worden — . . . aber warum hast du nicht stärker geklopft? — Ach, da war es Zeit, da war es Zeit! — Da fasst' es meine Hand, und stiess ihm das Messer tief in die Gurgel — Weisst du wol, wie die unschuldigen Kinder sagen, das hab ich nicht gethan, das hat meine Hand gethan" — —

„Gertrude. Du hast einen Menschen ermordet!

Blunt. Hab ich das gethan? — Was bin ich denn, und was war ich? — Ich war ein schwankend Rohr, das der Wind hin und her bewegte. — Nun sage mir ein Mal, kann das schwankende Rohr wol dem Sturmwind widerstehen?

Gertrude. . . . Du bist ein Mörder! . .

Blunt. Du thust mir Unrecht, Gertrude, ich habe ja den Mann geopfert, wovon ich dir sagte — Du wusstest ja um mein Geheimniss. —

G. Fühlst du keine Reue? . .

B. Nein, Gertrude! — noch nicht! — aber eine entsetzliche Begierde hab' ich zum Schlafen." (Vgl. Klingers „Zwillinge".)

An der Leiche seines Sohnes ruft dann Blunt, wie schon erwähnt: „O dass doch alles ein Traum wäre!" — Der Dichter

reisst hier das Haus wieder ein, das er selber gebaut hatte, und zeigt dadurch, dass es für ihn eben nur ein Cartenhaus war. — Blunt bekennt aus einem schweren Traume erwacht zu sein: „Als ich gestern Abend den fremden sahe und sein Gold erblickte, da wurde der Gedanke in meiner Seel' erzeugt: gottlose, verführerische Träume nährten ihn, wie ich schlief, und die Mitternacht brütete ihn aus, dass er zum grässlichsten Vorsatze reifte".

Aus den Beispielen, die ich anführte*, wird zur Genüge bewiesen, dass Moritz einen wunderbaren Einfluss überirdischer Mächte annehmen wollte, in deren Händen der Mensch einer Marionette gleicht; dies aber ist nur die eine Seite seines Standpunctes: gerade dadurch, dass er nicht an jenem Glauben festhält, zeigt er sich als der Mann einer Uebergangsperiode. Moritz führt von den Aufklärern zu den Romantikern hinüber; er hat im „Blunt" bereits wesentliche Züge derselben, aber — er lebt unter, er lebt mit den Nicolaiten, und das aufklärerische Element in ihm kömmt wieder zum Durchbruch.** So stellt sich der platteste Deïsmus bei jeder Ge-

* Sie beschränkten sich absichtlich auf den „Blunt", obgleich auch in anderen Werken von Moritz noch manches zu finden wäre; ein Beispiel sei wenigstens noch aus dem „Reiser" angeführt: „Weil seine (Reisers) Träume grösstentheils sehr lebhaft waren und beinahe an die Wirklichkeit zu grenzen schienen, so fiel es ihm ein, dass er auch wol am hellen Tag träumen, und die Leute um ihn her, nebst allem, was er sahe, Geschöpfe seiner Einbildungskraft seyn könnten".

** Die Verwandtschaft Moritzens mit den Romantikern spricht sich auch in persönlichen Beziehungen aus; er verkehrt mit dem jungen Tieck, er ist es auch, der Jean Paul, dem überall zurückgewiesenen, von den Nicolaiten in der Folge verketzerten, zu einem Verleger für die „unsichtbare Loge" verhilft, demselben Jean Paul, der die Vorrede zu Hoffmanns „Phantasiestücken in Callots Manier" schreibt. — Dass schon die Zeitgenossen den Gegensatz empfanden, in welchem Moritz zu ihnen stand, mag die folgende Recension eines „Stückes" des von ihm herausgegebenen „Magazins zur Erfahrungsseelenkunde" zeigen: „. . . Ein Brief aus Jena hat den Recensenten empöret . ." (In dem betreffenden Briefe wird u. a. erzählt, dass der regierende Graf von Reuss zu Gera das Feuer habe besprechen können. Er sprengte um brennende Gebäude mit Blitzesschnelle herum und — das Feuer war gelöscht. Der Briefschreiber bedauert höchlich, dass der Graf, da er vor mehreren Jahren einmal gestürzt ist, kein Pferd mehr besteigt und also auch seine heil-

legenheit im „Blunt“ wieder ein, in der zweiten Fassung überwiegt er das romantische. — Blunt dankt Gott, „dass er seinen Arm zurückhielt und seine Hand erstarren liess“, er ist „nicht werth der Barmherzigkeit, die Gott an ihm thut“, und seine letzten Worte (und die letzten des Stückes überhaupt) lauten: „Alle Morgen und alle Abend will ich Gott auf meinen Knien danken, dass er mir mehr Gnade erzeigt hat, als ich Strafe verdient habe“.

Es scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen, dass die daemonisch-fatalistische Lebensanschauung, die sich im „Blunt“ ausspricht, den grössten Einfluss gehabt hat auf zwei Jugenddramen desjenigen Romantikers, welcher Moritz auch persönlich am nächsten stand: auf Tiecks „Abschied“ und „Karl von Berneck“*; auch die Motive des „Blunt“, im einzelnen, haben nachgewirkt.

Was zunächst den Fatalismus anlangt, die Anschauung, dass der Mensch eine willenlose Puppe sei, dass er nach den Fäden tanzen müsse, welche die Gottheit anziehe, und dass er demnach für seine Thaten nicht verantwortlich sei, — so ist die Aehnlichkeit zwischen Moritz und Tieck, wie ich glaube, schlagend. — Karl von Berneck formuliert seine Weltanschauung so:

---

same Kunst nicht mehr in Ausübung bringt) . . „Zu welchem Endzwecke ist alles dies in diesem philosophischen Magazin abgedruckt worden? Dieses Magazin soll ein Lesebuch für Gebildete und Ungebildete seyn, und wird von vielen Ungebildeten gelesen. Man hat den Herrn Professor Moritz schon mehrmalen in Journalen gewarnet, sein Journal, das Aufsätze von Mendelssohn, Spalding, Feder und einen solchen Herausgeber hat, nicht durch solche Alfanzereien lächerlich zu machen und zur Verbreitung der Schwärmerey, der er doch selbst so thätig entgegen arbeitet, missbrauchen zu lassen!!! Die «Geständnisse über das Vermögen, künftige Dinge vorherzusehen» können nützlich seyn, können aufmerksam machen auf den Antheil, den der Zufall an solchen Vorhersagungen hat — aber gehören sie in dieses Magazin?? was klären sie in der Psychologie auf??“ (Vgl. „Ephemeriden der Litteratur und des Theaters, Berlin 1786“ III S. 126 f.) — Haben wir hier nicht ganz die Art, in der man ein enfant terrible zur Ordnung ruft?

* Es sei daran erinnert, dass auch Tieck als Aufklärer begann; ebenso Werner (vgl. z. B. das Gedicht „Hier liegen Fussangeln“, Werke I 42 f.).

„Das Leben ist ein grosser Baum, mit weit ausgebreiteten Zweigen, Wind und Zufall blasen hinein, und die Früchte fallen ab. Wenn du unten schüttelst, so kannst du nicht voraussagen, welche That herunterstürzen wird; oft ist etwas Wunderbares im Wipfel versteckt, das sich unversehens mit dem andern losreisst — und darum ohne Besinnen, ohne Vorsicht und Gedanken. Mir ist es ängstlich, zu überlegen, wenn ich mir eine That vorsetzen soll“ (Tiecks Schriften, Bd. 11, S. 72).

Und sein handeln steht damit in schönster Harmonie. Er hat die Absicht, den geliebten seiner Mutter zu ermorden; er thut dies, erschlägt aber zugleich die Mutter selbst, ohne dass er vorher dies geplant hätte und ohne dass er durch unvorhergesehenesdazu gedrängt würde. Er spricht das mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit aus, indem er sagt:

„Da trug ich jenes thörichte Schwert, das wider meinen Willen meine Mutter erschlug“ (S. 96),
und weiter meint er:

„Ich bin doch wol ohne Schuld. Sollte es nicht sein können? Der Mensch wird geboren, ohne dass er es weiss, seine innerlichen Gedanken sind Träume, und äusserlich erzeugen sich indess andere Träume, die wir Thaten nennen, und von denen er nichts weiss“ (S. 97).

Sein Bruder Reinhard hat eine ähnliche Philosophie; er weckt seinen schlafenden Bruder mit den Worten:

„Ermuntre Dich ums Himmels willen, damit ich Dir nicht unversehens den Dolch in die Brust stosse — es ist Nacht, die Gedanken der Menschen wechseln wunderlich“ (S. 130).

Der „Waller“ endlich im „Abschied“* ruft aus:

„Ist mir doch, als sollt' ich mir diesen Stahl ins Herz stossen! — Es braust und donnert um mich her, eine unbekannte Gottheit drängt diese Spitze gegen meine Brust“ (II 3).

Auch das d a e m o n i s c h e in Moritzens Weltanschauung wirkt bei Tieck nach, seine Personen haben bedeutsame Träume,

* Merkwürdiger Weise heissen die liebenden, welche durch eine Irrung von einander getrennt werden und in der Folge untergehen, „Ferdinand“ und „Louise“.



haben Visionen und Ahnungen, gleich Blunt, Adelheid und dem Fremdling. Z. B.

„Mathilde: Seht, mir wird hier eiskalt. — Hört Ihr nichts gehn, nichts schleichen? . . . Ich sehe Gesichter an den Wänden, die Mondstrahlen flimmern hin und wieder und flechten entsetzliche Gebilde zusammen . . Lasst mich; ich fühl es hinter meinem Rücken, es arbeitet hohl in der Mauer und will heraus (Drei starke Schläge am Burgthor, der Thürmer bläst)" („Karl" S. 54). Die Schläge aber verkünden die Heimkehr ihres Gemahls, dem sie treulos ward.

Die Beispiele liessen sich sehr häufen; da indess die Rolle, welche der Traum und das traumhafte, das visionäre und das somnambule bei den Romantikern spielt — von Tieck über Brentano und Werner, über Kleist und Hoffmann bis zu Heine herab, — bekannt ist und hier nicht weiter ausgeführt werden kann, so will ich nur noch ein Beispiel anführen:

„Karl. Oft wenn ich auf meinem einsamen Lager liege . ., dann ist mir, als wenn ich den Geist meines Vaters vorüber schweben sehe, der mir lächelnd winkt, dann nehm ich Dolch und Lanze, dann hör ich die Streitaxt klirren — und dann wird es Morgen und es geschieht nichts" (S. 70).

Ich sagte, nicht nur die Weltanschauung Moritzens im allgemeinen habe Einfluss gehabt auf „Abschied" und „Karl", sondern auch die Motive des „Blunt" im einzelnen. Im „Abschied" kehrt ein entschwundener, todtgeglaubter zurück, er wird in der Nacht von seinem Gastfreund ermordet (und zwar mit einem Messer, wie der „Fremdling" im „Blunt". Da die Personen den höheren Ständen angehören, scheint mir auch das Instrument bemerkenswerth). Wie Blunt wünscht auch Waller, dass alles ein Traum sei:

„Louise, um Gottes willen, wecke mich auf — ich träume fürchterlich! — (schreiend) Weck mich auf!"

nur dass hier die Gattin antworten muss:

„Ich kann nicht, Karl, wollte Gott du träumtest" (II, 5).

Und wie Blunt nach vollbrachtem Morde seiner Frau zuruft:

„Sieh mir doch nicht so scharf in die Augen, Gertrude, ich bitte dich! Sage mir, was hab ich gethan, dass du mich

immer so ansiehst?", so sagt auch Waller nach der That zu seiner Gattin: „Denkst du, ich habe etwas Böses gethan, dass du mich so anstarrst?" (II, 5). — Im „Karl" wird der nach langer Abwesenheit heimkehrende „Walther von Berneck" in der Nacht seiner Rückkunft getödtet; Reinhard aber steht Nachts mit gezücktem Dolch vor seinem schlafenden Bruder und überwindet die Versuchung. — Und Karl ruft, als sich ihm freundlichere Aussichten eröffnen, aus:

„Nun, dann wäre ja der schwere Traum vorüber, dann könnt ich ja dreist nach dem Erbtheil des Lebens fassen, das mir gehört, — dann — o Adelheid! küsse mich, damit ich vor übergrossem Entzücken aufwachen muss, wenn ich ja nur träumen sollte" (S. 117);

auch hier freilich ist das, was der Held als Traum ansehen möchte, schreckliche Wirklichkeit. — In der Willkür, der Leichtigkeit, mit der er sein Gebäude wieder einreisst, übertrifft eben Moritz, hier wenigstens, den jungen Romantiker.*

---

* Wir besitzen für den Einfluss Moritzens auf Tieck neben den inneren auch äussere Zeugnisse. Wackenroder nennt Moritz wiederholt Tiecks Zwillingsbruder, so in einem Briefe vom Januar 1793: „Es kränkt mich, dass du dich so gewaltsam von Deinem sonstigen Zwillingsbruder Moritz losreissest. Es ist, nach der Parallele, in der ich Dich und ihn sonst betrachtete, und mit Recht, da Du mich selbst darauf geleitet, fast nicht möglich, dass er sich itzt so weit von Dir entfernen sollte. Es ist sehr übereilt, so rasch — darf ich hier nicht im allereigentlichsten Sinne sagen: von Einem Extrem auf's andre zu fallen?" (Vgl. Holtei, Briefe an Ludwig Tieck IV, 246, ferner IV, 230.) — Eine zweite Bearbeitung des Lilloschen Dramas aus den achtziger Jahren hat Tieck ebenfalls gekannt und ihrer noch spät gedacht (in der Einleitung zum 11. Bande seiner Schriften, S. XLI). Er sagt: Die Schicksalsdramen „haben bei uns ihre Epoche gehabt und Lillos fatal curiosity (das Vorbild von Werners Februar) konnte in einer gemilderten Umarbeitung von 1780 auf keiner deutschen Bühne gehalten". Es fällt zunächst ein Druckfehler auf, an Stelle von gehalten wird man gefallen — oder gehalten werden, oder sich halten — lesen müssen; ferner steht ein und, wo man obgleich erwarten sollte (. . obgleich seiner Zeit, dreissig Jahre früher . . .). — Die Bearbeitung rührt von Wilh. Heinr. Brömel her, der zuerst ein Trauerspiel „Wilmot und Agnes", dann ein Schauspiel „Stolz und Verzweiflung" „nach der unglücklichen Neubegierde des Lillo", zur Aufführung bringen liess (so in Hamburg, Leipzig, Weimar). Das Trauerspiel schien in Hamburg „einigen Damen in den letzten Scenen zu

Fragen wir, was ausser der Verwandtschaft mit der Romantik im „Blunt“ bemerkenswerthes ist, so werden wir wenig finden. Die Technik ist die des „Götz“; die erste Fassung hat auf 27 Seiten 10 Scenen (fünfmal wechselt die Scene zwischen der „Wohnstube des Blunt“ und der „Kammer des fremden“; bei Werner ist dieser Wechsel durch ein ebenso einfaches wie wirksames Mittel vermieden, das ähnlich schon von Shakespeare in Richard III Act V Sc. 3 angewendet wurde: die Scene ist getheilt und stellt Stube und Kammer dar, welche durch eine Seitenwand getrennt sind). Ebenfalls Einfluss des „Götz“ ist es, der die Figur der Adelheid, eines Kindes von sechs Jahren, hervorgerufen hat; man vergleiche neben den betreffenden Scenen des „Götz“ die ziemlich albernen und geschraubten Kinderscenen in Klingers „Otto“, ferner diejenigen in „Kaspar dem Thorringer“ von Törring, u. a. m.

Der Einfluss des „Götz“ — oder der „Minna“ und „Emilia“ — zeigt sich endlich auch im Stil, so in den Wiederholungen, in den vielen Ausrufungs- und Fragezeichen und den Gedankenstrichen. — Einwirkung der „Emilia“ mag man auch in dem oft wiederkehrenden „mein Vater“ und „meine Tochter“ erkennen („Marianne: Es wird ein schöner Tag werden. — Der Vater: Das wird es, meine Tochter.“ — „O mein Vater, ich dachte eben dran.“ „O sehen Sie, mein Vater“. „Schweig, meine Tochter!“ „Still, mein Vater!“ „Komm, meine Tochter!“ Vgl. „Emilia Galotti“ V, 7); ferner kann man, wenn Blunt, der

---

schauderhaft“ (vgl. Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin 1781, S. 376. Schröder spielte den Wilmot, Frau Schröder die Braut Charlotte, Fleck den Diener Randal). Nach einem andern Bericht (s. Ephemeriden der Litteratur und des Theaters, Berlin 1785, II, 149) scheint auf das Schauspiel der „Blunt“ gewirkt zu haben. (Die Dramen selbst waren mir leider nicht zugänglich.) „. . Der Sohn erwacht plötzlich und demüthigt durch seine Erkennung seine Eltern zur äussersten Scham und Reue . .“ Brömel hat also die schwächliche Umbiegung des Trauerspiels zum Schauspiel nachgeahmt. — Tieck a. a. O. spricht von diesem Drama unmittelbar, nachdem er die Entstehung seines „Karl von Berneck“ und „Abschied“ erzählt hat; vielleicht dürfen wir darin eine äussere Bestätigung finden für die Annahme einer Verwandtschaft seiner Dramen mit dem „Blunt“.

Mörder seines Sohnes, nicht an Selbstmord denkt wie Lillos Wilmot, sondern zum Gericht und in den Kerker geführt sein will, an Odoardo, den Mörder seiner Tochter denken, der seine That nicht „wie eine schale Tragoedie“ beschliessen will, der den Prinzen als Richter erwartet und sich selbst „ins Gefängniss liefert“.

Was zuletzt den dichterischen Werth unseres Dramas anbetrifft — der hier mit Recht zuletzt erwähnt wird —, so ist er gering genug. Die Charaktere sind farblos, die Sprache ist prosaisch, häufig steht sie sogar in komischem Widerspruch zu dem, was die Situation verlangt, z. B. wenn der Bürgermeister, während Blunt noch in der grössten Ekstase ist über das glücklich vereitelte Verbrechen, ihn fragt:

„Hast du was darwider, dass er mit meiner Tochter verlobt ist? —“

und jener antwortet:

„Mein Sohn mit deiner Tochter verlobt — was könnt ich darwider haben . .“

oder wenn es heisst:

„Blunt. Gott! — und diese innige Liebe — dieses zärtliche Band hätt ich bald —

Der Fremde (hält ihm den Mund zu) . .“

Wie gering Moritzens Kunst, zeigt sich auch darin, dass er Motive aus seiner Vorlage herübernimmt, die er gar nicht gebrauchen kann oder wenigstens nicht gebraucht; wie Agnes dem Wilmot um ihn zum Morde zu treiben die Schätze des fremden zeigt, so zeigt auch Gertrude ihrem Gatten eine werthvolle Dose; dieser aber ist bereits entschlossen seinem Daemon das Blut des Mannes zu opfern.

III.

Wenn man Werners „Februar“ mit „the curiosity“ und mit „Blunt“ vergleicht, so wird eines sofort in die Augen springen: wie sehr Werner seine Vorgänger an dichterischer Kraft übertrifft, wie gross die Kunst ist, mit der er es versteht, das grauen zu erwecken, die Nerven auch des unempfänglichsten anzuspannen und aufzustacheln. — Die Stimmung in

dem kleinen Drama ist eine geradezu unvergleichliche, und es gewährt einen wahren Genuss, zu sehen, mit welch künstlerischer Weisheit Werner die Motive seiner Vorgänger zu verwerthen, welche Effecte er mit ihnen zu erzielen weiss. Auch der scharfsinnigste Kritiker wird nicht im Stande sein, dies zu erkennen, — wenn er eben nicht die Vergleichung mit dem Vorbilde anstellen kann.

Drei Veränderungen sind es, die hauptsächlich in Betracht kommen. Zuerst das Local. Bei Lillo und Moritz spielt es gar keine Rolle; bei Werner die allergrösste.* Die Handlung spielt auf einem einsamen Alpenwirthshause, und ich brauche nicht auseinanderzusetzen, welch einen Hintergrund die Begebenheit dadurch erhält. — Schon in der ersten Scene (Trude allein) wird uns die Gegend auf das anschaulichste geschildert:

„'ne Eule klammert sich an's Fenster an!
Auch sie sucht Schutz vor'm Sturm! — Was das Ding glotzen kann! —
Sie starrt mich an! — Weg da! Sie flieht und kreischt: komm mit! —
O meinst du mich, dann wär ich sorgenquitt! —
Die Eulen, sagt man, wittern nahe Leichen;
Auch mir ist's leichenhaft — die Angst will nimmer weichen! —
'S ist auch so einsam auf dem Gemmi hier!
Dies Häuschen steht allein; drei Stunden in der Runde
Kein menschlich Wesen, als nur wir! . ."

und wie dann Kunz, der Vater, erscheint, ganz beschneit, mit einer fast ausgebrannten Laterne, wie er erzählt:

„. . . Als ich heut Abends kam gegangen,
Von Lenk, und nun den Alpenpass gewann,

* Auf das erlebte kann ich hier so wenig wie in andern Puncten eingehen, da ich nicht vom „Februar" überhaupt, sondern nur von seinen Beziehungen zu dem „Blunt" zu handeln habe. Man vergleiche über das biographische Moment Werners Tagebücher (Werke, XIV, XV, besonders XIV, 109) und Düntzers „Zwei Bekehrte". — Auch für Moritz muss ich — wenigstens für dies Mal — auf alles biographische verzichten; vieles ist bereits durch Erich Schmidt („Richardson, Rousseau und Goethe" 289 ff., „Heinrich Leopold Wagner" [2] S. 78) beigebracht.

Der immer höher, steiler sich wie Schlangen
Im Zickzack dreht! — Du weisst: ich bin ein Mann,
. . Doch heute, wie es immer so entlang
Und wieder rückwärts ging, und stets die Felsenwand
Kein Ende nahm, da ward mir's . . bang!" . .

wie dann Kurt, der Sohn, hinzukömmt, ebenfalls beschneit, mit Hirschfänger, Geldkatze, Pistolen, mit Laterne und Alpenstock, wie die Mutter ihm sagt:

„. . Wie glücklich, dass Lawinen
Euch nicht begruben, Herr! Eur Licht ist angeglommen! —
Seyd Ihr bei Nacht allein den Berg herangeklommen?",

das alles gibt der schauerlichen Begebenheit ein wahrhaft einziges Colorit.

Werner hat zweitens die Handlung in eine niedrigere Sphaere der Gesellschaft versetzt; seine Personen sind Bauern, sie kennen nicht den Seneca wie Lillos Wilmot, sie haben auch nicht gleich Blunt reiche verwandte, denen sie aus Stolz fern bleiben, sie haben vielmehr die Hilfe der Nachbarn und verwandten vergebens erfleht. Die bitterste Noth bedrängt sie; das äusserste, Pfändung und Schuldhaft, steht ihnen für den nächsten Tag bevor. Der Vater ist ein tapfrer Soldat gewesen:

„Im Krieg da macht man nicht viel Federlesen! —
Hab' wacker mich gehalten
Und manchem Feinde wohl den Kopf gespalten",

er fühlt sich als freier Schweizer und ist entschlossen der Schmach des kommenden Tages durch Selbstmord sich zu entziehen. Er begründet seinen Entschluss nicht wie Wilmot mit einer bekannten philosophischen Wendung — dieser meint nämlich, dass „power to die implies a right to do it" —, sondern in einfachen und ergreifenden Worten:

„'s ist besser doch zu sterben,
Wenn gleich ein solcher Tod ist hart!
Als auszuschlagen aus der Väter Art,
Und stehlen oder Schande sich erwerben!"

Er ist fern von dem rhetorischen Schwulst, den Wilmot liebt (wie:

„Assist the tempest with thy feeble breath;
Add water to the sea and fire to Etna;

But name not thy faint sorrow with the anguish
Of a curst wretch who only hopes for this:
To change the scene, but not relieve his pain"),

und fern von der Plattheit und Nüchternheit Blunts.

Drittens ist bei Werner weit besser als bei den Vorgängern motiviert, dass der Sohn sich nicht zu erkennen gibt: er hat im kindlichen Spiele — sein Schwesterchen getödtet und, von dieser Schuld bedrückt, wagt er es nicht, sich seinen Eltern zu entdecken. Bei Lillo und Moritz ist es eine Laune, die den Gast davon abhält, er will seine Freude steigern; dass er seine Absicht wirklich durchführt, dass er sich nicht in der Aufregung des wiedersehens verräth, ist gewiss unwahrscheinlich; und Werners Kurt, der ja gegründete Ursache hat zurückzuhalten, ist in der That zu wiederholten Malen nahe daran, sich durch Unvorsichtigkeiten zu entdecken. Aber gerade dies, die wilden Reden, die ihm die Aufregung entreisst, das Bekenntniss, dass ein schweres Verbrechen seine Seele belaste, gerade dies ist es, was den Vater zum Morde verlockt. —

„Kunz: Er sprach: — er hab 'nen Mord begangen! — Ei!
So ist der Kerl ja vogelfrei! —
Ein jeder kann ihn plündern, ihn berauben!
Weil die Gesetze das erlauben, . ." —
„. . . Hab ich nicht Fleisch und Bein,
Bin ich Mensch wie er nicht; stand ich tapfer nicht in Glied und Reih'n,
Wenn der feige Mörder da Nachts sich schlich auf Räuberei'n;
Und nur ich sollt' schmachbeladen in den Daubensee hinein,
Blos weil ich verflucht und arm bin? — Nein!
Nein, mich retten muss ich — retten! Sollt's auch ewig mich gereu'n! —
(Aufschreiend und zu Kurt's Strohlager hineilend)
Hexenbold, Dein Gold ist mein!"

Nachdem so die hauptsächlichsten Veränderungen, die Werner mit dem Stoffe vornahm — und die durchweg Verbesserungen sind —, in Kürze hervorgehoben wurden, erübrigt es, diejenigen Züge anzuführen, in denen er mit Moritz übereinstimmt. Sie werden als Beweis für die Benutzung des „Blunt" von grösserer oder geringerer Kraft sein, so zwar, dass jedes

einzelne Moment für sich nicht ausreichen würde um die Vorbildlichkeit zu constatieren, — sicher aber ihre Gesammtheit.

Bei Moritz wie bei Werner wird der fremde um Mitternacht im Schlafe ermordet, und zwar vor den Augen des Zuschauers und in einer „Kammer“, bei Moritz mit einem „langen“ Messer, bei Werner mit einem „grossen“. — In Blunts Zimmer brennt eine düstere Lampe; Kunzkömmt mit fast ausgebrannter Laterne nach Hause. — Blunt tritt allein in die Kammer, in der einen Hand ein Licht, in der anderen das Messer; Kunz und Trude betreten es gemeinschaftlich, die eine hält die Lampe, der andere hat das Messer. — Wenn Blunt ausruft: „ich will ihn opfern!“, „verlischt die Lampe“, und wenn Kunz sagt:

„Er sprach: er hab 'nen Mord begangen! — Ei!
So ist der Kerl ja vogelfrei“ u. s. w.,

„verlischt die Laterne“. — Kunz so wenig wie Blunt denkt nach der That an Selbstmord; auch er will sich dem Gerichte überliefern. — Die Mutter bei Moritz heisst „Gertrude“, bei Werner „Trude“. — Der „Fremdling“ dankt im Gebet Gott, dass er ihn an das Ziel seiner Wünsche gebracht habe, und seine letzten Worte vor dem einschlafen lauten:

„Siehe, ich habe nun ein festes Zutrauen zu dir gefasst — und will mich ganz in die Arme deiner Liebe werfen — wie sanft werde ich da ruhen — wie sanft — —“;
ähnlich Kurt: auch er wendet sich an Gott, und er schläft mit den Worten ein:

„Dann mag Gott mit uns Allen walten!
Gegrüsset sey mir, Vaterland!“ —

Und hier ist auch der Punct, wo wie bei Moritz — nur nicht in so starkem Masse*, nur nicht in so platter Weise, — der christliche Glaube es über den antiken, oder vielmehr über den von den Schicksalstragoeden für antik angesehenen, davonträgt; auch Werner schliesst gleich Lillo, gleich Moritz mit der Berufung auf die göttliche Gnade:

„Kunz: Ich geh' zum Blutgericht und geb' die Mordthat an! —
Wenn ich durch's Henkerbeil bin abgethan,
Dann mag Gott richten — ihm ist Alles offenbar! —

* Von dem Prolog kann ich absehen, er stammt aus späterer Zeit.

Das war ein vierundzwanzigster Februar!
Ein Tag ist's! — Gottes Gnad' ist ewig! Amen! —"*

Bei aller Aehnlichkeit aber zwischen „Blunt" und „Februar" kann ein Unterschied nicht scharf genug hervorgehoben werden: jene schwächlichen Sophismen, mit denen bei Moritz sich die Personen über ihre Schuld zu täuschen suchen, und die Tieck mit einer Leichtigkeit sich aneignete, die ihm gewiss nicht zur Ehre gereicht — jene Philosopheme werden wir bei Werner nicht finden. Seine Figuren sind von ihrem Schuldbewusstsein aufs tiefste durchdrungen; der Fatalismus ist — wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf — gleichsam ein Privatvergnügen des Dichters, seine Personen sind nur wenig davon inficiert. — Diese durchgreifende Differenz bei so grosser Verwandtschaft erklärt sich leicht genug: sie beruht auf Verschiedenheit der Charaktere.

Nach alledem darf, glaube ich, das als bewiesen angesehen werden, was zu beweisen war: Moritzens „Blunt" ist das Vorbild des „24. Februar". — Die Nachricht, die wir noch über die Entstehung des Wernerschen Dramas besitzen**, wonach eine schauerliche, mit einem besonders merkwürdigen zusammentreffen der Jahrestage verbundene Criminalgeschichte die Quelle zum „Februar" gewesen sei — diese Nachricht kann sehr wol neben dem, was wir behaupten, bestehen; es zeigt sich eben, wie viele Momente zusammenkommen mussten, — ich erinnere nur noch an ein biographisches Moment: Werners Mutter und sein Freund Mnioch starben, wie bekannt, am 24. Februar — ehe dieses durch dichterische Gewalt wie durch litterarische Wirkung so bedeutsame Werk entstehen konnte.

---

* Aus dem oben (S. 220, Anm.) angeführten Grunde skizziere ich nur flüchtig die Puncte, welche in Müllners „29. Februar" auf den „Blunt" — wol nur mittelbar — zurückweisen. Bei Walter kehrt ein „fremder" ein, der sich zunächst nicht zu erkennen gibt; „es reisst" Walter „in der Hand" ihn zu morden, doch er steht von seinem Vorsatze ab. — Er tödtet seinen Sohn mit einem Messer und will sich dem Henker überliefern. Die letzten Worte des Stückes beziehen sich auf die göttliche Gerechtigkeit. — Dass der Vater sein Kind freundschaftlich tödtet, erinnert an „Karl von Berneck": dort befördert Reinhard seinen Bruder auf dessen besonderen Wunsch ins jenseits.

** Vgl. E. W. Weber, zur Geschichte des Weimarischen Theaters, Weimar 1865, S. 269 ff.

Nachträge
zu Hoffmann von Fallersleben, Unsere volksthümlichen Lieder.
3. Auflage. Leipzig 1869.

Von

Robert Hein.

Zweite Folge.

„Nur wie ein Aehrenleser folgt dem Schnitter.“ Dieses Platensche Wort aus dem 2. Sonett wollte ich schon meinem ersten Nachtrage zu Hoffmanns Buche, Archiv VI, S. 512 ff., voransetzen, es gilt auch für die hier nachfolgenden Notizen, die die Freunde der „volksthümlichen Lieder“ in Ermangelung einer neuen Auflage freundlich aufnehmen mögen. Hoffmann von Fallersleben hat bei seinem Bienenfleisse nicht viel bedeutendes zur Nachlese übrig gelassen: Lieder, deren Verfasser er nicht ermitteln konnte, werden, wenn nicht ein besonders glücklicher Zufall obwaltet, auch ferner herrenlos bleiben müssen. Einiges habe ich benutzt, was erst nach 1869, nach Abschluss der 3. Auflage erschienen ist: so die überaus sorgfältige und von rührender Pietät zeugende Arbeit von Friedr. Wilh. Jähns, Carl Maria von Weber in seinen Werken, Berlin (Schlesinger) 1871, in folgendem kurzweg „Jähns“ bezeichnet; es schien mir nicht unwichtig, die genauen Daten der Weberschen Compositionen diesem fleissigen Werke zu entnehmen. Bei den 63 Goetheschen Liedern (1115 ist irrthümlich in die Fortsetzung gerathen, es musste als Nachtrag zu 754 stehen) hat Hoffmann sich meist begnügt auf H. Viehoffs Commentar zu verweisen; seitdem ist davon 1870 die 2., gänzlich umgearbeitete Auflage und 1876 die 3. erschienen, beide mir leider nicht zugänglich. Dagegen habe ich die seit einigen Jahren bei G. Hempel in Berlin erscheinenden

Werke Goethes mit Anmerkungen von Fr. Strehlke, G. v. Loeper u. a. genau verglichen, unter „Goethes Werken" ist in folgendem stets diese Ausgabe verstanden; zu bedauern ist es, dass, da die Goethe-Forschung weitere Fortschritte gemacht hat, die soeben begonnene zweite Auflage der Goetheschen Werke nur ein unveränderter Abdruck der ersten ist. Schon die kleine, sehr lehrreiche Schrift des Freiherrn W. v. Biedermann: Zu Goethes Gedichten, Leipzig (Serbe) 1870, bezeichnet in folgendem: „v. Biedermann", ursprünglich eine Recension der die Gedichte enthaltenden drei ersten Bände des Hempelschen Goethe, brachte manche wichtige Verbesserung zu den gerade in den drei ersten Bänden sehr kurzen Anmerkungen, desgleichen die 1874 in Leipzig (Wartig) erschienene zweite Auflage von „Goethes lyrischen Gedichten, erläutert von Heinrich Düntzer", kurzweg „Düntzer" bezeichnet. Auf neue Aufschlüsse machen die Nachträge zu den Goetheschen, wie auch zu den Schillerschen Gedichten keinen Anspruch; wo bei Hoffmann der erste Druck gar nicht oder ungenau angegeben, trug ich denselben nach, auch wenn er bereits in Goedekes mit Dank benutztem Grundriss (bez. Grdr.) verzeichnet war. Leider hat Hoffmann den Liederanfängen nicht die Titel zugefügt, bei den hier behandelten Liedern ist dies nachträglich geschehen; eine ganze Anzahl Lieder hat allerdings keine Ueberschriften, und diese Ungleichheit mochte Hoffmann veranlassen sie lieber alle fortzulassen.

Schliesslich sage ich Herrn Professor L. Erk in Berlin für seine uneigennützige, gütige Unterstützung, desgleichen den betreffenden Herren Beamten der Kgl. Bibliothek für ihre entgegenkommende, freundliche Berücksichtigung meiner Wünsche aufrichtigen und verbindlichen Dank.

24. Anke van Tharau öss, de my geföllt u. s. w.

S. über dies Lied Hermann Oesterley, Simon Dach, litterar. Verein in Stuttgart 1876, S. 34—39 und 420. Danach dichtete Simon Dach als Conrector an der Domschule in Königsberg i. Pr. (nicht als Student) das Lied 1637 zur Hochzeit der Anna Neander, Tochter des Pfarrers Andreas Neander in Tharau bei Königsberg, mit dem Pfarrer Johannes Portatius (auch Partatius geschrieben) in Trempen; doch hat sich kein Originaldruck dieses Hochzeits-

liedes erhalten. Bekannt wurde es erst 1644 durch Alberts Arien, jedoch ist zweifelhaft, ob Heinrich Albert die Melodie oder nur die Harmonisierung angehört.

41. An dem reinsten Frühlingsmorgen u. s. w. (Die Spröde) und 82. Bei dem Glanz der Abendröthe (Die Bekehrte).

Diese beiden Lieder, die Goethe 1791 in Cimarosas Oper Die theatralischen Abenteuer (L'impresario in angustie) einlegte, wurden zuerst gedruckt und zwar als eine Arie 1797 in Schmieders Journal für Theater und andere schöne Künste (v. Biedermann S. 11, Düntzer I S. 221, II S. 37).

51. Christian (Friedrich Daniel) Schubart ist nach Goedekes Grdr. II S. 674 nicht, wie bisher angenommen, 26. März 1739, sondern 22. Nov. 1743 geboren. Diese Berichtigung stimmt jedoch nicht mit Schubarts und seiner Frau Angaben in Schubarts Leben in seinen Briefen von David Friedrich Strauss, Berlin 1849, 2 Bde. Bd. I S. 317 schreibt Schubart am 13. April 1775: „heut ist mein Geburtstag! Ich alter Narr zähl' schon 36 Jahre!“ Bd. II S. 372 11. Jan. 1788: „bald leg' ich mein 48. Jahr zurücke“, s. auch II S. 327 den Eintrag im Stuttgarter Todtenregister und I S. 427. Danach wäre beim Geburtsjahr 1739 zu verbleiben; denn wenn Schubart II S. 98 am 5. Octob. 1783 schreibt: „Bruder, so satt hat kein 100jähriger Greis gelebt als ich 40jähriger Elender“, so hat er nur eben eine runde Zahl gewählt. Der Geburtstag selbst ist unsicher, er fällt aber wiederholentlich in die Osterzeit, s. I S. 427, II S. 70; nach I S. 381 (s. die Anmerkung von Strauss) ist es der 26. März. Schubarts Vater war, wie Goedeke sagt, allerdings Schullehrer, aber zugleich Pfarrvicar; er hatte auf der Universität zu Altdorf, seinem Geburtsorte, Theologie studiert und starb in Aalen als Diakonus 1774 (s. I S. 6, 151 und 311). In Schubarts Lied Der Schneider (H. v. F. 33) ist die in Schulbüchern übliche Lesart der letzten Strophe: „Mein Schneiderlein im Hemde“ ganz falsch und gar nicht der Situation entsprechend, es muss heissen: Mein Schneiderlein ergrimmte, allerdings ein Schwabenreim auf Fremde! (Strauss II S. 453).

55. Auf den Bergen die Burgen, im Thale die Saale.

S. Archiv VI S. 513. Steht mit der Jahreszahl 1842 und der Ueberschrift „Vor Jena“ wol zuerst in: Gedichte von Lebrecht Dreves, herausgegeben von Joseph Freiherrn von Eichendorff, Berlin (Alex. Duncker) 1849, S. 346 f. L. Dreves ist auch der Dichter des jetzt viel gesungenen Abtschen Liedes: „Waldandacht“ (ged. 1836), „Frühmorgens wenn die Hähne kräh'n“, mit dem Refrain: „der liebe Gott geht durch den Wald“, s. das. S. 15 f.

58. Auf, Freunde, lasst uns singen.

S. Archiv VI S. 513. Findet sich schon in den Liedern zur Erhöhung gesellschaftlicher Freude, Nürnberg 1793, S. 52 Nr. 20. „Der Cantor“.

59. Auf, Freunde (Brüder), nützt die Stunden, die uns zur Lust gemacht.

Steht in: Allgem. Liederbuch der deutschen Nation, 5. Theil, Hamburg 1801, S. 98—100 „Röding“ unterzeichnet, s. Röding unten S. 247.

77. Ausgelitten hast du, ausgerungen.

Nach H. A. O. Reichard, hggb. von H. Uhde, Stuttgart 1877, S. 76 wäre der Verf. nicht Carl Ernst Freih. von Reitzenstein, sondern Joh. Heinr. von Reitzenstein, 1770 in Jena immatriculiert, † in Ostindien.

86. Bei Wöbbelin, im freien Feld.

Schon in: Kriegslieder, 1. Aufl., Berlin 1838, S. 46 f.

88. Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher!

Immer wieder von neuem wird Claudius die Verfasserschaft des „Rheinweinliedes“ fälschlicher Weise abgesprochen, und bald soll der Kirchenrath Nik. Sander (1750—1824) in Pforzheim, resp. Karlsruhe, bald der um die Verpflanzung der dänischen Litteratur nach Deutschland verdiente Lehrer Christian Laevin Sander (geb. Itzehoe 1756, † Kopenhagen 1819) der wirkliche Verfasser sein. In dem bei B. G. Teubner erschienenen Commersbuche, 16. Aufl. 1870, 21. Aufl. 1878, S. 70, im Allgemeinen Reichs-Commersbuche von Müller von der Werra, Leipzig 1875, S. 217 (2. Aufl. 1876, S. 217 steht: Claudius), desgleichen in dem Liederbuche für die Philologen-Versammlung zu Gera 1878,

S. 30 wird Christian Laevin Sander direct als Dichter unter das Lied gesetzt, in dem B. G. Teubnerschen (sogen. Magdeburger) Commersbuche mit der Parenthese: „Irrthümlich M. Claudius zugeschrieben". Thatsache ist, dass das Lied, 1775 gedichtet, im Voss. Musen-Almanach 1776, S. 147 f. mit Claudius' Namen erschien, die Tagesblätter feierten 1877 das hundertjährige Jubilaeum des Liedes post festum. Claudius und Voss lebten 1775 in Wandsbeck in täglichem engstem litterarischem Verkehre, Rheinwein war ihr Lieblingstrank und Hölty und Voss hatten bereits in eben jenem Musen-Almanache S. 88 (H. v. F., Nr. 252) und 107 (Mit Eichenlaub den Hut bekränzt u. s. w., Trinklied für Freye) den Rheinwein besungen und dadurch wol Claudius zu seinem Liede mitveranlasst. Ganz undenkbar ist, dass erst 1837, wo zuerst als Sage des Kirchenraths Sander Ansprüche auftauchten, eine derartige Fälschung hätte entdeckt werden können und nicht damals gleich, als Michaelis 1775 der Vossische Musen-Almanach sich durch ganz Deutschland verbreitete. S. den aus dem Morgenblatte (Mai 1852) bei Wilh. Herbst, Matthias Claudius, 3. Aufl., Gotha 1863, S. 613 ff. abgedruckten Aufsatz von Friedr. Claudius (Sohne des Dichters): Die Entstehung des Rheinweinlieds; Hoffmann v. F. unter obiger Numer und Goedeke, Grdr. II S. 1171. Beider Sander Ansprüche sind als ganz unbegründete abzuweisen. Auf der vorhin erwähnten Geraer Philologen-Versammlung will man den Dichter des Studentenliedes: „O alte Burschenherrlichkeit" in dem zu Eschwege lebenden Sanitätsrathe Eugen Hoefling (geb. zu Fulda 5. Octob. 1808) ermittelt haben, der das Lied 1826 gedichtet habe. Er hat aber wol nur ein älteres Studentenlied aus dem vorigen Jahrhundert umgedichtet, s. Keil, deutsche Studentenlieder, Lahr 1861, S. 101, wo der bekannte Refrain: O Jerum u. s. w. auf das Jahr 1763 zurückgeführt wird.

97. N. (S. 174). Vgl. Archiv VI S. 513. Die erste Strophe: „Bruder! auf dein Wohlergehn" steht schon in Kindlebens Studentenliedern, Halle 1781, S. 13 als vorletzte Strophe des daselbst fälschlich Günther zugeschriebenen Liedes:

„Brüder! lasst die Sorgen fahren". Joh. Heinrich Egli † 1811 zu Zürich (nicht um 1807).

98. Brüder, das ist deutscher Wein!

Auch in Aloys Schreibers Gedichten, Tübingen 1817, S. 44 f. „Rheinweinlied auf dem Rhein zu singen".

103. N. (S. 174). Brüder, reicht die Hand zum Bunde.

Nicht „allenfalls", sondern ohne Zweifel Mozartsche Composition; der Originaldruck in der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Der untergelegte Text ist um 1824 bekannt geworden, s. Hientzsch, Männergesänge. Heft III S. 46 (Mittheilung des H. Prof. L. Erk).

110. (Schäfers Klagelied), 111 (Bergschloss), s. v. Biedermann, S. 18, 235 (Frühlingsorakel), 661 (Tischlied), 711 (Nachtgesang), 830 (Frühzeitiger Frühling), 916 (Sehnsucht), 974 (Trost in Thränen), 1030 (Zum neuen Jahr).

Der erste Druck dieser Goetheschen Lieder ist in dem von Wieland und Goethe herausgegebenen „Taschenbuche auf das Jahr 1804" (Tübingen), die entsprechende Seitenzahl in Goedekes Grdr. II S. 895. Vgl. auch H. v. F. Nr. 609 (Generalbeichte) und 936 (Kriegserklärung) und in diesem Nachtrage 462 (Der Rattenfänger). Wilh. Ehlers' Gesänge erschienen 1804 noch vor dem „Taschenbuche", doch findet sich von Nr. 110 und 711 bei Ehlers nur eine Strophe, dagegen stehen vollständig, also zuerst gedruckt, in den Gesängen mit Begleitung der Chitarra, eingerichtet von Wilhelm Ehlers, Tübingen 1804, die Nrn. 235, 462, 916 und 974.

132. Das Volk steht auf, der Sturm bricht los (Männer und Buben).

Comp. nach Jähns S. 185 Nr. 170 von C. M. v. Weber am 23. Sept. 1814 zu Altenburg, für 4 Männerstimmen, op. 42. Nr. 4.

133. N. (S. 174). Das Wandern ist des Müllers Lust (Wanderschaft).

Zuerst in: Gaben der Milde von Gubitz, 4. Bdch. Berlin 1818, S. 214. (Goedeke III S. 353.)

135. Christian Ignaz Latrobe war ein junger, talentvoller Engländer, der in den neunziger Jahren in Jena Medicin studierte und den Goethe sehr schätzte. S. Düntzer III

S. 718 und was David Veit unter dem 4. und 6. Juni 1795 an Rahel über ihn schreibt (Briefwechsel II S. 143). Nach Bernsdorf, Universal-Lexikon der Tonkunst (Nachtrag S. 239) ist Latrobe 1758 zu Fulnee in Yorkshire geboren, kam 1771 zu den Herrnhutern nach der Oberlausitz, kehrte 1784 nach England zurück — was mit obigem nicht stimmt — und lebte als Geistlicher [!] noch 1824 in London.

147. N. (S. 174). Der alte Barbarossa.

Dichtete Rückert 1814. 1815: s. die Inhaltsangabe im 2. Theil der gesammelten Gedichte, Frankfurt a. M. 1843. Massmann, Kaiser Friedrich im Kiffhäuser, Quedlinburg und Leipzig 1850, S. 7 und H. Pröhle in seinem Aufsatze: Die deutsche Kaisersage (Sonntagsbeilage der Voss. Zeitung Nr. 43, 27. Octob. 1878) setzen das Lied schon ins Jahr 1813, was jedoch unerwiesen.

162 und 208. Kaspar der Fagottist oder die Zauberzither, ein Maschinen-Singspiel in 3 Aufzügen von Wenzel Müller, wurde zuerst am 8. Juni 1791 im Leopoldstädter Theater in Wien aufgeführt; den Text hatte der Schauspieler Joach. Perinet nach dem in Wielands Dschinnistan Bd. III befindlichen Märchen: Lulu oder die Zauberflöte, dessen Vf. Liebeskind († 1793) war, bearbeitet, s. Otto Jahn, W. A. Mozart, Bd. IV (Leipzig 1859) S. 595 und 600. Dieses Märchen liegt bekanntlich auch dem Text der Oper „Zauberflöte“ zu Grunde, der ursprünglich von Joh. Georg Carl Ludwig Giesecke (s. H. v. F. 164. N. S. 175) herrühren soll und von Schikaneder umgearbeitet wurde, s. Jahn a. a. O. S. 603.

166. Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus (Wanderschaft).

Wie Geibel selbst Herrn Kgl. Seminarlehrer Heinrich Fechner in Berlin geschrieben, hat der Dichter dies Lied in Bonn 1835 als Student angefangen, jedoch erst nach seiner Rückkehr aus Griechenland 1841 in Lübeck vollendet. Der erste Druck ist im Berliner Taschenbuch von H. Kletke, Berlin 1843, S. 160 (August 1842). Vgl. auch Emanuel Geibel. Von Karl Goedeke. Theil 1, Stuttgart (Cotta) 1869, S. 213.

170. N. (S. 175). Der Papst lebt herrlich in der Welt.

S. Archiv VI S. 513. Den S. 175 f. von Herrn F. A. Cropp in Hamburg aus dem Jahre 1795 mitgetheilten Text finde ich schon in: Lektüre beim Kaffee. Ein Modebüchlein. Leipzig 1789, S. 143 f.; daselbst steht als Dichter unterzeichnet: Ch. L. Noack, von dem auch die andern Gedichte dieses Büchleins sind. Ueber diesen berichtet Meusel, dass er 19. Juli 1767 zu Pirna geb. sei und dort als Privatgelehrter gelebt habe. Er kömmt im Göttinger Mus. Alm. ein Mal vor. Hoffmann S. 189 Nr. 622 („Leise rauscht es in den Bäumen") ist dahin zu ergänzen, dass das Lied in Cäsar v. Lengerkes Gedichten, Königsberg 1834, S. 76 gedruckt, in den späteren Ausgaben jedoch fortgelassen ist. Diese Mittheilungen verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Director Dr. Redlich in Hamburg.

184. Der Winter hat mit kalter Hand.

Ist zuerst betitelt „Minnelied"; erst in Bürgers Gedichten, Göttingen 1778 und 1789 „Winterlied".

217 (auch 381 und 1128). Die erste Aufführung von Webers Euryanthe fand nach Jähns S. 366 Nr. 291 am 25. Octbr. 1823 (nicht 1825) in Wien im Kärnthnerthor-Hof-Operntheater statt.

237. Du Schwert an meiner Linken (Schwertlied).

Compon. nach Jähns S. 184 Nr. 169 gleichzeitig mit Nr. 900, Lützows wilder Jagd (Jähns S. 183 Nr. 168) von C. M. v. Weber am 13. Sept. 1814 auf dem Schlosse Tonna im Gothaischen, für 4 Männerstimmen.

266. Ein Veilchen auf der Wiese stand (Das Veilchen).

Als Entstehungsjahr galt früher 1775, in welchem Jahre im Jan. und Febr. Goethe das Singspiel „Erwin und Elmire", worin das Lied eingelegt ist, gedichtet haben soll, s. Werke Bd. IX S. 9. Aus einem (ungedruckten) Briefe vom 25. Jan. 1773, den Lotte Jacobi an ihren Bruder J. G. Jacobi schrieb und den Th. Bergk in den Acht Liedern von Goethe, Wetzlar 1857, S. 14 f. erwähnt, geht aber hervor, dass sie damals schon das Lied in Händen hatte. Nun meint allerdings Düntzer I 95, 1773 sei ein Schreibfehler für 1774, da man im Anfange eines neuen Jahres leicht irrthümlich

die vorige Jahreszahl schreibe, was um so wahrscheinlicher, da Goethe nach seiner eigenen Angabe (Dichtung und Wahrheit, Buch 14, Werke XXII S. 164 und 424) Lotte Jacobi erst 1773 (und zwar Ostern 1773 bei Johanna Fahlmer) in Frankfurt kennen lernte und der Briefwechsel erst nach der persönlichen Bekanntschaft eröffnet wurde, wie aus den Briefen selbst ersichtlich. Unser Lied ist daher wol Ende 1773 anzusetzen, was um so weniger Schwierigkeit hat, da nach L. Urlichs, Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer, Leipzig 1875, S. 63 und 46 Goethe im Winter 1773 die Operette: „Erwin und Elmire“ begann, die er im Sommer 1774 fortsetzte und im Jan. Febr. 1775 beendete. J. F. Reichardts Composition steht schon in Gedikes und Biesters Berlinischer Monatsschrift 1783, I S. 404—406.

267. N. (S. 179). Ein Veilchen blüht im Thale.

Compon. nach Jähns S. 228 Nr. 217 von C. M. v. Weber am 12. Mai 1817 in Dresden, op. 66. Nr. 1.

314. N. (S. 180). Es reden und träumen die Menschen viel (Hoffnung).

Zuerst im 10. St. von Schillers Horen, Jahrg. 1797, S. 107.

338. Fern im Süd das schöne Spanien (Der Zigeunerbube im Norden).

1834 in Lübeck gedichtet, steht zuerst in Büchners Deutschem Taschenbuche auf das Jahr 1837, S. 394. (Mittheilung des Dichters an Herrn H. Fechner.) Wie Goedeke in seiner oben angeführten Biographie Geibels S. 22 sagt, ist dieses Lied eines der ersten Geibelschen Gedichte, das in Musik gesetzt wurde und zwar von einem Schul- und Jugendfreunde Geibels, Karl Mosche, später Professor am Gymnasium seiner Vaterstadt Lübeck.

341. Fliege, Schifflein, durch die Rosen.

S. Archiv VI S. 514. Vf. A....t ist vermuthlich A. Licht, s. Nr. 835. Treibe, treibe, Schifflein, schnelle, von Adolf Licht. Dieser, geb. am 27. Aug. 1811 zu Berlin, lebt in Potsdam als Justizrath.

355. Freunde, wählt euch einen Talisman.

Zuerst in den Breslauer Burschenliedern, neu gewählt

und vermehrt, Breslau 1821, S. 184, wahrscheinlich schon in der ersten Auflage (1820); daselbst auch Nr. 421. Herr Bruder, nimm das Gläschen S. 159 (nur eine Strophe) und Nr. 909. Was ist des Lebens höchste Lust? S. 170. (Mittheilung des H. Prof. L. Erk.)

359. Frisch auf, frisch auf mit raschem Flug! (Reiterlied.)

Compon. nach Jähns S. 186 Nr. 172 von C. M. v. Weber am 20. Octob. 1814 zu Prag, für 4 Männerstimmen, op. 42. Nr. 1.

369. Geboren ward zum König der Getränke (Lied vom Wein).

Auch in der Nr. 58 angeführten Liedersammlung, Nürnberg 1793, Nr. 31 S. 83 f.

384. Gott erhalte Franz den Kaiser!

Eine neue österreichische Volkshymne in 5 Strophen dichtete auf Kaiser Franz Josef 1854 Joh. Gabr. Seidl, geb. 21. Juni 1804 zu Wien, † das. 18. Juli 1875, nach derselben Haydnschen Melodie, zuerst gedruckt als fliegendes Blatt in 8vo. Durch allerhöchstes Handbillet vom 27. März 1854 wurde dieselbe als authentischer Text erklärt. Sie beginnt:

Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land.

Hienach ist H. Palms Notiz in Pischons Leitfaden, 14. Aufl. Leipzig 1874, S. 221 unter Seidl zu berichtigen; „Gott erhalte Franz den Kaiser" dichtete L. L. Haschka (nicht Joh. Gabr. Seidl).

388. Grabet in die junge Rinde.

S. Archiv VI S. 515. Dieses Boiesche Lied, betitelt: „Der verschwiegene Schäfer" steht zuerst in Wielands Teutschem Merkur, 1773 I. Bd. 1. Stück S. 27—29, unterzeichnet: B. Der Text weicht von dem im Göttinger Mus.-Alm. 1774 S. 211 f. etwas ab.

391. Guckt nicht in Wasserquellen! (Warnung vor dem Wasser.)

Zuerst in: Aurora für 1823, Mannheim, Nr. 2 der Tafellieder; ebendaselbst Nr. 3: 466 Ich bin nicht gern allein bei meinem Glase Wein (Geselligkeit des Weins), s. Goedeke III S. 355.

407. Hehr und heilig ist die Stunde.

In Aloys Schreibers Gedichten, Tübingen 1817, S. 201 bis 203 mit der Ueberschrift: „Lied der Weihe 1812", bezeichnet im Inhalt S. XVI: „Carlsruhe 1812".

411. N. (S. 182). Heil dir im Siegerkranz.

Dr. Ochmann, Veranschaulichung der Entstehung des preuss. Volksliedes: Heil dir im Siegerkranz, Berlin (Weidmann) 1878, bringt nichts neues, sondern bestätigt nur Hoffmanns gründliche Forschung, desgleichen die historische Skizze im Militär-Wochenblatt 1878 Nr. 74 und H. Pröhle in der Nationalzeitung vom 22. März 1877.

419. S. Archiv VI S. 515. Goedeke hat mit Salchow (nicht Selchow) vollkommen Recht.

422. Herz! lass dich nicht zerspalten (Trost).

Compon. nach Jähns S. 189 Nr. 176 von C. M. v. Weber Ende 1814 zu Prag, op. 41. Nr. 3; daselbst auch 21. Octob. 1814 nach Jähns S. 187 Nr. 173:

435. Hör' uns, Allmächtiger! (Gebet), ferner:

449. N. (S. 183). Husaren sind gar wackre Truppen.

Nach Jähns S. 342 Nr. 284 zu Dresden am 28. Octob. 1821, op. 68. Nr. 6.

431. Hier sind wir versammelt zu löblichem Thun. (Ergo bibamus!)

Die Composition von Zelter ist vom 4. April 1810 (s. den Goethe-Zelterschen Briefwechsel I S. 396). Zuerst gedruckt in den Gesängen der Liedertafel, 1. Bändchen, Berlin 1811, S. 106 f. (Rothe Bücher Nr. 14); daselbst auch S. 153—155 (Rothe Bücher Nr. 33) Nr. 202. Die heil'gen drei König', später „Epiphanias" überschrieben, gedichtet zum 6. Jan. 1781, s. Werke I 93 F. Strehlkes Anmerkung.

462. N. (S. 184). Ich bin der wohlbekannte Sänger (Der Rattenfänger).

Zuerst gedruckt in dem Wieland-Goetheschen Taschenbuche auf das Jahr 1804, S. 148; ob schon zwischen 1784—91 während Anwesenheit des Bellomoschen Kinderballets gedichtet (s. Werke I S. 244 Fr. Strehlkes Anmerkung), ist zweifelhaft. Düntzer I 287 setzt es erst ins Jahr 1802, da Goethe sich, als Bellomo von Weimar schied, noch nicht mit dem Theater befasst habe.

478. Ich gieng in meinen Stall (Des Pachters Rückkehr).

Auch in [F. L. W. Meyers] Spielen des Witzes und der Phantasie, Berlin 1793, S. 143 ff. Meyer † nach F. L. Schmidts Denkwürdigkeiten, hggb. von H. Uhde II 389 am 6. Sept. 1840, nach Goedeke, Grdr. II 707 am 1. Sept.

483. Ich hab' mein Sach auf Nichts gestellt. (Vanitas! vanitatum vanitas!)

Anfang 1806 auf Veranlassung des Rittmeisters von Flotow, aber unabhängig von dem geistlichen Liede ähnlichen Anfangs gedichtet und zuerst gedruckt in demselben Jahre in der zweiten Ausgabe der Lieder, s. Düntzer II S. 202 und Werke I S. 83 die Anmerkung. Zelters Melodie ist vom 14. Octob. 1806.

484. Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand.

Zuerst in dem Teutschen Liederbuch zunächst zum Gebrauche für Hochschulen, Stuttgart (Metzler) 1823, Nr. 154 S. 267, vgl. Anmerkung S. 484: „hier zum ersten Male gedruckt".

486. N. (S. 185). Ich habe geliebet; nun lieb' ich erst recht (Gewohnt, gethan).

Das im Archiv VI S. 516 erwähnte elende Lied, welches Goethe von dem als Declamator reisenden Theodor von Sydow aus Berlin vortragen hörte und das ihn zu seinem herrlichen Liede veranlasste, ist in W. v. Biedermanns Goethe und Leipzig, Leipzig 1865, Bd. II S. 84 f. abgedruckt; es beginnt: „Ich habe gelacht, nun lach' ich nicht mehr!" Strophe 2 steht: geweint, 3: geliebt, 4: geschwärmt, 5: gehasst, 6: gehofft. Vgl. auch Düntzer II S. 194.

493. Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön (Das Blümlein Wunderschön).

Wird in Goethes Tagebuch unter dem 16. Juli 1798 erwähnt und steht zuerst in Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1799, S. 69, s. Werke I S. 235 Strehlkes Anmerkung und Düntzer II 340 f.

495. Ich komme schon durch manches Land avecque la marmotte.

Dieses Lied wurde erst später dem „Jahrmarktsfest zu

Plundersweilern“ zugesetzt, doch kam der Marmottenbube schon in den Aufführungen, die Goethe am 20. October und 6. November 1778 in Ettersburg veranstaltete, vor, s. Werke Bd. VIII S. 140 und 166. Georg Abraham Schneider ist geboren am 19. April 1770 in Darmstadt.

548. Im Krug zum grünen Kranze (Brüderschaft).

Zuerst in: 77 Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten, herausgegeben von Wilhelm Müller, Dessau 1821, S. 79; ebendaselbst S. 94 Nr. 670. Mit der Fiedel auf dem Rücken (Der Prager Musikant); S. 88 Nr. 947. Wenn wir durch die Strassen ziehen (Entschuldigung) und S. 81 Nr. 1027. Guten Abend, lieber Mondenschein (Abendreihn).

556. N. (S. 187). In allen guten Stunden (Bundeslied).

Das Lied wurde zu des Pfarrers Ewald Geburtstage am 16. Sept. 1775 gedichtet, der sechs Tage nach seiner Vermählung stattfand; es feierte die Aufnahme des jungen Ewaldschen Pares in den Offenbacher Freundesbund, s. Dichtung und Wahrheit 17. Buch, Werke Bd. XXIII S. 30 und 162 f., vgl. auch I S. 75; die erste von der gegenwärtigen abweichende Fassung ist gedruckt im Teutschen Merkur, Febr. 1776, S. 123: Bundeslied, einem jungen Paar gesungen von Vieren, mitgetheilt Werke Bd. V S. 300, beginnend: „Den künft'gen Tag- und Stunden“. Vgl. auch Archiv Bd. VI S. 105 f.

566. In einem Thal bei armen Hirten (Das Mädchen aus der Fremde).

Erschien zuerst in Schillers Musen-Almanach 1797, S. 17.

587. Kennt ihr das Land, so wunderschön.

Wol zuerst in: Karl Hoffmann, des Teutschen Volkes feuriger Dank- und Ehrentempel, Offenbach 1815, S. 539, zu Offenbach am 19. October 1814 gesungen. Der Vf. Veit Weber der Jüngere ist aber wahrscheinlich nicht Leonhard Wächter, der sich nur des Pseudonyms Veit Weber bediente, sondern Paul Wigand, s. Goedeke, Grdr. III S. 237. Paul Wigand ist nach Goedeke a. a. O. III S. 1043 und Franz Brümmers Dichter-Lexikon II 503 f. geb. 10. August 1786 in Kassel; er starb 4. Jan. 1866 in

Wetzlar. Erks Vermuthung, dass das Lied vielleicht schon in den Kriegsliedern der Deutschen zur Zeit des wiedererwachten Deutschlands 1813 gesungen von Veit Weber dem Jüngeren, Cassel 1813. 8vo, stehe, bestätigt sich nicht.

593. Kleine Blumen, kleine Blätter (Mit einem gemalten Band).
S. K. Goedeke im Archiv VI S. 215 ff. und VIII 101 f.

661. Mich ergreift, ich weiss nicht wie (Tischlied).
Melodie von M. Eberwein in Methfessels Commers- und Liederbuch, Rudolstadt 1818, Nr. 26. Ueber den in Str. 4 enthaltenen Vers: „Unser König denn voran", der in Ehlers' Composition: „Unser Herrscher" lautete und auf Karl August ursprünglich sich bezog, s. v. Biedermann S. 19.

675. Mit Thränen spricht mein junges Weib.
„Jagdlied. Aus dem Englischen nachgeahmt." Anmerkung: Dieses Lied ist unter den Papieren des berühmten Landjunkers Western gefunden worden. Tom Jones verfertigte es ihm zu Gefallen . . . Die „Unterhaltungen" sind von 1766, Monat December. (Mittheilung des Herrn Professor L. Erk.)

677. N. (S. 190). Morgen, Kinder, wirds was geben.
S. Archiv VI S. 517. In den Liedern für Kinder aus Campes Kinderbibliothek mit Melodien bey dem Klavier zu singen von Joh. Frdr. Reichardt, 3. Theil, Wolfenbüttel 1787, S. 11 steht ein Weihnachtslied, von dem jedoch nur der Anfang:

Morgen! morgen wirds was geben,
Morgen! Morgen! — welch ein Leben!
Morgen, Gustchen, freue dich!,

der Schluss der 2. Strophe:

Zweimal werden wir noch wach:
Heissa! dann — ists Weihnachtstag!

und der Anfang der letzten, 4. Strophe:

Schön (nicht: Schon) wird dann die Stube strahlen

an das noch jetzt allgemein bekannte Lied erinnern; vielleicht hat Splittegarb 1795 demselben die jetzige Fassung gegeben. Kirnberger componierte vermuthlich

den Text des unbekannten Vf. bei Campe, dessen „kleine Kinderbibliothek“ in 12 Bändchen zu Hamburg 1779—1784 erschien.

688. Nacht und Still' ist um mich her.

Melodie von J. F. Reichardt in: Lieder für Kinder etc., 1. Theil, Hamburg 1781, S. 55.

708. Nur, wer die Sehnsucht kennt.

Wurde am 20. Juni 1785 an Frau von Stein gesandt, Briefe III 168, s. Frdr. Strehlkes Anmerkung Werke Bd. I S. 221.

720. O Thäler weit, o Höhen.

Nach Goedekes Grdr. III S. 300 schon gedruckt in von Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart“ S. 169.

741. Reich mit des Orients Schätzen beladen (Das Hindumädchen).

Ist Uebersetzung des französischen Liedes: „Un beau navire à la riche carène“. Als Vf. des deutschen Textes wird Heinr. Stieglitz, auch Frdr. Förster genannt. In des letzteren „Gedichten“, 2. Buch, Berlin 1838, S. 22 f. steht: „Der sterbende Ritter. (Begehrter Text zu Huths Romanze: Das Hindumädchen.)“, mit dem Anfange: „Von der Loire grünendem Ufer“, also nicht der gesungene Text. Auch die Schlesingersche Musikhandlung in Berlin, in deren Verlag Huths Composition erschien, kann den Dichter oder vielmehr den Uebersetzer nicht mehr aus ihren Geschäftsbüchern ermitteln.

752. Sagt, wo sind die Veilchen hin, die auf jenem Rasen.

Steht bereits von Kindleben verändert und um drei Strophen vermehrt in dessen Studentenliedern, Halle 1781, S. 66—69. Bei Hoffmann muss es heissen: Journal von und für Deutschland (herausgegeben von Sigmund Freiherrn von Bibra) 1789 (nicht: 1792). Der Dichter dieses Liedes Carl August Svabe wird weder in Goedekes Grundriss, noch in Brümmers Dichter-Lexikon erwähnt.

754. Ueber das „Heidenröslein“ s. B. Suphan im Archiv V S. 84 ff. und das VIII 161 f. von Boxberger angezeigte, nach diesem Liede betitelte Buch von Adalbert Baier, stud. phil. Vgl. auch Düntzer II S. 29 ff. gegen v. Biedermann S. 9 f.

756. Sassa! geschmauset!

Steht bereits, jedoch mit der Anfangsstrophe: „Wohlan, geschmauset, Noch ists zum Trunk und Jubel Zeit", verändert von Kindleben in dessen Studentenliedern, Halle 1781, S. 47 f., ferner mit geringer Abweichung von Kindlebens Fassung in Rüdigers Trink- oder Commersch-Liedern, auch betitelt: Auswahl guter Trinklieder, Halle 1791, Nr. 95 S. 111. Der Vers mit dem von Apollo (statt: Apolda) praeparierten Knaster findet sich in beiden Liederbüchern noch nicht, jedoch bereits im neuen vollständigen Commersbuch, Heidelberg (Jos. Engelmann) 1815, S. 166.

760. Schlacht, du brichst an! (Trinklied vor der Schlacht.)

Compon. nach Jähns S. 186 Nr. 171 von C. M. v. Weber am 19. Octob. 1814 zu Prag, für 4 Männerstimmen, op. 42. Nr. 5.

761. Schlaf, Herzenssöhnchen! mein Liebling bist du!

Erhielt und componierte nach Jähns S. 116 Nr. 96 C. M. v. Weber am 13. Sept. 1810 in Frankfurt a/M.

762. Schlaf, Kindchen, schlaf!

Campe ist geb. 29. Juni 1746, s. seine Biographie von J. Leyser, Braunschweig 1877. Reichardts Melodie schon in: Lieder für Kinder etc. 1. Theil, Hamburg 1781, S. 9.

764. Schlafe, mein Prinzchen, es ruhn.

Der Text ist sicher nicht von Gotter; nach einem Manuscript aus der Zeit um 1800 soll er von „Madame Broek" sein. Vielleicht hilft diese Notiz, welche ich L. Erk verdanke, zur Ermittelung d. Vf.

787. Seid mir heilig, anmuthsvolle Tage.

S. Archiv VI S. 518. Vf. Christian Gottlieb Göz, in dessen Belustigung für die Jugend in Fabeln und Erzählungen, Stuttgart 1778, S. 279—281 das Lied mit dem Titel „Preis der Jugend" steht. Christian Gottlieb Göz ist nach Brümmer, Dichter-Lexikon I S. 269 zu Hengen bei Urach in Würtemberg 29. Aug. 1746 geb., † als Pfarrer in Plieningen 10. Decemb. 1803, stand in enger Verbindung mit dem herzoglich Würtembergschen Hofe als Er-

zieher der nachmaligen Königin von Westfalen, der Tochter des Herzogs Friedrich Eugen.

825. Stimmt an den frohen Rundgesang.

Auch in den Gedichten von Samuel Gottlieb Bürde, Breslau 1789, S. 37.

831. N. (S. 194). Thoms sass am hallenden See.

Auch in dem Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire, herausgegeben von J. D. Falk, Leipzig 1798, S. 268—270 mit Melodie.

845. Ueber die Berge mit Ungestüm.

Comp. nach Jähns S. 134 Nr. 110 von C. M. v. Weber am 8. Mai 1811 in München.

847. S. Archiv VI S. 518. Das Citat aus: Kinderlieder. Anhang zum Wunderhorn, Heidelberg 1808, S. 71 ist richtig, nicht S. 11, wie bei v. Biedermann S. 21.

857. Unsre Freundschaft zu erneuen.

Nach Goedeke, Grdr. II S. 643 erschien das „wüthende Heer“ von Bretzner, Musik von Schweizer, schon im 1. Bande der Operetten, Leipzig 1779. Schöne Melodie zu diesem Liede von André in seinen Liedern, Arien und Duetten beym Klavier, 3. Heft S. 90.

862. N. (S. 195). Vater, also leb' ich wieder!

J. F. Reichardts Melodie schon in den Liedern für Kinder etc. 1. Theil S. 54 und 2. Theil S. 18; beide Theile Hamburg 1781.

863. Vater, ich rufe dich! (Gebet während der Schlacht.)

Compon. nach Jähns S. 188 Nr. 174 von C. M. v. Weber am 19. Nov. 1814 in Prag, op. 41. Nr. 1. F. H. Himmels Composition steht zuerst in seinen Kriegsliedern der Deutschen, Breslau (J. Max) 1813, Nr. 1 (Jähns S. 450. Goedeke, Grdr. III S. 237, 7).

864. Vater Noah, Weinerfinder.

Unter den 9 Liedern in der ältesten Freimaurer-Lieder-Sammlung, die F. L. Lenz 1746 herausgab, befindet sich dieses Lied nicht, wenigstens nicht in der Ausgabe ohne Ort: „Freymäurer-Lieder. Im Jahre 1746“; dieselbe Sammlung mit dem Druckort: Altenburg 1746 ist eine grosse Seltenheit und auf den Bibliotheken in Berlin, Dresden,

Göttingen, Leipzig und München nicht vorhanden. Wenngleich das Lied in Lenzens erst nach seinem Tode erschienenen Gedichten, Altenburg 1781, S. 212—214 aufgenommen ist, so scheint mir doch dessen Verfasserschaft, wie ich schon Archiv VI S. 517 andeutete, zweifelhaft. Wahrscheinlich zum ersten Male steht es in den neuen Freymäurer-Liedern, Kopenhagen (Mumme) 1749, S. 33 Nr. 9. Herausgeber und nach der Vorrede zugleich auch Dichter der darin enthaltenen 16 Lieder war Johann Adolph Scheibe, geb. 1708 in Leipzig, † April 1776 in Kopenhagen als Capellmeister. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Lied, das ursprünglich: „Bruder Noah" begann, von Scheibe, der nach Goedeke, Grdr. II 533 und Brümmer, Dichter-Lexikon II 265 auch sonst als Dichter bekannt ist.

869. Verwünschter weiss ich nichts im Krieg.

Ist nach der Ausgabe von 1836 am 14. Febr. 1814 gedichtet (Werke I S. 84 Anm.). Zelter schreibt, dass das Lied den Tafelleuten lange nicht schmecken wollte (Goethe-Zelterscher Briefwechsel IV S. 206 und 214). Die Ueberschrift „Kriegsglück" ist verändert aus: „Lied eines Freiwilligen" (v. Biedermann S. 20).

870. Viel Essen macht viel breiter.

Erster Druck im Gesellschafter 1825 Nr. 71 S. 354, s. Goedeke, Grdr. III 300.

872. N. (S. 195). Viele Gäste wünsch' ich heut (Offene Tafel).

Ist nur freie Bearbeitung eines französischen Liedes: Les raretés von La Motte, dessen Refrain: „Va t'en voir s'ils viennent, Jean" Goethe in Rameaus Neffen (Werke XXXI S. 79) citiert. Vgl. Gosche im Archiv I S. 319 f. Strehlke in den Werken I S. 86.

884. Heinrich Proch, † in Wien 18. Dec. 1878 als pension. Hof-Capellmeister des Hofoperntheaters, dem er von 1840 bis 1870 angehörte, war in Böhmisch Leipa (nicht: Wien) geboren (22. Juli 1809).

908. N. (S. 196). Was ist des Deutschen Vaterland?

Schon vor Cotta erschien eine Composition dieses Liedes von K. T. Moritz, geh. Secretär in Berlin, als

Beylage Nr. 3 zur Allgemeinen musikalischen Zeitung, Leipzig (Breitkopf und Härtel), Nr. 22 vom 1. Juny 1814.

924. Welche Lust gewährt das Reisen!

Der Text zu Boieldieus Johann von Paris ist von St. Just, die deutsche Uebersetzung von Joseph Ritter von Seyfried, geb. Wien 24. März 1780, † das. 28. Juni 1849, s. von Wurzbachs Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, unter Seyfried, und Goedeke, Grdr. III 993.

930. Wenn die Reben wieder blühen (Nachgefühl).

Zuerst in Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1798, S. 223 mit der Ueberschrift „Erinnerung" (s. Werke I S. 39).

933. Wenn heut ein Geist herniederstiege.

Entstand am 15.—17. October 1816, s. Ludwig Uhlands Leben, aus dessen Nachlass und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Wittwe, Stuttgart 1874, S. 123.

935. N. (S. 198). Wenn ich die Blümlein schau (Wunsch und Entsagung).

Compon. nach Jähns S. 224 Nr. 213 von C. M. v. Weber am 21. Februar 1817 in Dresden, op. 66. Nr. 4.

952 und 792. S. Archiv VI S. 519. 1804 ist unrichtig. Nach Castelli, Memoiren meines Lebens, Wien und Prag 1861, Bd. I S. 149 wurde „Die Schweizerfamilie" am 14. März 1809 zum ersten Male im Kärnthnerthortheater in Wien aufgeführt, in Berlin zuerst am 21. Nov. 1810, s. Teichmanns Nachlass, Stuttg. 1863, S. 416.

969. N. (S. 199). Wie hehr im Glase blinket (Tafellied).

Zuerst im Voss. Musen-Almanach für 1788 S. 177 bis 181 mit dem Horazischen Motto: Odi profanum vulgus et arceo, daselbst auch Nr. 48. An meines Vaters Hügel (Das Landmädchen) S. 166 f. und Nr. 735. Plauderinnen, regt euch stracks! (Beim Flachsbrechen) S. 190 bis 192. Vgl. Nr. 834 und 990 bei Hoffmann.

980. Wie schön ists im Freien.

Wol zuerst im Voss. Mus.-Alm. 1792, S. 18—20 mit Melodie von C. F. G. Schwenke.

995. Willst du nicht das Lämmlein hüten? (Der Alpenjäger.)

Sandte Schiller am 5. Juli 1804 an Becker, in dessen Taschenbuch 1805, S. 279—281 es zuerst steht.

1005 (auch 428. 600. 621. 850. 901). Die erste Aufführung von C. M. v. Webers Oper „Der Freischütz" fand nach Jähns S. 311 Nr. 277 am 18. Juni 1821 in Berlin im neuen Schinkelschen Schauspielhause statt, und wurde derselbe mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen trotz Zelters Missfallen (Brfw. III 191 f. IV 413).

1006. Wo ich sei und wo mich hingewendet (Thekla. Eine Geisterstimme).

Zuerst in Cottas Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1803.

1018. N. (S. 202). Wolauf, noch getrunken den funkelnden Wein! (Wanderlied.)

Dichtete J. Kerner im Mai 1809 auf seiner Reise nach Hamburg zu seinem Bruder Georg, auch Arzt, s. Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus nach Briefen und eigenen Erinnerungen von Marie Niethammer, geb. Kerner, Stuttgart (Cotta) 1877, S. 37. Auf die Herausgeberin, Kerners älteste Tochter, geb. 2. Dec. 1813, dichtete Uhland sein Gedicht „Aut das Kind eines Dichters (Sei uns willkommen, Dichterkind)"; er war ihr und ihres Bruders Theobald, geb. 14. Juni 1817, Taufpathe (S. 65 und 78).

1037. Am Brunnen vor dem Thore (Der Lindenbaum).

Zuerst in: Urania für 1823. Wanderlieder. Die Winterreise Nr. 5 (Goedeke III S. 355).

1038. An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein (Warnung vor dem Rhein).

Zuerst in dem Rheinischen Jahrbuch für Kunst und Poesie, herausgegeben von F. Freiligrath, C. Matzerath und K. Simrock. 1. Jahrgang. Köln a. Rh. 1840, S. 501. Karl Joseph Simrock ist nicht den 28., sondern den 18. August (1802) geboren nach seiner eigenen Angabe.

1040. Bei der hellsten Mittagssonne.

S. Archiv VI S. 520. Steht in: Sammlung auserlesener Freymaurer-Lieder zum Gebrauch der Logen und anderer Freunde des Gesangs, o. O. 1790, S. 127—129 mit der Unterschrift: Eckhof. Etwa der berühmte Schauspieler?

1068. Es zog aus Berlin ein tapferer Held (Das Lied vom Schill).

Zuerst gedruckt in: Lieder für Teutsche im Jahre der Freiheit 1813, Leipzig 1813, S. 86.

1082. Ich empfinde fast ein Grauen.

Compon. nach Jähns S. 247 Nr. 230 von C. M. v. Weber am 3. Mai 1818 zu Dresden.

1085. Ich ziehe so lustig zum Thore hinaus (Auszug).

Zuerst in: Wünschelruthe, Göttingen 1818, Nr. 16 S. 62 (Goedeke III 352).

1095. Lasst uns die deutschen Ströme singen.

Schon 1818, s. Gedichte von Karl Buchner, herausgegeben von seinem Sohne Dr. Wilh. Buchner in Crefeld, Darmstadt 1872, S. 24.

1129. Vergangen ist der lichte Tag.

Erster Druck in: Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz, 1826, Nr. 68, s. Goedeke, Grdr. III 301.

1132. Wann in die Ferne vom Felsen ich seh.

Johann Peter (nicht: Philipp) Müller ist geb. 28. Juli (nicht: 18.) 1791, † 29. Sept. 1877 zu Langen bei Darmstadt; er war Pfarrer von Staden in der Wetterau. Das Gedicht und die Melodie entstanden nach des Vfs. eigener Angabe 1811 auf dem Schlosse zu Heidelberg, als Müller daselbst studierte.

1134 Wenn der Frühling kommt (Frühlingsliebe).

Steht in: Lyra und Harfe, Liederproben von Georg Keil, Leipzig (Fr. Fleischer) 1834, S. 136.

1136. Wie Feld und Au (Im Sommer).

Vf. J. G. Jacobi, s. v. Biedermann S. 18 gegen F. Strehlkes Anmerkung Werke I S. 51. Auch G. v. Loeper Archiv V S. 96 nennt das Gedicht ein „offenbar Jacobisches", bei dem in Goethes Werken ein Fragezeichen zu setzen sei.

1142. Zu Steffen sprach im Traume.

Die Variationen sind Mozart fälschlich zugeschrieben, s. Mozarts Biographie von Otto Jahn Th. IV S. 11 Anm.

Zuletzt mögen noch biographische Nachträge, Berichtigungen und Ergänzungen, der leichteren Uebersicht wegen in alphabetischer Ordnung, folgen; die eingeklammerte Zahl bezeichnet die betreffende Numer bei Hoffmann.

Dichter.

Angely, Louis (343), ist nicht, wie Goedeke, Grdr. III 958 und Brümmer I 14 sagen, in Berlin geboren, wenigstens steht er nicht in den Taufregistern der hiesigen Französischen Kirche; nach Hoffmann ist er in Leipzig 1. Febr. 1787 geb.

Becker, Nicolaus (797), geb. nach F. Lipperheide, Lieder zu Schutz und Trutz. Samml. IV S. 183 und Brümmer I 47: 8. Oct. 1809 in Bonn), † zu Hunshoven am angeg. Tage als Gerichts-Actuar.

Bertuch, Friedrich Justin (248), geb. 30. Sept. 1747 (nicht: 29. Sept. 1746).

Bürger, Gottfried August (672), geb. 31. Decemb. 1747 (nicht: 1. Jan. 1748).

Campe, Joach. Heinr., s. oben Nr. 762.

Castelli, Ignaz Franz (eig. Ignaz Vincenz) (451), ist nach seiner eigenen Angabe in: Memoiren meines Lebens. Gefundenes und Empfundenes, Erlebtes und Erstrebtes, Bd. I (Wien und Prag 1861) S. 3 und 4 am 6. März 1781 geboren; worauf Hoffmanns Berichtigung in seinem Nachtrage S. 183 6. Mai (nicht: 6. März) begründet ist, weiss ich nicht.

v. Dalberg, Wolfgang Heribert (612 N.), geb. 15. Nov. (1750) zu Herrnsheim bei Worms, der durch Schiller bekannte Intendant der Mannheimer Bühne. (Brümmer.)

Follen, Aug. Adolf Ludw. (865), geb. nach Goedeke III 263: 6. Januar (1794), † 26. Dec. (1855).

Follen, Karl (757), † schon Ende 1839 (nicht: 13. Januar 1841) beim Untergang des Dampfschiffes Lexington. (Goedeke III 264.)

Göz, Christian Gottlieb, s. oben Nr. 787.

Häffliger, Jost Bernhard (898 N.), geb. 11. Juni 1759 in Bernmünster, † 1. Juni 1837 (nicht: 1838), s. Goedeke III S. 212.

v. Halem, Gerhard Anton (125), † zu Eutin (nicht: Oldenburg) als Regierungsdirector.

Harring, Harro (567), † nicht, wie Archiv VI S. 516 angegeben 15. Mai (1870) auf Jersey, sondern nach Goedeke III S. 741: 21. Mai (1870) in London durch Selbstmord.

Hiemer, Franz Carl (770), geb. nach Goedeke III 878: 1768 (nicht: 1767) in Rothenacker.

Kilzer, Joh. Sebastian Wilhelm (250), s. über ihn die „Einladungsschrift zu der am 3.—6. April 1865 stattfindenden öffentl. Prüfung der Musterschule“. Frankfurt a/M. 1865, S. 96; an genannter Schule hatte er über vierzig Jahre (seit 1823) gewirkt.

v. Kleist, Ewald Christian (644), geb. 3. (nicht 8.) März 1715. In dem Kleists Werken, Berlin 1778, vorangedruckten Leben wird der 5. März, in Körtes Biographie, Berlin 1803, der 7. März, bei Hoffmann der 8. März angegeben. Der 3. März scheint das richtige Datum zu sein.

v. Klesheim, Anton Freih. (892), geb. (9. Febr.) 1816 (nicht: 1815).

Krummacher, Friedrich Adolph (1097), ist, wie er selbst an seine Kinder am 10. Juli 1837 schreibt, nicht 1768, sondern 1767 geboren, doch ist sein Geburtstag unbekannt. Der dafür geltende 13. Juli ist sein Tauftag; auch ist er eigentlich Adolph Friedrich getauft, s. Friedrich Adolph Krummacher und seine Freunde, Briefe und Lebensnachrichten, mitgetheilt von A. W. Möller. Bd. II (Bremen 1849), S. 95.

Langhansen, Christian (nicht: Christoph) Erhard (542), geb. zu Königsberg i. Pr. am angegebenen Tage, † zu Mannheim 6. Nov. 1816.

Lenz, Ludwig Friedrich (864), geb. 26. Mai (1717).

Licht, Ad., s. oben Nr. 341.

Löwe, Feodor (173), geb. (5. Juli) 1816 (nicht: 1815).

Meyer, F. L. W., s. oben Nr. 478.

Moore, Thomas (624), † 26. Febr. 1852.

Müller, Johannes Friedrich (Maler Müller) (427), geb. 13. Januar 1749 (nicht: 1750), s. Maler Müller von Bernhard Seuffert, Berlin 1877, S. 10.

Müller, Peter, s. oben Nr. 1132.

Noack, Ch. L., s. oben Nr. 170.

Reh, Carl Ludwig (1096), † 24. April 1860 in Darmstadt als Landgerichtsdirector a. D., s. Goedeke III 1032.

Reiff, Johann Joseph (737), † in Sinzig 5. Octob. 1864 als Steuerbeamter a. D., s. Goedeke III 911.

v. Reitzenstein, s. oben Nr. 77.

Röding, Johann Heinrich (62 N.), 1732—1800, s. bei Brümmer die näheren Daten. Dass 62 und 59 (s. oben) in seinen Gedichten, Hamburg 1789, nicht stehen, sondern nur S. 70 ein Gedicht von ähnlichem Anfang, wie Nr. 59, erfahre ich während des Druckes durch gütige Mittheilung des Herrn Directors Dr. Redlich in Hamburg.

v. Schenkendorf, Gottlob Ferdinand Maximilian Gottfried (306), geb. nach Goedeke III 229: 1783 (nicht: 1784).

Schopenhauer, Johanna (Henriette), geb. Trosiener (nicht: Trosina) (713), ist nach ihrer eigenen Angabe in: Jugendleben und Wanderbilder, auch u. d. T. Nachlass, herausgegeben von ihrer Tochter, Braunschweig 1839, Bd. I S. 9 am 9. Juli 1766 (nicht: 1770) in Danzig geboren. Im Kirchenbuche der dortigen Oberpfarrkirche zu St. Marien fehlt der Geburtstag, als Tauftag ist, wie ich durch gütige Benachrichtigung seiten des Herrn Archidiakonus A. Bertling erfahre, 16. Juli 1766 verzeichnet; daselbst lautet der Vatersname ganz deutlich: Trosiener.

Schubart, Christian Frdr. Dan., s. oben Nr. 51.

Schwabe, Ernst Heinrich (225), geb. in Zittau 26. März 1787, † das. 9. Nov. 1818 als erster Lehrer an der Freischule, s. Goedeke III 180.

Seidl, Joh. Gabr., s. oben Nr. 384.

Seyferth, Carl Frdr. (204 N.), geb. 21. Juli 1809, † 29. Juli 1865 in Posen als Regierungs- (nicht: Consistorial-) Rath.

Simrock, K. J., s. oben Nr. 1038.

Stephanie der Jüngere, Gottlieb (725), geb. in Breslau (nicht: Wien).

Tenner, Carl Christian (1061), † 30. October 1866 in Darmstadt als pens. Steuerbeamter.

Usteri, Johann Martin (357), geb. 12. April (1763).

Wigand, Paul (Veit Weber d. J.), s. oben Nr. 587.

Wolff, Pius Alexander (273), geb. nach der Biographie von Max Martersteig, Leipzig 1879 (L. Fernau), nicht 1784, sondern: 1782.

Zarnack, August (911), s. C. W. Spieker, das Leben Joachim

August Christian Zarnacks, vormal. Erziehungs-Directors am grossen Militärwaisenhause zu Potsdam, Frankfurt a. d. O. 1830.

Componisten.

Ambrosch, Joseph Carl (707), geb. 6. Mai (1759). (Bernsdorf.)

Blum, eig. Blume, Carl Wilh. Aug. (593), † nach dem Kirchenbuche der Jerusalemer Kirche in Berlin 58 Jahre alt; sein Geburtsjahr ist also 1786 (nicht 1790). († 1844 in der Nacht v. 1. z. 2. Juli.)

Boieldieu, François Adrien (924), geb. 15. Decemb. (nicht: 16. Sept.) 1775 zu Rouen, † 8. Octob. (1834) auf seinem Landgute Jarcy.

Breitkopf, Bernhard Theodor (704), geb. 20. März (1749).

Briesewitz, August Wilhelm Robert (299), geb. in Danzig 22. August 1810, † zu Letzkau im Danziger Werder 19. Sept. 1876 als Pfarrer.

Egli, Johann Heinrich, s. oben Nr. 97.

Fink, Gottfried Wilhelm (38), † 1846 (nicht: 1847).

Harder, August (791), geb. 17. Juli 1775. (Erk.)

Kauer, Ferdinand (297), geb. 8. Jan. (1751), s. Bernsdorf, Nachtrag S. 218.

Kayser, Phil. Christoph (388), Goethes Freund, geb. Frankfurt a/M. 10. März (1755), † 24. Dec. (1823) bei Zürich als Musiklehrer. Vgl. über ihn Otto Jahn, W. A. Mozart, Bd. III (Leipzig 1858) S. 78. C. A. H. Burkhardt, der Componist Kayser und seine Freunde aus der Sturm- und Drangperiode. In den Grenzboten 1879, Nr. 12, und desselben Goethe und der Componist Ph. Chr. Kayser, Leipzig 1879. Die Ergänzung der Daten ist wie auch bei Breitkopf der musterhaften v. Loeperschen Ausgabe von Goethes Dichtung und Wahrheit entnommen.

Keller, Carl (418), † 19. Juli (1855), s. Bernsdorf II S. 586.

v. Kospoth, Otto Carl Erdmann Freih. (430), † 23. Juni (1817) in Berlin.

Kunzen, Friedr. Ludw. Aemilius (469), geb. 24. Sept. (1761).

Latrobe, Christian Ignaz, s. oben Nr. 135.

Lortzing, Albert Gustv. (817), † 21. Januar (1851), (nicht: 20. Jan.).

Mühling, Heinr. Lebr. August (391), geb. zu Raguhn (Anhalt-Dessau) 26. Sept. 1786 (nicht: 1782), † 3. Febr. 1847 als Organist und Musikdirector in Magdeburg. (Erk.)

Paer, Ferdinand (279), geb. 1. Juni 1771.

Paisiello, Giov. (622), geb. 9. Mai (1741), † 5. Juni (1816), s. Bernsdorf III S. 116.

Proch, Heinr., s. oben Nr. 884.

Richter, Ernst Heinr. Leop. (743), † als Kgl. Musikdirector und Seminarlehrer zu Steinau a. d. Oder (Schlesien) 24. April 1876.

Rietz, Julius (1050), † Dresden 12. Septemb. 1877 als Generalmusikdirector.

Schneider, Georg Abraham, s. oben Nr. 495.

Schroeter, Corona, mit vollem Namen Corona Elisabeth Wilhelmine (959), wurde nach Rob. Keil, Corona Schroeter, eine Lebensskizze, Leipzig 1875, S. 10 in Guben am 14. Januar 1751 geb. Den Geburtstag entnahm Keil einer Goetheschen Tagebuchbemerkung vom 14. Jan. 1782, s. Goethes Tagebuch aus den Jahren 1776—1782, mitgetheilt von Robert Keil, Leipzig 1875, S. 253: „Zu Crone essen deren Geburtstag war“; das Geburtsjahr ist dem Taufregister der Stadt- und Haupt-Kirche von Guben entnommen, doch hatte schon Diezmann 1751 statt des unrichtigen 1748 festgestellt, das auch noch bei Hoffmann steht.

Speier, Wilhelm (941), † zu Frankfurt a/M. 5. April 1878.

v. Weber, Carl Maria Friedrich Ernest (1005), geb. (zu Eutin) 18. Decemb. (nicht: November) 1786, † (London) 5. Juni (nicht: Juli) 1826, s. Jähns' oben erwähntes verdienstvolles Werk über v. Weber und seinen ausführlichen Aufsatz in der Berliner Musik-Zeitung (Bote und Bock) Nov. 1853, Nr. 40 S. 315, und Mai 1854, Nr. 21 über den nicht unbedingt sicher zu bestimmenden Geburts- und Todes-Tag. Nach Bernsdorf wäre Weber in der Nacht vom 6. zum 7. Juni gestorben.

Willing, Johann Ludwig (438), † in Nordhausen 24. September (1805) als Organist der Hauptkirche und Musikdirector.

Würfel, Wenzel Wilh. (970), geb. 1791.

Cassel, Dr. Dav., Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Litteratur. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879. 8⁰. 564 SS.

Die jüdische Geschichte und Litteratur wird seit einer Reihe von Jahren mit anerkennenswerthem Eifer bearbeitet. Das vorliegende Buch behandelt dieselbe von dem babylonischen Exil bis zur Gegenwart in compendiöser Form. Nach den Worten des Verfassers hat es die Aufgabe, für den Handgebrauch des Lehrers den in seinem kleineren Lehrbuche in knappen Umrissen gegebenen Stoff weiter auszuführen und zu ergänzen, sowie durch die hinzugefügten Anmerkungen auf die Quellen und auf grössere geschichtliche Werke hinzuweisen. Diesen Zweck erfüllt es ausreichend. Wenn aber das Buch neben dem eigentlichen Schulgebrauche noch dem allgemeinen Zwecke entsprechen soll, alle diejenigen zu belehren, welche ein Interesse an jüdischer Geschichte und Litteratur haben, so kann Ref., dass dies erreicht sei, nur zum Theil zugeben. Es lässt sich nichts dagegen einwenden, dass der geschichtliche Stoff mit dem litterarischen innig verwebt wird, bedenklich ist es aber, dass jener zu sehr auf Kosten von diesem hervortritt. Der Autor gibt von den Litteraturwerken meist nichts mehr als Verfasser, Titel und einige Notizen über Inhalt und Tendenz. Das ist für den Fachmann, welcher die Werke kennt, genug, der uneingeweihte jedoch wird dadurch nicht zufrieden gestellt, da er kein klares und deutliches Bild von den litterarischen Erzeugnissen gewinnt. Dem christlichen Leser wird es durch die gegebene Darstellung schwerlich gelingen, sich auch nur über die beiden hervorragendsten Geistesmonumente der jüdischen Litteratur, über den Talmud und Midrasch, in Klarheit zu setzen und in jenem wieder die beiden nebeneinander hergehenden Strömungen der Halacha und Haggada scharf zu unterscheiden. Definition und Beschreibung geben keine deutliche Vorstellung. Es hätten unbedingt den Auseinandersetzungen noch geeignete Uebersetzungsproben als Erläuterung beigegeben werden sollen. Man beklagt jüdischerseits so oft die Unkenntniss und das unbewandertsein der Christen auf dem Gebiete der jüdischen Litteratur, man bedenkt aber nicht, dass der Grund mit in der Unzugänglichkeit derselben liegt. Während die schriftstellerischen Erzeugnisse von Vorder- und Hinterasien, Griechenland und Rom im Laufe der Zeit übersetzt und dem gebildeten Publicum zugänglich gemacht worden sind, fehlt es bis jetzt an fasslichen Uebertragungen der Hauptwerke des jüdi-

schen Geistes. Nicht einmal geeignete Anthologien sind vorhanden, welche in zahlreichen Proben die wichtigsten Schriftwerke des Judenthums dem Verständniss näher brächten.

Einen anderen Mangel der Casselschen Arbeit hat die chronologische Behandlung des Stoffes zum Theil verschuldet. Dem Nichtfachmanne wird es nämlich äusserst schwer gemacht, sich zu orientieren. In welchen Zweigen der Litteratur das Judenthum sich hervorgethan, dieses Résumé ergibt sich dem Leser erst nach der Lectüre des Buches. Wie instructiv aber hätte das Werk werden können, wenn der ungeheure nachtalmudische litteraturgeschichtliche Stoff nach unseren Facultäten gegliedert und eine jede von ihnen wieder nach den ihr zugehörigen Wissenschaften dargestellt worden wäre. Auch eine Rubricierung nach dem Schema: Exegese, Archaeologie, Medicin, Mathematik, Philosophie, Historiographie, Poetik u. s. w. würde grosse Klarheit und Uebersichtlichkeit in die Fülle des Materials gebracht haben.

Dazu kömmt noch, dass der Fortschritt der Entwickelung des jüdischen Geistes vom Verf. nicht lichtvoll genug hervorgehoben worden ist. Die Geschichte der Juden ist mehr als die Geschichte eines anderen Volkes eine Geschichte der Ideen. Ref. hat sich bei der Lectüre des Buches des Eindruckes nicht erwehren können, als wenn das Judenthum in den verschiedenen Perioden historischer Entwickelung nicht von der Stelle gerückt wäre, sondern sich immer nur um seine eigene Axe gedreht hätte. Weder die In- noch Ausentfaltung der Ideen springt recht in die Augen. Die Evolution des jüdischen Geistes kömmt erst zur Geltung, wenn der Darsteller das centripetale und centrifugale Princip in das richtige Verhältniss zu einander treten lässt. Freilich ist das keine leichte Aufgabe, ja es sind zur vollen Lösung derselben noch viele Detailstudien erforderlich. Obgleich das Judenthum in der Diaspora immer mehr in die Familiengeschichte übergeht, so muss doch eine wissenschaftliche Darstellung seiner Geschichte und Litteratur dieses Ziel verfolgen. Wäre vom Verf. eine andere als die chronologische Behandlung gewählt worden, so wäre ihm sicher bei seiner Arbeit der Mangel der fortschreitenden Ideenbewegung aufgefallen, und gerade er wäre vor vielen anderen berufen gewesen dieselbe klar darzulegen.

Endlich fehlt dem dargebotenen Material das rechte Ebenmass. Der Verf. hat die löbliche Tendenz verfolgt, die beiden letzten Jahrhunderte des Judenthums ausführlich darzustellen, dabei ist er aber in den Fehler verfallen, neben den eigentlichen Koryphaeen des jüdischen Geistes auch zahlreiche Epigonen mit aufzuführen. Des Verfassers Verfahren wäre ganz in der Ordnung, wenn er seine Arbeit auf vier bis fünf Bände ausgedehnt hätte, bei der gegenwärtigen compendiösen Darstellung aber nimmt sich die Sache doch etwas wunderlich aus. Wer das öffentliche Amt eines israelitischen Reli-

gionslehrers oder Predigers in einer Gemeinde bekleidet und dabei irgend einen Leitfaden für den Religionsunterricht, eine Broschüre über jüdische Geschichte, eine Edition oder Uebersetzung dieses oder jenes jüdischen Litteraturwerkes u. dergl. veranstaltet, gehört dadurch noch lange nicht der jüdischen Geschichte und Litteratur an. Ref. könnte hier Dutzende von aufgeführten Namen aufzählen, deren Ruhm er keineswegs herabmindern will, sondern die in der Gemeindegeschichte ihre Stellung haben sollen; allein da es sich hier um eine Darstellung der Gesammtgeschichte handelt, so müssen deren Träger als kleine Grössen doch bescheiden zurücktreten, weil sie nicht treibend und fortbewegend in das ganze eingreifen. Was für eine wichtige Rolle spielen Männer wie Joseph Arnheim, Zedner, J. Benjacob, Fr. Lebrecht, Joseph und Mendel Steinhardt?

Auf kleine Einzelheiten der Arbeit einzugehen, wie z. B. darauf, dass ein Mal der Zug Alexanders nach Jerusalem als Geschichte, das andere Mal als Fiction hingestellt wird, verbietet der Raum. Hervorgehoben sei nur noch, dass der Verf. sowol auf dem Gebiete der Geschichte wie der Litteratur seines Volkes bedeutende Studien gemacht hat. Fachleuten wird daher sein Werk immer eine willkommene Gabe sein, es wird ihnen als Nachschlagewerk zu weiterer Orientierung gute Dienste leisten. Insofern zollen auch wir dem Verf. unseren Dank und unsere Anerkennung für sein gut geschriebenes und von der Verlagshandlung hübsch ausgestattetes Lehrbuch.

Aug. Wünsche.

Niclaus Manuel. Herausgegeben von Dr. Jakob Baechtold. Frauenfeld, Verlag von J. Huber. 1878. CCXXIII und 470 SS. 8⁰.

Als zweiter Band der „Bibliothek alter Schriftwerke der Deutschen Schweiz“ ist das vorliegende, gediegen ausgestattete Werk bestimmt einen der vielseitigsten, verdienstvollsten und interessantesten Männer der deutschen Schweiz dem gegenwärtigen Geschlechte näher zu bringen, und zwar sowol durch Wiederabdruck seiner poetischen Werke, wie auch durch ein möglichst getreues Abbild seines Lebens und seines schaffens, als Maler, Dichter und Staatsmann. Schon C. Grüneisen hatte in seinem Buche „Niclaus Manuel“ (1837) eine verdienstliche und treffliche Vorarbeit dafür geliefert. Das Werk von Baechtold ergänzt aber das seines Vorgängers in mehrfacher Hinsicht; es übertrifft jenes nicht nur durch das mit weit grösserer Vollständigkeit gebotene Material, sondern auch durch grössere Genauigkeit und Vollständigkeit des bibliographischen und litterarhistorischen Theils. Diese Thatsache verringert Grüneisens Verdienst keineswegs; und Baechtold selbst gehört am wenigsten zu denjenigen,

welche mit Nutzen die Pfade des Vorgängers wandeln um dann, sobald sie auf diesem Pfade etwas neues finden, diesen selbst zu verunglimpfen, — wie dies ja leider eine verbreitete Unsitte ist.

Niclaus Manuel scheint seine Thätigkeit als Dichter mit jenen allerspätestens 1521 entstandenen Versen begonnen zu haben, mit denen er selbst seinen Berner „Todtentanz" — in nicht weniger als 92 achtzeiligen Strophen — erläuterte. Wenn daher Baechtold sagt: „Zur Feder griff Manuel erst um 1522", so könnten wir das nur dann zugestehn, wenn wir die Verse zum Todtentanz nicht zu den selbständigen Poesien zählen wollten.

Was Niclaus Manuel als Maler leistete, wird von Baechtold sehr hoch gestellt. Nach allen von ihm gegebenen Mittheilungen über Manuels Malereien, Zeichnungen, Holzschnitte u. s. w. gibt er die Summe seines Urtheils in den Sätzen: „Manuel ist im Hinblick auf die Vielseitigkeit und Kraft seines Geistes, auf seine unerschöpfliche Erfindungsgabe und das Vermögen scharfer Wiedergabe der äussern Wirklichkeit, auf seinen hochentwickelten Schönheitssinn und die Schärfe seiner Charakteristik, endlich auf die Mannigfaltigkeit der technischen Darstellungsmittel unstreitig der grösste Künstler, den die Schweiz hervorgebracht. Aber ihm widerfuhr ein dreifaches Missgeschick: auf der Höhe seiner Kraft ward er der Kunst entfremdet, seine Thätigkeit im Grossen abgebrochen — alle seine Monumentalwerke sind zu Grunde gegangen — und was blieb, das brachte bald der Alles übertönende Ruf eines noch Grössern in Vergessenheit. Es war und blieb für alle Folgezeit ein Missgeschick für Manuel, dass Holbein in die Schweiz kam und hier, nicht ohne Anlehnung an den ältern Meister, dessen Wirksamkeit vollständig überholte."

Wie bei Manuels „Todtentanz" der Dichter und der Maler zusammenwirkten, so sehen wir in einer anderen seiner frühsten Poesien neben dem Dichter auch den Krieger, sehen wir Leyer und Schwert beisammen, nämlich in dem Liede, welches Manuel auf die für die Eidgenossen unglückliche Schlacht von Bicocca (1522) dichtete. Manuel hatte selbst jenen Kriegszug nach Italien und die verhängnissvolle Schlacht gegen die Landsknechte (unter Georg von Frundsberg) mitgemacht und gab in seinem Bicocca-Lied eine kräftige Antwort auf das Spottlied, mit welchem die Schweizer von den Landsknechten verhöhnt worden waren. Auf jene lyrischen Poesien folgt nun die ganze Reihe derjenigen Dichtungen (fast sämmtlich in dramatischer Form), in denen Manuel als der glühendste Anhänger der Reformation, als der erbittertste Feind der päpstlichen Misswirthschaft und des pfäffischen Unfugs sich kundgibt. In seinen beiden Fastnachtspielen, welche im Jahre 1522 zu Bern „von Burgers Söhnen" öffentlich gespielt wurden und welche auch stets zusammen gedruckt worden sind, ist von einer dramatischen Action

noch keine Spur; ihre ganze Bedeutung liegt ausschliesslich in der theologisch-politischen Tendenz, in der wüthenden Bekämpfung des Papstthums und der Priesterwirthschaft. Von gleich heftigem Ausdruck des Hasses ist das folgende Fastnachtspiel „Vom Ablasskrämer", in welchem dieser besonders verabscheute Frevler einer Schar von wüthenden Weibern zum Opfer fällt. Es ist charakteristisch und lehrreich, dass Manuels letztes Fastnachtspiel von „Elsli Tragdenknaben" (1530) das einzige unter allen seinen dramatischen Gedichten ist, in welchem nicht die antipfäffische Tendenz den ganzen Inhalt ausmacht, und dass eben dies, als dramatische Dichtung betrachtet, die bei weitem beste unter allen ist; es ist ein wahres Muster dieser Gattung, und wenn es nicht an allzu grosser Breite in der Ausführung litte, würde es selbst die besten Fastnachtspiele des Hans Sachs übertreffen.

Baechtolds Urtheil über die Manuelschen Dichtungen ist meist treffend; nur scheint mir der „Ablasskrämer" von ihm überschätzt zu werden. Es wird sich aber nichts dagegen sagen lassen, wenn er Hutten und Manuel als „die ebenbürtigsten Satiriker der Reformationszeit" bezeichnet, als „die genialsten Bundesgenossen Luthers und Zwinglis im Kampf für das geschändete Vaterland". Manuels genialste Satire ist seine „Krankheit der Messe", die ausserdem eine besondere Wichtigkeit dadurch hat, dass sie auf die für Bern entscheidendsten Ereignisse der Schweizer Reformation sich bezieht. Schon auf die i. J. 1526 in Baden (im Aargau) gehaltene Disputation zwischen den Anhängern der Reformation und deren Gegnern (D. Eck, Faber, Murner) hatte Manuel ein satirisches Gedicht: „Fabers und Ecks Badenfahrt" geschrieben. Jene Disputation hatte zwar zu keinem eigentlichen Resultat geführt, aber die Reformation nahm in Bern ihren Fortgang. Haller u. a. legten die Messe bei Seite, und die gegen die Neuerung gerichtet gewesenen Mandate wurden zurückgezogen. Endlich fand in Bern 1528 das entscheidende Religionsgespräch statt, bei welchem die Gegner, Eck und Murner, bereits ausblieben, und womit die Reformation für Bern thatsächlich eingeführt wurde. Die Disputationen zu Baden und zu Bern waren nun der Gegenstand der beiden Manuelschen Satiren: von der Krankheit der Messe und von ihrem Testament. Letztere ist aber eigentlich nur ein Anhang zur „Krankheit der Messe". Auch diese ist in Dialogform geschrieben und wird deshalb meist unter Manuels dramatischen Dichtungen aufgeführt, aber ohne jede Berechtigung; denn hier haben wir nicht nur, wie bei den ersten beiden Fastnachtspielen, Mangel an dramatischer Action zu constatieren, sondern eine Aufführung dieses Dialogs liegt überhaupt ausser dem Bereiche der Möglichkeit, und der Gedanke daran hat ganz zweifellos dem Dichter selbst fern gelegen. Dafür ist aber die „Krankheit der Messe" so voll Witz und Geist, dass man Baechtold unbedingt beistimmen

kann, wenn er nicht ansteht sie für „die grossartigste und durchschlagendste Satire der Reformationszeit“ zu halten.

Die von Baechtold mitgetheilten Dichtungen Manuels waren bisher nicht alle bekannt. Grüneisen hatte einiges nur auszüglich mitgetheilt, während „Barbali“ und der „Ablasskrämer“ ganz bei ihm fehlten; letzteres Fastnachtspiel ist überhaupt von Baechtold nach einem erst in neuerer Zeit aufgefundenen Manuscript des Dichters zum ersten Male gedruckt. Die gewissenhaften und vollständigen bibliographischen Notizen über die einzelnen Dichtungen geben nicht nur Mittheilungen über die verschiedenen alten Ausgaben, sondern erstrecken sich auch auf die späteren Bearbeitungen und Benutzungen der Manuelschen Stoffe. Die dem Niclaus Manuel fälschlich zugeschriebenen Dichtungen werden nur in dem kritischen Theile erörtert. Dagegen enthält das Buch unter den werthvollen „Zugaben“ ausser einigen anonym erschienenen Poesien, bei denen die Autorschaft zweifelhaft ist, auch in umfänglichem Auszuge das „Weinspiel“ von Hans Rudolf Manuel, dem Sohne des Dichters. Wenn ich auch dem Lobe, welches Baechtold diesem an hübschen Einzelheiten zwar reichen, aber im ganzen unerträglich breiten Fastnachtspiele zollt, nicht ganz beizustimmen vermag, so ist der Abdruck eines Theiles dieses (über 4000 Verse langen) Spiels dennoch sehr dankenswerth, schon wegen mancher Vergleichungen und interessanter Beziehungen zum älteren Manuel. Wenn schon bei diesem die zahlreichen drastischen sprichwörtlichen Redensarten auffallen, welche zum Theil noch bis heute lebendig geblieben sind, so treffen wir solche bei dem Sohne in einer Fülle an, welche geradezu erstaunlich ist. Baechtold hat eine beträchtliche Sammlung daraus am Schlusse des Buches mitgetheilt und ausserdem ein Glossar angefügt. Bei Wiedergabe des Textes der Manuelschen Dichtungen verfuhr Baechtold hinsichtlich der Orthographie nach bestimmten Grundsätzen, welche durchaus zu billigen sind, da sie ohne die Sprache in ihrer Eigenheit irgendwie zu schädigen doch die Lectüre der Dichtungen erleichtern.

Sowol als Beitrag für die Geschichte der Schweizerischen Reformation, wie auch in rein litterarischer Hinsicht ist Baechtolds „Niclaus Manuel“ eine höchst werthvolle Gabe, nicht allein für die Schweiz, sondern auch für Deutschland.

Rudolph Genée.

---

v. Baerenbach, Herder als Vorgänger Darwins und der modernen Naturphilosophie.

Man sieht nicht recht, worauf die in ziemlich anmasslichem Tone geschriebene Abhandlung hinaus will: soll sie eine Verherr-

lichung Herders sein, so können wir sie uns wol gefallen lassen. Der Verfasser hat, wie ich sehe, auch ein Leben Herders für den 6. Band von v. Gottschalls „Neuem Plutarch" geschrieben; es mag ihm also die Begeisterung für seinen Heros diese Abhandlung in die Feder gegeben haben, und ein solches Gefühl ist immer ehrenwerth. Sollte sie aber, wie der ganze Ton derselben zu verrathen scheint, darauf abzielen, Darwins Verdienste zu verkleinern, so muss energisch Protest dagegen eingelegt werden. Jede grosse wissenschaftliche Theorie spukt in erleuchteten Köpfen früherer Jahrhunderte vor; so hat neuerdings Kalischer mit grosser Gründlichkeit und Hingabe an seinen Gegenstand Goethes naturwissenschaftliche Ansichten in ihrer Verwandtschaft mit dem Darwinismus erörtert und dabei auch auf dessen Stellung zu Herders „Ideen" hingewiesen (Goethes Verhältniss zur Naturwissenschaft und seine Bedeutung in derselben, Berlin 1878, S. XCIX ff.) ohne damit Darwins Ruhm antasten zu wollen, und mit Recht: denn etwas anderes ist die philosophisch-dichterische Ahnung der Einheit in der Mannigfaltigkeit, des grossen Zusammenhanges in der Natur, etwas anderes die wissenschaftliche Begründung desselben, und zu dieser war Herder nicht der Mann.

Robert Boxberger.

Erich Schmidt, Heinrich Leopold Wagner, Goethes Jugendgenosse. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Jena 1879, Ed. Frommann.

Es sind etwas über hundert Jahre her, seit in Strassburg, der damaligen Grenzstadt deutschen und französischen Wesens, sich ein Verein meist lernender junger Männer bildete, eine Art von Strassburger Dichterbund, ungefähr gleichzeitig mit dem Göttinger (er nannte sich Salzmanns „gelehrte Uebungsgesellschaft" oder „Gesellschaft der schönen Wissenschaften", S. 7 unseres Buches), der es sich zur Aufgabe stellte, deutsche Sprache und deutsche Cultur vor französischen Uebergriffen zu retten und zu pflegen, und der durch Goethes Mitwirkung in der deutschen Litteraturgeschichte unsterblich geworden ist. Jeder gebildete Deutsche weiss aus Goethes „Wahrheit und Dichtung", wie stark damals der französische Einfluss auch in Strassburg war, und wie wenig daran fehlte, dass auch unser grosser Dichter nach Paris oder Versailles gezogen und damit dem deutschen Wesen für immer entfremdet worden wäre. Als er aber einmal mit seinen jugendlichen Genossen seine Partei, zum Glück die deutsche, ergriffen hatte, da konnte es nicht fehlen, dass sie in jugendlichem Uebermuth, den Franzosen zum Trotz, erst recht, wie die Göttinger, zu deutschthümeln begannen und die französische Leichtfertigkeit, wie sie besonders in dem Strassburger

französischen Garnisonleben zu Tage trat, in ihren Schriften geisselten, dass sie Shakespeare, Klopstock und andere Leuchten der Genieperiode vergötterten und auf den freigeisterischen Spötter Voltaire mit Verachtung herabsahen. Die neue Strassburger Hochschule hat ihre Aufgabe begriffen, diese von unklaren, aber dichterisch begabten Jünglingen vor hundert Jahren angeregte Geistesströmung wissenschaftlich zu begründen und zu vertiefen, und besonders haben die Pfleger der germanistischen Philologie daselbst jene Periode zum Gegenstand gründlicher Studien gemacht und regen auch die lernenden Mitglieder der Hochschule in Collegien und Seminarien dazu an. Ein neues schönes Zeugniss dieser Thätigkeit gibt uns die nach verhältnissmässig kurzer Zeit hervortretende zweite Auflage des E. Schmidtschen „Leopold Wagner", dessen erste, 1875 erschienene Auflage in diesem „Archiv" V, S. 249 ff. von Heinrich Düntzer ausführlich besprochen wurde. Nimmt man noch dazu E. Schmidts eigene Nachträge im „Archiv" VI, S. 522—525, so hat man jetzt wol alles beisammen, was irgend wissenswerthes über diesen „Jugendgenossen Goethes", dessen Bedeutung an sich von E. Schmidt durchaus nicht überschätzt wird, zu sagen ist. Dass das treffliche Buch eine nicht bloss „völlig umgearbeitete", sondern auch wesentlich vermehrte Auflage ist, beweist schon eine Vergleichung der Seitenzahlen (128 SS. der ersten gegen 166 SS. der zweiten Auflage). So hat sich z. B. der barocke Roman L. Wagners „Sebastian Sillig", von dem ein für E. Schmidt bestimmtes Exemplar auf der Post verloren gegangen war, nun doch in einem anderen Exemplare noch eingefunden, welches ihm, wenn wir nicht irren, von Prof. L. Hirzel aus der Schweiz zugesandt wurde, und erfährt hier S. 104 ff. eine gründliche und jedesfalls wolverdiente Kritik. Er wird als eine verfehlte Nachahmung der englischen Humoristen, besonders Fieldings und Sternes charakterisiert, wobei der Verfasser (S. 105) sich dem Wunsche Julian Schmidts nach einer umfassenden Darstellung des deutschen Sterne-Cultus (Lorenzo-Dosen!) anschliesst. Diesem Wunsche schliesse auch ich mich an, um so mehr, als Lessing (ebenda, Z. 6) nicht bloss ein, sondern ein Par Jahre seines Lebens zur Verlängerung des Sterneschen hinzugeben bereit war (an Nicolai, den 5. Juli 1768). Sonst habe ich in dem musterhaft sorgfältig und exact gearbeiteten Buche nur noch eine kleine Nachlässigkeit gefunden: den Irrthum, den der Verfasser Anm. 37, S. 13 Goedeke vorwirft, hat dieser schon längst selbst eingesehen und im Vorwort zu Bd. XIII der kritischen Schiller-Ausgabe berichtigt. Oder wollte der Verf. bloss die Leser des Grundrisses auf diesen Irrthum aufmerksam machen? Endlich noch ein kleiner Zusatz zur Anregung für jüngere Germanisten um in dieser Richtung weiter zu sammeln: Dass auch poetische Redensarten eine lange Geschichte haben können, ist schon durch R. Köhlers Forschungen

(vgl. seinen trefflichen Aufsatz „Und wenn der Himmel wär Papier" in Benfeys „Orient und Occident") erwiesen. E. Schmidt gibt (S. 2 f.) und nach ihm Richard Maria Werner (L. Ph. Hahn, S. 125 ff.) eine Sammlung wandernder Phrasen aus der Genieperiode. Nun sagt L. Wagner in „Voltaire am Abend seiner Apotheose" (S. 113; der Aufsatz ist von E. Schmidt erst nach der ersten Aufl. aufgefunden; vgl. „Archiv" VI, S. 522): „von den (dichterischen) Lorbeern, die sie (die Amme) praktisch zu boeuf à la mode verwenden will". Und Schiller schreibt an Frau Henriette von Wolzogen den 30. Mai 1783 (Schillers Beziehungen u. s. w., S. 416): „Ich schenke Ihnen meinen dichterischen Lorbeer in die nächste Boef à la Mode, und trete Ihnen meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab, wenn Sie Sich Vieh halten".

Robert Boxberger.

Die Künstler von Schiller. Mit Anmerkungen von Dr. J. Imelmann, Professor am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. Berlin 1875, Schröder.

Da der Verfasser, der sich durch die Herausgabe dieser Schrift ein entschiedenes Verdienst um die Erklärung Schillers erworben hat, ein Schulmann ist, so hätte ich gewünscht, dass er uns in dem Vorworte auch seine paedagogischen oder didaktischen Erfahrungen oder Ansichten über die Erklärung dieses Gedichtes in Prima mitgetheilt hätte. Oder hält er eine solche überhaupt für unstatthaft? Da ich also seine Ansicht darüber nicht kenne, so will ich mit der meinigen darüber ins Feld rücken. Ich habe öfter versucht dieses Gedicht in Prima seiner ganzen Länge nach zu erklären, mir aber doch sagen müssen, dass dies im Grunde eine undankbare Arbeit ist. Wäre ich noch einmal in der Lage, das Gedicht zu besprechen, so würde ich nur den Gedankengang desselben entwickeln, sonst aber die schönsten Stellen, den Anfang besonders und den Schluss, genau erklären und auch auswendig lernen lassen. Am besten schliesst sich diese Lectüre an Lessings Laokoon an. Es hat sich mir also Schillers eigene spätere Ansicht über das Gedicht durch didaktische Erfahrung bestätigt. Denn auch Schiller sah später das Gedicht, als ganzes genommen, mit bedenklichen Augen an; er schreibt an Körner den 21. October 1800 um zu erklären, weshalb er es in den damals erschienenen ersten Band seiner Gedichte nicht aufgenommen hatte (es erschien unverändert erst 1803 im zweiten Bande): „Verschiedene (Gedichte) wie die Künstler habe ich wohl zwanzigmale in der Hand herumgeworfen, ehe ich mich decidierte. Deinen Gedanken wegen dieses Gedichts (zwei daraus zu machen, den historischen Theil von der Anrede an die Menschheit und an die Künstler zu trennen) hatte ich Anfangs auch, aber

er ist nicht auszuführen. Leider ist dasselbe durchaus unvollkommen und hat nur einzelne glückliche Stellen, um die es mir freilich selbst leid thut". Mit dem Liede an die Freude gieng es ihm damals ebenso; gleichwol waren beide Gedichte zur Zeit ihrer Entstehung Lieblinge des gebildeten Publicums und verdienten dies auch mit vollem Recht, denn sie flossen aus einem begeisterten Herzen und sprachen zum Herzen. Besonders aber zeigt sich Schiller in den „Künstlern" so recht als den Hohenpriester der „Menschenwürde", die in den folgenden Jahren in Paris so schmählich an den Pranger gestellt wurde. Es ist also zu begreifen, welche enthusiastische Aufnahme es bei jüngeren strebsamen Geistern wie A. W. Schlegel gefunden hat.

Ich habe das Glück gehabt, gleichfalls zwei kleine Beiträge zur Erklärung von zwei der schönsten Stellen liefern zu können, die auch der Beachtung des Verfassers nicht entgangen sind. Die eine ist die auch von Kuno Fischer in seiner „Diotima" in ihrer Erhabenheit geschilderte Stelle von der Verwandlung der himmlischen Wahrheit, der Urania, in die Göttin der Schönheit, der Anmuth:

Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.

Ich meine allerdings, dass man die ganze Schönheit dieser Stelle erst dann versteht, wenn man sich erinnert, dass sie eine Nachahmung ist von Ovids Schilderung des Sonnengottes, der die „um sein ganzes Haupt schimmernden Strahlen ablegte", damit sein Sohn Phaëthon ihn ansehen konnte (S. 28). Zu Vers 441 verweist Imelmann nach mir auf den Schluss von Fenelons „Telemach": es scheint ihm entgangen zu sein, dass Düntzer nicht mit der von mir angezogenen Stelle zufrieden ist und eine andere aus demselben Schlusse des Romans dafür anführt (Schillers Gedichte erläutert, 2. Aufl. II, S. 553).

Auf die Entstehungsgeschichte des Gedichtes ist der Erklärer nicht eingegangen, was ich bedauere, da auch nach der soeben erwähnten zweiten Auflage von Düntzers Erläuterungen doch noch einiges nachzutragen wäre. Vor allen Dingen darf ich diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen ohne zwei vortreffliche Strophen anzuführen, die Schiller schon vor dem 12. Januar 1789 aus dem Gedichte gestrichen hatte, weil es ihm zu sehr anschwoll, die sich aber in den neuerdings von Michelsen herausgegebenen Briefen

Schillers an den Herzog von Augustenburg glücklicher Weise erhalten haben (Deutsche Rundschau II, S. 282 und 409). Die zweite derselben, die gleichfalls wieder eine Anspielung auf Ovids Erzählung von Phaëthon enthält, dient zur Stütze meiner oben erwähnten Erklärung.

Wenn Sinnes Lust und Sinnes Schmerz
Vereinigt um des Menschen Herz
Den tausendfachen Knoten schlingen
Und zu dem Staub ihn niederziehn,
Wer ist sein Schutz? Wer rettet ihn?
Die Künste, die an goldnen Ringen
Ihn aufwärts zu der Freiheit ziehn
Und durch den Reiz veredelter Gestalten
Ihn zwischen Erd' und Himmel schwebend halten.

— — — — — — —

Wie mit Glanz sich die Gewölke malen,
Und des Bergs besonnter Gipfel brennt,
Eh sie selbst, die Königin der Strahlen,
Leuchtend aufzieht an dem Firmament:
Tanzt der Schönheit leicht geschürzte Hore
Der Erkenntniss goldnem Tag voran,
Und, die jüngste aus dem Sternenchore,
Oeffnet sie des Lichtes Bahn.

Robert Boxberger.

Miscellen.

1.

Zu Brants „Narrenschiff“.

Zu den mancherlei Vorstellungen, die man sich im Mittelalter von dem menschlichen Leben als einer Schiffahrt machte, und die Brant, nach Zarnckes Ausführung (S. XLVII ff. seiner Ausgabe) zu der Wahl des Titels seines Werkes bestimmten, dürfte man auch wol noch eine rechnen, die ich an dieser Stelle bei Zarncke vermisse, ob sie wol sonst gelegentlich in seiner Einleitung vorkömmt. So führt er S. CXLII in dem Titel eines Buches an (Nr. XII): Item ein schöner Dialogus deß spöttischen Luciani, Vom todten Schifflein. Dieser Dialog muss in Deutschland sehr populär gewesen sein. Im Jahre 1531 bearbeitete ihn Hans Sachs (Kellers Ausgabe, VII, S. 3 ff.). Die Idee desselben gibt Sachs im Prolog so an:

Die fuhr mit unterscheid geschicht,
Wann die seel müssen von in than

Und als verlassen, was sie han,
Auff das sie nit das schiff beschwern,
Wiewol sie verlassen ungern
Was sie gewont haben auff Erden.

Mit diesen Leidenschaften also, die ihnen noch anhangen, ehe sie von der Lethe getrunken haben, beschweren sie das Schiff, so dass Mercur und Charon zanken, und dies ist dann das Vehikel zur Schilderung menschlicher Thorheiten. Ich finde diese Vorstellung noch bei Schiller in der „berühmten Frau“:

Auch hört man überall das Karlsbad preisen.
Husch ist sie dort — in jenem ehrenvollen Reihn,
Wo Griechen, untermischt mit Weisen,
Celebritäten aller Art,
Vertraulich, wie in Charons Kahn, gepaart,
An einem Tisch zusammen speisen.

Man darf nicht aus der Acht lassen, dass „Griechen“ bedeutet: „falsche Spieler“. Robert Boxberger.

2.

Zu Archiv V, S. 35 und III, S. 391.

Ich sehe jetzt, dass ich zu meiner vermeintlichen kleinen Entdeckung über Molières Médecin malgré lui schon zwei Vorgänger gehabt habe. Und zwar ist der eine kein geringerer als Schiller, der den Olearius um seines „Demetrius“ willen las und excerpierte. Man sehe Goedekes kritische Ausgabe XV, 2, S. 349, Z. 20: „Medicin malgre lui. Der Bojar und Boris Godunow. [Olear. 129]“. Da diese Excerpte aber erst nach meinem Aufsatz, 1876 an das Licht getreten sind, so trifft mich kein Vorwurf. Dagegen veröffentlichte schon ein Jahr nach Schillers Tode ein ungenannter in Biesters Neuer Berlinischer Monatsschrift, Juli 1806, einige Erzählungen aus Olearius S. 52 ff., wovon gleich die erste die unsrige ist. Dieser ungenannte macht ohne weiteres Olearius' Erzählung zu Molières Quelle, „denn,“ sagt er, „sein Lustspiel ward 1666 zum erstenmal aufgeführt, und Olears Reisebeschreibung, welche 1647 zuerst herauskam, erschien bereits 1656 französisch übersetzt, in Paris selbst, von dem rühmlich bekannten Wicquefort, Kur-Brandenburgischem Residenten daselbst.“ Zu der Litteratur dieses Schwankes ist übrigens noch hinzuzufügen ein lateinisches Gedicht in Distichen: De fero Rustico et saeva conjuge, welches Eschenburg in Lessings 5. „Beitrag zur Geschichte und Litteratur“ aus einer Wolfenbüttler Handschrift S. 68 ff. mittheilt mit dem Zusatz: „Der Inhalt dieser Erzählung

verdient indess auch deswegen Aufmerksamkeit, weil er mit dem Subjekt von Molières Medecin malgré lui übereinstimmt, obgleich Molière seinen Stof wol schwerlich unmittelbar aus dieser Quelle geschöpft hat. Eher noch kann er ihn aus einer alten französischen Erzählung hergenommen haben, die Ci du Vilain Mire überschrieben und mit dieser fast durchgängig einerley Inhalt ist.“ Dazu die Anmerkung: „Sie steht gleich zu Anfange des ersten Bandes der Fabliaux et Contes des Poëtes François des XII, XIII, XIV, XVes Siècles. Paris 1756. 3 Voll. 12. — Ueber Molières anderweitige Quellen dieses Lustspiels s. De l'Art de la Comédie, par Mr. De Cailhava (Par. 1772. 4 Voll. gr. 8), T. III, p. 279 ss.“

R. B.

3.

Zu Münchhausens Lügen.

Journal encyclopédique, 1762, I, 1, S. 85:

„Le lièvre qui fut pris à Ulme et présenté au duc d'Hanovre, étoit plus singulier. Il avoit deux têtes, quatre oreilles, huit pieds, mais ce qu'il y a encore de plus particulier, c'est que quand il étoit poursuivi, et qu'il étoit las de courir d'un côté, il se tournoit adroitement de l'autre, et couroit ainsi sur nouveaux frais avec les jambes qui s'étoient reposées.“

Journal des Savants pour 1677. Nouvelle édition 1718, S. 61 bringt „Extrait du Journal d'Allemagne, contenant quelques remarques curieuses“ mit einer Abbildung des wunderbaren Hasen.

R. B.

4.

Zu Florians „Numa Pompilius“.

Als eine der schönsten Partien und der gelungensten Fictionen in diesem trefflichen Roman ist mir immer das zusammentreffen Numas mit Anna, der Tochter des aus seinem Vaterlande verbannten persischen Religionslehrers Zoroaster, mit der er sich vermählt, und die er unter dem Namen Egeria in einem Walde bei Rom mit ihrem Vater wohnen lässt, erschienen. Gelungen ist diese Zusammenstellung besonders deshalb, weil die sabinische Religion, die Numa in Rom einführte, mit der persischen vieles äusserliche nicht nur, sondern auch das dualistische Grundprincip gemein hat (vgl. Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung), und man also aus wahrscheinlicheren inneren Gründen Numa zu einem Schüler Zoroasters als zu einem Schüler des Pythagoras machen kann, wofür ihn das Alterthum gelten liess. Ich meine nun, die Schönheit dieser Fiction

wird noch dadurch erhöht, wenn sich eine Art von Autorität dafür anführen lässt, dass Zoroaster in einer gewissen Verbindung mit der Nymphe Egeria gestanden hat, der Numa seine weisen Gesetze zuschrieb. Diese Art von Autorität sind aber nichts anderes als Les entretiens du comte de Gabalis sur les sciences secrètes, ein früher sehr viel gelesenes Buch von N. de Montfaucon, abbé de Villars, welches, im Scherze geschrieben, für Ernst genommen wurde und dem magischen Aberglauben als eine Art von Kanon galt. Hier heisst es in der Ausgabe Amsterdam 1671, S. 140, Zoroaster sei der Sohn des Salamanders (Feuergeistes) Oromasis (Ormuzd) und der Vesta, der Frau Noahs gewesen. „Cette Vesta,“ fährt dann der Graf Gabalis auf S. 142 fort, „estant morte fut le genie tutelaire de Rome, et le feu sacré, qu'elle vouloit que des Vierges conservassent avec tant de soin, estoit en l'honneur du Salamandre son Amant. Outre Zoroastre il nâquit de leur amour une fille d'une beauté rare, et d'une sagesse extréme, c'estoit la divine Egerie, de qui Numa Pompilius receut toutes ses loix. Elle obligea Numa, qu'elle aimoit, de faire bastir un Temple à Vesta sa mere où on entretiendroit le feu sacré en l'honneur de son pere Oromasis. Voilà la verité de la Fable, que les Poëtes et les Historiens Romains ont contée de cette Nymphe Egerie.“ R. B.

5.

Zu Goethes Gedicht „Allerdings. Dem Physiker“.

(Hempels Ausgabe II, S. 237.)

Es ist bekannt, dass die Verse, gegen die Goethe in diesem Gedichte sich erklärt:

„Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist;
Zu glücklich, wann sie noch die äussre Schale weist,“

sich in Hallers Lehrgedicht „Die Falschheit menschlicher Tugenden“ finden. Doch ist es auffallend, dass Goethe in so derber Weise („O du Philister!“) sich über einen hochverehrten und berühmten Naturforscher und Physiologen, wie Haller war, ausgesprochen haben sollte. Gleichwol sagt Strehlke (Hempels Ausgabe II, S. 237), das Epigramm sei gedichtet „mit Beziehung auf Hallers Spruch u. s. w. (vgl. Düntzer II, 330)“. Und Düntzer sagt an der angeführten Stelle ungefähr dasselbe. Ebenso in seinem grösseren Faust-Commentar bei Gelegenheit der Stelle „Geheimnissvoll am lichten Tag“ u. s. w. (S. 195), es schwebe wol der von Goethe später verspottete Ausspruch Hallers vor. Gleichwol kennt Düntzer recht gut den sogleich von mir anzuführenden Aufsatz, da er ihn S. 360 f. desselben Commentars nennt bei Gelegenheit der Worte Nicolais auf dem Blocksberg:

Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel,
Wir sind so klug, und dennoch spukts in Tegel.

Ich darf Düntzers eigene Worte anführen: „Der glücklich von den Geistern befreite Aufklärer beging nun im Jahre 1799 die Abgeschmacktheit, in der Berliner Akademie der Wissenschaften einen im Maihefte der Berliner Monatsschrift des genannten Jahres abgedruckten Aufsatz «Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen» vorzulesen, welcher die ganze Sache in der unerquicklichsten Breite und in der widerlichsten Gespreiztheit behandelte“ u. s. w. Und auf der folgenden Seite sagt er, gegen die Spukgeschichte in Tegel habe sich Nicolai auch im angeführten Aufsatze erklärt. Die Stelle steht S. 325 des von Düntzer angeführten Heftes der Berlinischen Monatsschrift und lautet: „Ob nicht ein blosser Geist nebst seinen Wirkungen auch durch unsere Sinne mögte erkannt, ob nicht die Gestalt eines Geistes (sonderlich eines Verstorbenen) mögte gesehen, und seine Stimme, oder auch sein Poltern — wie neulich in Tegel — gehört werden können?“ Dazu citiert Nicolai die auch von Düntzer ebenda angeführten „Berliner Blätter 1797, Novemb. Nr. 6“. Nun sagt aber Nicolai eine Seite vorher: „Der Ausspruch des philosophischen Dichters wird ewig wahr bleiben:

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist;
Zu glücklich, wenn sie ihm die äussre Schale weist!“

Also nicht gegen Haller, sondern gegen Nicolai wendet sich Goethe in dem fraglichen Gedichte, wie sich dies deutlich aus den Worten desselben ergibt:

Mich und Geschwister
Mögt ihr an solches Wort
Nur nicht erinnern!

Da ich aber ein Mal bei Nicolais Aufsatz über Phantasmen bin, so scheint es mir für die Erklärung des Faust erspriesslich, die sublime Art, wie sich Nicolai nach Mephistopheles' spöttischer Bemerkung „soulagierte und von Geistern und vom Geist curierte“, hier wörtlich anzuführen, was bis jetzt noch nicht geschehen ist. S. 330 f. sagt er: „Besonders wirksam war dabei gleich anfänglich die Ansetzung der Blutigel am After gewesen, welche seitdem jährlich zweimal, auch wohl dreimal geschah, wenn ich starke Congestionen nach dem Kopfe verspürte.“ S. 339: „Es wurden doch, besonders da dieser Zustand merklich zunahm und mich oft ganze Tage lang und auch Nachts, wenn ich aufwachte, die Gestalten nicht verliessen, verschiedene Arzeneien gebraucht, und endlich ward beliebt wieder Blutigel an den After zu setzen.“ Darauf verschwanden denn die Gestalten allmählich. Mit dieser gesunden „After-Philosophie“ tritt er nun S. 359 gegen Fichtes „verkehrten Idealismus“

in die Schranken: „Ich behaupte nämlich: diejenigen Geschöpfe meines Ichs, welche zwar auch in meiner Vorstellung enthalten sind, so wie die Vorstellung des Hrn. Prof. Fichte, wenn er vor mir steht, die ich aber mit sechs Blutigeln, an der meinem Kopfe entgegengesetzten Seite angelegt, vertilgen kann, haben nicht die Realität des empirischen Ichs dieses itzt wegen seiner Träumereien verfolgten Philosophen."

Nicolai behauptet, er sei zu diesem Vortrage dadurch bewogen worden, dass Hufeland im VI. Bande seines „Journals für praktische Arzneikunde" (S. 905—907) einen nicht ganz genauen, durch mündliche Mittheilungen seinerseits veranlassten Bericht von seinen Phantasmen gegeben habe. Auch in diesem Berichte wird „die Art, wie er sich soulagiert", in der bekannten Weise angegeben. Den andern von Nicolai angeführten Aufsatz „Ueber das nächtliche Gepolter in Tegel" in Biesters „Berlinischen Blättern, November 1797" müssen die Commentatoren gar nicht vor Augen gehabt haben, denn Düntzer S. 361 citiert ihn falsch (er steht nicht in dem Blatt vom 6. November, sondern in Nr. 6 vom 8. November) und denkt sich als den Ort des Spukes das frühere Jagdschloss des grossen Kurfürsten, den Landsitz der Familie Humboldt, und ähnlich v. Loeper, S. 134, 2. Bearb. I, S. 180, der noch die Notiz beibringt, dass Tegel auch sonst als spukhaft bekannt sei. Der Ort des Spukes war aber nach obigem Aufsatze (S. 161) das Diensthaus des Oberförsters Schulz, und die Verfasser dieses Aufsatzes Mitglieder der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde, die dort den 2. October 1797 ein Protokoll über den Spuk aufnahmen. Sie hatten zwar nicht des Spukers, wol aber des Werkzeugs seines Spuks, einer Gartenschnur, sich bemächtigen können. R. B.

6.

Zu Goethes erstem cophtischem Liede.

Str. 2: Merlin der Alte im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe,
Hat mich mit ähnlicher Antwort belehrt.

Dazu sagt Düntzer (Goethes lyrische Gedichte I, S. 171, 2. Aufl. II, S. 201): „Der Zauberer Merlin wird von seiner Geliebten, die ihm seine Kunst ablernt, im Walde von Broceliande in der Bretagne in einen Hagedornbusch gebannt, wo er in einem hohen, festen Thurm auf einem kostbaren Bett zu liegen wähnt. Nur seine Geliebte besucht ihn. Gawin hat dort zum letzten Mal seine Stimme vernommen; jede Spur jenes Waldes ist seitdem auf immer geschwunden." Dies passt wol zur Erklärung von Uhlands „Merlin dem Wilden", aber offenbar gar nicht auf die Goethesche Stelle. Viehoff, in der neuen Auf-

lage seines Commentars, weist bloss auf die bekannten Parallelstellen im „Gross-Cophta" hin, in denen Merlin gar nicht erwähnt wird. Goethes Worte sind eine Reminiscenz aus Ariosts „Rasendem Roland", den Goethe schon gründlich kannte, als er den „Götz von Berlichingen" dichtete. Ich entnehme die Uebersetzung aus Meinhardts „Versuchen über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter" II, Braunschweig 1774, S. 130f. Bradamante ist auf wunderbare Weise in eine Höhle gerathen, wo ihr eine Frau entgegentritt und sie anredet: „Von dir hat mir schon vor vielen Tagen der prophetische Geist Merlins geweissaget, dass du, auf einem ungewohnten Wege, hieher kommen würdest, seine heiligen Reste zu besuchen. Und ich habe dich hier erwartet, damit ich dir dasjenige offenbare, was der Himmel über dich beschlossen hat." Dieser Ort ist also das Begräbniss des Merlin, des berühmten englischen Zauberers, dessen Geist hier mit seinen Gebeinen zusammen in dem Grabmal wohnet und noch seine Orakel gibt. Das Grabmal ist von einem harten, leuchtenden Steine, röther als Flammen; das Licht, das dieser Stein von sich wirft, erleuchtet den ganzen Ort, ob er gleich der Sonne beraubt ist, und zeigt eine Menge schöner Malereien und Sculpturen, mit denen er ausgeschmückt ist. R. B.

7.

Zu Goethes „Dauer im Wechsel".

Aus den von Schöll herausgegebenen „Ephemeriden"* wissen wir, dass Goethe schon in Strassburg sich für die mystisch-pantheistische Philosophie Giordano Brunos interessierte; aus dem Jahre 1812 wird uns dasselbe durch eine Notiz Goethes in seinen „Annalen" bezeugt. Zur Erklärung des spätestens 1803 entstandenen Gedichtes „Dauer im Wechsel" darf auf eine Parallele in diesem Philosophen hingewiesen werden, die ich aus Bruckers Biographie Leibnitzens, in den Werken des letzteren hggb. von Dutens I, S. CLXIX f. entnehme:

Ergo atomam tantum naturam dixeris esse
Perpetuo, cujus nulla aut propria una figura est.
Ergo natura est animi divina reperta,
Quam non alteritas, non passio conficit ulla,
Quaeque ut sub fato est obnoxia compositique
In partem veniens, momento vix manet uno
Sorte affecta pari, numerique uno ordine perstat.
Quotquot enim fiunt, mutantur, lapsa ruuntque
Continue ad alid atque aliud, non entia credes.

---

* Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786, S. 101 ff.

Atqui naturam in specie meditando perenni
Unam cui conformari, servareque temet
Consimilem debes, consortem te esse deorum
Comperies vitae, et dices: substantia nostra haec.

R. B.

8.

In Düntzers Deutung des Goetheschen Räthsels: „Da sind sie wieder“ ist mir die Deutung dieser Worte unverständlich:

Kein Schneider kleidet
So viele nackte,
Wenn er auch Höllen
Aus Höllen packte.

Düntzer erklärt dies in einer Anmerkung: „Wenn er die auf den Gemälden nackt dargestellten Verdammten aus der Hölle herausnähme und alle kleidete.“ Ich meine, es ist so zu verstehen: Wenn er auch all sein gestohlenes Tuch dazu nähme. Die Schneider müssen es sich nun ein Mal gefallen lassen, dass ihnen der Volkswitz nachsagt, es fiele von dem Tuche ihrer Kunden immer auch ein Stück für sie ab, und der Raum, worein sie dieses wol erworbene Eigenthum verschwinden lassen, der Raum unter ihrem Arbeitssitze heisst, wenn ich nicht irre, bei den Schneidern selbst, jedesfalls aber im Volksmunde die Hölle; dieses escamotieren fremden Eigenthums heisst: in die Hölle werfen. Ich erinnere der Kürze wegen nur an den trefflichen Schwank von Hans Sachs: „Der Teufel mit der Fahne.“ — Und hierin stimme ich also, wie ich jetzt auch erst gewahr werde, mit Freiherrn von Biedermann (S. 53) überein.

R. B.

9.

Zu Goethes „Grosscophta“.

Weder Düntzer in seinen „Neuen Goethe-Studien“, 1861, S. 136 ff. noch Strehlke in seiner Ausgabe des Stückes, in Hempels National-Bibliothek X, S. 117 ff. hat die Scene, in welcher die Nichte in der Krystallkugel die Königin zu sehen vorgibt, nach ihrer Quelle in das rechte Licht gesetzt. Zwar erwähnt Düntzer S. 157 die Vertheidigungsschrift Cagliostros im Halsbandprocess, aber erstens passt der Umstand, den er in der Anmerkung daraus anführt, nicht auf das vor mir liegende Werkchen, und zweitens betont Düntzer, der S. 156 f. die Ausrede der la Motte anführt, „wie Cagliostro auch ihre Schwägerin, die junge de la Tour die Königin in einer Wasserflasche habe sehn lassen“, diesen Umstand nicht genugsam an der

entscheidenden Stelle S. 195, wo er nur sagt: „Die d'Oliva, welche in der Gartenscene die Person der Königin spielte, hat der Dichter zur Vereinfachung und Abrundung der Handlung zur Nichte der Marquise gemacht." Ich gedenke vielmehr zu beweisen, dass Goethe mit echt künstlerischem Verständniss hier zwei historisch gegebene Persönlichkeiten in eine verschmolzen hat. Durch seine Quelle war ihm die Nichte der Marquise, nicht Schwägerin, wie die La Motte sie bei Düntzer nennt, als die Person gegeben, die dem Domherrn den Betrug mit dem prophetischen erblicken der Königin spielt; Goethe musste also ganz natürlich darauf verfallen, sie mit der d'Oliva zu verschmelzen, welche historisch die Gartenscene spielte. Auch wird man aus der folgenden Erzählung Cagliostros abnehmen, wie Goethe auf das „verwegene Liebesabenteuer" verfiel, vor welchem sich, wie er selbst sagt, „das weibliche Zartgefühl entsetzte" (Düntzer, S. 170). Die d'Oliva war bekanntlich eine Bulerin, und nach Cagliostros Darstellung war auch die la Tour, die Nichte der Gräfin, obgleich erst 14 bis 15 Jahre alt, schon verführt, und Cagliostro bediente sich mit ihr eines Kunstgriffes, den er von Eulenspiegel (oder dem Pfaffen Amis) gelernt haben muss, der sich einmal für einen Maler ausgab und, nachdem er vier Wochen auf Kosten seines Gönners vor der weissen Leinwand gesessen hatte, behauptete, das Gemälde wäre fertig, aber nur ehelichgeborne könnten es sehen, worauf denn jeder um sich nicht zu compromittieren behauptete, er sähe das Gemälde. Bei den historisch feststehenden Eigenschaften des würdigen La-Motteschen Ehepares lag es also für Goethe sehr nahe, den Grafen selbst zum Verführer der Nichte zu machen und die Gräfin dies willkommen heissen zu lassen, weil es zu ihren Zwecken dient. Ich muss die Erzählung ganz hersetzen; sie ist für das Verständniss der Goetheschen Scene wichtig und auch an sich interessant genug. Meine, und jedesfalls auch Goethes, Quelle ist: Mémoire pour le Comte de Cagliostro, accusé; contre M. le procureur-général, accusateur; en présence de M. le Cardinal de Rohan, de la Comtesse de La Motte, et autres co-accusés. Paris, Lottin, MDCCLXXXVI. Hier heisst es S. 32 ff.: „Le Prince Louis m'a fait de temps-en-temps l'honneur de me venir voir. Je me rappelle qu'un jour il me proposa de me faire faire connoissance avec une Dame appellée Valois de la Motte, et voici à quel sujet.

«La Reine, me dit M. le Cardinal de Rohan, est plongée dans la plus profonde tristesse, parce qu'on lui a prédit qu'elle devoit mourir dans son accouchement. Ce seroit pour moi le plus grand des plaisirs, si je pouvois parvenir à la désabuser; et à rendre le calme à son imagination. Madame de Valois voit la Reine journellement; vous me ferez un très-grand plaisir, si elle vous demande votre opinion, de lui dire que la Reine accouchera heureusement d'un Prince.»

Je consentis d'autant plus volontiers à ce que M. le Cardinal

me demandoit, qu'en l'obligeant, je me trouvois indirectement dans le cas d'avoir une influence heureuse sur la santé de la Reine.

Etant allé le lendemain à l'Hôtel du Prince, j'y trouvai la Comtesse de la Motte, qui, après m'avoir dit beaucoup de choses obligeantes, me parla ainsi: «Je connois à Versailles une personne de grande distinction, à laquelle on a prédit, ainsi qu'à une autre Dame, qu'elles devoient mourir toutes les deux dans leur accouchement; l'une est déjà morte, et l'autre n'attend, qu'avec la plus vive inquiétude, l'instant où elle doit accoucher; si vous pouvez connoître la vérité de ce qui arrivera, ou si vous croyez qu'il soit possible d'en être instruit, j'irai demain à Versailles pour en faire le rapport à la personne intéressée; cette personne, ajouta-t-elle, est la Reine.»

Je répondis à la Comtesse de la Motte que toutes les prédictions étoient des sottises; qu'au surplus elle pouvoit dire à la personne de se recommander à l'Eternel; que ses premières couches avoient été heureuses et que celles-ci le seroient également.

La Comtesse de la Motte ne se contenta pas de cette réponse, elle insista pour obtenir de moi quelque chose de plus positif.

Je me rappellai alors la promesse que j'avois faite au Prince. Je pris un ton très-grave, et dis à la Comtesse de la Motte avec le plus de sérieux qu'il me fut possible: «Madame, vous sçavez que j'ai quelques lumières sur la physique médécinale. J'en possède également quelquesunes sur le Magnétisme Animal. Mon avis est qu'une créature innocente peut, en pareil cas, opérer avec plus de force que toute autre. Ainsi, si vous voulez connoître la vérité, commencez par me procurer une créature innocente.»

La Comtesse me répondit: «Puisque vous avez besoin d'une créature innocente, j'ai une Niéce qui l'est infiniment; je l'aménerai demain.»

J'imaginois que cette Niéce innocente étoit un enfant de cinq à six ans. Je fus fort étonné en trouvant le lendemain, chez le Prince, une demoiselle de quatorze à quinze ans, plus grande que moi. «Voilà, me dit la Comtesse, l'innocente dont je vous ai parlé.» J'eus besoin de composer mon visage pour ne pas éclater de rire. Mais enfin je tins bon, et dis à la Dlle la Tour (c'est le nom de la Niéce de la Comtesse de la Motte) «Mlle, est-il bien vrai que vous soyez innocente?» Elle me répondit avec plus d'assurance que d'ingénuité: «Oui, Monsieur.» «Hé bien, Mlle, je vais dans un instant connoître si vous l'êtes; recommandez-vous à Dieu et à votre innocence. Mettez-vous derrière ce paravent, fermez les yeux et désirez en vous-même la chose que vous souhaitez voir; si vous êtes innocente vous verrez ce que vous désirez voir; mais si vous ne l'êtes pas, vous ne verrez rien.»

La Dlle la Tour se plaça aussitôt derrière le paravent, et je restai en dehors avec le Prince qui se trouvoit à côté de la cheminée,

non pas en extase, comme l'a prétendu la Dme de la Motte; mais la main sur sa bouche pour ne pas troubler, par un rire indiscret, nos graves cérémonies.

La Dlle la Tour étant donc derrière le paravent, je me mis, pendant quelques moments, à faire quelques gestes magnétiques; puis je lui dis: «Frappez un coup par terre, avec votre pied innocent, et dites-moi si vous voyez quelque chose?» «Je ne vois rien,» me dit-elle. «Eh bien, Mlle, lui dis-je alors, en donnant un grand coup sur le paravent, vous n'êtes point innocente.» A ces mots la Dlle de la Tour, piquée de l'observation, s'écria, «Qu'elle voyoit la Reine». Je vis alors que la Niéce innocente avoit été endoctrinée par la Tante, qui ne l'étoit pas.

Désirant de voir comment elle joueroit son rôle, je lui demandai la description du fantôme qu'elle voyoit. Elle me répondit que la Dame étoit grosse; qu'elle étoit habillée de blanc, et elle détailla ses traits, qui étoient précisément ceux de la Reine. «Demandez, lui dis-je, à cette Dame si elle accouchera heureusement» Elle me répondit que la Dame baissoit la tête, et qu'elle accoucheroît sans aucune suite fâcheuse. «Je vous commande, lui dis-je enfin, de baiser respectueusement la main de cette Dame.» L'innocente baisa sa propre main, et sortit de derrière le paravent, très-contente de nous avoir persuadés sur le chapitre de son innocence.

La Tante et la Niéce mangèrent des confitures, burent de la limonade, et se retirèrent un quart d'heure après, par un escalier dérobé. Le Prince me reconduisit chez moi, en me remerciant de ce que j'avois bien voulu faire pour l'obliger.

Ainsi finit une comédie aussi innocente en elle-même, que louable dans son motif.

Trois ou quatre jours après, m'étant trouvé chez M. le Cardinal, avec la Comtesse de la Motte, ils me prièrent de recommencer le même badinage avec un petit garçon de cinq à six ans: je ne crus pas devoir leur refuser cette légère satisfaction. Pouvois-je imaginer qu'une plaisanterie de société seroit un jour dénoncée au Ministère public comme un acte de sorcellerie, une profanation sacrilège des Mystères du Christianisme?" — In seinem Berichte über das Verhör heisst es (S. 42 f.):

„Demande. On dit que vous avez mis à la fille un crucifix sur le col, et des rubans de couleurs noire, verte, rouge, et autres couleurs, avec un tablier à frange d'argent, et que vous aviez fait jurer à genoux ladite fille?

Réponse. Cela est faux. Je crois seulement me ressouvenir que le Prince ajouta à la parure de cette fille, pour lui faire plaisir, quelques rubans. Je crois également que je me trouvai par hazard dans mes poches un tablier de maçonnerie ordinaire; mais je ne suis pas sûr qu'il ait servi à la fille. Oui ou non; je m'en rapporte, là-

dessus, à la mémoire du Prince, et ce qu'il dira deviendra véritable pour moi.

D. Avez-vous mis une épée, je ne sçais comment, sur la même fille?

R. Je ne sçais autre chose sinon qu'ayant mon épée au côté, je me suis désarmé.

D. Et à l'égard du serment?

R. Il est faux. Je vous ai déjà dit la raison pour laquelle j'ai fait tout ce que j'ai fait dans cette occasion.

D. Est-il vrai qu'après la seconde opération, la petite fille s'étant retirée, vous avez passé, avec le Prince et la Dme la Motte, dans une autre chambre, au milieu de laquelle il y avoit un poignard, des croix de S. André, une épée, des crucifix, des croix de Jérusalem, des Agnus Dei, et en outre le nombre de trente bougies allumées; qu'alors vous aviez fait faire un serment à ladite Dme la Motte, en lui déclarant qu'il étoit nécessaire qu'elle jurât qu'elle ne diroit rien à personne de tout ce qu'elle verroit?"

R. B.

10.

Zu Schillers „Dido".

Gothaische gelehrte Zeitungen, 1792, 1. December, 96. Stück: „Leipzig. Von Schillers Neuer Thalia ist nun auch das zweite und dritte Heft (S. 131—420) 1792, also der erste Band ganz fertig geworden. Die wichtigsten Aufsätze sind, wie gewöhnlich, von dem Herausgeber. Zuerst eine Uebersetzung des vierten, wie bekannt, des schönsten Buchs der Aeneide in Stanzen. Ueber die Idee einer solchen Uebersetzung haben wir bei der Anzeige des ersten Stücks unsre Meinung gesagt. Hier werden die Verse schon ungleich fliessender, der Ausdruck ungleich leichter und zwangloser, wenn gleich, auch in dieser Rücksicht einer spätern Feile noch manches vorbehalten bleibt. Dahin rechnen wir gleich in der 1. Stanze die trunkenen Gedanken, die mit immer wachsender Begier des theuren Gastes Bild umranken — Die goldnen Sterne, die des Olympus Zelt sticken — und mehrere ähnliche Stellen, quos aut incuria" u. s. w. Die erste Strophe lautete nämlich im ersten Druck in der „Neuen Thalia" (Goedeke, kritische Ausgabe VI, S. 384):

> Längst aber krank vom Pfeil des Liebesgottes, nährt
> Die Königin ein Feu'r, das heimlich sie verzehrt;
> Mit immer wachsender Begier umranken
> Des theuren Gastes Bild die trunkenen Gedanken u. s. w.

Vielleicht gab obige Anzeige die Veranlassung, dass Schiller später in den „Gedichten" änderte:

Doch lange schon im stillen Busen nährt
Die Königin die schwere Liebeswunde,
Ergriffen tief hat sie des Mannes Werth,
Des Volkes Glanz und seines Ruhmes Kunde u. s. w.

Den zweiten angefochtenen Ausdruck (in Str. 65):

Nie breitet um die stille Welt
Die Nacht ihr thauiges Gewand, nie sticken
Die goldnen Sterne des Olympus Zelt u. s. w.

liess er auch später unverändert. R. B.

11.

Zu Schillers Gedicht „Die Priesterinnen der Sonne“.

Caniz, Gedichte, herausgegeben von König, 1727, S. VI: „Dass wir aber den teutschen Gratien eine Wohnung in den Canitzischen Schrifften gegönnet, wird man mit eben so viel Rechte behaupten können, als wann Plato in einem Sinn-Gedichte die Griechischen Gratien einführet, dass sie die ganze Welt durchzogen, um einen ewig-daurenden Tempel, zu ihrem Auffenthalte, zu finden; endlich aber des Aristophanes Brust dazu erwählet hätten.“ Anm. „Man findet es in der Vorrede der Frau Dacier, vor ihrer Uebersetzung einiger Lust-Spiele dieses Griechischen Dichters.“

R. B.

12.

Ein Beitrag zur Erklärung von Rückerts „Weisheit des Brahmanen“.

Die nachfolgende Miscelle möge als ein kleiner Nachtrag zu dem vortrefflichen Werke von Franz Kern angesehen werden: „Friedrich Rückerts Weisheit des Brahmanen, dargestellt und beurtheilt. Oldenburg 1868“. Ich lasse der Bequemlichkeit halber zunächst das zu erklärende Gedicht folgen, welches sich zuerst gedruckt findet in Chamissos und Schwabs „Deutschem Musen-Almanach“ für 1837, S. 42, in der ersten Auflage der W. d. B. im 6. Bande S. 153, in der vierten (der Auswahl) S. 609 und in den „gesammelten poetischen Werken“ III, S. 433 f.

Erkenn’ an einem Bild, dass nicht an Gottes Huld
Es liegt, o Mensch, wenn dich zurückhält eigne Schuld.

Zwei Schiffe gehn den Fluss hinab, von gleichem Bau,
Doch eins geht langsamer, und schneller eins, o schau!

Bewegt die beiden nicht des Stromes gleiche Kraft?
Und doch bleibt eins zurück? was hält es denn in Haft?
Geladen hat es Stein', und jenes leichtes Holz;
Darum geht es so träg', und jenes wie ein Bolz.
Am Strome liegt es, dass die beiden sich bewegen;
Dass eines bleibt zurück, ist nicht am Strom gelegen.
Wer aber hat das Schiff, das arme, so beladen,
Dass es theilnehmen voll nicht kann am Strom der Gnaden?

Das Bild ist zuerst von Leibniz gebraucht, wie dieser ausdrücklich an mehreren Stellen seiner „Theodicee" sagt. Zuerst wendet er dasselbe S. 180 ff. der Gottschedschen Uebersetzung an: „Wir wollen setzen, es würden zu gleicher Zeit viele Schiffe, die bloss der Ladung nach unterschieden sind; indem einige mit Holz, andere mit Steinen, einige mehr, andere weniger beladen, von dem Strome eines Flusses, ohne die geringste Hülfe von Rudern, Winden, oder andern Dingen, fortgeführet. Bei solchen Umständen werden diejenigen Schiffe, die am schwersten beladen sind, langsamer gehen, als die andern. Die Ursache dessen ist nicht eigentlich die Schwere, indem die Schiffe herabwärts und nicht hinauf gehen; sondern es ist eben diejenige Ursache, welche auch selbst die Schwere in den dichten Körpern, das ist, in denen, die nicht so schwammicht sind, und mehr eigenthümliche Materie haben, vermehret; denn die fremde Materie, die frey durch die kleinsten Löcher (*poros*) durchgehet, und folglich nicht einerley Bewegung mit den Körpern annimmt, ist nicht zu rechnen. Es ist nämlich die Materie, ursprünglich zur Trägheit, oder zum Mangel der Geschwindigkeit geneigt: nicht dass sie die Geschwindigkeit für sich selbst verringern sollte, wenn sie dieselbe bereits empfangen, denn da würde sie thätig seyn; sondern weil sie durch ihre Fähigkeit die Wirkung des Eindrucks mässiget, indem sie solche Geschwindigkeit bekommen soll. Und folglich muss das Schiff langsamer gehen, wenn es schwerer beladen ist, weil mehr Materie vorhanden ist, die von eben der Gewalt des Stromes beweget wird. — — Nun wollen wir die Kraft, welche der Strom gegen die Schiffe anwendet, und die er ihnen selbst mittheilet, mit Gottes Wirkung vergleichen, die alles Wirkliche in den Creaturen hervorbringet und erhält, und ihnen Vollkommenheit, Seyn und Kraft giebt. Wir wollen ferner die Trägheit der Materie, mit der natürlichen Unvollkommenheit der Creaturen, und die Langsamkeit des beladenen Schiffes mit dem Mangel, der sich in den Eigenschaften und in dem Thun der Creatur befindet, vergleichen, so werden wir sehen, dass nichts richtiger sey, als dieses Gleichniss. Der Strom ist die Ursache der Bewegung des Schiffes, aber nicht des Langsamgehens. Gott ist die Ursache der Vollkommenheit in der Natur und in den Handlungen der Geschöpfe: aber die eingeschränkte Fähigkeit der

Creaturen ist die Ursache der Fehler, die in ihren Thaten sind. Also haben die Platoniker, Augustin und die Scholastiker ganz recht gesagt: Gott verursache zwar das Materialische des Bösen, das in etwas Wirklichem, aber nicht das Formalische, das in dem Mangel besteht: gleichwie man sagen kann, der Strom sey dieUrsache von dem materiali des Langsamgehens, nicht aber von dem formali; das ist, er sey die Ursache der Geschwindigkeit des Schiffes, nicht aber der Einschränkung dieser Geschwindigkeit. Gott ist so wenig die Ursache der Sünde, als der Strom die Ursache des Langsamgehens bey dem Schiffe ist. Die Kraft ist auch in Ansehung der Materie, was der Geist in Ansehung des Fleisches ist: der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach." R. B.

13.

Zu Goethes „Sprüchen in Prosa".

(Hempels Ausgabe XIX, S. 44, Nr. 155.)

„Mannräuschlein nannte man im siebzehnten Jahrhundert gar ausdrucksvoll die Geliebte." Dazu bemerkt v. Loeper: „Den Ausdruck «Mannreuschlein» [vielmehr wie oben zu schreiben! B.] fanden wir in diesem Sinne im Leben des Hans von Schweinichen (herausgegeben von Büsching, Th. II, 1822, S. 111 und 131), woselbst Schweinichen seine junge Frau so nennt. Es muss daher oben statt «im siebzehnten» heissen: «im sechzehnten Jahrhundert». Goethe erwähnt das Buch unten in Nr. 174. Auch Sanders scheint dem Worte nur in jenem Buche begegnet zu sein (s. sein Wörterbuch, II, S. 664b unter Rausch)." Dazu habe ich nun noch folgendes nachzutragen: Mit dem Nachweis der Stelle hat v. Loeper jedesfalls Recht; denn dass Goethe das Buch Schweinichens gekannt und, als Hofmann, selbst mit Interesse gelesen hat, ergibt sich schon aus Nr. 174: „Herr von Schweinichen ist ein merkwürdiges Geschichts- und Sittenbuch; für die Mühe, die es kostet, es zu lesen, finden wir uns reichlich belohnt; es wird für gewisse Zustände eine Symbolik der vollkommensten Art. Es ist kein Lesebuch, aber man muss es gelesen haben". Ausser an den von v. Loeper angeführten Stellen findet sich aber der Ausdruck noch S. 97 in der Form Maurauschlein und S. 111 noch einmal in der Form Mauräuschlein, S. 140: Mannrauschlein mit der Variante einer anderen Abschrift: Maurauschlein, und S. 188 mit derselben Variante. Schon danach wurde es mir zweifelhaft, ob die Form Mannräuschlein überhaupt richtig gelesen, und damit auch, ob die von Goethe und Sanders angenommene Bedeutung haltbar wäre. Die neue Ausgabe von Oesterley hat S. 257, 276, 280, 303 (sonst habe ich bei ihm das Wort

überhaupt nicht gefunden), also überall nur die Form Maurauschlein. Der Vorname der Frau von Schweinichen ist Margarete, und Maurauschlein wird wol eine durch das benachbarte Polnische vermittelte schlesische Koseform (polnisch: Maruschka) dieses Namens sein. Vgl. A. Gryphius hrsgb. v. Palm S. 484, wo in der Anm. „Bäsche“ als schlesische Koseform für „Barbara“ angeführt wird.

Aus demselben Buche citiert Goethe auch die sprichwörtliche Redensart: „Der eine Bruder brach Töpfe, der andere Krüge“. Man vergleiche dazu v. Loepers Anmerkung. Das Sprichwort scheint gerade in Schlesien heimisch zu sein, denn auch bei A. Gryphius hrsgb. v. Palm findet es sich S. 261, wo ein schlesischer Bauer sagt: „Ja su gihts! hie zebricht ma töppe, do krüge“. Zu v. Loepers sonstigen Citaten wäre noch hinzuzufügen: Murner, Narrenbeschwörung, hrsgb. v. Goedeke S. 160, Nr. 52: „Hefen zerbrechen“. V. 11 f.:

> Und lont dich hefen brechen gnug,
> Darnach so brechen sie den krug.

Und S. 274, V. 160 f.:

> Wir lugent beid, wie es sich füg;
> Sie bricht hefen, so brich ich krieg.

R. B.

14.

Die Quelle eines Sinngedichtes Lessings.

Dem Studium vieler Neulateiner haben wir so manches Epigramm Lessings zu verdanken, in welchem stofflich fremdes Eigenthum durch seine Bearbeitung erst die rechte witzige Pointe erhalten hat. Auch das 16. Sinngedicht des 1. Buches: Auf das Jungfernstift zu **. „Denkt, wie gesund die Luft und rein“ u. s. w. ist (was Haug im Neuen Teutschen Merkur 1793 Novemb. S. 293 ff. entgangen ist) aus dem Lateinischen des hessischen Arztes und Dichters Euricius Cordus († 1535), der unter anderem 13 Bücher Sinngedichte verfasst hat, entnommen. Das lateinische Original lautet:

Ad Civem quendam.

> Morbida vicini culpas habitacula claustri,
> Filiolamque paras hinc revocare tuam.
> Tam sanus locus est, ut multis nulla sit annis,
> Praeside Taurino, mortua virgo, patre.

Es steht in Euricii Cordi . . . opera poetica etc. Helmaestadii 1614, S. 472.

Karl Wallstein.

Schillers Räuber.

Ein Bogen der ersten Ausgabe in unterdrückter Fassung

mitgetheilt von

Albert Cohn.

Noch immer besitzen wir nicht den vollständigen Text der Räuber, wie Schiller ihn ursprünglich zum Druck befördert hat. Sind auch alle zugänglichen Quellen von Herrn W. Vollmer für seine treffliche Bearbeitung des Stückes in der Historisch-kritischen Ausgabe der Werke Schillers mit mustergiltiger Genauigkeit benutzt worden, so bleibt doch der Mangel der vom Dichter verworfenen Fassung der drei Bogen B, N und O, d. h. des zweiten, vorletzten und letzten zu beklagen, welche in den bisher bekannt gewordenen Exemplaren der Ausgabe von 1781, der ersten des Werkes, schon in veränderter Fassung vorliegen, so dass jene erste Ausgabe in Wirklichkeit schon die zweite ist, nur dass die thatsächlich erste nicht veröffentlicht wurde. In seiner Vorrede zu Vollmers Bearbeitung hat Herr K. Goedeke die Gründe treffend bezeichnet, welche auf eine ältere, im Druck vorhanden gewesene Fassung der genannten drei Bogen mit Bestimmtheit schliessen lassen; auch kannte er das, wie es scheint einzig erhaltene, Exemplar der Ausgabe von 1781, welches den ersten der verworfenen Bogen enthält, doch war ihm nur ein flüchtiger Einblick in dasselbe gestattet, die Benutzung für die Historisch-kritische Ausgabe aber versagt worden. Seitdem hat das genannte Exemplar den Besitzer gewechselt, und ich bin daher in der glücklichen Lage, den unbekannten Bogen B in seiner ganzen Vollständigkeit veröffentlichen zu können, nachdem die fragmentarischen, für die Herstellung des ursprünglichen Textes nicht geeigneten Mittheilungen daraus,

welche Herr W. v. Maltzahn seiner Bearbeitung des Stückes für die Hempelsche Schiller-Ausgabe (1868) vorangesetzt hat, den Wunsch, das ganze ans Licht gezogen zu sehen, bei allen Freunden des Dichters nur noch mehr angeregt haben.

Die Bogen N und O in ihrer ersten Form bleiben noch zu ermitteln. Dass sie so, wie wir sie kennen, in veränderter Gestalt vorliegen, unterliegt keinem Zweifel, denn sie weisen dieselben Unregelmässigkeiten in der Druckeinrichtung auf, wie die zweite Fassung des Bogens B, welche statt der normalen 28 Zeilen für die volle Seite auf 8 Seiten 21, 22, 24, 26 und 27 Zeilen, auf einer (S. 22) dagegen 29 Zeilen enthält. Aehnlich ist das Verhältniss der Bogen N und O. Von ihren 25 vollen Seiten haben nur drei (194, 195, 196) die normale Zeilenzahl, dagegen die Seiten 202, 216, 217 und 221 je 21; die Seiten 208, 210 und 220 je 22; die Seiten 206, 211, 214, 215 und 218 je 23; die Seiten 201, 207 und 219 je 24; die Seiten 204, 205 und 213 je 25; die Seiten 199 und 212 je 26; S. 193, 27 Zeilen. Diese Aufzählung erleichtert vielleicht die Entdeckung des noch unbekannten Druckes der beiden Bogen, welcher, gleich dem hier zum ersten Mal ans Licht tretenden Druck des Bogens B, eine bedeutend umfangreichere Fassung des Textes aufweisen wird. Uebrigens findet sich auch im Bogen M, Sign. 5 (S. 185) an einer Stelle ein auffallend grosser Zwischenraum, und in der That zählt die Seite nur 27 Zeilen, also wird auch von diesem Bogen ein früherer Druck existieren, was Herrn Goedeke entgangen ist.

Was Schiller bestimmt hat die erste Fassung des Bogens B zu unterdrücken, scheint sich aus der Vergleichung beider Texte mit ziemlicher Sicherheit zu ergeben. Dass Karl Moor gleich bei seinem ersten Auftreten als Mitschuldiger, wenigstens als Mitwisser bei Spiegelbergs Diebereien erscheint, musste als ein aesthetischer und dramaturgischer Missgriff erkannt werden, und auch das, was Moor auf Spiegelbergs „Lieber stehlen!“ sagt, harmoniert nicht mit den ihn diesem Genossen gegenüber kennzeichnenden edleren Motiven. Rücksichten ähnlicher Art, hie und da wol auch nur das Bestreben, den Dialog zu kürzen, scheinen sich aus dem weiteren Verlauf

der vorgenommenen Aenderungen zu ergeben. Anderseits mag die allzudeutliche Verhöhnung des Bibelglaubens, die Verherrlichung des Bösen, „über den unsere Waschweiber das Kreuz machen“, und der „Backofen Belials“, dem der Vorzug vor dem Himmel der „Alltags-Esel“ eingeräumt wird, rein praktische, wenn nicht auch ethische Bedenken wachgerufen haben.

Weitere Abweichungen vom Text der bekannten Fassung bietet das Exemplar, dem dieser Bogen B angehört, nicht dar. Im vierten Act haben die Scenen zwei, drei und vier fälschlich die Bezeichnungen Dritte, Vierte, Fünfte Scene, während in den von Vollmer benutzten und auch in den sonst bekannten Exemplaren nur die zweite Scene falsch als Dritte bezeichnet ist. Der Text des Bogens K, in welchem diese beiden abweichenden Ueberschriften vorkommen, weist andere Abweichungen nicht auf, man wird daher annehmen können, dass die Berichtigung während des Druckes vorgenommen wurde und dass ein eigentlicher Doppeldruck dieses Bogens nicht existiert.

Einige andere, wenn auch unbedeutende Abweichungen von den durch Herrn Vollmer verglichenen Exemplaren der Ausgabe von 1781 will ich nicht unerwähnt lassen, denn bei der äusserst dunkelen Druckgeschichte dieser Ausgabe kann auch der kleinste Umstand zu wünschenswerthen Aufklärungen beitragen. Vor mir liegen zwei Exemplare der erwähnten Ausgabe: das eine mit der unterdrückten Vorrede und dem bekannten Bogen B, das andere mit der bekannten Vorrede und dem unterdrückten Bogen B. Ich nenne sie No. 1 und 2. — Die Titelblätter beider sind typographisch total verschieden und mit zweierlei Typen gedruckt. Die Worte „Ein Schauspiel“ sind in No. 1 aus bedeutend kleinerer Schrift gedruckt als in No. 2. Der Verlagsort „Frankfurt und Leipzig“ ist in No. 1 compress, in No. 2 gesperrt gesetzt. Unter dem Wort „Räuber“ folgt in No. 1 ein einfacher und unter der Vignette ein Doppelstrich, beide ohne Verzierungen; in No. 2 befindet sich an denselben Stellen je ein mit Verzierungen versehener Doppelstrich. Das Motto auf der Rückseite des Titels von No. 1 lautet:

Quæ medicamenta non ſanant, *ferrum* ſanat,
quod ferrum non ſanat, *ignis*, ſanat.
HIPPOCRAT.

In dem von Vollmer benutzten Exemplar steht in der zweiten Zeile zwischen dem ersten ſanat und dem darauf folgenden *ignis* kein Komma, und in der dritten Zeile ist der Name mit K statt wie hier mit C geschrieben. — Auf S. 65 ist in der dritten Zeile des Gedichtes sowol in No. 1 wie in No. 2 der Druckfehler „groſſrr" stehen geblieben, den Vollmer nicht anführt; bei seiner grossen Genauigkeit muss man annehmen, dass der Fehler sich in seinem Exemplar nicht findet.

Es folgt nun der oft erwähnte Bogen B, der mit den Schlusssätzen des grossen Monologes Franz Moors beginnt, welcher die erste Scene des ersten Actes schliesst. Seite 16 endet mit den Worten: . . . . Als wenn dieser etwas mehr wäre als viehischer Prozess zur Stil-.

Zur Erleichterung des Ueberblicks lassen wir dem unbekannten Text den bekannten auf jeder Seite folgen, beide den Originaldrucken vollkommen getreu, auch in den Zeilenabtheilungen.

Möge diese Mittheilung die Besitzer der Ausgabe von 1781 veranlassen ihre Exemplare zu prüfen; vielleicht kommen so die noch unbekannten ersten Drucke der Bogen M, N und O zum Vorschein!

ein Schauspiel. 21 [17]

lung viehischer Begierden? — Oder stikt es vielleicht im Resultat dieses Aktus, das doch nichts ist als blinde Folge, eiserne Nothwendigkeit, die man oft so gern wegwünschte, wenn es nicht auf Unkosten von Fleisch und Blut geschehen müßte? Soll ich ihm vielleicht darum gute Worte geben, daß er mich ernährte? Das thut auch jedes Thier — daß er mich erzog? Das ist er als ein Weltbürger verbunden? — Daß er mich liebt? Das ist eine Eitelkeit von ihm, die Schooß-Sünde aller Künstler, die sich in ihrem Werke bewundern, wär es auch noch so häßlich — Sehet also, das ist die ganze Hexerey, die ihr in einen religiösen Nebel hüllet, unsere Furchtsamkeit zu mißbrauchen. Soll auch ich mich dardurch ins Bockshorn jagen lassen? — Seichte Träumer mögen sich an der Schaale mästen, mögen in den Vorhöfen der Wahrheit niedersitzen, höhere Geister dringen auf den Kern und die Quelle.

Nun also, mutig ans Werk. Ich will alles um mich her ausrotten, was mich einschränkt, daß ich nicht Herr bin. Herr muß ich seyn, daß ich das mit Gewalt ertrotze, wozu mir Liebenswürdigkeit gebricht. Ab ins Nebenzimmer.

B Zwey=

---

ein Schauspiel. 17

lung viehischer Begierden? Oder stikt es vielleicht ‖ im Resultat dieses Aktus, der doch nichts ist als ‖ eiserne Nothwendigkeit, die man so gern wegwünsch=¦te, wenns nicht auf Unkosten von Fleisch und ‖ Blut geschehn müßte. Soll ich ihm etwa darum ‖ gute Worte geben, daß er mich liebt? das ist ei=¦ne Eitelkeit von ihm, die Schoossünde aller Künst=¦ler, die sich in ihrem Werk kokettieren, wär es ‖ auch noch so heßlich. — Sehet also das ist die ¦ ganze Hexerey, die ihr in einen heiligen Nebel ‖ verschleyert unsre Furchtsamkeit zu mißbrauchen. ‖ Soll auch ich mich dadurch gängeln lassen wie ei=¦nen Knaben? ‖

Frisch also! mutig ans Werk! — Ich will ‖ alles um mich her ausrotten, was mich einschränkt ‖ daß ich nicht **Herr** bin. **Herr** muß ich seyn, daß ‖ ich das mit Gewalt ertrotze, wozu mir die Liebens=¦würdigkeit gebricht ab. ¦

Zweyte Scene.

Schenke an den Gränzen von Sachsen.

Karl v. Moor in ein Buch vertieft. **Spiegel=¦berg** trinkend am Tisch.

Karl v. Moor legt das Buch weg. Mir ekelt ‖ vor diesem Tintenklecksenden Sekulum, wenn ich in ‖ meinem Plutarch lese von großen Menschen. ‖

B Spie=

18 Die Räuber,

Zweyte Scene.

An den Gränzen von Sachsen.
Schenke.

Karl Moor. Spiegelberg am Tisch.

Spiegelberg setzt sich. Daß dich die Pest! — Aber ich muß Geld haben, und die Uhr ist doch nur gestolen. Gott weiß wie mirs seyn wird, wenn ich wieder zu ein paar Kreuzer sagen kann; ihr seyd mein! — wir wollens uns wol seyn lassen Moor! So sieh doch nicht so sauer drein, wie der alte Urehni Tobias, als er sich den Schwalbenmist aus den Augen rieb. Wir wollens uns schmecken lassen auf die Uhr. Frisch Mutter — zwey Bouteillen Ungrischen! — So sey doch lustig Moor. Itzt hast du ja Geld im Sack, und sind wir ja Herren. — Auch Schinken dazu Mutter. — Und laß dir nicht bang seyn Bruder; Laß dir keine graue Haare drum wachsen Bruder! Gibt ja noch Narren genug in der Welt, denen man um ihr Geld ihren Steckengaul sattlen kann — sag doch einmal was das für Schmiererey ist? — Glaub, es soll den verlorenen Sohn vorstellen.

Moor. Ich habs schon lang drum betrachtet, wenigstens die Schweine würd ich nicht hüten, auch keine Träber fressen.

Spie=

---

18 Die Räuber,

Spiegelberg stellt ihm ein Glas hin, und trinkt. Den ‖ Josephus must du lesen. ‖

Moor. Der lohe Lichtfunke Prometheus ist ‖ ausgebrannt, dafür nimmt man izt die Flamme ‖ von Berlappenmeel — Theaterfeuer, das keine ‖ Pfeiffe Tabak anzündet. Da krabbeln sie nun, ‖ wie die Ratten auf der Keule des Herkules, und ‖ studieren sich das Mark aus dem Schädel was ‖ das für ein Ding sey, das er in seinen Hoden ge=‖führt hat? Ein französischer Abbe dozirt, Alexan=‖der sei ein Haasenfuß gewesen, ein schwindsüchti=‖ger Professor hält sich bey jedem Wort ein Fläsch=‖gen Salmiakgeist vor die Nase, und liest ein Kol=‖legium über die **Kraft**. Kerls, die in Ohnmacht ‖ fallen wenn sie einen Buben gemacht haben, krit=‖teln über die Taktik des Hannibals — feuchtohri=‖ge Buben fischen Phrases aus der Schlacht bey ‖ Kannä, und greinen über die Siege des Scipio, ‖ weil sie sie exponiren müßen. ‖

Spiegelberg. Das ist ja recht Alexandrinisch ‖ geflännt. ‖

Moor. Schöner Preiß für euren Schweiß in ‖ der Feldschlacht, daß ihr jetzt in Gymnasien lebet, ‖ und eure Unsterblichkeit in einem Bücherriemen ‖ mühsam fortgeschleppt wird. Kostbarer Ersaz eu=‖res verpraßten Blutes, von einem Nürnberger Krä=‖mer um Lebkuchen gewickelt — oder, wenns glük=‖lich geht, von einem französischen Tragödienschrei= ‖

ber

ein Schauspiel. 19

Spiegelberg. Mordbleu! ich auch nicht. Lieber stehlen!

Moor mit den Füßen stampfend. Ueber die verfluchte Ungleichheit in der Welt! Das Geld verrostet in den Kisten ausgedörrter Pickelhäringe und Mangel muß Bley an die kühnsten Begierden des Jünglings legen. Kerls, die zehnmal krepiren, eh sie ihre Thaler auszählen, trippelten mir das Haus ab, ein paar elende Schulden einzutreiben — so warm ich ihnen die Hand drückte — Nur noch einen Tag — Umsonst — Bitten! Schwüre! Tränen — prallten ab von ihrer bockledernen Seele!

Spiegelberg trinkt. Was sagst du Moor? Du hast ganz recht Um so ein paar tausend lausige Dukaten trinkt. Das heiß ich einen Bettelbuben in die Hölle geworfen.

Moor. Warum sind Despoten da? Warum sollen sich tausende, und wieder tausende unter die Laune **Eines** Magens krümmen, und von seinen Blähungen abhängen? — Das Gesetz bringt es so mit sich — Fluch über das Gesetz, das zum Schneckengang verderbt was Adlerflug worden wäre! Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit springt über die Pallisaden des Herkommens, und brütet Kolosse nnd [sic] Extremitäten aus. — Ich weis nicht Moriz ob du den Milton gelesen hast — Jener der es nicht dulden konnte daß einer über ihn war, und sich an-

B 2 maßte

---

ein Schauspiel. 19

ber auf Stelzen geschraubt, und mit Drathfäden ‖ gezogen zu werden. Hahaha! ‖

Spiegelberg trinkt, Lies den Josephus, ich bit-‖te dich drum. ‖

Moor, Pfui! Pfui über das schlappe Kastra-‖ten-Jahrhundert, zu nichts nüze, als die Thaten ‖ der Vorzeit wiederzukäuen, und die Helden des ‖ Alterthums mit Kommentationen zu schinden, und ‖ zu verhunzen mit Trauerspielen. Die Kraft seiner ‖ Lenden ist versiegen gegangen, und nun muß Bier-‖hefe den Menschen fortpflanzen helfen. ‖

Spiegelberg. Thee, Bruder, Thee! ‖

Moor. Da verrammeln sie sich die gesunde ‖ Natur mit abgeschmackten Konvenzionen, haben ‖ das Herz nicht ein Glas zu leeren, weil sie Ge-‖sundheit dazu trinken müßen — belecken den Schuh-‖puzer, daß er sie vertrete bei Ihro Gnaden, und ‖ hudeln den armen Schelm, den sie nicht fürchten. ‖ Vergöttern sich um ein Mittagessen, und möchten ‖ einander vergiften um ein Unterbett, das ihnen ‖ beim Aufstreich überboten wird. — Verdammen den ‖ Sadduzäer, der nicht fleißig genug in die Kirche ‖ kommt, und berechnen ihren Judenzins am Altare ‖ — fallen auf die Knie, damit sie ja ihren Schlamp ‖ ausbreiten können — wenden kein Aug von dem ‖ Pfarrer, damit sie sehen, wie seine Perücke frisirt ‖ ist. — Fallen in Ohnmacht, wenn sie eine Gans ‖ bluten sehen, und klatschen in die Hände, wenn ‖

B 2 ihr

maßte den Allmächtigen vor seine Klinge zu fordern, war er nicht ein ausserordentliches Genie? — Er hatte den Unüberwundenen angegriffen, und ob er schon erlag, so hatte er doch seine ganze Kraft erschöpft, und ward doch nicht gedemüthiget, und macht immer neue Versuche bis auf diesen Tag, und alle seine Streiche fallen auf seinen eigenen Kopf zurück, und wird doch nicht gedemüthigt. Dieser ists über den unsere Waschweiber das Kreutz machen —

Spiegelberg. Scheußlich anzuschauen vor unsern Kirchthüren mit einem lästerlichen Schwanz, und Bocksfüßen, und einem Horn auf der Glaze.

Moor. Ein weiterer Kopf, der gemeine Pflichten überspringt um höhere zu erreichen soll ewig unglücklich seyn, wenn die Kanaille die ihren Freund verrieth, und vor dem Feinde floh, auf einem wol angebrachten Seufzer gen Himmel reutet. Wer möchte nicht lieber im Backofen Belials braten mit Borgia und Katilina als mit jedem Alltags-Esel dort droben zu Tische sitzen?

Spiegelberg. Geh mir mit dem Schlaraffen Leben — dank du Gott daß der alte Adam den Apfel angebissen hat, sonst wären wir mit sammt unsern Talenten und Geisteskraft auf den Polstern des Müssiggangs vermodert.

Moor lacht. Gelt Moriz, das Schäferleben hätte dir nicht behagt — O ich sage dir, wüßt ich

nur

---

ihr Nebenbuhler bankerott von der Börse geht — || — So warm ich ihnen die Hand drückte — „nur || noch einen Tag" — Umsonst! — Ins Loch mit || dem Hund! — Bitten! Schwüre! Tränen auf den || Boden stampfend. Hölle und Teufel! ||

Spiegelberg. Und um so ein paar tausend || lausige Dukaten — ||

Moor. Nein ich mag nicht daran denken. || Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust, || und meinen Willen schnüren in Gesetze. Das Ge-||sez hat zum Schneckengang verdorben, was Adler-||flug geworden wäre. Das Gesez hat noch keinen || großen Mann gebildet, aber die Freyheit brütet || Koloße und Extremitäten aus. Sie verpallisadiren || sich ins Bauchfell eines Tyrannen, hofiren der || Laune seines Magens, und lassen sich klemmen || von seinen Winden. — Ah! daß der Geist Herr-||manns noch in der Asche glimmte! — Stelle mich || vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland || soll eine Republik werden, gegen die Rom und || Sparta Nonnenklöster seyn sollen. Er wirft den De-||gen auf den Tisch und steht auf. ||

Spiegelberg aufspringend. Bravo! Bravissimo! || du bringst mich eben recht auf das Chapitre. Ich || will dir was ins Ohr sagen Moor, das schon lang || mit mir umgeht, und du bist der Mann dazu — || sauf Bruder sauf — wie wärs wenn wir Juden ||

wür-

nur der Geist Herrmanns wäre nicht ganz ausgestorben in uns? — Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Athen Nonnenklöster seyn sollen — es ist nichts so unmöglich, das ein Mann nicht zu Stand bringen kann.

Spiegelberg aufspringend. Bravo! Bravissimo! Du bringst mich eben recht auf das Chapitre. Ich will dir was sagen Moor, das schon lang mit mir umgeht, und du bist der Mann, dem ich das sagen kann — Sauf Bruder sauf — was meinst du, wenn wir uns beschneiden ließen, Juden würden, und das Königreich wieder aufs Tapet brächten?

Moor. Hahaha! Nun merk ich, warum du schon gegen Dreyviertel Jahr eine hebräische Grammatik herumschleifst.

Spiegelberg. S—ßkerl! Just deswegen. Aber sag, ist das nicht ein schlauer und herzhafter Plan? Wir wollen sie im Thal Josaphat wieder versammeln, die Türken aus Asien scheuchen, und Jerusalem wieder aufbauen. Alle alten Gebräuche müssen wieder aus dem Holzbügel hervor. Die Bundslade wird wieder zusammengeleimt. Brandopfer die schwere Meng. Das neue Testament wird hinausvotirt. Auf den Messias wird noch gewartet, oder du, oder ich, oder einer von beyden — —

---

würden, und das Königreich wieder aufs Tapet || brächten? ||

Moor lacht aus vollem Halse. Ah! Nun merk ich || — nun merk ich — du willst die Vorhaut aus || der Mode bringen, weil der Barbier die deinige || schon hat? ||

Spiegelberg. Daß dich Bärenhäuter! Ich bin || freylich wunderbarerweiß schon voraus beschnitten. || Aber sag, ist das nicht ein schlauer und herzhafter || Plan? Wir lassen ein Manifest ausgehen in alle || vier Enden der Welt und zitiren nach Palästina, || was kein Schweinefleisch ißt. Da beweiß ich nun || durch trifftige Dokumente, Herodes der Vierfürst || sei mein Großahnherr gewesen, und so ferner. || Das wird ein Viktoria abgeben, Kerl, wenn sie || wieder ins Trockene kommen, und Jerusalem wie=||der aufbauen dörfen. Izt frisch mit den Türken || aus Asien, weil's Eisen noch warm ist, und Zedern || gehauen aus dem Libanon, und Schiffe gebaut, || und geschachert mit alten Borden und Schnallen || das ganze Volk. Mittlerweile — ||

Moor nimmt ihn lächelnd bey der Hand. Kamerad! || Mit den Narrenstreichen ists nun am Ende. ||

Spiegelberg stutzig. Pfui, du wirst doch nicht || gar den verlorenen Sohn spielen wollen? Ein Kerl || wie du der mit dem Degen mehr auf die Gesich=|| ter gekrizelt hat, als drey Substituten in einem || Schaltjahr ins Befehlbuch schreiben! Soll ich dir ||



Moor. Hahaha!

Spiegelberg. Nein! lach nicht. Es ist hol mich der Teufel mein Ernst. Wir sezen dir eine Taxe aufs Schweinefleisch, daß fressen kann, wer zahlt, und das muß horrend Geld abwerfen. Mittlerweile lassen wir uns Zedern hauen aus dem Libanon, bauen Schiffe, und schachern mit alten Borden und Schnallen, das ganze Volk.

Moor. Saubere Nation! Sauberer König!

Spiegelberg. Drauf kriegen wir dir die benachbarten Ortschafften, Amoriter, Moabiter, Russen, Türken und Jethiter, ohne Schwerdstreich, unter den Pantoffel. Dann, must du wissen, wir sind mächtig im Feld, und der Würgengel reutet vor uns her, und mäht sie dir nieder wie Spizgras. — Und haben wir erst um uns herum Feyerabend gemacht, so kommen wir uns selbst zwischen Jerusalem und Samaria in die Haare — du, König Moor von Israel, ich, König Spiegelberg von Juda und zausen einander wacker herum im Wald Ephraim, und wer Sieger ist geht her, läßt die Dächer abdecken und beschläft die Kebsweiber des andern, daß da zugaffen alle zwölf Stämme Israel.

Moor nimmt ihn lächelnd bey der Hand. **Bruder,** mit unsern Donquixotereien ists nun am Ende. Ich bin lang genug herumgeschwärmt, wie ein Spring ins Feld, von nun an wirds nach einer andern Melodie gehen.

Spie-

---

von der großen Hundsleiche vorerzehlen? ha! ich ‖ muß nur dein eigenes Bild wieder vor dich rufen, ‖ das wird Feuer in deine Adern blasen, wenn dich ‖ sonst nichts mehr begeistert. Weißt du noch wie ‖ die Herren vom Kollegio deiner Dogge das Bein ‖ hatten abschießen lassen, und du zur Revange lie-‖fest ein Fasten ausschreiben in der ganzen Stadt. ‖ Man schmollte über dein Rescript. Aber du nicht ‖ faul, läßest alles Fleisch aufkauffen in ganz L. ‖ daß in acht Stund kein Knoch mehr zu nagen ist ‖ in der ganzen Rundung, und die Fische anfangen ‖ im Preiße zu steigen. Magistrat und Bürgerschaft ‖ düßelten Rache. Wir Pursche frisch heraus zu ‖ siebzehn hundert, und du an der Spize, und Mez-‖ger, und Schneider und Krämer hinterher, und ‖ Wirth und Barbierer und alle Zünfte, und fluchen, ‖ Sturm zu lauffen wider die Stadt wenn man den ‖ Purschen ein Haar krümmen wollte. Da giengs ‖ aus, wie's Schießen zu Hornberg, und mußten ‖ abziehen mit langer Nase. Du läßest Doktores ‖ kommen ein ganzes Koncilium, und botst drey ‖ Dukaten wer dem Hund ein Recept schreiben wür-‖de. Wir sorgten die Herren werden zuviel Ehr ‖ im Leib haben und **Nein** sagen und hattens schon ‖ verabredt sie zu forciren. Aber das war unnötig, ‖ die Herren schlugen sich um die drey Dukaten, ‖ und kams im Abstreich herab auf drei Bazen, ‖ in einer Stund sind zwölf Recepte geschrieben, daß ‖ das Thier auch bald drauf verreckte. ‖

Mo-

ein Schauspiel. 22 [23]

Spiegelberg. Wie zum Teufel! — du wirst doch nicht gar den verlornen Sohn spielen wollen. „Ich habe gesündigt im Himmel und vor dir — bin nicht werth“ — Pfuy! Schäme dich! — das Unglück muß einen großen Mann nicht zur Memme machen.

Moor. Ich will ihn spielen Moriz, und ich schäme mich nicht. Nenn es Schwäche daß ich meineu [sic] Vater ehre — es ist die Schwäche eines Menschen, und wer sie nicht hat, muß entweder ein Gott oder — ein Vieh seyn. Laß mich immer mitten inne bleiben.

Spiegelberg. Geh, geh. Du bist nicht mehr Moor. Weist du noch wie tausendmal du die Flasche in der Hand den alten Filzen hast aufgezogen, und gesagt. Er soll nur drauf los schaben und scharren, du wollest dir dafür die Gurgel absauffen. — Weist du noch? he? weist du noch? O du heilloser, erbärmlicher Pralhanß! das war noch männlich gesprochen, und edelmännisch, aber —

Moor. Verflucht seyst du, daß du mich dran erinnerst! Verflucht ich, daß ich es sagte! Aber es war nur im Dampfe des Weins, und mein Herz hörte nicht was meine Zunge pralte.

Spiegelberg schüttelt den Kopf. Nein! nein! nein! das kann nicht seyn. Unmöglich Bruder, das kann dein Ernst nicht seyn. Sag, Brüderchen, ist es nicht die Noth die dich so stimmt? Komm, laß

B 4 dir

---

ein Schauspiel. 23

Moor. Schändliche Kerls! ||

Spiegelberg. Der Leichenpomp wird veran-|staltet in aller Pracht, Karmina gabs die schwere || Meng um den Hund, und zogen wir aus des || Nachts gegen tausend, eine Laterne in der einen || Hand, unsre Raufdegen in der andern, und so fort || durch die Stadt mit Glockenspiel und Geklimper, || bis der Hund beigesezt war. Drauf gabs ein Fres-||sen, das währt bis an den lichten Morgen, da || bedanktest du dich bey den Herren für das herzli-||che Beileid, und ließest das Fleisch verkauffen ums || halbe Geld. Mort de ma vie, da hatten wir dir || Respekt, wie eine Garnison in einer eroberten Ve-||stung — ||

Moor. Und du schämst dich nicht damit groß || zu pralen? Hast nicht einmal so viel Schaam dich || dieser Streiche zu schämen? ||

Spiegelberg. Geh, geh. Du bist nicht mehr || Moor. Weist du noch wie tausendmal du die || Flasche in der Hand den alten Filzen hast aufge-||zogen, und gesagt: Er soll nur drauf los schaben || und scharren, du wollest dir dafür die Gurgel ab- || sauffen. — Weist du noch? he? weist du noch? || O du heilloser, erbärmlicher Pralhanß! das war || noch männlich gesprochen, und edelmännisch, aber — ||

Moor. Verflucht seyst du, daß du mich dran || erinnerst! Verflucht ich, daß ich es sagte! Aber es ||

B 4 war

dir ein Stückchen aus meinen Bubenjahren erzäh=len. Da hatt ich neben meinem Hauß eineu [sic] Gra=ben, der, wie wenig, seine acht Schuh breit war, wo wir Buben uns in die Wette bemühten hinüber zu springen. Aber das war umsonst. Pflumpf! lagst du, und ward ein Gezisch und Gelächter über dir, nnd [sic] wurdest mit Schneeballen geschmissen über und über. Neben meinem Hauß lag eines Jägers Hund an einer Kette, eine so bißige Bestie, die dir die Mädels wie der Bliz am Rockzipfel hatte, wenn sie sichs versahn, und zu nah dran vorbey=strichen. Das war nun mein Seelengaudium, den Hund überall zu necken wo ich nur konnte, und wollt halb krepiren vor Lachen wenn mich dann das Luder so gifftig anstierte, und so gern auf mich losgerannt wär, wenns nur gekonnt hätte. — Was geschieht? Ein andermal mach ichs ihm auch wie=der so, und werf ihn mit einem Stein so derb an die Ripp, daß er vor Wuth von der Kette reißt und auf mich dar, und ich wie alle Donnerwetter reißaus und davon — Tausend Schwerenoth! Da ist dir just der vermaledeyte Graben dazwischen. Was zu thun? Der Hund ist mir hart an den Fersen und wüthig, also kurz resolvirt — ein An=lauf genommen — drüben bin ich. Dem Sprung hatt ich Leib und Leben zu danken; die Bestie hätte mich zu Schanden gerissen.

Moor. Aber wozu izt das?

Spie=

---

war nur im Dampfe des Weins, und mein Herz ‖ hörte nicht was meine Zunge pralte. ‖

Spiegelberg schüttelt den Kopf. Nein! nein! nein! ‖ das kann nicht seyn. Unmöglich Bruder, das kann ‖ dein Ernst nicht seyn. Sag, Brüderchen, ist es ‖ nicht die Noth die dich so stimmt? Kommt, laß ‖ dir ein Stükchen aus meinen Bubenjahren erzäh=‖len. Da hatt ich neben meinem Hauß einen Gra=‖ben, der, wie wenig, seine acht Schuh breit war, ‖ wo wir Buben uns in die Wette bemühten hinüber ‖ zu springen. Aber das war umsonst. Pflumpf! ‖ lagst du, und ward ein Gezisch und Gelächter über ‖ dir, und wurdest mit Schneeballen geschmissen über ‖ und über. Neben meinem Hauß lag eines Jägers ‖ Hund an einer Kette, eine so bißige Bestie, die dir ‖ die Mädels wie der Bliz am Rockzipfel hatte, ‖ wenn sie sichs versahn, und zu nah dran vorbey ‖ strichen. Das war nun mein Seelengaudium, den ‖ Hund überall zu necken wo ich nur konnte, und ‖ wollt halb krepiren vor Lachen wenn mich dann das ‖ Luder so gifftig anstierte, und so gern auf mich los=‖gerannt wär, wenns nur gekonnt hätte. — Was ‖ geschieht? Ein andermal mach ichs ihm auch wie=‖der so, und werf ihn mit einem Stein so derb an ‖ die Ripp, daß er vor Wuth von der Kette reißt ‖ und auf mich dar, und ich wie alle Donnerwetter ‖ reißaus und davon — Tausend Schwerenoth! Da ‖ ist dir just der vermaledeyte Graben dazwischen. ‖

Was

Spiegelberg. Dazu — daß du sehen sollst, wie die Kräffte wachsen in der Noth. Siehst du der Hund und ich hatten doppelte Kräffte, wie's galt — Und meynst du, ich hätt nachher wieder über den Graben können? Hundertmal hab ichs probirt nnd [sic] hundertmal bin ich abgeprellt. Darum laß ich mirs auch nicht bange seyn, wenns aufs äusserste kommt. Der Muth wächst mit der Gefahr; Die Krafft erhebt sich im Drang. Das Schicksal muß einen großen Mann aus mir haben wollen, weil's mir so queer durch den Weg streicht.

Moor ärgerlich. Ich wüßte nicht wozu wir den Muth noch haben sollten, und noch nicht gehabt hätten.

Spiegelberg. So? — Und du willst also deine Gaben in dir verwittern lassen? Dein Pfund vergraben? Meynst du, deine Stinkereyen in Leipzig machen die Gränzen des menschlichen Witzes aus? Da laß uns erst in die große Welt kommen. Paris und London! — wo man Ohrfeigen einhandelt, wenn man einen mit dem Nahmen eines ehrlichen Mannes grüßt. Da ist es auch ein Seelenjubilo, auenn [sic] man das Handwerk ins grose praktizirt. — Du wirst gaffen! Du wirst Augen machen! Wart, und wie man Handschriften nachmacht, Würffel verdreht, Schlösser aufbricht, und den Koffern das Eingeweid ausschüttet — das sollst du noch von Spiegelberg lernen! Die Kanaille soll man an den

B 5 näch-

---

ein Schauspiel. 25

Was zu thun? Der Hund ist mir hart an den Fer-||sen und wüthig, also kurz resolvirt — ein Anlauf || genommen — drüben bin ich. Dem Sprung hatt || ich Leib und Leben zu danken; die Bestie hätte mich || zu Schanden gerissen. ||

Moor. Aber wozu izt das? ||

Spiegelberg. Dazu — daß du sehen sollst, || wie die Kräffte wachsen in der Noth. Darum laß || ich mirs auch nicht bange seyn, wenns aufs äusser-||ste kommt. Der Muth wächst mit der Gefahr; || Die Kraft erhebt sich im Drang. Das Schicksal || muß einen großen Mann aus mir haben wollen, || weil's mir so queer durch den Weg streicht. ||

Moor ärgerlich. Ich wüßte nicht wozu wir den || Muth noch haben sollten, und noch nicht gehabt || hätten. ||

Spiegelberg. So? — Und du willst also dei-||ne Gaben in dir verwittern lassen? Dein Pfund || vergraben? Meynst du, deine Stinkereyen in Leip-||zig machen die Gränzen des menschlichen Witzes || aus? Da laß uns erst in die große Welt kommen. || Paris und London! — wo man Ohrfeigen einhan-||delt, wenn man einen mit dem Nahmen eines ehr-||lichen Mannes grüßt. Da ist es auch ein Seelen-||jubilo, wenn man das Handwerk ins große prakti-||zirt. — Du wirst gaffen! Du wirst Augen machen! ||

B 5 Wart,

26 Die Räuber,

nächsten besten Galgen knüpffen, die bei **geraden** Fingern verhungern will.

Moor bitter. Brav Moriz — und wo hast du dergleichen feine Künste gelernt?

Spiegelberg. Eben da wo du das Sauffen und Rauffen und Spielen und Kindermachen gelernt hast. Guter Mensch, das lernt sich von selbst. Und wenn's hiezu an Kopf mangelt, der soll sich die Lust vergehen lassen ein Spitzbub zu seyn. Es sollte mir leyd thun, wenns damit alle wäre.

Moor zerstreut. Wie? Du hast es wol gar noch weiter gebracht?

Spiegelberg. Ich glaube gar, du setzest ein Mißtrauen in mich. Wart, laß mich erst warm werden; du sollst Wunder sehen, dein Gehirnchen soll sich im Schädel umdrehen, wenn mein kreisender Witz in die Wochen kommt, auf den Tisch schlagend. Aut Cæsar, aut nihil! Du sollst eifersüchtig über mich werden.

Moor. Moriz! Wie wird dirs? Moriz!

Spiegelberg steht auf, hizig. Ja! Eifersüchtig — gifftig sollst du, sollt ihr alle über mich werden. Ich will Pfiffe ausspinnen, darüber euch der Verstand still stehen soll. — Wie es sich aufhellt in mir! Große Gedanken dämmern auf in meiner Seele! Riesenplane gähren in meinem schöpfrischen Schedel. Verfluchte Schlaffsucht! sich vor'n Kopf schlagend. Die bisher meine Kräffte in Ketten schlug,

meine

---

26 Die Räuber,

Wart, und wie man Handschriften nachmacht, ‖ Würffel verdreht, Schlösser aufbricht, und den Kof-‖fern das Eingeweid ausschüttet — das sollst du noch ‖ von Spiegelberg lernen! Die Kanaille soll man an ‖ den nächsten besten Galgen knüpfen, die bei **gera-‖den** Fingern verhungern will. ‖

Moor zerstreut. Wie? Du hast es wol gar noch ‖ weiter gebracht? ‖

Spiegelberg. Ich glaube gar, du setzest ein ‖ Mißtrauen in mich. Wart, laß mich erst warm ‖ werden; du sollst Wunder sehen, dein Gehirnchen ‖ soll sich im Schädel umdrehen, wenn mein kreisen-‖der Witz in die Wochen kommt. — Steht auf, hitzig. ‖ Wie es sich aufhellt in mir! Große Gedanken dämmern auf in meiner Seele! Riesenplane gähren in ‖ meinem schöpfrischen Schedel. Verfluchte Schlaf-‖sucht! Sich vor'n Kopf schlagend. Die bisher meine ‖ Kräffte in Ketten schlug, meine Aussichten sperrte ‖ und spannte; ich erwache, fühle wer ich bin — wer ‖ ich werden muß! ‖

Moor. Du bist ein Narr. Der Wein bramar-‖basirt aus deinem Gehirne. ‖

Spiegelberg hitziger. Spiegelberg, wird es hei-‖ßen, kannst du hexen Spiegelberg? Es ist Schade ‖ daß du kein General worden bist, Spiegelberg, wird ‖ der König sagen, du hättest die Oestreicher durch [sic] ‖

ein

ein Schauspiel. 27

meine Aussichten sperrte und spannte; ich erwache, fühle wer ich bin — wer ich werden muß! Geh, laß mich! Ihr aber sollt noch von mir das Gnadenbrod haben.

Moor. Du bist ein Narr. Der Wein bramarbasirt aus deinem Gehirne.

Spiegelberg hitziger. Spiegelberg, wird es heißen, kannst du hexen Spiegelberg? Es ist Schade daß du kein General worden bist, Spiegelberg, wird der König sagen, du hättest die Oestreicher durch ein Knopfloch gejagt. Ja, hör ich die Dokters jammern, es ist unverantwortlich daß der Mann nicht die Medizin studirt hat, er hätte wider den Tripper ein Spezifikum erfunden. Ach! und daß er das Kamerale nicht zum Fach genommen hat, werden die Sullys in ihren Kabinetten seufzen, er hätte aus Steinen Louisd'ore hervorgezaubert. Und Spiegelberg wird es heißen in Osten und Westen, und in den Koth mit euch ihr Memmen, ihr Kröten, indeß Spiegelberg mit ausgespreiteten Flügeln zum Tempel des Nachruhms empor fliegt.

Moor steht auf, tritt ans Fenster. Tropf!

Spiegelberg umarmt ihn mit Heftigkeit. Bruder! Bruder! Izt wollen wir erst anfangen zu leben. Danks deinem Kopf, daß ich dich brauchen kann. Du hängst dich an den Adler Spiegelberg wie der Zaunkönig und kommst mit ihm zur Sonne.

Moor. Glück auf den Weeg! Steig du auf

Schand-

---

ein Schauspiel. 27

ein Knopfloch gejagt. Ja, hör ich die Dokters ‖ jammern, es ist unverantwortlich daß der Mann ‖ nicht die Medizin studirt hat, er hätte ein neues ‖ Kropfpulver erfunden. Ach! und daß er das Ka-‖merale nicht zum Fach genommen hat, werden die ‖ Sullys in ihren Kabinetten seufzen, er hätte aus ‖ Steinen Louisd'ore hervorgezanbert [sic]. Und Spiegel-‖berg wird es heißen in Osten und Westen, und in ‖ den Koth mit euch ihr Memmen, ihr Kröten, in-‖deß Spiegelberg mit ausgespreiteten Flügeln zum ‖ Tempel des Nachruhms empor fliegt. ‖

Moor. Glück auf den Weeg! Steig du auf ‖ Schandsäulen zum Gipfel des Ruhms. Im Schat-‖ten meiner väterlichen Hayne, in den Armen mei-‖ner Amalia lockt mich ein edler Vergnügen. Schon ‖ die vorige Woche hab ich meinem Vater um Verge-‖bung geschrieben, hab ihm nicht den kleinsten Um‖stand verschwiegen, und wo Aufrichtigkeit ist, ist ‖ auch Mitleid und Hilfe. Laß uns Abschied neh-‖men Moriz. Wir sehen uns heut, und nie mehr. ‖ Die Post ist angelangt. Die Verzeihung meines ‖ Vaters ist schon innerhalb dieser Stadtmanren [sic]. ‖

Schwei-

28 Die Räuber,

Schandsäulen zum Gipfel des Ruhms. Im Schatten meiner väterlichen Hayne, in den Armen meiner Amalia lockt mich ein edler Vergnügen. Schon die vorige Woche hab ich meinem Vater um Vergebung geschrieben, hab ihm nicht den kleinsten Umstand verschwiegen, und wo Aufrichtigkeit ist, ist auch Mitleid und Hilffe. Laß uns Abschied nehmen Moriz. Wir sehen uns heut, und nie mehr. Die Post ist angelangt. Die Verzeihung meines Vaters ist schon innerhalb dieser Stadtmauren.

Schweizer. Grimm. Roller. Schufterle. Razmanu [sic] treten auf.

Roller. Wißt ihr auch, daß man uns auskundschaftet? —

Grimm. Daß wir keinen Augenblik sicher sind aufgehoben zu werden?

Moor. Mich wunderts nicht. Es gehe wie es will! saht ihr den Schwarz nicht? sagt er euch von keinem Brief, den er an mich hätte?

Roller. Schon lang sucht er dich, ich vermuthe so etwas.

Moor. Wo ist er, wo, wo? will eilig fort.

Roller. Bleib! wir haben ihn hieher beschieden. Du zitterst? —

Moor. Ich zittre nicht. Warum sollt ich auch zittern? Kameraden! dieser Brief — freut euch mit mir! Ich bin der glücklichste unter der Sonne, warum sollt ich zittern?

Schwei=

---

28 Die Räuber.

Schweizer. Grimm. Roller. Schufterle. || **Razmann** treten auf. ||

Roller. Wißt ihr auch, daß man uns auskund=¦schaftet? ||

Grimm. Daß wir keinen Augenblick sicher sind || aufgehoben zu werden? ||

Moor. Mich wunderts nicht. Es gehe wie es || will! saht ihr den Schwarz nicht? sagt er euch || von keinem Brief, den er an mich hätte? ||

Roller. Schon lang sucht er dich, ich vermu=¦the so etwas. ||

Moor. Wo ist er, wo, wo? will eilig fort. ||

Roller. Bleib! wir haben ihn hieher beschieden. || Du zitterst? — ||

Moor. Ich zittre nicht. Warum sollt ich auch || zittern? Kameraden! dieser Brief — freut euch || mit mir! Ich bin der Glücklichste unter der Son=¦ne, warum sollt ich zittern? ||

Schwarz tritt auf. ||

Moor fliegt ihm entgegen. Bruder, Bruder, den || Brief! den Brief! ||

Schwarz.

Schweizer setzt sich an Spiegelbergs Plaz, und trinkt seinen Wein aus.

Schwarz tritt auf.

Moor fliegt ihm entgegen. Bruder, Bruder, den Brief! den Brief!

Schwarz lächelnd. Was für einen Brief? — ich weis von keinem Brief.

Moor sucht ihm in den Taschen. Gib, gib! du hast ihn, must ihn haben. Sah ich dich nicht aus dem Posthaus herausgehen?

Schwarz zu den andern. Er will uns verlassen. Nicht wahr? ich soll ihm den Brief nicht in die Hände geben?

Alle. Zerreis ihn, zerreis ihn!

Moor greift an den Degen. Heraus mit, den Augenblick! oder du bist des Todes.

Schwarz giebt ihm den Brief, den er hastig aufbricht. Was ist dir? wirst du nicht wie die Wand?

Moor. Meines Bruders Hand!

Schwarz. Was treibt denn der Spiegelberg?

Grimm. Der Kerl ist unsinnig. Er macht Gestus wie beim sankt Veits Tanz.

Schufterle. Sein Verstand geht im Ring herum. Ich glaub er macht Verse.

Razmann. Spiegelberg! He Spiegelberg! — Die Bestie hört nicht.

Grimm schüttelt ihn. Kerl! träumst du, oder? --

Spie=

Schwarz giebt ihm den Brief, den er hastig aufbricht. ‖ Was ist dir? wirst du nicht wie die Wand? ‖

Moor. Meines Bruders Hand! ‖

Schwarz. Was treibt denn der Spiegelberg? ‖

Grimm. Der Kerl ist unsinnig. Er macht ‖ Gestus wie beym sankt Veits Tanz. ‖

Schufterle. Sein Verstand geht im Ring her=¦um. Ich glaub er macht Verse. ‖

Razmann. Spiegelberg! He Spiegelberg! — ‖ Die Bestie hört nicht. ‖

Grimm schüttelt ihn. Kerl! träumst du, oder? — ‖

Spiegelberg der sich die ganze Zeit über mit den Panto=¦minen eines Projektmachers im Stubeneck abgearbeitet hat, ‖ springt wild auf. La Bourse ou la vie! und pakt Schwei=¦zern an der Gurgel, der ihn gelassen an die Wand wirft, — ‖ Moor läßt den Brief fallen, und rennt hinaus. Alle fahren auf. ‖

Roller ihm nach. Moor! wonaus, Moor? was ‖ beginnst du? ‖

Grimm. Was hat er, was hat er? Er ist ‖ bleich wie die Leiche. ‖

Schweizer. Das müssen schöne Neuigkeiten ‖ seyn! Laß doch sehen! ‖

Rol=

30 Die Räuber,

Spiegelberg der sich die ganze Zeit über mit den Pantominen eines Projektmachers im Stubeneck abgearbeitet hat, springt wild auf. La bourse ou la vie! und pakt Schweizern an der Gurgel, der ihn gelassen an die Wand wirft, alle lachen — Moor läßt den Brief fallen, und will hinausrennen. Alle fahren auf.

Roller ihm nach. Moor! wonaus, Moor? was beginnst du?

Grimm. Was hat er, was hat er? Er ist bleich wie die Leiche.

Moor. Verloren, verloren! rennt hinaus.

Grimm. Das müssen schöne Neuigkeiten seyn! Laß doch sehen!

Roller nimmt den Brief von der Erde, und ließt.

„Unglücklicher Bruder!" der Anfang klingt lustig. „Nur kürzlich mus ich dir melden, daß deine Hoffnung vereitelt ist — du sollst hingehen, läßt dir der Vater sagen, wohin dich deine Schandthaten führen. Schon lang hört er auf, dich unter seine Söhne zu zählen, und schämt sich von dir Vater genannt zu werden. Auch, sagt er, werdest du dir keine Hoffnung machen, jemals Gnade zu seinen Füssen zu erwimmern, wenn du nicht gewärtig seyn wollest, im untersten Gewölb seiner Thürme mit Wasser und Brod so lang traktirt zu werden, bis deine Haare wachsen wie Adlers, Federn, und deine Nägel wie Vogels-Klauen werden. Das sind seine eigene Worte. Er befiehlt

mir

---

30 Die Räuber,

Roller nimmt den Brief von der Erde, und ließt. ‖

„Unglücklicher Bruder!" der Anfang klingt lustig. ‖ „Nur kürzlich mus ich dir melden, daß deine Hoff-¦nung vereitelt ist — du sollst hingehen, läßt dir ‖ der Vater sagen, wohin dich deine Schandthaten ‖ führen. Auch, sagt er, werdest du dir keine Hoff-¦nung machen, jemals Gnade zu seinen Füssen zu ‖ erwimmern, wenn du nicht gewärtig seyn wollest, ‖ im untersten Gewölb seiner Thürme mit Wasser ‖ und Brod so lang traktirt zu werden, bis deine ‖ Haare wachsen wie Adlers-Federn, und deine Nä-¦gel wie Vogels-klauen werden. Das sind seine eige-¦ne Worte. Er befiehlt mir den Brief zu schliessen. ‖ Leb wohl auf ewig! Ich bedaure dich — ‖

Franz von **Moor.**" ‖

Schweizer. Ein zukersüßes Brüdergen! In ‖ der That! — Franz heißt die Kanaille? ‖

Spiegelberg sachte herbey schleichend. Von Wasser ‖ und Brod ist die Rede? Ein schönes Leben! Da ‖ hab ich anders für euch gesorgt! Sagt' ichs nicht, ‖ ich müßt' am Ende für euch alle denken? ‖

Schweizer. Was sagt der Schafskopf? der ‖ Esel will für uns alle denken? ‖

Spiegelberg. Haasen, Krüppel, lahme Hun-¦

de



ein Schauspiel. 31

mir den Brief zu schliessen. Leb wohl auf ewig! Ich bedaure dich —

Franz von Moor."

Schweizer. Ein zukersüses Brüdergen! In der That! — Franz heißt die Kanaille?

Spiegelberg. Sachte herbey schleichend. Von Wasser und Brod ist die Rede? Ein schönes Leben! Da hab ich anders für euch gesorgt! Sagt' ichs nicht, ich müßt' am Ende für euch alle denken?

Schweizer. Was sagt der Schafs-Kopf? Der Esel will für uns alle denken?

Spiegelberg. Haasen, Krüppel, lahme Hunde seyd ihr alle, wenn ihr das Herz nicht habt etwas Grosses zu wagen.

Roller. Nun, das wären wir freylich, du hast recht — aber wird es uns auch aus dieser vermaledeyten Lage reissen, was du wagen wirst? wird es? —

Spiegelberg. mit einem stolzen Gelächter. Armer Tropf! aus dieser Lage reissen? hahaha! — aus dieser Lage reissen? — und auf mehr raffinirt dein Fingerhut voll Gehirn nicht? und damit trabt deine Mähre zum Stalle? Spiegelberg müßte ein Hundsvot seyn, wenn er mit dem nnr [sic] anfangen wollte. Zu Helden, sag ich dir, zu Freyherrn, zu Fürsten, zu Göttern wirds euch machen.

Razmann. Das ist viel auf einen Hieb, wahr-

lich!

---

ein Schauspiel. 31

de seyd ihr alle, wenn ihr das Herz nicht habt et-||was Grosses zu wagen?||

Roller. Nun, das wären wir freylich, du hast || recht — aber wird es uns anch [sic] aus dieser vermale-||deyten Lage reissen, was du wagen wirst? wird || es? — ||

Spiegelberg mit einem stolzen Gelächter. Armer || Tropf! aus dieser Lage reissen? hahaha! — ans [sic] || dieser Lage reissen? — und auf mehr raffinirt dein || Fingerhut voll Gehirn nicht? und damit trabt dei-||ne Mähre zum Stalle? Spiegelberg müßte ein || Hundsvot seyn, wenn er mit dem nur anfangen || wollte. Zu Helden, sag ich dir, zu Freyherrn, zu || Fürsten, zu Göttern wirds euch machen! ||

Razmann. Das ist viel auf einen Hieb, wahr-||lich! Aber es wird wohl eine halsbrechende Arbeit || seyn, den Kopf wirds wenigstens kosten. ||

Spiegelberg. Es will nichts als Muth, denn || was den Wiz betrifft, den nehm ich ganz über || **mich**. Muth, sag ich, Schweizer Muth, Roller, || Grimm, Razmann, Schufterle! Muth! — ||

Schweizer. Muth? Wenns nur das ist — ||

Muth

32 Die Räuber,

lich! Aber es wird wohl eine halsbrechende Arbeit seyn, den Kopf wirds wenigstens kosten.

Spiegelberg. Dich nicht, Razmann! dafür steh ich dir — es will nichts als Muth, den was den Wiz betrifft, den nehm ich ganz über **mich.** Muth, sag ich, Schweizer! Muth, Roller, Grimm, Razmann, Schufterle! Muth! —

Schweizer. Muth? Wenns nur das ist — Muth hab ich genug um baarfus mitten durch die Hölle zu gehn.

Schufterle. Muth genug, mich unterm lichten Galgen mit dem leibhaftigen Teufel um einen armen Sünder zu balgen.

Spiegelberg. So gefällt mirs! Wenn ihr Muth habt, tret einer auf, und sag: Er habe noch etwas zu verlieren, und nicht alles zu gewinnen! —

Schwarz. Wahrhaftig, da gäbs manches zu verlieren, wenn ich das verlieren wollte, was ich noch zu gewinnen habe!

Razmann. Ja, zum Teufel! und manches zu gewinnen, wenn ich das gewinnen wollte, was ich nicht verlieren kann.

Schufterle. Wenn ich das verlieren müßte, was ich auf Borgs auf dem Leibe trage, so hätt' ich allenfalls morgen nichts mehr zu verlieren.

Spiegelberg. Also denn! Er stellt sich mitten unter sie mit beschwörendem Ton. Wenn noch ein Tropfen

deut=

---

32 Die Räuber,

Muth hab ich genug nm [sic] baarfus mitten durch die ‖ Hölle zu gehn. ‖

Schufterle. Muth genug, mich unterm lich=‖ten Galgen mit dem leibhaftigen Teufel um einen ‖ armen Sünder zu balgen. ‖

Spiegelberg. So gefällt mirs! Wenn ihr ‖ Muth habt, tret einer auf, und sag: Er habe ‖ noch etwas zu verlieren, und nicht alles zu gewin=‖nen! — ‖

Schwarz. Wahrhaftig, da gäbs manches zu ‖ verlieren, wenn ich das verlieren wollte, was ich ‖ noch zu gewinnen habe! ‖

Razmann. Ja, zum Teufel! und manches zu ‖ gewinnen, wenn ich das gewinnen wollte, was ‖ ich nicht verlieren kann. ‖

Schufterle. Wenn ich das verlieren müß=‖te, was ich auf Borgs auf dem Leibe trage, so ‖ hätt' ich allenfalls morgen nichts mehr zu verlie=‖ren. ‖

Spiegelberg Also denn! Er stellt sich mitten unter sie ‖ mit beschwörendem Ton. Wenn noch ein Tropfen ‖

deut=

Daniel Stoppe.

Von

Johann Jakob Baebler.

Daniel Stoppe, geb. 17. Nov. 1697 zu Hirschberg, studierte 1719—1722 zu Leipzig Philosophie, Mitglied der deutschen Gesellschaft, 1742 Conrector in Hirschberg; † 12. Juli 1747. Goedeke hat folgende Werke verzeichnet (Grdr. II S. 539):

1. Erste Sammlung von Daniel Stoppens Silesii Teutschen Gedichten. Frankfurt u. Leipzig 1728.

2. Zweite Sammlung. Ebd. 1729.

3. Der Parnass im Sättler oder scherz- und ernsthafte Gedichte. Ebd. 1735.

4. Sonntagsarbeit oder geistliche Gedichte auf alle Sonn- und Festtage durch das ganze Jahr. Hirschberg 1737. (rep. Leipzig u. Laub. 1742).

5. Neue Fabeln oder moralische Gedichte, der Jugend zu einem nützlichen Zeitvertreibe aufgesetzt. Breslau 1738. Theil II. Breslau 1740. Titelauflage Breslau 1745.

Diese Auflage ist persifliert in einem Schriftchen, 42 Seiten stark, und betitelt:

Aufrichtiger Unterricht von den geheimsten Handgriffen in der Kunst, Fabeln zu verfertigen. Dem Herrn Johann Wursten von Koenigsberg mitgetheilt von Herrn Daniel Stoppen aus Hirschberg. Breslau, verlegts Joh. Jacob Korn. 1745.

Danzel (Gottsched und seine Zeit S. 85) erwähnt Stoppes mit Bezug auf dessen Fabelübersetzungen und Fabeldichtungen. Er nennt ihn einen der bekannten Schriftsteller zu der Zeit, als die deutsche Gesellschaft in Leipzig blühte.

Gottsched (Critische Beyträge V. S. 342) begleitet die Sonntagsarbeit Stoppes mit folgenden Worten: „Nachdem der Dichter mit seinen weltlichen Gedichten Beifall gefunden,

so ist zu vermuthen, dass er sich auch mit seinen geistlichen Cantaten Liebhaber zu wege bringen werde. Sonderlich werden die Herrn Componisten zur Beförderung der öffentlichen Andacht dieselben wol brauchen können. Nur wäre es zu wünschen, dass der Urheber dieser Gedichte bei seiner sonst ganz reinen und flüssigen Poesie sich der gar zu niedrigen Ausdrückungen enthalten möchte, die einen oft auch mitten in der Andacht zum Lachen bewegen können."

Dieses Urtheil sagt zweierlei: Gottsched anerkennt poetischen Gehalt und eine reine flüssige Form, tadelt aber die niedrigen und geschmacklosen Ausdrücke. Er sieht die Aufgabe der Poesie in einem verständigen Ausdrucke der Gedanken, Stoppes Poesie ist demnach auch verständig; nur fällt der Ausdruck dieser verständigen Poesie unter das Mass des schicklichen hinab — und doch wird sie aufs neue einem Publicum empfohlen, das schon an den früheren Dichtungen Stoppes Gefallen gefunden hat.

Stoppe bietet nach heutigem Urtheile gemeine Poesie in entsprechend gemeinen Ausdrücken. Es dürfte sich also an und für sich kaum lohnen, diese elenden Machwerke wieder aufzufrischen. Allein gerade diese verzerrten Producte einer garstigen Einbildungskraft sind recht geeignet einerseits das ringen der Schweizer gegen die Würdelosigkeit der Gottschedischen Schule begreiflich zu machen und anderseits zu erklären, warum Lessing mit vernichtendem stillschweigen über die Anhänger des Leipziger Meisters weggeht. Die unmittelbare Einsicht in die Arbeitsweise dieser Schriftsteller ist um so wünschenswerther, da man sich nach und nach gewöhnt die einmal festgeformten litterarischen Urtheile von Mund zn Mund, von Buch zu Buch weiterzupflanzen ohne selbst die verurtheilten Dichter kennen zu wollen oder kennen zu können; denn es ist oft recht schwer, diese verschollenen Erzeugnisse unter die Augen zu erhalten, und die Lesebücher bieten nur eine kleinste und feinste Auswahl.

Hirschberg, an den Ausläufern des Riesengebirges und am Bober liegend, eine gewerb- und geschäftsreiche Stadt Schlesiens, hielt noch einen Schatten jener litterarischen Be-

rühmtheit aufrecht, die an die erste und zweite schlesische Dichterschule geknüpft ist. Ausser Stoppe und Lindner werden noch erwähnt der Commercienrath C. G. Glafey und der Prediger Volkmar. „Da wurde denn Unglaubliches besungen, man war aber, ungeachtet Gottschedisch-beschränkter Anschauung der Kunst, wie es scheint, sehr vergnügt dabei. Von den Erzeugnissen des Hirschberger Dilettantismus ist auch nur ein kleiner Theil gedruckt worden.“ *

Man dichtete aber nicht mehr im Sinne und in der Tradition eines Hoffmannswaldau und Lohenstein. Günther (1695—1723) bildete in seinen späteren Gedichten den Uebergang von dem überschwenglichen Schwulst jener zu der nüchternen Dichtweise der Franzosen. Stoppe hatte sich in seinen Jugendgedichten an Günther angelehnt, aber auch allmählich übergelenkt zu jenem Kreise, der den Lohensteinischen Geschmack bekämpfte, zur deutschen Gesellschaft in Leipzig; mit ihm Lindner, der ebenfalls in Hirschberg lebte und sich durch Arbeiten über Opitz einen Namen gemacht hatte. **

Gottsched hatte sich über Lohenstein ungnädig geäussert und dadurch den Zorn der Schlesier erregt. Damit aber drohte er auch das geschichtliche Band zu zerschneiden, welches die deutsche Gesellschaft an die Görlitzer und somit an Schlesien knüpfte. Als er gar noch die schlesische Mundart durch die meissnische ersetzte und diese zur allgemeinen Schriftsprache erhob, regte sich auch der Unmuth unter den schlesischen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft, und Gottsched nahm seinen Austritt, 1738. Lindner und Stoppe bemühten sich den Groll Gottscheds von sich abzuleiten. Lindner erwähnt in einem Schreiben, welches den Dank für die Aufnahme in die deutsche Gesellschaft erstattet, des Lebens

---

* Aug. Kahlert, Schlesiens Antheil an deutscher Poesie. Breslau 1835.

** Caspar Gottlieb Lindner, Arzt und Rathmann zu Hirschberg, Mitglied der deutschen Gesellschaft in Leipzig.

1. Nachrichten von M. Opitz v. Boberfeld Leben, Tod und Schriften. Hirschberg 1741.

2. Deutsche Gedichte und Uebersetzungen mit vielen poetischen und historischen Anmerkungen, aus alten und höchst seltenen schriftlichen Urkunden. Breslau und Leipzig 1743. (Goedeke, Grundriss II 555.)

Günthers, welches aus der Mitte der deutschen Gesellschaft geschrieben sei, und der durchgezogenen Lohensteinschen Rede (auf Hoffmannswaldau), gegen welche von Schlesien aus eine Vertheidigungsschrift vorbereitet werde. Er fährt dann fort: „Nur lassen Sie solche nicht ganz Schlesien entgelten, worin Ihnen viele wahrheitsliebende Gemüther gewogen sind, die Sie aber durch eine allgemeine Empfindlichkeit von sich ablehnen würden". (Danzel, Gottsched, S. 98.)

Stoppe hat sich der Zudringlichkeit Doctor Steinbachs aus Breslau zu erwehren, der mit günstigen Anpreisungen des „Parnasses im Sättler" ihn von Gottsched ab und zu den patriotischen Schlesiern hinziehen wollte. „Indessen bitte mich in Dero Gewogenheit zu erhalten und mich nicht unter die Schlesier zu zählen, die aus Liebe für ihr Vaterland sich nicht schämen, der Wahrheit und noch dazu in so groben Ausdrückungen zu widersprechen." (Danzel, a. a. O. S. 99.)

Dieser soeben angeführte Parnass mag nun den Stoff liefern zu der Einsicht in diejenige Dichtweise, welche unter Gottschedischer Führung sich für einige Zeit die Herrschaft errungen hatte.

Die Sammlung heisst: Der Parnass im Sättler. Stoppe gibt über diese Bezeichnung in der Vorrede Aufschluss:

„Der Sättler ist ein langgedehnter Berg voll Fichten und Tannen. Der Zaaken und der Bober, zwey hiesige Flüsse, vereinigen sich bey unserm sogenannten Hausberge und flüssen gemeinschaftlich in einer langen Vertiefung zwischen zwey mässighohen Bergen von hier auf Boberröhrsdorf zu. Die mittägige Seite, oder der Berg linker Hand des Flusses ist eigentlich der sogenannte Sättler" ..... Dieser Ort ist der allgemeine Belustigungsort der Bewohner von Hirschberg und regt zu poetischen Gedanken an:

„Wenn ich vor jemanden Verse machen soll, und keine rechte Lust dazu habe: so darf ich mich nur hier niederlassen, so gehts hinter einander weg, als wenn es geschmiert wäre; wie ich denn die mehrsten von gegenwärtigen Gedichten an diesem angenehmen Orte geschrieben habe ... Ich habe mir auch nebst etlichen Academischen Freunden, die hier als Can-

ditaten leben, die Mühe gegeben, von Stein und Moos ein Camin aufzubauen, welches gleichsam durch eine kleine offne Stube, in welcher, statt der Stühle, Bänke von Raasen aufgerichtet stehen, eingeschlossen wird. Hinter dem Camin, etwas höher an dem Berge, befindet sich ein grosser Steinfels, der scheef auf, ohngefehr sechs Ellen weit, seitwärts hervorragt, und die Aehnlichkeit eines einseitigen Daches hat. Unter diesem Felsen sind zwey Bänke von Stein und Moos gemacht worden, damit man bey einem unversehens einfallenden Regen trocken sitzen kan. Auf der andern Seite sind drey grosse Säle mit dazu gehörigen Raasenbänken Stufenweise über einander angelegt, wovon man sich aus dem beygefügten Kupferblatte (Titelkupfer) einen kleinen Begriff machen kan. Ich weis eben nicht so genau zu sagen, wer der erste gewesen, der diesen unsern gemeinschaftlichen Bau den Parnass genennet hat. Inzwischen ist der Name dem Orte eigen geblieben; denn wer in unserm Reviere, wo ich mit meinen Freunden angebauet habe, gewesen ist, der bleibt dabey, er wäre auf dem Parnass im Sättler gewesen."

Auf diesen Sättler liess sich Samuel Henzi führen in einem Traume, den er als songe de Misodème ou voiage sur le Parnasse de Hirschberg in die amusemens de Misodème 1745 eingelegt hat.*

Le Faune borna nôtre route en Silésie, où il me fit prendre terre sur un long monticule, ombragé d'un bois épais et impénétrable aux raions du soleil. Le pied de ce monticule est lavé par deux petites rivières, le Zake et la Bober, qui viennent y passer avec une murmure agréable, après avoir mêlé leurs ondes près du Hausberg. Ce lieu enchanté est dans le voisinage de Hirschberg, petite ville, mais fameuse, pour avoir donné le jour au Grand Stoppe, l'honneur de son lieu natal et le coryphée de ce Parnasse: Elle est par là aussi illustre que Mantoue, Sulmone, Venusium etc., qui sont décorées chacune du berceau d'un grand chantre. Sitôt que j'eûs mis pied à terre, mon guide me mena dans un endroit du monticule, où il y avoit un salon ouvert avec une cheminée élevée de mousse et de pierres. Dans le voisinage on voioit encore trois boulingrins

* Diese pièces fugitives en prose et en vers erschienen in zwanglosen Heften 1745 zu Neuenburg. Sieh meine Schrift: Samuel Henzis Leben und Schriften. Aarau 1879.



spacieux, garnis d'un triple banc de gazon, réhaussé en forme de théâtre, et tout près une grote pour se mettre à couvert de la pluie.

Ici, me dit le Faune, tu trouveras de quoi oublier facilement tous les accens du Pinde, que tu pouvois avoir apris par le comerce d'Homère, Virgile etc. Ce n'est que du commencement que ton oreille acoutumée à leur chant trouvera quelque dissonance; mais l'aimable societé, qui s'assemble ici, et surtout le fameux Stoppe te fera entendre une harmonie plus ravissante que celle d'Apollon même. Il me présenta ensuite à la nombreuse compagnie, qui étoit dans le salon à cheminée. Les uns prenoient du thé, du café, ou de la bière; les autres fumoient; d'autres jouoient au pamphile, au trictrac, au jeu de l'oie, au brin de paille et autres jeux spirituels, qui sont en vogue parmi eux. Chacun s'amusoit de son mieux, en atendant que Mr. Stoppe, qui méditoit profondément assi près du feu, la pipe à la bouche, començat à parler.

Lorsque le Faune m'eut présenté, il disparût et Mr. Stoppe après un grand inclinabo, que je lui fis, au risque de me rompre l'échine du dos, me demanda ce que je souhaitois de lui: Je lui répondis respectueusement, que j'étois amateur de la poésie et des belles lettres; que j'avois conçu le dessin, pour m'y fortifier, de faire le voiage de la Grèce et de monter sur le Pinde, mais qu'ouïant après par la bouche bruïante de la renommée, qu'il y avoit là un Parnasse du moins aussi illustre que le Pinde des Grecs, j'avois changé de projet et que j'y venois, pour profiter des lumières de son sublime génie, le supliant de vouloir bien me permettre de mouler mon cerveau sur le modèle de son illustre école. Là dessus Mr. Stoppe m'accorda gracieusement ma demande, et m'ordona de prendre place parmi plusieurs autres candidats du laurier, qui étoient là pour recevoir l'empreinte de son *αὐτὸς ἔφα*. J'obéïs sans me faire tirer l'oreille, et j'entendis pour la première fois ce grand home qui nous parla ainsi sur la

METAPHORE.

Çette figure, dit-il, est d'un grand secours dans la poësie: Elle sert à montrer un objet dans un autre: Une idée générale, composée et abstraite même par la métaphore se présente aux yeux de l'entendement d'une manière simple, concentrée et figurée: Les anciens, dit on, se morfondoient souvent sur le choix de ces objets. Ils étoient fort scrupuleux, tant sur la prétendue dignité que sur la ressemblance avec la chose, à la quelle ils devoient servir pour ainsi dire de miroir. Jamais ils n'avoient fini: semblables en cela à de certaines précieuses de nos jours, qui ne veulent se mirer que dans des glaces de Venise. Les François et les Anglois n'ont point encore secoué le joug de cette misérable pédanterie et par là ils manquent une infinité de traits d'esprit et de bon-mots, qui pétillent dans nos écrits. Pour nos poëtes Allemans, excepté un petit nombre

de cerveaux timides et scrupuleux, dans Hambourg, Berlin et Leipzic même, come par exemple Koenig, Broks etc., ils ont heureusement détrôné ce despotisme de la nature et des anciens sous la bannière triomphante du célèbre Gottsched, la gloire de sa secte.

Libres aujourd'hui de ce joug insuportable nos mains écrivent sans peine: les règles de nôtre poësie moderne sont si aisées que celui qui ne sauroit composer un poëme, faute de liberté, ressembleroit à un home, qui ne pourroit danser un menuet dans la sale de Westmunster à Londres, faute de place. Je vais vous enseigner une méthode charmante pour trouver des métaphores, sans ronger vos ongles et vous grater la tête: elle est d'une facilité étonante. Par exemple, j'entre chez un marêchal ferrant; ciel! quelle riche moisson de métaphores! J'y vois un enclume, qui sans dire mot, reçoit tous les jours mille coups de marteau: j'ai là une excellente emblème de la patience. Dabord je couche sur mon cahier poëtique, l'Enclume de la Patience. Je vois un souflet, qui met le brasier en fureur: Je dis, voilà come Mars échaufe un guerrier, et j'écris, Le Souflet de la Bravoure. Je vois come le marêchal détrempe son fer ardent dans une auge rempli d'eau: je me dis, voilà come la raison éteint chez le philosophe l'ardeur des passions, et je m'en enrichis de l'Auge de la Raison. J'entre chez un cordonier, je vois qu'on lui envoie un soulier trop étroit, qui blessoit le pied; l'artisan l'élargit sur une forme et le rend aisé. Je dis, tout come cette forme rend ce soulier comode et suportable, ainsi avec la patience l'on vient à bout de tout: La conclusion est juste. Je trouve là une autre métaphore de la patience et j'écris dans mon cahier, La Forme de la Patience. J'ai heureusement placé cette figure dans mon Parnasse p. 59, où je dis:

Quand on est en soufrance,
On prend la forme de la patience;
On élargit son cuir
Pour s'en pouvoir servir.

Y a-t-il quelque chose de mieux dit que cela? Par cette heureuse invention j'ai ramassé un bon milier de métaphores toutes gentiles, au moien desquelles tout ce qu'il y a d'abstrait, de vague et de répandu dans nos idées se concentre, se fixe, prend un corps et une figure. Par exemple p. 71 de mon célèbre Parnasse je réprésente noblement la bénédiction dans un pot et je dis:

O Ciel! De tes biens prend le pot,
Voici du Sieur Reymann le verre,
Daigne y verser pour lui complaire,
Car il a bien soif, en un mot.

Voilà quelque chose de bien figuré: vous voiés là le ciel en persone, qui tient un pot en main: Dans ce pot je concentre avec

deux mots tout ce qui peut rendre un home heureux. J'y foure longue vie, santé, force, beauté, richesses, honeurs, volupté etc. et tout le butin pour lequel les Académiciens, Stoiciens, Epicuriens se sont jadis si vivement chipotés. Voilà come une idée aussi composée, que celle de la bénediction, devient à vue d'oeil toute simple, sans rien perdre de son lustre. Un grand article du savoir à former heureusement des métaphores consiste aussi dans l'artifice de dire tout agréablement, plaisamment et avec esprit, sans avoir égard à la nature des choses. Par exemple: Je vois en Bavière une mère sabrée nager dans son sang, son enfant que le pandoure a laissé vivre par mégarde, veut encore teter et fatigue envain le sein glacé de sa malheureuse mère: D'abord je cherche des métaphores pour égaier la chose: J'apelle le pandoure un écuier tranchant qui découpe son gibier en vie: de l'enfant je dis, voilà un petit gourmand, qui veut boir son lait à la glace, et de cette façon au lieu de pleurer on rira de cet événement: et c'est tout ce qu'il faut chercher. Un François ou un Anglois servile imitateur des anciens et de la nature auroit ici empli sa bouche de je ne sai quelles expressions lugubres et tragiques, et vous auroit fait pleurer par son récit à chaudes larmes. D'abord leur Muse éplorée chausse en pareil cas son cothurne: Par contre la nôtre danse, dans ses escarpins: Cela ne vaut-il pas mieux? Je puis dire sans vanité, que mon Parnasse est riche en métaphores. Vous y remarquerez entre un milier d'autres, La colone de l'ardeur; Etre en grace auprès de quelqu'un jusqu'au gras de jambe; la joïe qui fait cabriole, come si elle écrivoit de l'Arabe en l'air; le gâteau du contentement; le firmament du comerce; le bal des pensées, où la joïe joue du violon etc.

Je ne sais si nôtre docteur nous en auroit dit avantage, mais justement quand la joie jouoit du violon au bal des pensées, je fus forcé d'élargir ma bouche, d'un bon quart d'aûne de Brabant pour bâiller. Cet éfort m'éveilla en sursaut et au lieu d'être sur le Parnasse de Hirschberg je me trouvai couché sur mon gazon peu satisfait de mon voiage imaginaire et bien résolû de ne le jamais faire réellement.

Der Traum Henzis eröffnet uns an den Metaphern in überaus belehrender Weise Grundsätze und Arbeitsverfahren der Gottschedianer. Alle Autorität wird verworfen, sowol der leitende Vorgang der alten als die gesunde Führung der Natur. Es gelten nicht mehr Schönheit und Aehnlichkeit, es gelten nicht mehr aesthetische Gesetze; man anerkennt nur den abzählenden Verstand, der wie in einem Rechenexempel ohne jegliche Prüfung den bildlichen statt des eigentlichen Ausdrucks

setzt und dabei so starr verfährt, dass ihn auch die widrigste Unnatürlichkeit nicht stösst: es ist ein Verdienst, eine grausame Soldatenscene durch eine Metapher in ein liebliches Bild umsetzen zu können.

Gottsched durfte wol mit Befriedigung einen Mann anpreisen, der so gewissenhaft den Grundsatz plattester Nüchternheit befolgte. Aber er fuhr erschreckt zurück vor dem nämlichen Manne, der diesen Grundsatz bis zur grinsenden Verzerrung ausbildete. Mit Recht trifft Stoppe die Skizze einer Leichenrede auf ein Bauerweib:* „Ach wie geschickt wusste sie nicht die Kühe zu melken! Ihre Hände, die doch von vielem Arbeiten ganz hart waren, verursachten diesen armen Thieren nicht den geringsten Schmerzen. Sie war auch so reinlich, dass man niemals das kleinste Stäubchen in der Milch gefunden, welche man bei ihr gekaufet hatte.“

Lessing zeichnet die Uebersetzungsweise der Frau Gottsched in Worten, welche auch hier zutreffen:

„Jede feinere Gesinnung ist in ihren gesunden Menschenverstand paraphrasiert, jeder affectvolle Ausdruck in die todten Bestandtheile seiner Bedeutung aufgelöst worden.“ **

Mit Unrecht aber wird Gottsched verantwortlich gemacht für alle die Ausschreitungen, welche seinen Anhängern zur Last geschrieben werden müssen und seinen Namen den mannigfachsten Angriffen aussetzten. —

Eine aus dem Parnass zusammengestellte Auswahl mag eine Vorstellung von der Stoppeschen Dichtung geben.

I. Bilder, welche dem Gebiete des Handels entnommen sind.

An einen erwarteten Collegen. Die Schlussstrophe heisst, Seite 44:

> Gottlob! du bist schon angemeldt,
> Dein Glücke reicht dir schon die Hände,
> Man neht an deiner Reverende,
> Das Holz zur Kanzel ist gefällt,

* Sammlung der Zürcherschen Streitschriften: Des Herrn v. Mauvillon Brief von den deutschen Poeten. V. Stück. S. 74.

** Dramaturgie 20. Stück.



Und dein Beruff fast unterschrieben.
O wollte dich das Glücke lieben,
Und setzte dich in Hirschberg ein:
Du würdest mich umsonst entbinden,
Und schenktest mir von meinen Sünden
Intress und Capital. Vielleicht kan's möglich seyn!

An eben denselben auf den Namenstag 5. Mai 1731, S. 46:

Dein saurer Schweiss, Müh und Geduld
Macht bey dem Himmel eine Schuld,
Die sich auf gute Zahlung freuet.
Die Vorsicht hat noch immer Brodt,
Denn das, was man dem Himmel leihet,
Wird richtig ausgezahlt. Es hat gar keine Noth.

Auf den Namenstag einer Dame, S. 53:

Bey Gott, als der von seinem Geben
Die Zahlen fleissig aufnotirt,
Und Buch und Rechnung drüber führt,
Ist die Valuta zu erheben. *

An einen Kaufmann. In der Schlussaria, S. 111:

Denn sein Leben
Ist kein todtes Capital,
Weil die Armen allemal
Die Intressen richtig heben.

Ebenfalls an einen Kaufmann, S. 122 und 123:

Ach! denk einmal zurücke,
Wie gross, wie stark, wie lang, wie breit
Deiner Handlung schönes Glücke
Zeithero worden ist,
So dass es fast nicht höher steigen könnte,
Nachdem du allbereits an jenem Handlungsfirmamente **
Ein Stern der ersten Grösse bist.

Ein einzges Wort von deiner Hand
Ist wie ein Zauberring und wie ein Talisman,
Der alle Cassen öffnen kan,
Wenn auch das Schloss davor halb-hottentottisch wäre.

---

* Henzi gibt diese Zeilen wieder in den Worten: „Stoppe . . fait tenir les livres à Dieu.“ Amusemens de Misodème. Feuille 2. S. 15.

** Henzi: „le firmament du commerce“. Amusemens de Misodème. 2. Feuille. S. 13.

In einer Aria heissen Strophe 4 und 7, S. 197:

Vermehret sich das Capital,
So wächst die Noth mit jedem Morgen,
Statt der Intressen sind die Sorgen.
Den Geiz verfolgen Furcht und Qvaal.
Wie bald erscheinen Hiobs Bothen?
Wenn Geld und Gut die Schwindsucht kriegt?
Man wiegt die Redlichkeit mit Lothen,
Wenn Falschheit ganze Centner wiegt.

Mein baares Nichts ist bald gezehlt,
Ich kan von allen meinen Sachen
Das Facit ohne Kreide machen;
Doch da mir nichts als alles fehlt,
So hab' ich auch vor nichts zu sorgen.
Wie mancher grämt sich Tag und Nacht,
Wenn das Verleihen und das Borgen
Sein Capital zu Wasser macht!

Die Schlusszeilen einer Aria, S. 206, heissen:

Mein Testament wird einst voll Nullen seyn.
Ich schmause doch, wenn mancher darbt und spricht:
So mach' ichs nicht.

Auf das Namensfest eines Kaufmanns, S. 259 ff.:

Der Tod ist stets mein Feind gewesen,
Der, wenn der letzte Bruch die ganzen Zahlen trennt,
Die Zähler mir vermacht, die Nenner andren gönnt.

Sechs Mäulern täglich Brodt zu geben
Erfordert schon ein Capital.
Der Tisch sey noch so knap und schmal,
So frist mir doch diess magre Leben
Bey der Vergleichung meiner Schuld
Die baare Rechnung der Geduld.
Ist ja noch etwan was geblieben,
So wirds der Rechnung gut geschrieben,
Die vor die Kleidung sorgt. Des ganzen Jahresschluss
Behält zu guter Lezt drey Nullen Ueberschuss.

Die Schlusszeilen auf den Namenstag eines Kaufmanns, S. 294:

Denn wer wie Gottfried negozirt,
Der wird, der muss gesegnet heissen,
Weil er die Handlung stets vor Gottes Rechnung führt.

S. 247. Aus einer Aria:

Wenn ich hier nichts Eignes habe,
Dieses macht mir nicht Verdruss,
Weil man mir den Platz zum Grabe
Ohne Zins verstatten muss.

Auf ein Hochzeitfest. In fremdem Namen, S. 345:

Vergnügte Braut! wo denkst du hin?
Wie artig änderst du den Sinn
Und drehst der Kaufmannschaft den Rücken!
Gewölb und Kram bleibt, wo ihr seyd.
Du wendest dich zur Geistlichkeit.
Wie wird sich diess zusammen schicken?
Gar wohl. Dein werther Schatz, der dich nach Hause führt,
Hat seine Gunst auf deine Tugend
Und auf die Schönheit deiner Jugend,
O selge Handlungsart! vollkommen barattirt.

Die Handlung und das Predigtamt,
Weil beydes List und Trug verdammt,
Vergleichen sich in vielen Dingen,
So dass man einen Gottesmann
Auch einen Kaufmann nennen kan.
Man darf sich gar nicht lange zwingen
Und Grund und Folgerung mit aller Macht verdrehn;
Nein! Nein! man kan mit offnen Augen,
Sie müsten denn sonst gar nichts taugen,
Den deutlichen Erweis von dem Vergleiche sehn.

Die Kaufmannschaft der Geistlichkeit
Erfordert Müh, Geduld und Streit,
Sonst kan man leicht zu Grunde gehen.
Der Fluch ist der Versäumung Lohn.
Man handelt auf Commission,
Und mit del credere zu stehen.
Denn in dem proprio wird hier nichts marchandirt.
Gott will allein Verleger bleiben,
Der denen, die sein Werk recht treiben,
Oft mehr als 2 pro Cent aus Gnaden remittirt.

Der Seligkeit gewisses Theil,
Vergebung, Segen, Trost und Heil,
Und jenes Geistes Abbasagen.
Diess sind die Waaren insgemein,
Die dieser Handlung eigen seyn,
Die Kirchen sind die Niederlagen.

Da wird des Herren Wort mit Segen negozirt.
Es dienen Kanzeln und Altäre
Statt der berühmten Contoire,
Woselbst man mündlich schreibt und Buch und Rechnung führt.

Die Münze, die den Kauf beschlüst,
Und bloss aus Gnaden gültig ist,
Ist Andacht, Busse, Glaub und Liebe.
Denn Gold und Silber gilt hier nicht,
Wohl aber das entbrante Licht
Der durch den Geist gerührten Triebe.
Ein Herz voll Reu wiegt mehr als 1000 Luis d'or,
Ein fromm Gemüth, ein gut Gewissen,
Die Strich und Probe halten müssen,
Zieht Gott beständig noch den grösten Summen vor.

Nur Schade, dass die Heucheley,
Die falschbekehrte Gleissnerey
Das falsche Geld mit Macht vermehren!
Der Bosheit renommirtes Haus
Stellt falsch- und lose Wechsel aus,
Die mit Protest zurücke kehren.
Die Scheinbekehrung gilt nur aussen vor der Welt;
Gott, der das Innerliche wehlet,
Gott, dessen Kenntniss niemals fehlet,
Verwirft den leeren Schein als falschbefundnes Geld.

Der Cours ist immer einerley,
Als der von der Verändrung frey
Stets unter dem alpari stehet.
Wenn Hamburg gleich sein Banco Geld
Dem Werthe nach vor besser hält,
Und stets das l'agio erhöhet;
Hier bleibts bey einer Art, weil der gesetzte Preis,
Den Christi Tod uns beygeleget,
Der die Valutta willig träget,
In gleichem Werthe bleibt, und nichts von Fallen weis.

Da nun dein Schatz, vergnügte Braut!
Das Pfund, das ihm Gott anvertraut,
Mit Vortheil suchet anzuwähren;
Ja da er als ein Handelsmann
Mit Gottes Gütern wuchern kan,
Die Leib und Seel zugleich ernähren:
So ist es auch daher kein seltnes Wunder nicht,
Wenn deine Neigung zu dem Handeln,

Die Art der Handlung zu verwandeln,
An einen Geistlichen sich offentlich verspricht.

O wohl vor dich so wie vor ihn!
Der Segen wird niemals verblühn,
Der euer Bündniss unterschreibet.
Gott, der, wie niemand anders weis,
Den Predigern vor Müh und Fleis
Den Gnadenlohn nicht schuldig bleibet,
Wird dir durch deinen Schatz zugleich Remessa thun,
Du wirst an Heil und Wohlergehen
Mit ihm a conto meta stehen,
Und wie die Kaufmannschaft in Gottes Vorsicht ruhn!

Auf ein anderes Hochzeitfest geht folgendes Gedicht, S. 350 f.:

Mein Köhler! deine Hochzeitfeyer
Verlangt von meiner Redlichkeit
Ein Sortiment gepünkte Schleyer.
Zu dienen! ja! ich bin bereit.
Itzt wirkt mein Kopf. Itzt muss ich eilen,
Damit die Liefrung bald geschicht.
Ein Web' ist allemal vier Zeilen,
Zehl nach, mein Freund! doch zürne nicht,
Wofern das kurze Maass der Waare
Nicht Brabands Elle richtig hält,
Indem mein Flachs vom Jahr zu Jahre
Stets schwächer, dünn- und kürzer fällt.
Lass, weil ich nicht zu wuchern denke,
Lass, sag ich, fünfe grade seyn,
Und nimm es an als ein Geschenke!
Wo nicht? so pack' ich wieder ein.
Doch nein! ich kenne dein Gemüthe,
Du siehst den guten Willen an,
Wenn meiner Waare schlechte Güte
Kein Kerngut wirklich heissen kan.
Ein jeder Faden ist ein Segen,
Der, wenn er schlecht gesponnen ist,
Gleichwohl der guten Meynung wegen
Dein Wohlseyn kräftig gnug umschlüst.
Verbaratir dein freyes Herze!
Sprich: Huy! mein Schatz! dein Herz ist mein.
Das Glück wird stets bey eurem Scherze
Mit euch a Conto meta seyn.
Die Handlung der gewognen Triebe
Trassirt auf Gott und wird vergnügt,

Weil der Importo eurer Liebe
Die Zahlung a drittura kriegt.
Der stumme Brief geneigter Blicke,
Den deine Braut stets acceptirt,
Kommt niemals mit Protest zurücke,
Wie wo sich der Credit verliehrt.
Den Rückstand avanzirter Posten
Vergnügt der Saldo seiner Zeit,
Und compensirt die Handlungskosten
Durch der Remessen Fruchtbarkeit.
Es kan euch auch so spät als frühe
Bey dem Rimborso nichts entgehn,
Der Himmel nimmt sich selbst die Mühe,
Euch stets del credere zu stehn.
Was wird euch nu vor Noth betreten?
Der Himmel selbst ist euer Stab;
Nur führt ihm durch ein fleissges Beten
Die vier pro Cento richtig ab!
Vier Vater unser baar gesprochen
Bezahlen die Provision
Und das Intresse vieler Wochen.
Welch Kaufmann kommt so leicht davon?
Lasst Geld und Wechsel höher steigen!
Es thut euch nichts. Denn siehe da!
Die Münze, die dem Ehstand eigen,
Heist stets moneta piccola.
Man gängelt sie, wer sollt' es denken?
So sieht sie wie Corrent Geld aus,
Und lauft sie endlich selbst an Bänken,
Alsdenn wird Banco Geld daraus.
Das L'agio saldirt sich nette,
Das Patengeld ersetzt den Werth,
Wenn das Negotium im Bette
Den Kinderconto jährlich mehrt.
Erlaubt mir, dass mein Wunsch itzt schweige!
Ihr seyd schon glücklich, werthe Zwey!
Vielleicht sagt übers Jahr ein Zeuge,
Wie fruchtbar eure Handlung sey.

Auf das betrübte Absterben einer Mutter, S. 369:

Der Himmel hat uns meistens schon
Das Facit in geheim verrenket,
Indem man per Addition
Die Zahlen zu vermehren denket.
Die Rechnung hintergeht uns offt,

Weil das Verhängniss unverhofft
Die Kreide nimmt und subtrahiret.
Wir setzen zu, Gott ziehet ab,
Und schreibt zwey Drittel in das Grab.
Denn 2 von 3 bleibt 1. wenn Gott die Rechnung führet.

Wir rechnen in den Tag hinein,
Da doch die Ziffern, die wir schreiben,
Gemeiniglich nur Nullen seyn,
Die ohne Werth und Namen bleiben,
Wenn Gottes Eins dazu noch fehlt,
Die den vermehrten Segen zehlt.
Die drey berühmten guten Dinge
Mit ihrer ganzen Rechenkunst
Sind nichts. Denn ohne Gottes Gunst
Käm das Exempel falsch, so sicher man auch gienge.

Betrübter Freund! es ist mir leid,
Dass deine Rechnung fehl gegangen,
Da deiner Ehe Fruchtbarkeit,
So schön sie sich auch angefangen,
Ein solch betrübtes Ende macht,
Das, statt Gewinn, Verlust gebracht.
Dein Schmerz ist billig recht zu sprechen.
Die Hoffnung zu dem Provenu
Geht drauf und zwar mehr als zu früh,
Und muss auch noch dazu die Mutter tödtlich brechen.

— — — — — — — — — — —

Und gnug! du wirst nach dieser Zeit
Dort in der frohen Ewigkeit,
Fehlt gleich die Rechnung hier, dein volles Facit finden.

Wie sehr diese Bildersucht eingerissen war, meldet ein Brief Joh. Ulrich Koenigs an Bodmer, aus Dresden, 28. Merz 1724.*

Er theilt eine Stelle aus Trillers „leidendem Christus“ mit, bei der er sich unmöglich des lachens enthalten konnte:

Wer Jesu sein Vermögen schenket,
Und da sein Geld in banco legt,
Das mehr als zwölf pro cento trägt,
Worauf der Geiz der Welt gedenket,
Der bringt sein Gut in Sicherheit,
Und wann es nun daselbst gelegen,
Hebt er nach dieser Zeit dagegen
Das Capital der Seligkeit.

* Literar. Pamphlete aus der Schweiz, Zürich 1781, S. 43 f.

„Ich will nicht urtheilen, wie weit dieses sich zu einer Aria und zur Musik schicke, ich will ihnen nur hier einen eben so schönen Gedanken mittheilen, der fast gleichen Innhalts. Er steht zu Leipzig in dem Gottesacker auf einem Leichenstein:

Auf der einen Seite ist der Kaufmann abgebildet und weiset dem Herrn Christo seine Schulden. Dabey steht:

Capital Conto unschätzbare Lösegeld und Ranzion 100000. Reichsthlr. Gewinn und Verlust-Conto an glükseligen Sterbe-Conto an Gewinn und wohlgestorben Conto ist der beste Gewinn 100000 Rthlr.

Unten lieset man:

Allhier ruhet in Gott, wie im Leben, also auch im Tode, Herr Felix Adam Blechschmied, Kauf- und Handelsmann, gebohren Anno 1669 den 7. April in Scheibenberg, und 1700 den 21. Oct. allhier in Leipzig selig verstorben.

Auf der andern Seite giebt der Herr Christus dem Kaufmann einen Wechselbrief.

Anno 1669 7. April in Scheibenberg auf F. A. Blechschmied bestimmten Sterbetage A. 1700 den 21. Oct. gelobe ich Jesus Christus sein treuer Bürge zu bezahlen diesen meinen Solo-Wechselbrief an denselben. Den Werth habe ich selbsten verdient, bin mit seinem Glauben und Leben vergnügt, schenke ihme dahero die ewige Seeligkeit aus Gnaden. Jesus Christus."

II. Von Gott gibt der Dichter folgende Vorstellungen. S. 17. Als der Graf Carl Gotthard Schafgotsch das erste Mal nach Warmbrunn kam.*

Die Andacht liegt auf beyden Knien,
Und schüttet vor dein Grafenhauss
Viel tausend Vater unser aus,
Dir jenes Amen zuzuziehen,
Das der Vermählten Glücke mehrt.
Gott, der manch stummes Ach! erhört,
Wird bey dem vielfachlauten Beten
Sein offnes Ohr nicht seitswerts drehn,
Noch den gemeinen Wunsch verschmähn,
Da so viel Betende vereint zusammen treten.

* Warmbrunn, eine Heilquelle, eine Meile von Hirschberg entfernt, Eigenthum des Grafen Schafgotsch.

S. 110. Auf den Namenstag eines Handelsmannes:

Gott nimmt sich selbst die Müh und unterschreibt mit eignen Händen
Dein glückliches Versenden.

S. 214. In einer Aria steht:

Der ist ärger als die Heyden,
Wer die Seinen nicht bedenkt.
Diesen Schimpf wird Gott nicht leiden,
Der uns ja noch speist und tränkt.
Und wie kan ich mehr begehren?
Bin ich Gottes, Gott ist mein;
Muss er mich doch wohl ernähren,
Will er nicht ein Heyde seyn.

S. 245. In einer anderen Aria:

Gott bleibt dennoch dein Versorger,
Wenn er noch so grausam scheint.
Färbt der Nachdruck seiner Ruthe
Das geritzte Fleisch mit Blute:
Gnug! der Schlag ist gut gemeynt.

S. 168. In einer dritten Aria:

Hielt' uns nicht die Ohnmacht ab,
Wie würden wir manchmal turniren!
Der Himmel sollte kaum vor unsrer Kühnheit sicher seyn,
Wir würden Gott mit Schlägen dräun,
Und mehr als einen Streich nach seinem Haupte führen.

S. 478:

Gott, der uns oft nach Norden lenkt,
Wenn unsre Reise Südwerts denkt,
Denkt selten so wie wir und führt ganz andre Charten,
Als Homann, Schenk und Weigel sticht.
Die Fahrt ist stark durchkreuzt. Dem Tage fehlt das Licht.

III. Tod, Begräbniss, Ewigkeit werden zu vielerlei widerlichen Einkleidungen missbraucht.

Drei Strophen aus einem Gedichte auf den Namenstag seiner Liebsten heissen, S. 57 f.:

Vergnügt mich keines Vaters Seegen
Durch ein vermögend Testament,
Das gleichsam als ein goldner Regen
Den Saaten frischen Wachsthum gönnt;
Ja mästet mich kein reiches Erbe
Voll, satt und dick und fett und roth:

So hab ich doch mein täglich Brodt.
Was schadets, wenn ich mager sterbe?
Die Würmer büssen etwas ein,
Die auf mein Bissgen Fleisch dereinst zu Gaste seyn.

Wofern mir Gott dein ehrlich Herze
Nicht eher von der Seite nimmt,
Bis dieses Lebens schwarze Kerze
Dereinst in deiner Treu verglimmt:
So kan mich keine Last erdrücken,
Ich weiche keinem Kreuze mehr,
Denn alles scheint mir halb so schwer,
Nachdem das Glück mit holden Blicken
Mein Wohl, das in der Tiefe steht,
Durch deines Umgangs Trost auf zwanzig Grad erhöht.

So lebe denn und überlebe
Einst meiner Jahre kurzen Rest,
Als den ich willig von mir gebe,
Wofern mir Gott den Trost noch lässt,
Dass einst der Nachdruck deiner Küsse,
So bald der Anfang jener Nacht
Der Liebe Feyerabend macht,
Mir die gebrochnen Augen schlüsse,
Wofern dein Mitleid etwa nicht
Der Freundschaft dieser Art aus Ohnmacht widerspricht.

S. 82. In der Schlussaria einer Geburtstagscantata:

Vivat! Herr Geyer, der dicke Juriste!
Vivat! Herr Geyer, der ehrliche Mann!
Ihr Würmer! euch hungert. Lernt Bauerfleisch fressen!
Ihr krieget Herr Geyern so bald nicht zu essen,
Indem er, Gott sey Dank! wohl selbst noch essen kan.
Vivat! Herr Geyer, der dicke Juriste!
Vivat! Herr Geyer, der ehrliche Mann!

S. 76. In einer Schlussaria:

Hier werd ich dich beständig haben,
Bis einst mein Lebensdrat zerbricht.

S. 168. Aria:

Mit des Todes dürren Knochen
Rudert der bemühte Glaube durch die Wellen dieser Zeit
Jenseit des erreichten Jordans in das Land der Seligkeit.

S. 441:

Den Kirchhof hungert noch wie vor
Nach denen Leichen deiner Freunde.

Auf den tödtlichen, doch seligen Fall eines Arztes in Hirschberg, zwei Gedichte, woraus die zwei Schlussstrophen heissen,

S. 101:

Ihr Musen! werft den Flor zurücke!
Verkehrt den bangen Ton in einen Freudenschall!
Denn unserm Effenberg muss sein betrübter Fall
Zum frohen Auferstehn gereichen.
O seliges Fallen! O glückliches Gleiten!
Das heisst auf einen Schritt das Paradies erschreiten!
Wer so in Himmel fällt, braucht Jacobs Leiter nicht,
Der stürzt sich auf einmal in das vollkommne Licht,
Vor welchem Sonn und Mond' erbleichen.

S. 463:

Ihr, die ihr hier als Eltern weint,
Und kaum der Tröstung fähig scheint!
Ihr Anverwandten von Geblüte!
Die dieser Fall zur Erden drückt,
Den Gott verhängt, den Gott geschickt!
Auch ihr! ihr Freunde von Gemüthe!
Hebt von der tiefen Gruft die Augen itzt empor,
Und stellt euch euren Freund dort ewiglebend vor!
Denn wisst! mein Effenberg gieng aus dem Weltgetümmel,
Wie? Gieng er? Nein! er fiel. Wohin? er fiel im Himmel.

S. 113. In einer Cantata:

Der Tod macht alles gleich,
Und Pudel pflegt wohl eh die Gräber reicher Leichen,
Und den oft prächtig gnug beschriebnen Leichenstein
Aus Unverstande zu beseichen,
Wenn armer Leute niedre Gräber vor diesem Regen sicher seyn.

S. 119. Auf eines Kaufmanns glückliche Zurückkunft von der Leipziger Michaelmesse 1733:

Wir hörten, durch die Angst verführt, als Träumende von weiten
Das heulende Metall
Durch seinen ängstlichtiefen Schall
Dir in Gedanken schon den letzten Puls zu Grabe läuten.

S. 191. Die Zufriedenheit, 2. Strophe:

Wir haben hier kein ewig Leben,
Das Bleiben währet kurze Zeit,
Und wenn wir endlich Abschied geben,
So ist die ganze Herrlichkeit

Ein Traum von einem kurzen Schmause.
Das Ende wirft uns in das Grab.
Man ist nur in der Welt zu Hause,
Kaum räumt man ein, so zieht man ab.

S. 194. Die Verfolgung des Neides:

Mein Mantel trotzt dem falschen Wind.
Wer alles glaubt, der mag auch glauben,
Dass ich und — — Freunde sind;
Ja ja die Freundschaft steht auf Schrauben,
Man misst die Lügen nach der Elle
Und schneidet heimlich meiner Ruh
Davon den Sterbekittel zu,
Die Leinwand kommet aus der Hölle.

In einer Cantata, S. 219:

Der Tod machts grade so wie unser Organist,
Der unpartheyisch ist,
Und alle Noten spielt und keine übersiehet,
Sie mögen nun geschwänzt seyn oder nicht.

S. 464. Auf den Tod eines Arztes:

Der Himmel hört itzt auf zu regnen,
Die Augen geben Wasser gnug.
Man steht und weint den Thränenkrug
An allen Ecken voll, wo Menschen sich begegnen,
Die dich gekannt, die dich gebraucht.

S. 386. Auf den Tod eines Vaters und seines Töchterleins. Aus der ersten Strophe:

Der längst durchweinte Flor kan so nicht trocken werden,
Wenn bey so kläglichen Geberden
Ein neuer Regen stets entsteht;
Wenn hier den Weg zur Gruft die Nässe milder Zähren
So glat, so schlüpfrig macht, dass man kaum sicher geht,
Und sich des eignen Falls zur Noth kaum kan erwehren.

IV. Die Genügsamkeit, Zufriedenheit, Ergebung, Freude findet in folgenden Bildern ihren Ausdruck.

S. 59:

Gesetzt, es wankt die sichre Ruhe,
Geschiehts doch nicht durch unsre Schuld.
Gesetzt, es drücken uns die Schuhe,
Man nimmt den Leisten der Geduld,
Und schlägt das enge Leder über.*

---

* Henzi a. a. O. S. 11 gibt die Metapher mit: la forme de la patience.

S. 48:

Gelingt mirs, dass mein heisres Lied
Den Beyfall andrer nach sich zieht:
So hab ich, was ich haben wollte,
Die Freude hebt den magren Fuss,
Der Capriolen schneiden muss,
Als wenn er in die Luft arabisch schreiben sollte.*

S. 85:

Das Glücke kommt selten per posta zu Pferde,
Es geht zu Fusse Schritt vor Schritt.

S. 223:

Vielleicht gereichte mirs zu Schaden,
Wenn ich nach Wunsche glücklich wär.
Dazu gehören stärkre Waden,
Das gute Glücke wiegt gar schwer.

S. 88:

Post festum bäkt man keine Kuchen,
Wer sein Vergnügen finden will, der muss es heute suchen.**

S. 107. Aus einer Namenstags-Cantata auf einen verfolgten Samuel:

Der Himmel führt die Seinen oft
Durch Schmerzen und Kummer, durch Dünne, durch Dicke.
Bald zerrt uns sein Eifer die Treppe hinab,
Bald langt uns die Hoffnung den tröstlichen Stab,
Und lenkt uns und zieht uns die Stuffen zurücke.

S. 192. Die Zufriedenheit. Strophe 6:

Ich bin labeth mit meinen Sorgen,
Doch hoff ich frey und unbetrübt,
Dass mir das Glück vielleicht noch morgen
Die Hände voller Trümpfe giebt.
Wer aufstehen soll, muss erstlich liegen,
Die Passion weint stets voran,
Bevor die Seele mit Vergnügen
Das Fest der Ostern halten kan.

---

* Henzi: la joie qui fait cabriole, comme si elle écrivait de l'Arabe en l'air.

** Henzi S. 11: le gâteau du contentement.

S. 151 f. Cantata auf Herrn Winklers Zurückkunft aus dem Carlsbade.

Abgelöst! Zieht ab, ihr Sorgen!
Marschirt nur gleich aus Herz und Brust!
Denn die Lust
Wird itzt an eurer Statt hier auf die Wache ziehn.
— — — — — — — — — —
Thut immer, was ich euch itzt heisse,
Damit ich nicht etwan die Trauerpistole
Im Grimm und Eifer hohle
Und euren Eigensinn damit zu Tode schmeisse.
— — — — — — — — — —
Gehört gleich die Natur zum weiblichen Geschlechte,
So müssen ihr gleichwohl die Medicinschen Männer
Als wahre Krankheitskenner
Und zwar mit allem Rechte
Die so genannten Hosen lassen.

S. 211. Aria, aus der letzten Strophe:

Wer nichts besitzt, kan nichts verliehren.
Beständigkeit beist trocknes Brodt,
Denn die zu fett, zu dicke schmieren,
Die brennet insgemein der Sod.

S. 227:

Ich will mein Leiden in mich fressen,
Und gieng es noch so würgend ein.

Die Poesie erfreut sich folgender Bilder. S. 42 f.:

Die Welt ist keines Günthers werth,
Sie braucht nur schlechte Meister-Sänger,
Indem sie von dem Otterfänger
Auch ungereimte Lügen hört,
Als wenn ein Juvenal zu Zeiten
Sich etwan lässt den Geyer reiten
Die Wahrheit reimend auszuschreyn.
Ja stünde man bis an die Waden*
Bey dem und der in Gunst und Gnaden,
Die Wahrheit rede man, die Gunst wird mässig seyn.

An Flachse fehlts wahrhaftig nicht,
Und niemand will ihn hecheln lassen,
Das Amt der Poesie muss passen,
Weil ihr der Fuchsbalg wiederspricht,

* Henzi übersetzt: être en grâce auprès de quelqu'un jusqu'au gras de jambe.

Der seinen Lobspruch jedem gönnet,
Die grösste Thorheit Weissheit nennet,
Verdammte Leichen selig preist,
Und doch bey allen diesen Lügen
Zu aller Thörichten Vergnügen
Ein Wunder unsrer Zeit und Erzpoete heist.

S. 296:

Ihr Dorfpoeten habt gut machen,
Ihr reimt manchmal und zwar so so,
Und sagt den Leuten quid pro quo.
Und gleichwohl gelten eure Sachen
Oft mehr als etwan in der Stadt
Ein mühsam künstlichreifres Blatt;
Kein non-passe wird euch marqviret,
Und wenn ihr gar den Ball verliehret,
Und einen Schweizer macht, der Landmann merkt nicht drauf,
Ihr zehlt gleichwohl Parthie und hört mit Ehren auf.

V. Aus einem Glückwunschgedichte auf den Namenstag seiner Liebsten, S. 38:

Guten Morgen! Liebster Schatz!
Frage nicht, warum ich lache!
Wenn ich Sonntagsverse mache,
Geb ich keiner Schwermuth Platz.
Und wer wollte mirs verwehren,
Wenn mein Reim so hitzig lauft,
Und die Feder dir zu Ehren
Coffee statt der Dinte sauft?

Bistu doch mein andres ich.
Die Zufriedenheit der Liebe
Theilet sich in ich und du,
Denn die Stärke gleicher Triebe
Ist der Pfeiler unsrer Ruh.*

Hochzeitgedicht. Im Namen eines Bruders von der Fräulein Braut, S. 26:

So hats der Herr von Bock gemacht!
Wer hätte sich das träumen lassen,
Das was er unversehns nunmehr ins Werk gebracht?
Wie wust' er alles abzupassen!
Wie wenig liess er sich in seine Charte sehn!
Das was er that, das schien aus Nachbarschaft geschehn.

* Henzi übersetzt das letzte Bild mit la colonne de l'ardeur.

Die Arbeit unsren Teich zu bessern
Ward oft durch seinen Zug und durch sein Volk verricht,
Er selbst, wie mühsam war er nicht?
Warum? er liess sein Herz nach meiner Schwester wässern.
Kaum kont er vor der Arbeit ruhn;
Doch siehe da! es war ihm eben
Nicht um den alten Teich, nein! um den Fisch zu thun,
Den meine Schwester abgegeben.

Der Anfang eines Namenstagsgedichtes auf einen Kaufmann lautet, S. 30:

So stark sonst Trieb und Eifer brannten,
Dir auch ein nettes Lied zu weyhn:
So flüchtig fällt der Vorsatz ein.
Die Ehrfurcht zieht den Tremulanten.
O hör nur wie erbärmlichschön
Die seufzendlahmen Pfeifen gehn,
Die mitten in dem Spielen schweigen.
Ich bin mit Winde schlecht versehn,
Und muss, wenn andre prächtig steigen,
Mich wieder nach der Tiefe drehn.

In den „Vernünftigen Tadlerinnen“, 34. Stück, wird der gleiche Ausdruck „erbärmlich schön“ in der Passionsgeschichte eines niedersächsischen Poeten (Brockes) als eine contradictio in adiecto verworfen, und zu einem Frauenzimmer gestellt, das nur auf unnatürliche Weise „abscheulich angenehm“ genannt werden könne. Der Verfasser des Aufsatzes „von dem Sinnreichen und dem Scharfsichtigen“ in den Zürcherischen Streitschriften, I S. 112, vertheidigt diesen Ausdruck und will ihn durchaus nicht mit „abscheulich angenehm“ zusammenstellen, da jener allerdings opposita, dieser aber diversa enthalte.

Jene Zeilen heissen:

Heil der Welt, dein schmerzlich Leiden
Schreckt die Seel' und bringt ihr Freuden,
Du bist ihr erbärmlich schön.

„Die Betrachtung des Schmerzens oder die Grösse des Leidens an ihm selbst, würket die Empfindung des Mitleidens, des Erbarmens und der Traurigkeit. Aber wenn man die Betrachtung auf desselben Folgen und Würkungen kehrt, so entstehet nothwendig in dem Gemüthe eine Freude. Was uns

ergetzet oder belustiget ist nun schön: Und es ist erbärmlich einen Unschuldigen an der Folter des Leidens zu sehen. Kann ich dann nicht mit Recht sagen, der leidende Heiland komme der Seele als erbärmlich und schön vor? Wenn ich z. E. eine schöne Frau in einem mitleidenswürdigen Zustande begriffen sehe, so darf ich mich mit gutem Grunde ausdrücken: eine mitleidenswürdige Schöne."

Diese Anmerkung lässt erkennen, wie widrig bei Stoppe die Zusammenstellung zweier entgegengesetzter Eigenschaften klingt, da das „erbärmlich" noch ausserdem nicht im erhabenen Sinne des erbarmens, sondern im gemeinen Sinne des garstigen zu verstehen ist und so allerdings diversa und nicht mehr bloss opposita sich ergeben.

VI. Die Zeitbegebenheiten finden in einem Namenstaggedichte folgenden läppischen Ausdruck, S. 398:

Wir, die wir in Hirschberg wohnen,
Wissen's nur von Hörensagen,
Wie der Donner der Canonen
Danzigs Mauren eingeschlagen.*
Die schmetternden Bomben, die alles durchwühlen,
Sind Pfeile, die wir hier nicht fühlen,
Denn wenn wir sie hier sehen, so sind sie schon zu matt,
Wir sehn sie nur im Kupferstiche,
Und davon kriegen hier die Mauern keine Brüche,
Denn ein gemahlter Blitz zertrümmert keine Stadt.

Im nämlichen Gedichte:

Der Hunger kugelt sich bald auf bald ab in seinem Leibe,
Und rumpelt überlaut, trotz einem Rumpelweibe.

VII. Der Dichter liebt es, Gedichte häufig in apostrophischer Form zu beginnen.

S. 68. Cantata auf den Organisten in Hirschberg:

Ihr stummen Noten! spielt euch selber!
Ihr Bälge tragt den Wind den hohlen Pfeifen zu!
Mein Reymann hat nicht Zeit auf dem Clavier zu spielen,
Und euch mit seiner Hand an euren Puls zu fühlen,
Er feyert itzt sein Fest und lebt in guter Ruh.

* Im polnischen Erbfolgekrieg, als der vertriebene König Stanislaus Lesczynski in Danzig weilte, 1734.

S. 80. Auf des Juristen Geyers Geburtstag:

Fort! fort mit euch! ihr eitlen Grillen!
Der Geyer hohl euch! weg mit euch!
— — Dieser Tag hat unsrem Geyer
Die Welt vor dem zum erstenmal gezeigt,
Drum wird auch dieser Tag bepfiffen,
Begriffen,
Befiedelt, begeigt.

S. 90. Auf ein Namensfest:

Ihr Musen! spielt einmal recht leise!
Accompagnirt so schwach, dass niemand was davon vernimmt!
Mein Effenberg geht schwarz, auf deutsch: Er geht im Leide,
Drum macht es nicht zu bund und mässigt eure Freude.
Lasst, lasst die Sayten nach! Sie sind zu hoch gestimmt.
So recht! Fahrt nur so fort! So eben will ichs haben.
Geigt, geigt! Land ein! Nur dass es niemand hört,
Und streicht den groben Violon,
Doch haltet ihn verkehrt,
Damit es wirklich scheint, als wär sein unerhörter Thon
Mit unsers Effenbergs Mama zugleich begraben.

S. 133. Auf einen Geburtstag:

Ihr morschen Balken! trennt euch nicht!
Will euch denn schon vom Einfall träumen?
Das reimte sich zu meinem Reimen
Wie Wasser auf ein brennend Licht.
Halt! Diehle! Lass das Sinken bleiben,
Und prassle nicht auf jeden Tritt!
Wo nicht; so hör ich auf zu schreiben,
Denn wenn du fällst, so fall ich mit.
O ja, du wohlbetagtes Haus!
Wenn dir der Einfall droht, so ist mein Einfall aus.

S. 127. Auf eine Entbindung:

Ihr Musen! werft den Rocken hin!
Greift zum Gewehr und heisst die kleine Winklerin
Das erste mal willkommen seyn!

S. 121. Auf ein Namensfest:

Ihr andern Tage! nehmts nicht übel!
Bleibt ihr vor wen ihr wollt! doch dieser Tag ist mein.

S. 223. Aria:

Ey schlaft doch ein, ihr müden Augen!
Warum verderbt ihr mir die Nacht?

Denn eure Müh wird doch nichts taugen,
Und wenn ihr euch zu Tode wacht.
Drum zieht den Schlafrock an und ruht bis an den Morgen!
Denn sorgt der Himmel nicht, was hilft mich euer Sorgen?

S. 118:

Ihr Musen! Steht und macht euch fertig!
Herr Winkler kommt! Schlagt an! Gebt Feuer!
Gebt auf das Tempo ja wohl Acht,
Damit ihr keinen Schweizer macht.

S. 120:

Tanzt immer fort! ihr lustigen Gedanken!
Springt Deckenhoch! die Freude geigt darzu.
Schleudert einander recht hitzig herum
Und wieder hinum,
Und lasst den Füssen keine Ruh!*

S. 71. Cantata auf des Organisten Reymanns Namenstag:

Himmel! Nimm den Krug des Segens!
Hier ist Herr Reymanns Glas. Es durstet ihn! Schenk ein!**

VIII. Zum Schlusse mögen noch einige bildliche Ausdrücke ohne Rücksicht auf den Zusammenhang mitgetheilt werden: ungewaschner Vorsatz S. 41, unerfahrne Mäuler S. 41, mein überblasnes Rohr S. 45, ungemachtes Bette S. 123, sichelkrummer Rücken S. 320, ich bin ganz andrer Haare S. 199, Thränen sind wässrigte Crystallen S. 393, der Verdruss schmeckt wie Dinte, beisst wie Pfeffer S. 358. S. 146:

auf diese derbe Lüge
Gehört sichs, dass ich dich gleich in die Fresse schlüge.

Die Flöte heisst „hölzerne Nachtigall" S. 70. Der Bass wird genannt „bewegte Stricke" S. 70.

Diese Lese wird ausreichen um einen Begriff zu geben von dem elenden Geschmacke, der durch den Druck verewigt werden konnte und sich sogar der Empfehlung Gottscheds rühmen durfte. Es liessen sich noch zahlreiche Stellen aufführen, in denen ein gemeines schmutziges wolgefallen sich breit macht in Bildern, die der niedrigsten Gedankensphaere entnommen sind.

---

* Henzi weist darauf hin: „le bal des pensées", oben S. 304.
** Henzi, oben S. 303.

Zur Charakterisierung der akademischen Dissertationen älterer Zeit.

Von

Franz Schnorr von Carolsfeld.

Wenn einmal eine „Geschichte der gelehrten Moden“ geschrieben werden sollte, so würde eine solche Schrift vielleicht eine Reihe wenig bekannter Thatsachen ergeben, die für den Gelehrtenstand insgemein einigermassen beschämend wären und den Beweis lieferten, dass es kein Zeitalter gegeben hat, in welchem er sich von der Herrschaft geschmackloser oder gar vernunftwidriger Modethorheiten ganz frei gehalten hätte. Aber eine solche Verirrung, wie sie die nachfolgende, mit sehr geringer Mühe, hoffentlich aber mit ein wenig mehr Nutzen zusammengebrachte Sammlung von Titeln älterer akademische Dissertationen aufweist, entfernt sich denn doch von wissenschaftlichem Ernst und Würde in dem Masse, dass dergleichen wol nur in Zeiten allgemeinen Verfalles vorkommen kann. Wirklich reichen die Jahre, welchen die nachstehend verzeichneten Schriften angehören, von 1624 bis 1743, d. i. vom Beginn bis zum Ende einer bekannten Unglücksperiode der deutschen Geschichte. Wenn man also auf diese Zeitgrenzen mit dem Hinweise aufmerksam machen darf, dass das unten folgende, das vorhandensein einer Sitte beweisende Verzeichniss nicht ganz ohne Werth ist um den Geist der deutschen Universitäten in der Zeit während des Dreissigjährigen Krieges und nach demselben zu charakterisieren, so muss doch zugleich auch dies erwähnt werden, dass ähnliche possenhafte und geistlose Spielereien mit Namen dem Geschmacke des Zeitalters überhaupt so wenig zuwider waren, dass sie sich auch in die Titel von Leichenpredigten und „Abdankungen“

verirren konnten, wie folgende zwei, hier anzuführende Titel darthun mögen:

HYEMS beatè morientium transiens Das ist Derer selig im HErrn verstorbenen außgestandener Winter Gewiesen vnd gepredigt zu Arnstadt in der Kirchen zun Barfüssern aus dem Hohen Lied Salomonis Cap. 2. v. 11. Bey der ansehnlichen Leichbestattung, Des weiland Ehrnvesten, Groß Achtbarn vnd Wolgelahrten Herrn CHRISTOPHORI Winterß, Gewesenen Cuhr: vnd Fürstl. Sächsischen Hennebergischen Amptmanns vnd Land Richters zu Schleusingen ..... Numehr vff begehren zum Truck verfertiget Durch M. Nicodemum Lappium, Pastorem vnd Superintendentem anjetzo doselbsten. Schleusingen, Gedruckt durch Steinmanns sel. Erben. Im Jahr 1636.

Ein wackerer Hoff Rath unter dem Sinnbild eines Hahns Bey Beerdigung des Tit: Herrn JOHANN NICOLAI Hanwackers, uff Schwallungen, b. u. d. Fürst. S. hochverordneten Hoff- und Justitien-Raths .... nach vollbrachten Leichceremonien kürtzlich entworffen Von M. Theodoro Schneidern, der H. Schrifft Ergebenen [„Abdanckung" hinter Joh. Phil. Eschenbachs „Kurtzer Entwerffung der Göttlichen Liebe bey ansehnlicher Leichbegängniß D. Johannis Nicolai Hanwackers. Schleusingen, (1673)].

Die bibliographische Sammlung, welcher ich hiernächst eine Stelle einräume, liefert ein Verzeichniss von Dissertationen, welche sich sämmtlich, Nr. 7 und 35 allein ausgenommen, in der K. öffentlichen Bibliothek zu Dresden befinden.

1) Dissertatio historico-philosophica de illis, qui vitae terminum a Mose (Ps. XC, 10.) statutum per VI. annos proxime elapsos supergressi sunt, h. e. Von den alten Männern und Weibern, alten Junggesellen und Jungfern, die in den letztverflossenen 6. Jahren dieses Seculi über 80. Jahr alt worden sind, quam in academia Lipsiensi, praeside M. Christiano Altmanno, Sieg. Lus. Anno 1711. die 30. Sept. publico eruditorum examini submittit autor et respondens Johannes Albinus Hoffmannus, Laub. Med. Stud. Lipsiae, literis Brandenburgerianis.

2) Theoremata physica de amore sub praesidio M. Valentini Alberti dialect. Philipp. et metaph. prof. publ. facult. philos. adsess. colleg. b. Virg. collegiati, et creandorum magistrorum h. t. procancellarii spectatissimi, domini patroni, praeceptoris ac fautoris sui, omni amoris ac honoris observantiâ aetatêm colendi, suspiciendi, publico eruditorum examini in illustri ad Plissam Athenaeo ad diem 20. Decemb. M. DC. LXIV. submittit Tobias Liebe, Freibergâ Hermund. autor et respondens. Lipsiae, typis Joh. - Wittigavianis.

3) Dissertatio philologica prior de linguis angelorum ex 1. Cor. XIII. comm. I. qvam praeside M. Mauritio Engeln Geith. Misn. publico συμφιλολογούντων examini ad diem XIV. Decembr. anni Messiani M DC IIC. submittit respondens Christianus Gottfried Springsguth, Mügella Misn. Vitembergae, typis Johannis Hakii.

4) Dissertatio historica, de capite jejunii, vulgo, Die Aschermittwoch, quam placido eruditorum exanimi [!] submittunt, in alma Lipsiensi praeses M. Joh. Gab. Mittwoch, Bons. Franc. Alumnus Elector. et Tobias Führer, Possonio Panno. respondens ad diem Mercurii XII. Aprilis M. DC. XCIII. Lipsiae, typis Joh. Christoph. Brandenburgeri.

5) De barba sub moderamine M. Jacobi Thomasii, eloqv. prof. publ. celeberrimi .... Domini patroni, praeceptoris ac promotoris sui aeternùm suspiciendi, colendi, die VI. Decembr. anno M. DC. LXXI. disputabit Gothofredus Barthius, Lips. phil. et ll. studios. autor. Lipsiae, typis Ritzschianis.

6) Excerpta controversiarum illustrium, de jure circa barbam, praeside Dn. Johanne Henrico Feltzio, J. U. D. Pandect. et jur. can. prof. p. et ordinario celeberrimo, solenni disquisitioni sistit Josephus Bartmann. Ad d. 3. April. MDCCVIII. Argentorati, literis Josiae Staedelii acad. typogr.

7) Gutbier, de cerevisia bona.
Angeführt bei Joh. Ge. Krünitz, oeconom. Encyclopädie Th. 5. Berlin, 1775. 8º. S. 210.

8) Dissertatio philologico-physica de generatione cervarum ad Jobi Cap. XXXIX 4—6. qvam praeside M. Andrea Webero, Heldburgo-Franco, in alma Noricorum Altdorfina d. 18. Maji Anno 1706, publice defendendam suscipiet respondens Henricus Albertus Christianus Hirsch, Hohenl. Kirchberg. Dettingensis. AltdorfI literis Jodoci Wilhelmi Kohlesii.

9) Exercitatio historica de originibus cognominum qvam in alma hac Leucorea publico eruditorum examini committunt praeses M. Joh. Georgius Neumann Beltic. Saxo. Alumn. Elector. et Anton. Laurentius Altmann Neoburgo-Frisius Orient. respondens a. o. r. M. DC. LXXXII. ad diem XX Maji. Wittebergae, typis Christiani Fincelii.

10) Dissertatio philologica de gigantibus, quam ad illustranda varia scripturae s. loca publico eruditorum examini submittent praeses M. Paulus Friedericus Opitius, Henr. filius, et auctor respondens Friedericus Zwergius, Tunderensis d. 13. Aprilis 1715. KilonI, literis Bartholdi Reutheri, acad. typogr.

11) In alma studiorum universitate Altorfina hederam terrestrem dissertatione inaugurali pro licentia summos in arte medica honores et privilegia doctorum rite impetrandi placido eruditorum examini sistit Christophorus Andreas Heder Norimbergensis ad

d. XXVII Jun. a. s. r. CIƆIƆCCXXXVI. Altorfii, literis viduae Meyeriae.

12) Disputatio inauguralis juridica, de ephoris juvenum, vulgò, von Hofmeistern bey jungen Herren, quam in inclyta hac Ludoviciana, pro licentia, summos in utroque jure honores et Doctoralia privilegia rite capessendi ad diem XIV. Aprilis M DC XCVIII. illustrium et excellentiss. procerum academicorum examini submittit Johann Melchior Hofmeister, Hildesiensis Saxo. Gissae-Hassorum, typis Henningi Mülleri.

13) Exercitatio academica de capitatione vulgo vom Kopff-Gelde, cujus tutandae gratia inclutae Leucoreae magnifici JCtorum ordinis indulgentia, patrocinante Dn. Godofredo Strauß .... h. t. Decano spectatissimo, Maecenate suo indulgentissimo, Promotore item ac Praeceptore nec non Hospite aetatem submissè sibi devenerando, ad diem XVI. April. a. d. CIƆIƆCLXXXI. in phrontisterium Jure-Consult. prodibit Johannes Philippus Kopff, Oldenburg. Imprimebat Matthaeus Henckelius, acad. typogr.

14) Specimen sollenne idque polyhistorico-nomico-curiosum de eo quod memorabile ac iustum est circa agnos vulgo von Lämmer-Recht quod coelestis agni suffultus clementia et auxilio praeside Io. Wilh. Engelbrecht D..... h. t. Decano pro licentia in utroque iure eique annexis honoribus insignibus privilegiis et immunitatibus capessendis in hac per-illustri academia ad diem XVII. Octobr. MDCCXXIV. publico eruditorum examini offert auctor et respondens Iohannes Iacobus Lämmermann, Norimb. Helmstadii, literis Pauli Dieterici Schnorrii, acad. typ.
Editio secunda. Recusa Helmstadii 1727. Literis Pauli Dieterici Schnorrii, acad. typogr.

15) Dissertatio inauguralis medica mel saccharo praestantius declarans qvam in inclyta Noricorum Palaeocome pro licentia supremos in arte medica honores ac privilegia doctorum legitime consequendi publicae philiatrorum disqvisitioni submittit ad d. Martii a. r. s. CIƆIƆCCXXIIII Franciscus Petrus Mel Vetero-Pragensis Bohemus. AltdorfI Noric. typis Iod. Gvil. Kohlesii acad. typogr.

16) Dissertatio de diis, deabusque veterum gentilium Milichiis, elaborata, et sub praesidio Dn. L. Adami Rechenbergii, p. p. doctoris sui venerandi, in academia Lipsiensi, ad d. IX. Septembris a. o. r. M. DC. IC. censuris eruditorum placidis publice exposita à Joh. Gottlieb Milichio, Svidnicensi Silesio. Lipsiae, literis Immanuelis Titii.

17) Autoritate et permissu magnifici juris antecessorum ordinis in florentissima Salana, de jure molarum, dissertationem hanc praesidente Dn. Johanne Suevio JCto, p. p. facultatis juridicae decano, ... pro consequendo in utroque jure Docturae gradu,

publicè discutiendam exhibet Wilkinus-Ludovicus Molanus Cloppenburgo-Westphalus. Ad diem 3. April. Jenae typis Johannis Beithmanni. Anno [MDC] XXIV.

18) Magnifico JCtorum Jenensium ordine indulgente praesidente viro prae-nobilissimo, consultissimo atque excellentissimo Dn. Joh. Volk. Bechmann ...... jura molendinorum, das Mühlrecht, publico doctorum examini exponet Johann. Theodor. Müller, Orlamünda Thuring. autor ad d. April. M. DC. LXXIV. Jenae, typis Joh. Wertheri, typogr. duc.

19) Dissertatio de molendinis in genere, et in specie potissimùm de bannariis, von Zwang-Mühlen, quam praeside Petro Müllero, u. j. d. et prof. publ. ad d. April. 1678. publicae eruditorum censurae exponit auctor M. Martinus Müller, Ziegenrücca-Variscus. Editio tertia. Jenae, stannô Ehrichiano. 1695.

20) De rei numariae mutatione et augmento, von Steigender und fallender Müntze sub moderamine Jo. Philippi Slevogtii pro digne obtinenda utriusque iuris doctorali licentia a. d. Aug. a. ae. C. CIↃ IↃC XXCIX solenni ritu disputabit Johannes Guilielmus Pfennigk Wittenbergensis. Jenae, literis Nisianis. (Io. Philippi Slevogtii commentatio iuridica de rei numariae mutatione et augmento von steigender und fallender Müntze. Ienae litteris Hornianis M DCC XLII.)

21) Observationes iuris miscellae qvarum caput quartum de dubiis quibusdam in successione ab intestato collateralium in capita sec. reg: So viel Mund, so viel Pfund praeside Georgio Friderico Deinlino ..... disqvisitioni eruditorum submittit auctor et respondens Christophorus Iacobus Pfund Norimb. Altorf. d. XVIII. Sept. CIↃ IↃCCXXXXIII. typis Ioh. Georgii Meyeri acad. typographi.

22) Jus noctis sub praesidio Dn. Bartholomaei Leonhardi Schwendendörfferi, JCti et antecessoris in alma Philurea celeberrimi d. Aprilis M DC LXXVIII. ventilandum luci publicae sistit Johannes Henricus Nachtenhöfer. Lipsiae literis Johannis GeorgI.

23) Exercitatione theologica, Petrum à Petro alienum, occasione Luc. XXII, comm. 31. 32. sub moderamine Dn. Jo. Georgii Neumanni, ss. theol. d. et p. p. alumn. elect. ephori in illustri ad Albim academia, è cathedra Lutheri, ad diem XXVI. Martii Anni M DC XCVII placido eruditorum examini submittit auctor et respondens M. Petrus Alinus, Revalia Livonus. Wittenbergae, typis Christiani Schrödteri, acad. typ.

24) De pictura sub praesidio Petri Mülleri, JCti, ad diem Junii disputabit autor Huldericus Sigismund Rothmaler, Stolbergâ-Cheruscus. Jenae, typis GeorgI Heinrici Mülleri. 1692.

25) Dissertatio medica inauguralis de pipere qvam praeside Lau-

rentio Heistero .... patrono ac praeceptore suo in arte medica aeternum devenerando pro gradu doctoris in Iuleo maiori defendet .... Georgius Conradus Pfeffer Onoldinus d. XXVII. Septembr. MDCCXL. Helmaestadii ex officina Schnorriana.*

26) Disputatio inauguralis de protractione et abbreviatione litis, qvam in illustri academia Erfurtensi pro licentia summos in utroque jure honores et privilegia doctoralia conseqvendi publicae eruditorum disqvisitioni submittit Christophorus Breit-sprache, Ascaniâ-Saxo, adv. cur. Magd. ord. die 22. Januarii Anno M. DC. LXXX. Erfurti, typis Kirschianis.

27) De Pygmaeis Aethiopiae populis dissertatio. Accedit de statura corporum beatorum, adversus Bernh. Connor appendix. Vtramque consentiente philosophorum ordine praeside Jo. Laurent. Mosheim publice defendet auctor Antonius Wilhelmus Zwergius Tunderensis. Noviter recusa, Kiliae, litteris Joh. Christoph. Reutheri, acad. typogr. 1724.**

28) Disputatio physica de rosa, quam sub praesidio Jo. Rudolphi Salzmanni .... p. t. Rectoris magnifici in Argentoratensium universitate die Mens. Maji [handschriftl. verändert in: Junij], M DC LXX. ventilandam exhibet auctor et respondens Johannes Georgius Rosa, Buxovillâ-Hanoicus, med. cultor. Argentinae litteris Johannis Wilhelmi Tidemanni.

29) Dissertatio philologica de rosa Saronitica ad illustrandum com. I. cap. II. cantic. quam publico eruditorum examini a. d. XVI. Martii a. o. r. M DCC XV exponent praeses M. Daniel Rosenfeld Lipsiensis et respondens Christianus Albert. Reineccius Mulinga-Anhalt. s. s. theol. cultor. Wittebergae literis viduae Gerdesianae.

30) D. Jo. Friderici Hertelii, codicis et novellarum professoris publici .... programma inaugurale de fabris fortunae von denen Glücks-Schmiedten, Joach. Erdmanni Schmidii, Palaeo-Marchici, dissertationi auspicali ad leges Voconiam et Falcidiam

---

* Praefatio S. 4. „cum ...... atque hanc ob caussam Clariss. Praesidem, Praeceptorem meum honoratissimum, consulerem, hic, quia nomen mihi est a pipere, autor fuit, ut ob nominis similitudinem cum nobili hoc et famigeratissimo aromate, de eo ipso meam inauguralem dissertationem conscriberem."

** §. I. „Circumspicienti vero, quamnam potissimum materiam eligerem, in qua vires exercerem ingenii, non vnam ob causam ea de pygmaeis mihi placuit. Nec enim tantum nomen, quod gero, eo manu quasi me ducebat, sed et fratris optimi exemplum in hoc proposito me confirmabat. Is nimirum antequam hanc Academiam cum Ienensi commutaret, de Gigantibus Dissertationem eruditorum subiecit examini."



praemissum. Jenae litteris Hornianis. (P. P. d. 19. Aug. a. o. r. M DCC XXXXII.)

31) Magnifici et nobilissimi JCtorum in illustri Salana ordinis autoritate et indultu praeside Georgio Adamo Struven ...... patrono et promotore sancte colendo pro licentia summos in utroque jure honores et privilegia doctoralia rite ac legitime capessendi, stellionatum sistit et publico eruditorum examini, benivolaeque censurae subjicit ad diem XVI. Januarii M. DC. LXVII. Johannes Steller. Literis Bauhoferianis.

32) Dissertatio historico-philologica. Vindiciae Theophili evangelici, Luc. I. et Act. I. quas praeside M. Joh. Gottlob Stoltzen, Pirna Misn. alumn. elect. ampliss. facult. philos. adjuncto, ss. theol. candidato, d. 3. Maji anno M DC XCIII. publicè proposuit autor M. Theophilus Reibsthal, Tzschornwiz. Saxo. alumn. Elect. Wittebergae, typis Christiani Schrödteri, acad. typ.*

33) Disputationem hanc inauguralem de turbatoribus pacis publicae, ex jure publico et practicorum observationibus desumptam, ex decreto et authoritate .... JCtorum ordinis in Electorali ad Albim academiâ sub praesidio Dn. Christiani Taubmanni J. U. D. ..... praeceptoris et promotoris sui ..... aeternùm devenerandi pro licentiâ in utroque jure assumendi gradum doctoratus .... publicè examinandam proponit Jacob Unruh Hall. Saxo ad diem 6. Februarij. Wittebergae typis Johannis Röhneri, acad. typogr. anno M DC XXXX.

34) Lites textorum mechanicas, Weber-Irrungen, ad cathedram academicam revocatas praeside Dn. Adriano Beiero, D. ..... placidae Dnn. Commilitonum disquisitioni die Maji M DCC II. exposuit Georgius Fridericus Weber, Hildburghusâ-Francus. Jenae literis Wertherianis.**

35) „Im 17. Jahrhundert hielt ein Herr von Zahn zu Leipzig eine Disputation über die Zähne, bei welcher einer seiner Brüder präsidirte, ein anderer Bruder aber den Respondenten machte ....." Allotria. Ungeflügelte Worte aus dem jocosen Citaten-Schatz des Gymnasial-Directors *** Berlin, 1875. 12⁰ S. 54 f.

36) Dissertatio inauguralis medica, de arundine saccharina, vom Zucker-Rohr, qvam ..... praeside Dn. Joanne Friderico de Pre .... patrono .... suo perquam colendo pro gradu doctorali summisque in arte medica honoribus et privilegiis rite ....

---

* C 3. „Qvàm benè facis, qvòd Thema *Nomini tuo* conveniens, illudqve proprio Marte elaboratum, publici juris facere non dubitas!"

** Praefatio: „Quando itaque Specimen Academicum edere jussus, vel ipso Cognomine meo ad objectum hoc, aemulatione sed honestâ inducor eorum, qui cùm Molitores audirent, de Molendinis disputare sumserunt sibi."

capessendis publicae eruditorum disquisitioni exponet Joannes Andreas Rohr, Meiningensis-Francus ad diem VIII. Aprilis anni M DCC XIX. Erfordiae, typis Johannis Henrici Groschii, academiae typographi.

Man irrt sich gewiss nicht, wenn man durch diese, immerhin wenig zahlreichen Beispiele die Folgerung hinreichend begründet erachtet, dass die Anforderungen an den wissenschaftlichen Werth der akademischen Dissertationen innerhalb des Zeitraums, welchem die hier angeführten angehören, überaus niedrige gewesen sein müssen. Zu diesen Anforderungen aber muss das Mass der Werthschätzung, welche den Promotionsschriften von Seiten urtheilsfähiger zu Theil geworden ist, in einem passenden Verhältniss gestanden haben. Es darf deshalb nicht allzu sehr Wunder nehmen, wenn man findet, dass die Titel älterer Dissertationen in Beziehung auf den Namen des Verfassers, welchem sie sich selbst beilegen, in der Mehrzahl der Fälle keineswegs wahr und zuverlässig sind, sondern jungen Anfängern die Ehre der Verfasserschaft zutheilen, ohne dass diese ihnen in Wahrheit zukömmt. Dem Bibliothecar, welchem das zweifelhafte Glück zu Theil zu werden pflegt, gelegentlich mit den Proben älterer akademischer Gelehrsamkeit in ausgedehnterem Masse von Amts wegen sich beschäftigen zu müssen, drängt sich die letztere Wahrnehmung meist sehr rasch auf, indem ihm der Fall begegnet, dass der Name des „Autors“ einer Dissertation aus deren Titel zu Gunsten des Namens des „Praeses disputationis“ ganz verschwunden ist, wenn dieselbe Dissertation ausser in der ursprünglichen Ausgabe auch noch in anderen Drucken, selbständig oder als Bestandtheil eines grösseren Werkes, vorliegt. Dennoch ist ie se Wahrnehmung keineswegs allgemein bekannt, wie éin Beispiel beweisen möge, welches in der folgenden Stelle des Buchs von Franz Dibelius über Gottfried Arnold (Berlin, 1873. 8⁰ S. 106) enthalten ist: „Ausser der bereits erwähnten Antrittsrede nennt Coler eine Abhandlung «de historia Georgii ducis», die aber jedenfalls Arnold fälschlich zugeschrieben wird. Es ist eine unter seinem Präsidium vertheidigte Doktordissertation, als deren Verfasser auf dem Titel Jo. Hauboldus ab Einsiedel bezeichnet wird. Da dieser sie ausdrück-

lich seinem Vater als seine litterarum primitias dedicirt, so kann Arnold unmöglich der Autor sein.“

Indessen das vermeintlich unmögliche ist in diesem Falle und vielen gleichartigen doch möglich, wenn schon, dass dem so ist, für die deutschen Universitäten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nicht eben ehrenvoll ist. Dass es sich aber wirklich so verhält, wie wir sagen, das beweist zur Genüge, auch ohne die Zeugnisse, welche sich in den oben berührten bibliothecarischen Erfahrungen darbieten, nachstehende interessante, den eingedrungenen Missbrauch in ironischen Worten strafende Aeusserung des berühmten Christian Thomasius in seiner „quaestionum promiscuarum historico-philosophico-juridicarum a. M DC XCIII ventilatarum, maximam partem paradoxarum dodecas. Halae Magdeburg. 4° Praefatio (de vitiis disputantium)“ Bl. b2. „Esto: publicet Praeses disputationes sub suo Praesidio habitas, postea collectas sub suo nomine. Sufficit, quod interim respondens, dum matrimonium forte aut officium ambiit, dum in judicio exceptio inhabilitatis ipsi fuit opposita, specimen illud eruditionis suae in succum, quod ajunt, et sanguinem converterit. Neque falsum committitur, dum quis se Autorem scribit disputationis, cujus nec lineam saepius elaboravit, saepius nec intelligit. Vitium in interprete latet. Notum est: verba intelligenda esse secundum substratam materiam. In materia praesenti autor est, qui autor fuit, ut Praeses disputationem conscriberet“.

Briefe von Goethe, Jean Paul und J. Kerner.

Mitgetheilt von

Robert Boxberger.*

1. Goethe.

Ew. Wohlgebohren geben mir durch Ihren freundlichen Brief die erwünschte Gelegenheit, auch einmal unmittelbar, für die fortgesetzte Sendung Ihrer unterrichtenden Zeitschrift meinen besten Dank abzustatten, worum ich Herrn Dr. Seebeck schon einigemal gebeten. Dieses interessante Werk ist, vom Anfange an complet in meinen Händen, nur fehlt mir das zwölfte Stück des vorigen Jahres, welches, wegen des darinnen wahrscheinlich befindlichen Registers, um so wünschenswerther ist. Durch diese Register haben Sie Sich besonders um die Liebhaber verdient gemacht, die nicht immer im Falle sind, der Wissenschaft Schritt vor Schritt zu folgen, noch weniger, die in so manchen Aufsätzen enthaltenen Wahrheiten zu sammeln und zu ordnen. Ich habe diese Register, besonders auf Reisen, zu leichter Recapitulation der neusten Bemerkungen und Entdeckungen, jederzeit mit mir geführt. Auch das neuste Stück war für mich von grossem Interesse, denn ob ich gleich eigentlich auf diese Welt angewiesen bin, und meine Blicke nicht gern über meinen Gesichtskreis erhebe; so ist es mir doch höchst erwünscht, einem Schwedenborgischen Geiste gleich, durch die Augen solcher Männer das Universum zu beschauen, die berufen sind, die erscheinende Welt bis ins Unendliche zu verfolgen.

Dass der Mensch aller geistigen Organe bedürfe, wenn er sich an das Ungeheuere wagt, gestehen wir gern. Der

* Die Mittheilung des Namens des Adressaten muss für eine spätere Zeit vorbehalten bleiben.

Philosoph, der Mathematiker, der Chemiker, der Physiker, dürfen da wohl gemeinschaftlich handeln, und eine solche Vielseitigkeit macht das Verdienst Ihres Aufsatzes, der um desto erfreulicher ist, da er sich als Resultat der Bemühungen eines freundschaftlichen Zirkels ankündiget.

Sehr löblich däucht es mir dabei, dass dasjenige, was wir Schwer- und Schwungkraft nennen, als Zwey, sich von Ewigkeit zu Ewigkeit fordernde Erscheinungen betrachtet, und so zur Erklärung der Phenomene benutzt werden.

Seit unser vortrefflicher Kant mit dürren Worten sagt: es lasse sich keine Materie ohne Anziehen und Abstossen denken, (das heisst doch wohl, nicht ohne Polarität,) bin ich sehr beruhigt, unter dieser Autorität meine Weltanschauung fortsetzen zu können, nach meinen frühesten Ueberzeugungen, an denen ich niemals irre geworden bin.

Ferner nehme ich um desto lieber Theil an Ihren Forschungen, als der grosse Umfang von Erfahrungen, hier zusammenge[setzt]stellt, uns ein ewiges Leben fühlen lässt und verheisst.

Verzeihen Sie, wenn ich ausspreche was sich von selbst versteht, aber dadurch kommt man eben weiter, wenn man mit mehrern ausdrücklich zum Grunde legt, was sich von selbst versteht. Leider sind die Menschen also gebildet, dass sie auch darinne niemals mit einander übereinkommen, sondern wechselseitig an den Fundamenten mäkeln.

Sehr gerne würde ich zu Ihrem wichtigen Journal etwas beytragen, ja ich rechnete mir es zur Ehre irgend etwas von mir darinnen aufgenommen zu sehen; aber was ich mitzutheilen habe, scheint mir bald zu eng, bald zu weit, und nimmt sich auser dem Zusammenhange, in welchem es sich bei mir entwickelt, meist gar wunderlich aus, doch hoffe ich durch die Herrn Seebeck und Döbereiner, mich näher an Sie anschliessen zu können.

Mit den besten Wünschen und aufrichtiger Hochachtung

Goethe.

Weimar
den 25n April 1814.

2. Jean Paul.

Baireuth, den 16. April 1814.

Mein wackerer Professor mehr als einer Wissenschaft! Für Ihr treffliches Büchlein schick' ich Ihnen eines, [das] worin auch Himmelkörper spielen, obwol gegen [der] die gallischen dunkeln Erdkörper und die Zentralsonne des Teufels. Himmel! wie sind die kühnsten Wünsche der Deutschen zu kühnsten Thaten geworden! Nur solche miracula restitutionis konnten solche Teufels Wunder aufheben. — Ich habe oft dabei an Sie gedacht.

Ihr Buch hat mich sehr erquickt, d. h. belehrt. Sonderbar ists [auf der einen Seite], dass mit der Grösse des Weltkörpers die Lichtentwicklung zu wachsen scheint. Anziehung erklärt es nicht, da Licht schwerlich der Anziehung unterworfen ist, und sogar, wenn [es] dasselbe wäre, der Fall der grossen Zentralsonne einträte, die eben durch An- und Zurückziehung des Lichts nach Herschel unsichtbar bleibt. Der grosse Einwurf ist die Kleinheit des Kometenkerns, welcher gleichwol zuweilen eine Lichthülle von 40 Millionen Meilen Länge erzeugt. Denn dass der Schweif nicht durch die Sonne angesetzt werde, beweist Gelpke [mit] gut daraus, weil er sonst, wenn er hinter dem Kometen liegt, dunkel erscheinen müsste.

Lieber Tetrarch von vier Wissens Welten, der physikalischen, chemischen, astronomischen und poetischen! Sie sollten Ihre Kraft, wie Lessing, Wahrheiten durch Kombinieren zu erwürfeln, öfter benutzen. Der Erfahrungen und der Erfahrer haben wir Millionen, und der Erklärungen und Erklärer so wenige.

Leben Sie wol im geretteten und rettenden Deutschland! Einen herzlichen Gruss an Ihre liebe Schwester.

Ihr

Jean Paul Fr. Richter.

Bringen Sie dem Profess. Keller meinen Gruss und meine Bitte um die Blätter vom Aleph etc.

N. S. Ihren Satz von Sprüngen in der Natur hab' ich in meiner Levana schon für organische Entwicklung behauptet.

3. Justinus Kerner.

Verehrtester Freund!

Sie haben mich unsäglich erfreut, dass Sie mich in dieser langen Zeit nicht vergessen. Nur im Orte, wo wir uns zuerst sahen, irren Sie sich. Es ist derselbe nicht Weinsberg, sondern Heilbronn (eine Stunde von Weinsberg). Damals dachte ich noch nicht daran in Weinsberg meinen Sitz auf so lange zu erhalten. Gewiss! Sie blieben auch mir im warmen Herzen. Die Maultrommel habe ich auch nicht verlassen, sondern deren Spiel seitdem sehr perfectionirt. — Ach! kämen Sie nur einmal hieher! Nun bin ich alt geworden und das Licht meiner Augen verlässt mich, ich habe auf beiden Augen den grauen Staar, doch noch nicht völlig reif zur Operation. Ihr Brief und Ihre Schriften sind mir eine wahre Freude und Genuss. Als Ihre Abhandlung über die Platina ankam, war gerade Herr Professor Döderlein von Erlangen bey mir. Ich theilte sie ihm als Philologen mit, und er fand sie auch sehr denkwürdig. Es ist sehr schön, wie Sie da den Philologen nachhelfen. Ihre Behauptung ist auch so ganz klar und wahr, dass hier kein Zweifel mehr seyn kann. Könnte ich Sie nur über so manches andere, was der Naturforschung obliegt und vor dem ungewissen unbeachtet vorübergieng, sprechen!

Führt Sie der Weg nie mehr in unser Schwaben? Welche Freude wäre mir, Sie wieder zu sehen! Doch schon Ihr so liebes Erinnern that mir unsäglich wohl. Ich bin meiner Augen wegen ausser Stande mehr zu schreiben. Nehmen Sie mit diesen wenigen Zeilen vorlieb und lassen Sie dieselben sich ein Ausdruck meiner innigsten Verehrung und Liebe seyn. Der Himmel schütze Sie!

Mit der herzlichsten Verehrung

Weinsberg 14.

8ber 45. Ihr Dr. Justinus Kerner.

4. Derselbe.

Verehrtester!

Ich muss Ihnen meinen herzlichsten Dank für Ihre gütige Erinnerung sagen. Ihr Brief traf mich krank und ich bin

es noch, will aber nicht länger anstehen lassen Sie zu benachrichtigen: dass ich Ihr schönes dramatisches Fragment der Redaction des Morgenblattes zusandte. Ich hoffe, dass es dort abgedruckt wird. — Gewiss wird es durch Uhlands Darstellung nicht verdunkelt, beide Arbeiten können schön neben einander bestehen.

Der graue Staar hat auf meinen beiden Augen so grosse Fortschritte gemacht, dass er zu einer Operation bald reif sein wird. Ich bin kaum mehr im Stande zu schreiben, — zu lesen fast gar nicht mehr.

Kämen Sie nur einmal wieder in unsere Gegend! Kommen Sie nicht bald, so treffen Sie mich wohl nicht mehr: denn ich bin sehr krank und müde.

Mit herzlicher Verehrung

Ihr Dr. J. Kerner.

Weinsberg 25. Januar 1848.

Die Veruntreuung des Manuscriptes von Wallensteins Lager.

Von

Robert Boxberger.

C. A. Böttigers Nachlass, welchen sein Sohn der Dresdner Bibliothek zu nunmehr vollständig freier Benutzung überlassen hat, setzt uns in den Stand, einen Umstand genauer zu erörtern, durch welchen auf seine „Mäkelei", wie Goethe es nannte, ein nicht gerade sehr wünschenswerthes Licht fällt. Nun hat zwar Böttiger, besonders in der Schiller-Litteratur ebenso viel absichtlich verdunkelt als aufgehellt, und wo in derselben noch strittige Puncte sind, da ist gewiss auch Böttiger mit im Spiel. Ich erinnere an die „Briefe über die Jungfrau von Orleans" und an das Gedicht auf Loder. Indessen würde mich doch ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit für die Benutzung seines Nachlasses abhalten jenen Umstand mit der Veruntreuung eines Schillerschen Manuscriptes klar zu legen, wäre nicht schon das schlimmste als Vermuthung ausgesprochen, und in solchen Fällen ist ein Verdacht immer misslicher als die Gewissheit. Die Sache kann nunmehr ruhen, während bisher Gelegenheit geboten war pro und contra zu disputieren um wechselsweise Böttiger oder Goethe und Schiller eines unziemlichen verfahrens anzuklagen. Es wird sich zeigen, dass Goethe durchaus auf der richtigen Fährte war, und dass die Vermuthung eines ungenannten in den „Grenzboten" von 1857, Böttiger habe um sich weiss zu brennen sich von der Schriftstellerin Friderike Brun aus Copenhagen einen ostensibeln Brief verschafft, nicht minder richtig war, denn eben dieser Brief ist sammt dem begleitenden in Böttigers Nachlass noch vorhanden. Dieser Nachlass

übrigens legt sonst für Böttiger das ehrenvollste Zeugniss ab, und wir dürfen nunmehr, nachdem erst die schlimme Geschichte klar gelegt ist, sie ihm um so eher verzeihen, als ihn Goethe wirklich dafür hat Blut schwitzen und Höllenangst ausstehen lassen. Damit aber der Leser sämmtliche Documente in dieser Sache nunmehr vollständig beisammen habe, müssen wir uns gestatten den Inhalt zweier früherer Publicationen, im „Weimarer Sonntagsblatt“ 1856, S. 306, und in den „Grenzboten“ 1857 I, 1, S. 257 ff., zu wiederholen.

Zunächst schreibt

Goethe an Fr. Kirms.

Jena, 15. October 1798.

Es geht mir hier überhaupt und auch in theatralischer Rücksicht wohl. Hofrath Schiller ist gleich an die Piccolomini gegangen, und ich habe die besten Hoffnungen. Haben Sie die Güte, dem Ueberbringer Wallensteins Lager mitzugeben. Es versteht sich von selbst, dass die Schauspieler aus ihren Rollen Niemand etwas mittheilen. — Wir wissen, wie es mit den Partituren geht. Solche Plaudereien und Mittheilungen schaden den Werken und dem Interesse. Das gewöhnliche Publikum liebt nur das Neue, und an der ganzen Poesie und Kunst eben nichts als das Neue. Auf diesen Sinn muss man rechnen, bis sich ein besserer festsetzt.

Dann meldet Friderike Brun an Böttiger, Copenhagen, den 8. Januar 1799:

„Wallensteins Lager Hüttner und Sie sind angekommen: es wäre doch schön, wenn wir die Exegese der Vasen einmahl zusammentrieben. Hier lacht dass lose Gesindel mich mit meinem Enthousiasmus für diese gehaltlosen Formen aus.“

Den 16. Februar 1799 schreibt dann die Gräfin Schimmelmann von ebenda an Schillers Frau (Charlotte von Schiller und ihre Freunde, II, S. 373 f.):

„Wir erwarten mit Ungeduld den Wallenstein, die Fortsetzung nämlich. Wir hoffen, an einem von diesen Tagen Wallensteins Lager hier im Hause aufgeführt zu sehen. Es ist nämlich eine Gesellschaft junger Männer, die sich hier vereinigen und meinem Mann die Ueberraschung machen werden. Wir haben einen grossen Saal, der wird auf einen Abend so beehrt werden. Die Unternehmung ist nicht gering, es wird meinem Mann die grösste Freude machen, da er es im Manuscript mit Entzücken vorlesen hörte. Ein junger Mann, der in Jena studirte und Rist heisst, ist Sekretär hier im Hause. Er ist geistvoll und voll Feuer. Dieser unternimmt es

mit einigen seiner Freunde, Wallensteins Lager aufzuführen, und so werden wir bald, wie ich hoffe, Schiller einen schönen Abend hier verdanken. Wäre er doch selbst hier! Nun begreifen Sie, mit welcher Ungeduld wir die Piccolomini erwarten."

Den 1. März schreibt dann Schiller an Goethe:

„Ich erhielt heute einen Brief von der Schimmelmann — —. Auch erfuhr ich darin zu meinem nicht geringen Erstaunen, dass Wallensteins Lager in Coppenhagen ist, denn es ist da bei Schimmelmanns vorgelesen und sogar an seinem Geburtstag von guten Freunden aufgeführt worden. Ich wüsste keinen andern Weg als von Weimar aus und fürchte, dass Ubique [Böttiger] auch hier seine Hand im Spiele habe. Haben Sie doch die Güte es zu untersuchen, und besonders bitte ich, die Piccolomini zu sich ins Haus zu nehmen; denn es wäre doch ein fataler Streich, wenn die Sachen in der Welt herumliefen. Auf Iffland kann ich keinen Verdacht haben. Ubique hat neuerlich in Coppenhagen Mäkelei getrieben, und von seiner Indiscretion ist alles zu erwarten".

Goethe antwortete den 3. März:

„Wegen Wallensteins Lager will ich eine strenge Untersuchung anstellen lassen. Ihre Vermuthung scheint mir nur allzu gegründet. In diesen glorreichen Zeiten, wo die Vernunft ihr erhabenes Regiment ausbreitet, hat man sich täglich von den würdigsten Männern einer Infamie oder Absurdität zu gewärtigen".

Den folgenden Tag schrieb er (Weimarer Sonntagsblatt 1856, S. 306):

An Kirms.

Herr Hofrath Schiller hat erfahren, dass eine Abschrift von Wallensteins Lager auswärts communicirt worden.

So wie es nun nicht unwahrscheinlich ist, dass dieses von Weimar aus geschehen, und der Theatercommission alles daran gelegen sein muss denjenigen zu entdecken, der eine solche Untreue begehen konnte, so wären vorerst nachfolgende Personen,

die drei Wöchner,
der Kopist Schumann,
der Souffleur Seyffarth

an Eides Statt und zwar jeder besonders zu vernehmen:

1) Ob sie das Manuscript von Wallensteins Lager irgend jemanden geborgt,

2) Ob irgend jemand gedachtes Manuscript bei ihnen zu borgen verlangt,

3) Ob ihnen von irgend einer Abschrift ausser der, die für das Theater gemacht worden, etwas bekannt sei.

Wovon mir sogleich Nachricht zu ertheilen.

Weimar am 4. März 1799. Goethe.

Folgendes ist dann der Wortlaut des darüber aufgenommenen Protokolls:*

„Gegenwärtig Hofkammerrath Kirms und ich, der Hofsecretär Burckard.

Nachdem der Herr Hofrath Schiller in Jena gegen den Herrn Geh. R. von Goethe geäussert, dass er in Erfahrung gebracht habe, dass eine Abschrift von Wallensteins Lager auswärts communicirt worden, so wurden, da dies wahrscheinlich von Weimar aus geschehen, heute die drei Wöchner Genast, Becker und Schall, der Soufleur Seyfarth und der Scribent Schumann über folgende Punkte [oben No. 1—3] einzeln vernommen.

Genast.

ad 1. Er habe das Mspt. an niemanden verborgt; ausser den Leseproben habe er es gar nicht in die Hände bekommen.

ad 2. Es habe niemand dasselbe von ihm borgen wollen.

ad 3. Er wisse von keiner andern Abschrift ausser der, die für das hiesige Theater davon gemacht worden.

Becker.

ad 1. Er habe das gedachte Mspt. niemandem geborgt.

ad 2. Es habe niemand dasselbe von ihm borgen wollen.

ad 3. Auch sei ihm nicht bewusst, dass noch eine Abschrift davon gemacht worden.

Gibt an, es sei möglich, aber keineswegs zu vermuthen, dass durch einige Mitglieder der Gesellschaft das Stück aus dem Kopfe niedergeschrieben werden könne[n], denn die Probe vor der letzten Vorstellung desselben sei ohne Buch gehalten worden.

Schall.

ad 1 und 2. Er habe das erwähnte Mspt. niemandem als dem Herrn Oberconsistorialrath Böttiger geborgt, welches schon mehrmals bei bedeutenden Stücken geschehen sei, nur könne er sich nicht recht mehr besinnen. So viel sei gewiss, dass Herr Oberconsistorialrath Böttiger es von ihm verlangt habe, ob er es aber demselben zugeschickt habe und die Zeit, wann solches geschehen, wisse er nicht genau mehr. Wenn er es demselben geschickt, so sei es nach der zweiten Vorstellung des Abends spät geschehen, worauf das Buch sogleich nach Jena gegangen. Er wolle deshalb mit dem Herrn Oberconsistorialrath Böttiger sprechen, ungeachtet es wegen der Kürze der Zeit nicht möglich gewesen, eine Abschrift davon zu nehmen, auch dieser Mann so etwas zu thun nicht fähig sei.

ad 3. Er habe keine Nachricht und auch keinen Verdacht auf irgend jemand, dass ausser der für das Theater gefertigten Abschrift noch eine andere gemacht worden.

* Grenzboten 1857, I, 1, S. 257 ff.

Soufleur Seyfarth.

ad 1. Er habe das Mspt. von Wallensteins Lager niemand geborgt; nach der ersten Vorstellung habe er es an den Herrn Hofkammerrath Kirms gegeben. Auch vor der Vorstellung habe er dasselbe nicht gehabt, sondern es habe unter den Mitgliedern der Gesellschaft circulirt. Bei der letzten Vorstellung sei das Buch erst am Tage der Aufführung aus des Herrn Geh. R. von Goethe Wohnung geholt worden, hierauf habe er es in den Schrank gelegt, wo es jetzt noch liege.

ad 2. Es habe ihn niemand um das Mspt. angesprochen.

ad 3. Es sei ihm von einer anderweitigen Abschrift nichts bewusst.

Scribent Schumann.

ad 1. Das Mspt. sei nicht aus seinen Händen gekommen.

ad 2. Es habe niemand dasselbe von ihm borgen wollen, auch

ad 3. Sei ihm nicht wissend, dass jemand anders eine Abschrift davon habe nehmen können. Er habe die Abschrift davon für das Theater in vier Tagen liefern müssen und seitdem nichts wieder davon gesehen.

Ein jeder der fünf Comparenten bekräftigte die Wahrheit seiner Aussage mittelst Handschlags unter den Worten: «so wahr mir Gott helfe!»

Hofkammerrath Kirms declarirt, dass von ihm das mehrgedachte Mspt. niemand erhalten habe.

Kurz darauf erschien abermals der Wöchner Schall und gab zu vernehmen: er habe eben mit dem Herrn Oberconsistorialrath Böttiger gesprochen und dieser bejahe es, dass er das Mspt. von Wallensteins Lager zum Behuf eines kleinen Aufsatzes in das Modejournal eines Abends von ihm, Comparenten, erhalten habe, den Morgen darauf mit dem Frühesten sei es aber wieder abgeholt und zu dem Herrn Hofkammerrath Kirms getragen worden. Der Herr Oberconsistorialrath Böttiger sei erbötig, solches schriftlich zu bezeugen."

Dies that denn auch Böttiger; er schrieb an Kirms:

„Schall ist bei mir gewesen und hat mich wegen des Mspts. zu Wallenstein befragt, das ich mir zu der Zeit, wo ich den Aufsatz über die Vorstellung dieses Vorspiels für das Modejournal ausgearbeitet, auf einige Stunden nur geben liess und sodann sogleich an Sie zurückschickte.

Wie ich höre, soll eine Abschrift davon genommen worden sein und Schiller hat deshalb requirirt. Mir ist dies um so unangenehmer, da ich nun selbst in den Verdacht gezogen werden könnte, wiewol es sich von selbst ergibt, dass ich in den paar Stunden, wo es allein bei mir war, unmöglich das ganze Mspt. copiren

konnte. Auf jeden Fall will ich aber hiermit feierlich versichert haben, dass ich kein Wort daraus abgeschrieben habe, und dass also auf mich nicht die geringste Schuld fallen könnte, wenn man mich auch einer solchen Handlung fähig halten wollte.

Ich bitte Sie, mein verehrter Freund, dies allenfalls auch dem Herrn Geh. R. Goethe zu sagen, wenn die Rede davon sein sollte. Hoffentlich sehe ich Sie diesen Nachmittag noch im Erbprinzen, wenn ich meine Taufhandlung noch zeitig genug abschütteln kann.

Mit wahrer Hochachtung
der Ihrigste
Böttiger."

Den 5. März.
In Eile.

Goethe erliess darauf die Verordnung:

„Es wird hiermit den bei dem hiesigen Theater angestellten Wöchnern ausdrücklich untersagt, irgend jemand, es sei wer es wolle, ohne Vorwissen der Commission ein Mspt. zu leihen. Auch haben sie, indem Sie Gegenwärtiges präsentiren, anzuzeigen, ob sie das Mspt. von Piccolomini irgend jemand und auf wie lange Zeit mitgetheilt.

Weimar, den 11. März 1799. Goethe."

Alle verneinten; worauf Goethe weiter rescribierte:

„An den Soufleur Seyfarth müsste eine Verordnung ergehen, dass er bei Strafe niemandem, wer es auch sei, ohne Vorwissen der Commission ein Mscpt. zu borgen habe.

Weimar, 16. März 1799. G."

Den Tag, nachdem er das Protokoll über jene Veruntreuung erhalten hatte, den 6. März, schickte Goethe das Manuscript der „Piccolomini" und einen Brief Böttigers an Schiller zurück mit den Worten:

„Eben die Hand dieses allgegenwärtigen Freundes werden Sie in den Acten über die Veruntreuung von Wallensteins Lager antreffen. Seine ganze Existenz gründet sich auf Mäkelei, und Sie werden wohl thun ihn von sich zu halten. Wer Pech knetet, klebt seine eigenen Hände zusammen. Es paralysirt nichts mehr als irgend ein Verhältniss zu solchen Schuften, die sich unterstehen können den Octavio einen Buben zu nennen."

Dieser Ausdruck bezieht sich auf Böttigers Besprechung der ersten Aufführung der „Piccolomini" im Journal des Luxus und der Moden 1799. Bd. XIV, S. 89 ff.

Es wird nöthig sein, diesen ganzen Aufsatz hier zu reproducieren, erstens, weil er mehrere Stellen aus dem Schiller-

schen Briefwechsel erläutert, und dann, weil sich an ihn die Frage nach jenem Böttigerschen „Briefe“ knüpft, dessen Existenz Fielitz (Studien zu Schillers Dramen, S. 99) nach Hoffmeisters Vorgang mit Recht in Abrede stellt.

Den 30sten Januar, als am frölichen Geburtstags-Feste unserer allgemein geliebten regierenden Frau Herzogin, wurde diess neue Schauspiel von Schiller zum erstenmal aufgeführt, und dann den 2ten Febr. um den Wunsch vieler Einheimischer und Auswärtigen zu befriedigen, noch einmahl gegeben.

Man ist berechtiget, über ein Schauspiel, dem das teutsche Publikum schon lange begierig entgegen sah, und von welchem es mit Recht einen neuen Umschwung für die Kunst der ernstern Melpomene sich versprach, von mehr als Einer Seite her zweckmässige und ausführlichere Betrachtungen zu erwarten. Der Zweck und die Gränze dieses Journals erlauben nur eine kurze, allgemeine Anzeige.

Das Stück als Gedicht, als Theil eines dramatischen Cyclus betrachtet, wird sich erst dann ganz umfassen und gehörig beurtheilen lassen, wenn auch Wallensteins Fall, als die zweyte Hälfte, wodurch die Dichtung zu einem geschlossenen Kunstwerke geründet wird, dazu gespielt werden kann. Vielleicht wird die Oeconomie und Vertheilung der Aufzüge und Scenen, deren schnell abgebrochenes Ende jezt noch immer etwas Unbefriedigendes zurücklassen musste, dann auch noch verändert werden. Aber auch so wie es jezt ist, wird man schon durch eine Reihe von Scenen und Situationen geführt, die in ihren feinern Motiven, in der Anlegung und Zusammenstellung der Charaktere und in der Diktion zu dem vollendetsten gehören, was seit langer Zeit auf einer teutschen Bühne gesprochen wurde. Man bemerkt mit Lust den Kampf des Dichters mit der gewaltigen Masse des rohen, formlosen Stoffs, der nur dem Ungeübten und Unkundigen anlockend und dankbar erscheinen kann, und freut sich des Sieges, den fast überall sein schaffender Genius davon trug, ohne dem Charakter des Zeitalters, in welchem das Stück spielt, und der Personen, die wir aus der Geschichte kennen, offenbare Gewalt anzuthun. Man unterscheidet in Wallenstein und den Gliedern seiner Familie das geistig Hohe, und zu den Sternen Aufstrebende; im jüngern Piccolomini und in der Thekla das Sentimentalische, Weiche; in den Generalen und kriegerischen Umgebungen Wallensteins das Grobsinnliche und Gemeine; im ältern Piccolomini die ränkevollste Kälte des Italiäners; im festgeschlossenen Wrangel die trotzige Zuversicht und bibelveste Kernsprache des Schweden, und findet aus der daraus entstehenden Mischung und Contrastirung einen seltenen Genuss zubereitet. Einige hundert Verse daraus müssen bald Denksprüche im Munde der Gebildeten unserer Nation werden. Worte, wie:

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne —
Die Fabel ist der Liebe Heimatwelt —
Das Weib soll sich nicht selber angehören —
Nicht ohne Grauen greift des Menschen Hand
in des Geschicks geheimnissvolle Urne —
Nur aus Gemeinen ist der Mensch gemacht,
und die Gewohnheit nennt er seine Amme —
Das Jahr übt eine heiligende Kraft —
Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sä't,
Erfreuliches zu erndten —
Denn aller Ausgang ist ein Gottes-Urthel —

darf man nur einmal gehört haben, um Erfahrungen seines ganzen Lebens dadurch ausgesprochen und sie eben darum auf immer in seinem Gedächtnisse eingeschrieben zu finden. Aber eben darum, weil so viel auf dichterische oft in die Breite des Epos hinüberschweifende, oft in gehaltreiche Sentenzen zugespitzte Diction und Auseinanderstellung gearbeitet ist, kann die Handlung, wenigstens in diesem noch immer vorbereitenden Stücke, nicht überall gleich rasch und eingreifend fortschreiten, und mag daher dem gemeinen Zuschauer, der nur Getümmel und leeres Schaugepränge auf der Bühne zu sehen und zu beklatschen gewohnt ist, sogar zu langsam vorkommen.

Ueber Hr. Vohs, der den Liebling des Dichters und der Natur, den jüngern Piccolomini, mit Kraft und Gemüth auffasste und fast nirgends den wahren Naturton verfehlte, der allein wieder den Weg zum Herzen der Zuschauer zu finden weiss, war nur eine ungetheilte preissende Stimme im Publikum. Figur, Anstand, Biegung und Haltung der Stimme, schnelles Auflodern jugendlicher Leidenschaft, lebendige Darstellung des Kampfs zwischen Pflicht und Neigung, alles war im Geist der Rolle empfunden und wiedergegeben. In ihr selbst liegt die rasche Leidenschaftlichkeit, womit das dreymalige: es kann nicht seyn! nur im Anwachsen des Tons und der Schnelligkeit ausgesprochen, und nicht, wie allerdings in einer bedachtsamen Rolle der Fall gewesen wäre, durch Pause und Mienenspiel ausgemahlt werden durfte.

Der ältere Piccolomini ist der böse Geist Wallensteins, und die kunstbedürftigste Rolle im ganzen Stücke. Stumm, wie das Grab, wenn er vor oder hinter seiner Beute steht, züngelt er zweyschneidige Rede, sobald die verlarvte Arglist ihre volle Befriedigung dabey findet. Je mehr Hr. Schall, der hierbey das Möglichste zu leisten gesucht hat, diesen Charakter ergründen und bis auf die feinsten Fäden aus welchen der Dichter diess Gewebe schuf, verfolgen wird, desto mehr wird er die oft nur angedeuteten, oft nur in schwebenden Aussenlinien entworfenen Züge auszumahlen wissen. In mehrern Scenen der ersten Aufzüge wird diese Rolle da am

meisten sprechen, wo sie ganz stumm, selbst in der Geberde stumm ist. Dem Buben, der hier horcht, ist selbst das sichtbare Auflauschen Verrath. Das Auge allein ist hier dem Zuschauer die Pforte zum Innern. Damit muss der ältere Piccolomini in den Scenen, wo Kriegsrath gehalten, oder nach dem Bacchanal die Unterschrift gegeben wird u. s. w. allein sprechen und doch durchaus verständlich werden können. Ein besonders fein nüanzirtes Spiel fordert das Eindringen auf den Gegenübersitzenden, das in diesem Stücke zweymal in ganz verschiedenen Verhältnissen, das erstemal iu der herrlichen Scene, wo der Vater den Sohn zu überreden sucht, und das zweytemal gegen Buttler vorkommt. Man erinnere sich nur an den Reichthum von passenden und zu dem steigenden Affect abgemessenen Bewegungen, die z. B. Iffland als teutscher Hausvater dem Mahler Lebock gegenüber anzubringen weiss. — Hr. Graff als Wallenstein erfüllte, besonders bey der zweyten Aufführung, alle gerechte Erwartungen, die man von einem so verständigen und seiner Rolle leise nachspürenden Künstler haben konnte. Wallensteins Grösse wird im Stücke selbst überall mehr vorausgesetzt, als gezeichnet. Der Dichter hatte ohne Zweifel sehr gute Gründe ihn nicht als den planvollen Usurpator von Alters her zu schildern. Wir sehen hier den Verrath durch den Drang der Umstände und die auf ihn einstürmenden Rathgeber erst entstehn. Natürlich musste diess eine Menge Situationen herbeyführen, wo der grosse Wallenstein nicht die Umstände sich, sondern sich den Umständen unterwirft, und nur zu oft von der hohen Basis herabzusteigen genöthigt wird, auf welche unsere Phantasie die kolossale Figur so gern erhob. Zugleich wollte der Dichter in einigen Nebenfiguren, als dem Feldmarschall Illo und dem Grafen Terzki, die ihm oft scharf auf den Leib rücken, und den Abstand nicht gehörig zu beobachten scheinen, uns gleichsam die rohe Masse zeigen, aus welcher der glücklichere Condottiere sich nur empor gearbeitet hat. Wie schwer ist also die Aufgabe, wie ungemessen die Forderung an den Künstler, uns bey allen diesen Nachtheilen den Königlichen, der eine halbe Welt in seinem Sturz mit hinabzieht, dennoch in jeder Miene und jedem Laute durchblicken zu lassen, und wie gross sein Verdienst, wenn er jetzt bey der ersten Aufführung fürs erste nur den allgemeinen Umriss seiner Rolle richtig zeichnete und uns im Ganzen den wunderbaren ahnden liess, von dem es heisst:

> Der Geist ist nicht zu fassen wie ein andrer.
> Wie er sein Schicksal an die Sterne knüpft,
> So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
> Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.

Herr Graff hat in der That bey der zweyten Vorstellung schon dadurch weit mehr gethan, dass er weniger that, und mit festge-

haltener Stimme da nicht mehr wankte, wo ihn bey der ersten Vorstellung die Empfindung übernahm. Der herrliche Monolog im vierten Akte wurde mit wahrer Zufriedenheit der Zuschauer, denen nun nichts mehr davon verloren ging, durchgeführt, dürfte aber freylich selbst nach dem anhaltendsten Studium noch einer Menge neuer Details im sogenannten kleinen Spiele empfänglich seyn. Die sorgfältigste Aufmerksamkeit fordert gewiss die letzte Unterredung mit dem jüngern Piccolomini zu Anfang des fünften Aufzugs. Verliert Wallenstein hier seine Ehrfurcht-gebietende Fassung auch nur einen Augenblick von [vor?] den Worten: sey ruhig Max! so steht er gedemüthigt und als ein armer Sünder vor dem Gerechten. Aber mit einer Welt voll verhaltenen Gefühls muss er mit jenen Worten losbrechen; und so kann die Scene des höchsten Effects nicht verfehlen.

Als Nebenrolle[n] im männlichen Personal dürfen der kaiserliche Minister von Questenberg und der schwedische Oberst Wrangel nicht übersehen werden. Ersterer wurde von Hrn. Becker mit aller ihm zukommenden steifen Feierlichkeit und Würde gespielt, ohne auch nur einmal an die hier so nachbarlich angränzende Carricatur zu streifen. Letztern gab uns Herr Hunnius mit aller der schwedischen Sache so wohlanstehenden Kühnheit und Festigkeit. Man wird dieser Scenen, so gegeben, nie satt werden. Der Schwede ist ein Engel des Lichts und doch für Wallenstein ein schwarzer Unglücksrabe. Man möchte sich ihn und den Questenberg als Silhouetten ausschneiden, und immer vor Augen behalten, wenn es eines Androeides der Vorzeit gälte.

Das weibliche Personal in diesem Schauspiele besteht, ausser der Herzogin von Friedland, die nur wenig zu sprechen aber in der einzigen Scene, wo sie auftritt, den ganzen Glanz der Wallensteinischen Fürstengrösse anzukündigen hat, in Wallensteins Tochter Thekla, und seiner Schwester, der Gräfin Terzky. Wallensteinischer Geist webt, nach des Dichters kunstreicher Anlage, in beyden, nur in der unerfahrnen, den schützenden Klostermauern jezt erst entkommenen Thekla mit sanfter Schwärmerey, in der intriguanten Terzky aber mit Hohn und Schadenfreude vermischt. Mlle. Jagemann gab der holden Thekla alle jungfräuliche Unbefangenheit und edle Traulichkeit in ihrer offnen Liebe, und sprach, besonders bey der zweyten Vorstellung, den letzten Monolog während der im Hintergrunde zum Banquet hervortönenden Musik mit immer steigender, auch die Zuschauer tieferschütternder Heftigkeit. Die Gräfin Terzky wurde von Mad. Teller gespielt. Diese vom Regensburger Theater neuerlich erst zu uns gekommene Schauspielerin bewies in mehrern Stellen ihrer mit nicht geringen Schwierigkeiten in der Ausführung verbundenen Rolle, was das Publikum schon bey zwey vorhergehenden Debütrollen mit vielem Vergnügen bemerkt hatte,*

* Sie hatte vorher als Orsina in der Emilia Galotti und als Ossa-

dass sie eine geübte Schauspielerin sey. Sie wird also auch da, wo sie noch etwas zu wünschen übrig liess, gewiss noch tiefer in den Geist ihrer Rolle eindringen, und den Junonischen Stolz einer Frau, die den Böhmen schon einen König gab, mit allen Künsten des höhnenden Spottes und der listigen Verführung in Einklang zu bringen wissen. Sie besitzt die seltene Gabe einer deutlichen Accentuation und Aussprache. Wie leicht wird es ihr werden, auch den hie und da noch zu stark betonten Accent abzuschleifen, ihrer Stimme die reinste Geschmeidigkeit, ihrem Mienen- und Geberdenspiel die zarteste Mässigung zu geben!

Als eine Erscheinung, die allen Schauspielern zum Lobe gereicht, ist noch der richtige Vortrag des in Jamben gearbeiteten Stücks anzumerken. Fast alle bewegten sich in diesen sehr kunstreichen Kothurnen mit einer natürlichen Leichtigkeit und zwanglosen Angemessenheit, die bey einer so ungewohnten Aufgabe wahre Achtung verdient, und wo auch noch Foderungen unerfüllt blieben, wenigstens für die Zukunft von der glücklichsten Vorbedeutung seyn kann. Denn nur in gebundener Rede ist die wahre Schule der höhern Theaterdeclamation. Nur durch gebundene Rede kann dem so schnöde unter uns herabgewürdigten Trauerspiele geholfen und ein neuer Lebens-Odem eingeblasen werden.

Mit grosser Kunst und Wahrheit war das Costüm der hier spielenden Personen gewählt und eingerichtet worden. Der kaiserliche Kriegsrath und Kammerherr von Questenberg flösste in seiner spanisch-teutschen Hofgala mit den bis zur Schulter geschlitzten und herabhängenden Ermeln des Oberkleides, seinem aus Drap d'or gefertigten Schlitzwams und bauschend unterbundenen Hautdechausses nicht Gelächter sondern Achtung ein. Es war die treueste Kopie nach einer wahren Antike aus jenem Zeitalter. Eben diess galt von dem Prachtgewande der Herzogin und der sämmtlichen Generale, welche nach vorliegenden Mustern sorgfältig ausstudiert worden waren. Man kann sich daher keinen imposantern Anblick denken, als die Audienz, die Wallenstein dem kaiserlichen Abgesandten giebt, wo die sämmtlichen Generals in mahlerischer Abwechslung damaliger Uniformen im Halbkreise herumsitzen. Auch die Tracht des schwedischen Obersten im schwarzen Waffenrock und herabgekrempten Federhuth gab der ganzen Figur eine lebendige Wahrheit, und setzte sie allen übrigen des Wallensteinischen Lagers auffallend entgegen. Uebrigens findet auch die Decorationsmahlerey in dem von der Thekla so ahnungsvoll angekündigten astrologischen

---

kowa in den Strelitzen debütirt, und in der letztern Rolle besonders bewiesen, dass sie in leidenschaftlichen Mutterrollen eine ausgezeichnete Schauspielerin, und mit allen Hülfsmitteln ihrer Kunst vertraut sey. [C. A. B.]

Thurm zu Anfange des vierten Aufzugs einen weiten und auf Verstärkung des sinnlichen Eindrucks wohlberechneten Spielraum.

Böttiger.

Herr Dr. Fielitz hat ganz Recht: jener Brief, den Böttiger in der Minerva von 1811, S. 29, dem Schillerschen als den angeblich von ihm damals an Schiller gerichteten vorausschickte, ist, in dieser Form wenigstens, nie an Schiller geschrieben worden, und das Datum „Weimar, den 4. Februar 1799“ von Böttiger ganz willkürlich erfunden. Dieser Vorgang, wie ihn Herr Dr. Fielitz am angeführten Orte sehr richtig auseinander setzt, ist wieder sehr lehrreich in Betreff der sogenannten zwei Briefe über die Jungfrau von Orleans, von denen ich jetzt, gestützt besonders auf Rochlitz' Briefe an Böttiger, combiniert mit dem Anfange des von mir in dieser Zeitschrift, VI, S. 274 f. veröffentlichten Briefes von Haide, zu behaupten wage, dass sie aus Tagebuch-Bemerkungen von Rochlitz über eine Unterredung mit Schiller in Leipzig geschmiedet worden sind. Aber zwei Briefe ähnlichen Inhalts nach der Veröffentlichung jener Besprechung im Modejournal sind von Böttiger allerdings bei Uebersendung des betreffenden Blattes an Schiller geschrieben worden. Dies ergibt sich zunächst aus Schillers Kalender, wo er unter dem 25. Februar 1799 als empfangen notiert: „Von Böttiger, Modejournal“. Den 1. März schreibt dann Schiller an Goethe: „Ich kann Ihnen heute nichts mehr sagen, die Post drängt mich, und ich muss auch den Ubique abfertigen.“ Den 4. März notiert er dann wieder einen Brief von Böttiger im Kalender und schreibt den 5. an Goethe: „Hier wieder ein Brief von Ubique. Der Mensch kann doch nicht ruhen sich in andere Affairen zu mischen. Und seine schreckliche Saalbaderei über Wallenstein und die Weiber des Stücks! Ich werde mein Stück nicht dazu hergeben, Schröder's Müthlein an den Hamburger Schauspielern zu kühlen.“ Auch sind beide Briefe noch vorhanden und gegenwärtig im Besitz der Wiener „Neuen freien Presse“. Ihre Veröffentlichung ist dringend zu wünschen.

Gehen wir nun auf die Ereignisse jenes Tages, des 5. März 1799, zurück, so muss sich Böttiger sofort, nachdem er obigen

Brief an Kirms geschrieben, an Friderike Brun nach Kopenhagen mit der Bitte gewendet haben, ihm aus der Patsche zu helfen; denn diese schreibt ihm folgenden ostensibeln Brief:

„Copenhagen, den 19. Merz 1799.

Ich eile Ihnen, liebster Herr Hofrath, auf ihren mich auf eine unangenehme Art für Sie interessiernden Brief zu antworten. — Das mann Ihnen unser Projekt, Szenen aus Wallensteins Lager aufzuführen geschrieben, wundert mich nicht; denn niemand hat aus dieser Sache ein Geheimnis gemacht, die es nur für unsern geliebten Grafen v. Schimmelmann sein sollte, denn wir damit überraschen wollten, um ihm einmal einen frölichen Abend zu machen — das mann aber Seinen Salon zum Privattheater, und eine kleine Anzahl von Hausfreunden zur öffentlichen Aufführung erhöhte, begreife ich nicht. — Denn dazu waren wir nicht gewaffnet, indem wir nur fragmentarisch darstellen konnten, was wir aus einzelnen Stellen Ihrer Briefe, z. E. der Kapuziner Rede — aus dem Musenkalender — der Allgemeinen Zeitung — Briefen anderer Personen, die andre Fragmente mittheilten, zusammengestoppelt hatten — konnte sich keiner ganzen Versammlung zeigen, wohl aber einigen Freunden eine heitere Stunde geben. Das man übrigens so grossen Lermen bei Euch darüber macht, ist wunderbar. — Wie konnten Göthe und Schiller glauben, dass ein Stück von Ihnen — das öffentlich in Weimar gespielt ward, (und wovon also doch mehrere Abschriften mussten genommen sein) ein Geheimnis bleiben sollte? — Uebrigens ist unser Kuchen in die Asche gefallen: in den Tagen, wo wir unsere Freude haben wollten, ward die Mutter der Gräfin Schimm. Tödtlich krank, und die Sache unterblieb ganz. — Dies ist alles, was ich Ihnen über diese Geschichte sagen kann, die nie ausser einem engen Freundeszirkel gekommen ist; nicht aus Heimlichkeit, sondern, weil wir der Unvollständigkeit der Sache wegen die Vermehrung der Zuschauer scheuten. — —"

„Copenhagen d. 19. Merz 1799.

Ihre beiden letzten, mein guter, lieber Böttiche r, haben mich beide, aber freilich auf sehr verschiedene Weise betrübt! [Der erste enthielt die Nachricht, dass Böttiger die vorgeschlagene Stelle in Kopenhagen nicht annehmen würde.] — — Nun zum andern Briefe, denn ich in diesem Augenblick erhalten und mit Thränen gelesen habe. Ich bin nicht unwahr, nicht treulos gewesen: das kann ich nie, auch in keiner Nüance sein! ich habe Sie misverstanden — und geglaubt alle Geheimhaltung eines Stückes, das öffentlich gespielt — Fragmentweise in Musenallmanachs und Zeitschriften erschienen — woraus Stücke in so mancherlei Händen waren etc. — könne sich nur auf die Verhütung eines etwanigen

Nachdrucks oder Vordrucks erstrecken. Ich las es also erst hier im Hause einigen Freunden vor — und weigerte mich gar nicht es der Gräfin Schimm. und Reventlow zur Durchlesung anzuvertrauen — worauf die erstere mich bat, es Ihr zur Aufführung durch einige Freunde, die ich zum Theil selbst aus unserm ganz gemeinschaftlichem Zirkel zusammenbrachte — auf einige Tage zu überlassen. — Hiebei machte ich wieder keine Schwierigkeit, als die Bedingung, das die einzeln abzukopierenden Rollen nur durch unsere Freunde die Sekretaire des Grafen geschehen sollte — weil ich es durchaus nicht in die Hände eines käuflichen Abschreibers geben wollte. Die Sache ward wirklich durch die Krankheit der Mutter der Gräfin so weit aufgehoben, das ich gar nicht mehr daran dachte — als Ihr heutiger Brief mich aufschrekte — zum Glück bin ich d. Gr. Sch. gerade gegenüber — und mein erstes war das Mscrpt. und die Auszüge von Freundes Hand zurückzufodern; letztere sind schon verbrannt, vor meinen Augen. Ersteres folgt hiebei mit der Briefpost um Sie zu beruhigen, und so weit fr[an]kirt als nur immer möglich. — Allein damit ist weder mir, noch unsern lieben Schimm: die Sorge für Sie vom Herzen genommen! Man hat Händel an Ihnen gesucht, lieber Böttcher, das ist sichtbar! aber das wir die Gelegenheit dazu geben sollten, so das nun der Name Copenhagen Ihnen zum Mislaut werden muss, schmerzt uns tief! Die gute Gräfin hatte (auf Schillers Ankündigung des Piccolloumini, den Er Ihr senden wollte) der Schillern geantwortet — „Sie freue sich um so mehr auf diese Fortsetzung des Wallensteins, den wir eben gelesen hätten, und sogar im Kleinen aufzuführen gedächten“ etc. — dies waren ohngefähr Ihre Worte — Sie hat Sie nicht als Einsender genannt, auch nichts gesagt (So viel Sie weis), das die Vollständigkeit unserer Abschrift bewiese — So ist die Sache —“

Auf einem neuen Blatte schrieb sie dann:

„Machen Sie von inliegendem so weit ich sie verstanden habe nach Ihrer Anweisung geschriebenen Briefe jeden Gebrauch — wenn nicht die ganze Geschichte schon bei Ankunft dieses in Vergessenheit begraben — denn die Dichter, die grossen wie die kleinen, sind so vergesslich als reitzbar, Gott sei Dank! — Ich aber, besster Bötticher, habe nun nie mehr Muth Ihnen zu schreiben — bis ich in einem lieben Briefe Absolution erhalten. Die Sanftheit Ihrer Vorwürfe, bei der Grösse ihrer Klage, hat Ihnen mein ganzes Herz gewonnen, und mich von neuem unserm so muthwillig verscherzten Schatz wehmüthige Blicke zuwerfen lassen. Leben Sie wohl! könnte ich diesem Packet Flügel geben! Wir alle grüssen Sie herzlich und wie einen verwandten Freund.

F. Brun.

Erlauben Sie mir dem abgegriffenen Ansehn des Mscrpst [!] hinzuzufügen, das es nicht frisch in meine Hände kam, und dass auch dies mich sicherer machte. A Dieu."

Dieser Brief wurde von Böttiger an Kirms und von diesem im Auszug an Goethe mitgetheilt, welcher darauf an Kirms schreibt:

„Jena, 2. April 1799.

Es ist recht schön, dass Sie die Abschrift und Leseprobe Wallensteins beschleunigen. Da das Stück nicht gross und die Schauspieler durch das erste schon im Gange sind, so denke ich, es soll zur bestimmten Zeit zu Stande kommen. Das Manuscript geben Sie nur heraus, wo es nöthig ist, lassen sich es aber gleich wieder zustellen. Bei der gewissenlosen Tournüre, die in Weimar überhandnehmen will, muss man niemanden mehr trauen, und sollte eine Untreue einmal auf jemanden erwiesen werden, so will ich gewiss ein Exempel statuiren.

Für die Mühe, die Sie sich gegeben, das Excerpt des Briefes zu machen, bin ich Ihnen sehr verbunden; mich gibt nur wunder, wie man unverschämt genug sein kann, einen solchen Wisch vorzuzeigen, der so dumm und so grob zugleich ist. Dumm, indem man wahrscheinlich machen will, das Stück aus Stellen von Briefen ergänzt zu haben. Das müssen ja allerliebste Correspondenten sein, welche sich einzelne Stellen auswendig merken, um sie nach Kopenhagen zu schreiben, und der Zufall ist noch scharmanter, dass die Herren nicht grade durch eben dieselben Stellen gerührt werden, und sich jeder eine andre merkt, damit es zuletzt mit dem, was gedruckt erschienen ist, ein Ganzes ausmacht. Grob ist der Brief in der Stelle, die sich auf uns bezieht. Freilich ist ein öffentlich gespieltes Stück kein Geheimniss, aber das Manuscript davon wird jahrelang von honetten Menschen geheim gehalten. Freilich wird ein öffentlich gespieltes Stück von tausend Menschen gesehen, aber deswegen noch nicht nachgespielt. Wenn Madame Brun keine bessere Logik im Kopf hat, so ist von andern Personen nicht zu verlangen, dass sie die Argumente bündig finden sollten; aber das Volk ist in seinen Intriguen und Narrheiten so ersoffen, dass es überall nur Laffen und Werkzeuge zu sehen glaubt, gegen die und mit denen man sich alles erlauben kann. Was ist das für eine absurde Chicane zwischen Salon und Privattheater! Und wer hat denn überhaupt von einer öffentlichen Aufführung gesprochen? Es ist völlig, als wenn Mad. Brun bei den Jenaischen Theaterfreunden in die Schule gegangen wäre.*

---

* Vgl. v. Biedermann, Goethe-Forschungen S. 368.

Die Sache mag ruhen, da sie ohnehin nicht zu redressiren ist; will man aber mit dem Briefe auftreten und noch gross darauf thun, so werde ich meine Meinung derb und derber drüber äussern; denn ich bin fest entschlossen, in dieser und ähnlichen Sachen nicht den gefälligen Hahnreih zu spielen, der freundlich drein sieht, wenn man ihm Hörner aufsetzt."

Damit hatte denn der über Böttiger hereingebrochene Sturm zunächst ausgetobt. Aber Goethe beobachtete seit diesem Vorfall die grösste Vorsicht. So schrieb er schon den 26. März 1799 an Kirms:

„Ich sende Ihnen die paar Rollen zurück, sowie die zwei Acte vom Wallenstein, die Rolle des Wallenstein ist hier schon ausgeschrieben. Lassen Sie auch die übrigen Rollen abschreiben; die folgenden Acte sollen bald nachkommen. Uebergeben Sie das Manuscript S. [Schumann, Scribent] und sagen ihm, dass er Niemanden, er sei, wer es auch sei, auch nur hineinsehen lasse. Er ist treu und verschwiegen und wird's auch halten."

Wenn wir nun jene Briefe der Frau Brun mit Böttigers Versicherung an Kirms, dass er kein Wort aus jenem Manuscript abgeschrieben habe, zusammenhalten, so ergibt sich mit zwingender Nothwendigkeit der Schluss, dass Böttiger hier ein jesuitisches Kunststückchen angewendet hat, und dass er zwar selbst das Manuscript nicht abgeschrieben, dazu war schon seine Handschrift zu schlecht und die Zeit zu kurz, dass er es aber von seinen Schülern hat abschreiben lassen, wie er dies öfter that. Dem Grafen Schimmelmann und dessen Gattin, gegen die er so grosse Verpflichtungen hatte, konnte Schiller natürlich wegen dieses Vorfalls nicht lange zürnen, um so weniger, da derselbe ohne weitere Nachtheile für ihn blieb, und so schickte er denn den 29. April 1799 das so sehnlich erwartete Manuscript des Wallenstein an Schimmelmanns ab. Den 14. und 21. Mai 1799 schreibt darauf Friderike Brun an Böttiger:

„Nun hat die Gräf. Schim. Wallenstein von Schiller selbst — ich habe Ihn noch nicht gesehen, weil Sie, durch meinen Schaden gewitzigt, ihn nicht aus den Händen giebt, und ich nicht aus war."

Weiterhin spricht sie die Hoffnung aus, dass alle Fehde zwischen ihr und Böttiger einerseits und Goethe anderseits ein Ende habe.

Und die Gräfin S. schreibt den 19. Mai an Schillers (Charlotte von Schiller und ihre Freunde II, S. 376):

„Ich kann Ihnen meine Freude nicht beschreiben, liebe Frau Schiller, als ich gestern den Wallenstein bekam, von den lieben Briefen begleitet. Morgen Abend unternehmen wir die Lektüre im engen Kreise. Hat der Herzog von Augustenburg Zeit, so kommt er auch zu uns und theilt unsern Genuss. Sonst wird gewiss kein Mensch dies schätzbare Manuscript in die Hände bekommen, das verspreche ich Ihnen. Sie wissen, dass aus der Vorstellung hier im Hause nichts wurde. Wäre es geschehen, so hätten Alle dabei die gewissenhafteste Discretion beobachtet; sonst hätten wir uns einen solchen Genuss nicht einmal in Gedanken erlaubt. Und da wir es vollständig aus Schillers eigener Hand bekamen, wird uns das Lesen eine liebliche Erscheinung seines Geistes verschaffen; und glauben Sie mir beide, dass wir ganz den Werth eines solchen Geschenkes zu schätzen wissen; dass auch kein Missbrauch, keine Entweihung Statt haben kann. Die Zahl der vertrauten Freunde ist klein — hier wie überall — nur mit solchen Seelenverwandten werden wir ein solches höheres Vergnügen geniessen."

Der soeben erschienene erste Band von Joh. Georg Rists (vgl. oben S. 340) Memoiren, herausgegeben von Poel, gibt keinen weiteren Aufschluss über die obige Angelegenheit. Wir erfahren daraus nur, dass die Freunde, mit denen er „Wallensteins Lager" aufführen wollte, waren (S. 125 ff.): Thaden, Wolff, Volquarts, Rosenkrantz, Graf Schulin, Paulsen, später Landschreiber in Heide, und Ludwig Berger. S. 129 erzählt er: „So erinnere ich mich des Jubels der gesammten Brüder, als ich das köstliche Manuscript des Schillerschen Wallensteins, von dem Verfasser der Gräfin Schimmelmann zugesendet, in ihre Mitte trug. Wie da jedes gute Wort feurig ergriffen, tief empfunden wurde! Geneigtere Leser hätte sich Schiller nicht wünschen können!"

Zur Charakteristik des deutschen Volksliedes in Steiermark.

Von
Adalbert Jeitteles.

Karl Weinhold hat im Jahre 1859 in den Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark Heft 9 (S. 61 ff.) einen Aufsatz „Ueber das deutsche Volkslied in Steiermark" veröffentlicht, der sich das Verdienst erwarb, zum ersten Male in kundiger Weise diesen Gegenstand behandelt und zugleich mehrere bis dahin unbekannte Beiträge zur Kenntniss des steirischen Volksgesanges geliefert zu haben. Der Hauptzweck seines Aufsatzes war zur Sammlung dieser Blüten des Volkslebens auf steiermärkischem Boden anzuregen.

Auch der Verfasser dieser Zeilen ist seit einigen Jahren bemüht einen Theil seiner freien Musse derselben Aufgabe zu widmen. Er war dabei weitaus glücklicher als Weinhold, der es in dem angezogenen Aufsatze beklagt, dass er selbst unmittelbar aus dem Volke nichts zu sammeln im Stande war, „indem er als Norddeutscher bei aller Mühe demselben sich nicht in dem Masse verständlich machen kann, um volles Vertrauen zu wecken". Hoffentlich wird es mir in Bälde gelingen, eine stattliche Sammlung meist unveröffentlichter Lieder zu veranstalten. Vorerst kömmt es mir jedoch bloss darauf an, einige Aussprüche und Angaben in Weinholds Aufsatz über das steiermärkische Volkslied theils richtig zu stellen, theils zu ergänzen und zu vervollständigen.

So sagt Weinhold u. a. (S. 65): „Bei dem weltlichen Liede ..... tritt sofort die Wahrnehmung entgegen, dass Steiermark von der grossen Heerstrasse des deutschen Volksliedes seitab liegt, seine Nachbarländer, Kärnten, Salzburg, Oesterreich, theilen jedenfalls dieses Schicksal. Von den durch

das übrige Deutschland verbreiteten Liedern finden sich hier nur geringe Trümmer oder gar keine Spur. Ich vermag diese Wahrnehmung, von deren Unrichtigkeit ich mich sehr gern überzeugt sehen würde, nur durch die lange Abscheidung dieser Länder von der geistigen Gemeinschaft mit dem «Reiche» zu erklären. Was sich aus früheren Zeiten erhalten hatte, starb allmählich ab oder ward verstümmelt. So bin ich nicht im Stande zu berichten, dass auch nur ein einziges balladenartiges Volkslied, an denen Deutschland reich ist, eingeschickt ward" ..... Durch diese Worte fordert mithin Weinhold selbst zum Widerspruch gegen seine Behauptung auf. Das seither aufgebrachte Material lehrt nun unzweifelhaft, dass obiger Ausspruch mit der Wirklichkeit keineswegs in voller Uebereinstimmung steht. Es möge mir erlaubt sein meine Beobachtung durch folgende Beispiele von in Steiermark gangbaren Volksliedern, die auch im ausserösterreichischen Deutschland gesungen werden, zu beleuchten. Hie und da werden sich ganz interessante Varianten ergeben. Voran stelle ich die von Weinhold insbesondere angezweifelten balladenartigen Volkslieder.

1. Die Nonne.

1. Einst stand ich auf hohem Felsen,
sah hinunter ins tiefe Thal;
da kam ein Schiff gefahren,
worinnen drei Grafen waren.

2. Der jüngste aus diesen drei Grafen,
der in der Mitte saß,
gab mir einmal zu trinken
einen Wein aus seinem Glas.

3. Was zog er von seinem Finger?
Ein goldenes Ringelein.
‚Nimm hin, du hübsche, du schöne,
das soll dein Denkmal sein.'

4. „Was soll ich mit diesem Denkmal?
ich bin ein junges Blut,
ich bin ein armes Mädchen,
hab weder Geld noch Gut."

5. ‚Bist du ein armes Mädchen,
bist du ein junges Blut,
so denke an unsre Liebe,
die zwischen uns beiden ruht.'

6. „Ich denke an keine Liebe,
ich denke an keinen Mann;
ins Kloster will ich gehen,
will werden eine Nonn."
7. ‚Willst du ins Kloster gehen,
willst werden eine Nonn,
so will ich die Welt durchreisen,
bis ich zu dir hinkomm.'
8. Er sprach zu seinem Diener:
‚Sattl mir und dir ein Pferd;
wir wollen die Welt durchreisen,
die Welt ist reisenswerth!'
9. Zum Kloster ist er gekommen;
ganz leise klopft er an:
‚Gebt mir die hübsche, die schöne,
die zuletzt ist kommen an!'
10. „‚Es ist ja keine gekommen,
es darf auch keine heraus!'" —
‚So will ich das Kloster zerstören,
das schönste Nonnenhaus!'
11. Auf einmal kam sie geschlichen
in einem schneeweißen Kleid,
die Haare waren geschnitten,
zur Nonne war sie geweiht.
12. Was gab sie ihm zu trinken
aus ihrem Becherlein?
In vier und zwanzig Stunden
schlief er ganz ruhig ein.
13. Mit ihrem zarten Finger
grub sie ein Gräbelein,
mit ihren zarten Händen
legt sie ihn selbst hinein.
14. Mit ihrer zarten Zunge
schlägt sie den Glockenklang,
mit ihrer hellen Stimme
sang sie ein Lobgesang.
15. „Ein Häuselein will ich mir bauen
auf meinem verstorbnen sein Grab;
so lange muß ich trauern,
so lang ichs Leben hab!"

Mündlich aus Graz. Vgl. Herder, Stimmen der Völker in Liedern in dessen 'sämmtlichen Werken' (Carlsruhe 1820 ff.). Bd. VIII, 462. Arnim und Brentano, des Knaben Wunderhorn (Heidelbg. 1806—1808) I, 70. Uhland, alte hoch- und

niederdeutsche Volkslieder I, 1. 216. Mittler, Volkslieder (2. Aufl.) Nr. 273—277 und s. ebd. die Nachweisung der weiteren Quellen im Anhang S. 9.

2. Liebesdrama.

1. Es gieng einmal ein verliebtes Par
im grünen Wald spazieren;
der Jüngling, der ihr untreu war,
wollt sie im Wald verführen.
Er nahm sie zärtlich bei der Hand,
wollt sie in Wald begleiten;
er sprach: ,O allerliebste mein,
genieße deine Freuden.'

2. „Was soll ich hier in diesem Wald
für eine Freude haben?
mir scheint, ich seh die Todesgruft,
wo du mich willst begraben."
Das Mädchen fieng zu weinen an,
schlug ihre Händ zusammen:
„Ach wär' ich doch in diesem Wald
niemals spazieren gangen!"

3. Der Jüngling, der ihr untreu war,
gab ihr ein kurzes Ende:
er zog sein Meßer gleich heraus
und ihr das Herz zertrennte.
Sie sprach: „O Jesus, steh mir bei
in meiner Angst und Schmerzen,
verschone doch mein Fleisch und Blut
wie auch mein treues Herze!"

4. ,Es hilft kein bitten und kein flehn,
im Grabe mußt du liegen,
bevor die Schand noch größer wird;
und alles bleibt verschwiegen.'
Er gab ihr noch den zweiten Stich;
langsam sank sie zur Erden,
sie sprach: „O Jesus, steh mir bei,
ich stirb in deinen Händen!"

5. Und als sie nun verschieden war,
fieng an sein Herz zu schlagen;
vor lauter Angst und Traurigkeit
konnt' er sie nicht begraben.
Er sprach: ,O Jesus, steh mir bei
in meiner Angst und Schmerzen!'
Er legt sich leise auf sie hin
und starb auf ihrem Herzen.

6. Es stand wol an drei ganze Jahr,
eh man sie hat antroffen;
da sind die Vöglein weit und breit
zu ihnen hingeflogen
zu sehen, was an diesem Ort
für ein Wunder ist geschehen:
man fand sie beide frisch und rein
und noch ganz unverwesen.
7. Ihr Mädchen und ihr Knaben all,
habt ihr auch recht verstanden,
wie sichs mit diesem Liebespar
alldort hat zugetragen?
Vor wahrer Reu und Gottesfurcht
sind sie zugleich gestorben
und beide haben auch zugleich
die Gnad von Gott erworben.

Handschr. aus Graz. Vgl. Hoffmann und Richter, schles. Volkslieder Nr. 38. Ditfurth, fränk. Volkslieder II. Nr. 45 b. Meier, schwäb. Volkslieder Nr. 203. Mittler Nr. 323.

3. Brombeer-Lied.

1. Es wollt' ein Mädel früh aufstehn,
wollt gehen in den Wald, juchhe!
wollt gehen in den Wald,
wollt Brombeer brocken gehn.
2. Und als sie in den Wald nein kam,
begegnet ihr ein Jägersknecht.
‚Mädel, pack dich aus dem Walde,
meinem Herrn ist es nicht recht!‘
3. Und als das Mädel weiter gieng,
begegnet ihr der Jägerssohn.
‚Mädel, willst dus Brombeer brocken,
brock dir ein Körberl voll!‘
4. „Ich brocke nicht ein Körberl voll,
ich brock nur ein, zwei, drei.“
‚In meines Vaters Garten
sind alle Brombeer frei.‘
5. Es steht nicht an drei Vierteljahr:
die Brombeer wurden groß;
das Mädel sitzt beim Waßerl,
das Büberl auf der Schoß.
6. Der Jäger gieng wol hin und her
und schaut das Knäblein an.
‚Mädel, sind das unsre Brombeer,
die wirs gebrocket han?‘

7. Das Mädel fieng zum weinen an
und weinte bitterlich.
„O du verflixter Jäger,
verführet hast du mich!“
8. Wer ein ehrlichs Mädel will haben,
der schicks ja nicht in Wald;
im Wald gibts schlimme Jäger:
verführet sind sie bald.

Mündlich aus Graz. Sehr beliebtes Lied. Vgl. Des Knaben Wunderhorn II, 206. Kretzschmer, deutsche Volkslieder I, Nr. 35. II, Nr. 63. Pröhle, weltl. und geistl. Volkslieder Nr. 52. Mittler Nr. 305. Schade im Weimar. Jahrbuch III, 284. Meier Nr. 169. Erk und Irmer, die d. Volkslieder m. ihren Singweisen II, Nr. 55. VI, 47. Erk, Liederhort Nr. 144. 144[a]. Hoffmann und Richter Nr. 179. 180. Simrock, Volkslieder Nr. 195. Schleicher, Volksthümliches aus Sonneberg 124.

4. Des Jägers Verdruß.

1. Es gieng ein Jäger jagen
drei Viertelstund vorm tagen
wol in den grünen Wald.
2. Da begegnet ihm auf der Haide
ein Mädchen mit schneeweißem Kleide;
sie war so wunderschön.
3. Der Jäger thut sie gleich fragen,
ob sie mit ihm möcht jagen
ein Hirschlein oder ein Reh.
4. ‚Das jagen und schießen kann ich nicht,
ein andres Vergnügen versag' ich nicht
wol wegen ein einziges Mal.‘
5. Der Jäger thut sie umarmen
und legten sich beide zusammen
bis auf den andern Tag.
6. ‚Steh auf, du fauler Jäger,
die Sonne scheint über die Felder;
eine Jungfrau bin ichs noch!‘
7. Den Jäger thuts gleich verdrießen,
er wollte das Mädchen erschießen
wol wegen ein einziges Mal.
8. Der Jäger thut sichs bedenken,
er wollte das Leben ihr schenken
wol wegen ein einziges Mal.

Mündlich und handschriftlich aus Graz und Deutsch-Feistritz. Vgl. Uhland I, 1. Nr. 104. Wunderhorn I, 292. Simrock Nr. 99. Erk u. Irmer II, Nr. 15. Erk, Liederhort Nr. 174. 174ª. Hoffmann und Richter Nr. 176. 177. Ditfurth II, Nr. 30. 31. Pröhle Nr. 54. Meier Nr. 170. Mittler Nr. 202. 204.

5. Der unschuldig verurtheilte Jüngling.

1. Zu Oestreich ist ein Schlößlein,
das ist so schön erbauet,
von Silber und von rothem Gold,
mit Marmor ausgehauet.
2. Darinnen liegt ein schöner Knab,
er liegt so hart gefangen,
drei und vierzig Klafter unter der Erd
bei Nattern und bei Schlangen.
3. Es kommt sein Vater von Rosenberg,
den Thurn wollt ers beschauen.
,O Sohn, o allerliebster mein,
wie hart liegst dus gefangen!'
4. Der Vater gieng zum Herrn hinein:
sein Sohn, den sollens ihm geben;
dreihundert Dukaten wollt' er ihm geben
für seinen Sohn sein Leben.
5. „Dreihundert Dukaten, die brauche ich nicht,
dein Sohn, der muß schon sterben;
er tragt ein goldnes Ketterl am Hals,
das bringt ihn um sein Leben."
6. ,Tragt ers ein goldnes Ketterl am Hals,
hat ers doch nicht gestohlen;
s hat ihm sein herzallerliebste verehrt,
solls tragen ihretwegen.'
7. Sie wollten den Knaben zum Grichthaus führen,
übers Sprüßel* da mußt' er steigen;
sie nehmen sein seidenes Tüchel heraus
und verbinden ihm die Augen.
8. „,Meine schwarzen Augen verbindet mirs nicht!
ich muß die Welt noch länger anschauen,
ich gsichs nur heunt und nimmermehr
mit meinen schwarzen Augen.'"
9. Der Vater, der stand wol unter dem Gricht;
ganz bitterlich thät ers weinen.
,O Sohn, o liebster Sohne mein,
unschuldig mußt du sterben.

* = Sprosse. Schmeller, bayer. Wörterb. III, 593.

10. Stirbst dus unschuldig,
hast doch nichts gethan,
jetzt tragst du diesen Lohn davon;
mein Herz möcht mir zerspringen.'
11. „,O Vater, liebster Vater mein,
ich falle euch zu Füßen;
mich bedauret die liebe Mutter mein,
ich laße sie schön grüßen.'"
12. Es kommen drei Engel vom Himmel herab,
wollen ihm die Botschaft bringen:
sie sollten den Knaben vom Gricht abnehmen,
sonst wurd die Stadt versinken.
13. Es stand kaum an ein halbes Jahr,
da war die Stadt versunken:
sie sinkt halt wegen dem einzigen Knaben,
viel tausend Menschen ertrunken.

Handschriftlich aus dem steiermärk. Landesarchiv. Strophe 10 offenbar verderbt; auch sonst zeigt der öfter fehlende Reim und andere Verderbnisse im Originale, dass der Text mehrfach incorrect ist. — Vgl. Uhland I, 1. Nr. 125. Wunderhorn I, 220. Hoffmann und Richter Nr. 8. Simrock Nr. 26. Kretzschmer I, Nr. 43. Erk, Liederhort Nr. 6. 6[a].

6. Die verunglückte Müllerstochter.

1. ,Meister Müller, thut nachsehen,
was in eurer Mühl' ist gschehen;
das Rad, das bleibt freiwillig stehn,
als wenn etwas zu Grund wollt gehn.'
2. Die Müllerin gieng in ihre Kammer,
schlaget ihre Händ zusammen.
,Wir haben das einzige Töchterlein,
vielleicht wird sie uns ertrunken sein!'
3. „Weib, ich bitt' um Gottes willen,
laßt nur Gott sein Willen erfüllen,
was Gott thut, ist wolgethan;
wer weiß, wer ist Schuld daran!"
4. „,Kommt, ihr Jungfraun, kommt gegangen,
seht, mich hat das Rad gefangen;
mein Haupt, das ziert mit Rosmarin,
dieweil ich Braut und Jungfrau bin!
5. Kommt, ihr Träger, kommt gegangen,
seht, mich hat das Rad gefangen;
traget mich dem Freithof zu
und leget mich in meine Ruh!

6. Dort in jenem Rosengarten,
dort wird mein Bräutigam auf mich warten;
traget ihm die Botschaft hin,
daß ich schon begraben bin.'"

Handschriftl., Landesarchiv. Vgl. Mittler Nr. 227 u. 228 und s. den Anhang ebd. S. 8.

7. Der Deserteur.

1. Ich wollte dem Franz Joseph deserteren
und wollte mich zum Preußen kehren,
und es gieng nicht mehr.
2. Um zwölf Uhr in der Nacht
habens mich gefangen bracht.
Sie führten mich vors Hauptmanns Haus:
ei, mit mir da schauts übel aus
und ich komm nicht draus!
3. Um sechs Uhr in der Früh
stellens mir das Regiment herfür.
Ich wollte bitten um Pardon,
ob ichs Leben nicht erhalten kann:
sterben muß ich schon.
4. Ihr Brüder alle drei,
erschießet mich nur glei; *
schießt her auf mich, daß s Blut umspritzt,
ei verschont mein jung frisch Leben nicht,
ei verschont es nicht!
5. Wenn ich gestorben bin,
so müßt ihr mich begraben:
das Grab von Marmorstein,
das Kreuz von Elfenbein;
darunter schlaf' ichs ein.

Mündlich und handschriftlich aus Graz; eigenthümlicher Weise fehlen beide Male die zwei ersten Verse der ersten Strophe: „Zu Straßburg auf der Schanz, Da gieng mein Unglück an.“ Damit in Zusammenhang steht die Verwechslung des Wortes „Franzosen“ mit „Franz Joseph“. — Vgl. Mittler Nr. 270. 271. Kretzschmer I, S. 6. Pröhle Nr. 115. Erk u. Irmer I, Nr. 24. V, Nr. 51. Erk, Liederhort Nr. 172. Simrock Nr. 316. Ditfurth II, Nr. 275. Meier Nr. 192.

---

* österr. = gleich.

8. Der Deserteur.

1. Ich hab mich einstmal unterschrieben
dem Kaiser von Oestreich treu zu dienen.
Ich diene kaum ein halbes Jahr,
so komm' ich schon wieder in diese Gefahr.
2. Jetzt lauf' ich auf den Berg hinauf
und spanne meinen Hahne auf
und mach' ein Schuß aus mei'm Gewehr
und meld mich als östreichischer Deserteur.
3. Jetzt lauf' ich in den Wald hinein,
da möcht' ich ja gerne alleine sein;
da stund ein schwarzbrauns Mädcherlein,
die sagt: ja, da ist er geloffen hinein!
4. Jetzt lauf' ich vor ein Bauernhaus,
da schaut der Spitzbub zum Fenster heraus;
er sprach: ‚mein Freund, wo kommst du her,
bist du vielleicht ein Deserteur?'
5. „Ach nein," ich excusierte mich
und sprach: „mein Freund, glaub sicherlich,
ich bin von Linz aus commandiert
und hab den rechten Weg verirrt."
6. Jetzt führen sie mich vors Hauptmannshaus;
ach Gott, was wird denn jetzt werden draus?
Das Kriegsrecht hat sich so bedenkt:
kein Deutscher wird nicht aufgehenkt.
7. Und als ich in die Gaßen kam,
da schau' ich meine Kameraden an:
dreihundert Mann mit gspitzter Ruth!
das römische Deutschblut heilt nicht gut!
8. Und als ich aus der Gaßen kam,
da schau' ich meinen Buckel an.
Ach, grechter Gott, sei du mirs gut:
morgen um neune lauf' ich wieder furt!

Handschriftlich aus Graz. Vgl. Ditfurth II, Nr. 276. Hoffmann und Richter Nr. 251.

9. Grausames Soldatenlos.

1. Zu Straßburg, zu Straßburg
ist eine wunderschöne Stadt,
darinnen liegt begraben
gar manicher Soldat;
2. Gar mancher gar schöner,
auch tapferer Soldat,

welcher sein Vater und Mutter
zu Haus verlaßen hat.

3. Verlaßen, verlaßen,
das kann nicht anders sein:
zu Straßburg, zu Straßburg
Soldaten müßen sein!

4. Sein Vater, sein Mutter,
sie giengen zu Hauptmanns Haus:
‚O herzliebster Hauptmann,
gebens mir mein Sohn heraus!‘

5. „Dein Sohn kann ich dir nicht geben
um so und so viel Geld,
er muß ja schon streiten
im weiten breiten Feld.“

6. Da drüben stund ein Mädchen,
die weinet gar so sehr.
‚O bhüt dich Gott, Herztausendschatz,
jetzt sichst mich nimmermehr.

7. Und wennst mich nicht mehr sichst
und wennst mich nicht mehr hörst,
so wirst dus schon erfahren,
daßs da nicht Hiering* heißt.‘

Mündlich aus Eibiswald. Vgl. Mittler Nr. 150. Hoffmann und Richter Nr. 231. Simrock Nr. 311. Meier Nr. 100. Erk und Irmer I, Nr. 5. Erk, Liederhort Nr. 13. Schade im Weim. Jahrb. III, 292. Pröhle Nr. 114. Ditfurth II, Nr. 244.

10. Die schöne Sennerin.

1. ‚Erlaub mir, schöne Senderin,
zu sein heut Nacht bei dir;
die Nacht hat überfallen mich,
sonst weiß ich kein Quartier.
Geh, laß mich in dein Hüttchen ein
und laß mich heut Nacht bei dir sein:
ich bin mein Leben nie gwest allhier,
drum hab' ich kein Quartier.‘

2. „O Jäger, was verlangest du!
das kann bei mir net sein!
ich hab' ja so ein schlechten Ort,
sist alles viel zu klein;
ich habe so ein kleines Bett,
du hättst kein Ort zum schlafen net,

* Auf befragen, was dieses Wort heisse, wurde mir bedeutet, dass es ein Ortsname sei. Der Zusammenhang der Worte ist aber dennoch unklar.

du hättst kein Ort zum schlafen net:
Jäger, laß mir einen Fried!"

3. ‚Ich brauch kein Bett zum schlafen net,
wenn ich nur hab' ein Ort; *
früh morgen, wenn der Tag anbricht,
geh' ich schon wieder fort.
Da zünd' ich mir ein Feuerl an,
damit bin ich vergnüget schon.
O Senderin, o fürcht dich nit,
du hast vor mir ein Fried.'

4. „Doch, Jäger, wenn du bist allein,
so mach' ich dir schon auf
und laß dich in die Hütten ein,
wie's almerisch ist der Brauch;
du mußt dich halt schön still erhabn,
sonst thäts gleich der Kühbue gwahrn,
und wann uns würd der Kühbue gwahr,
er thäts dem Bauern sagn."

5. ‚O Senderin, o fürcht dich nit,
ich weiß schon selbst den Brauch,
ich halte mich die meiste Zeit
in hohen Almen auf;
ich bin schon überall bekannt,
nicht grade hier in Steierland,
es hat sich wegen meinetwegn
kein Unfried nie ergebn.'

6. Der Jäger und die Senderin,
sie werden gleich bekannt;
sie schlafen in der Hütten drin
wie Mann und Weib beisamm.
Wenn sie so haben die halbe Nacht
in schöner Stille zugebracht,
kocht sie ein Koch mit Zucker dran:
das war dafür sein Lohn.

7. Früh morgen, als der Tag anbrach,
war er in frischem Muth;
er wünscht der Sendrin ein guten Tag
und geht dem Gamsberg zu.
‚Bfüt ** dich Gott, du liebe Senderin,
mit dir bin ich recht wol zufriedn;
und hab' ich dir zu viel gethan —
so sag' ein andern an!'

Handschriftlich aus Graz. Vgl. Ditfurth II, Nr. 155.

---

* Ecke, Winkel. ** = behüte.

11. Mord aus Liebe.

1. Was kann mich denn schöners erfreuen,
als wenn sich der Sommer anfängt,
die Rosen, die blühen im Garten,
die Burschen marschieren in d Fremd.
2. Und wie ich ins fremde Land komme,
so denk' ich gleich wieder zu Haus;
ach wär' ich zu Hause geblieben
und hätt' ich gehalten mein Wort!
3. Und wie ich zu Hause bin kommen,
das Mädchen stand hinter der Thür.
,O Mädchen, du hübsche, du feine,
von Herzen gefallest du mir.'
4. „Was brauch' ich denn dir zu gefallen?
ich habe schon längst einen Mann,
ein hübschen, ein braven, ein reichen,
der mich wol ernähren kann."
5. Was zog der Knab aus seiner Tasch heraus?
Ein Meßer mit scharfem Spitz;
er stichts dem Mädchen ins Herz hinein,
daßs rothe Blut gegen ihm spritzt.
6. „Ach, grechter Gott Vater im Himmel,
wie bitter ist mirs der Tod!
Jetzt hab' ichs schon längsten erfahren:
Burschen lieben thut auch kein gut!"

Mündlich und handschriftlich aus Graz. In einer andern Version lautet die 5. Strophe: Was zog der Knab aus seiner Tasch heraus? Ein Flaschen mit rothem Wein; Den werden wir beisammen trinken, Das wird unser Abschied sein. — Vgl. Herder, Werke VIII, 466. Wunderhorn II, 17. Simrock Nr. 81. Erk u. Irmer I, Nr. 27. Erk, Liederhort Nr. 11. Ditfurth II, Nr. 26. Hoffmann u. Richter Nr. 229. Pröhle Nr. 4. Mittler Nr. 101.

12. Waldabenteuer.

1. Als ich an einem Sommertag
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —
im grünen Wald im Schatten saß,
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —
wo die Jägerstutzen knallen,
wo die Schweizer Mädchen fallen
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —:

2. Sah ich von fern ein Mädchen stehn,
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —
die war so hold und wunderschön.
In der Schweiz etc. (wie oben, Strophe 1).

3. Ich eilte aber auf sie zu
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —
und sprach: ‚mein Kind, was fliehest du?' —
In der Schweiz etc.

4. „Ach, bester Herr, ich kenn' euch nicht;
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —
Ihr habt ein junges Mannsgesicht."
In der Schweiz etc.

5. „Und meine Mutter sagt es mir,
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —
ein Mannsbild sei ein schlimmes Thier."
In der Schweiz etc.

6. ‚Kind, glaub du deiner Mutter nicht,
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —
deine Mutter spricht die Wahrheit nicht.'
In der Schweiz etc.

7. ‚Deine Mutter ist ein altes Weib,
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —
drum haßet sie uns junge Leut.'
In der Schweiz etc.

8. „Ach, bester Herr, wenns Wahrheit ist,
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —
so glaub' ichs meiner Mutter nicht."
In der Schweiz etc.

9. „So setzen Sie sich, mein junger Herr,
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —
ins grüne Gras ein wenig her."
In der Schweiz etc.

10. Als ich an ihrer Seite lag,
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —
war sie voller Zärtlichkeit.
In der Schweiz etc.

11. Ich küsste sie an Mund und Brust;
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —
sie war dabei voll Liebeslust.
In der Schweiz etc.

12. Da kann man sehn, wie Mädchen sein;
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —
sie geben sich ja willig drein.
In der Schweiz etc.

13. Stellt man sich ein wenig dumm,
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —
fallen sie von selbst herum.
In der Schweiz etc.
14. Drum, Mädchen, nehmt euch wol in Acht,
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —
daß euch keiner zum Tambour macht.
In der Schweiz etc.
15. So hängt man euch die Trommel an;
— in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol —
dann bekommt ihr keinen Mann!
In der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol,
wo die Jägerstutzen knallen,
wo die Schweizer Mädchen fallen,
in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol!

Mündlich aus Graz. Sehr beliebtes Lied. — Vgl. Hoffmann und Richter Nr. 131. Erk und Irmer II, Nr. 64. Meier Nr. 128. Kretzschmer Nr. 96.

13. Regina-Lied.

1. Die Jungfrau wollt' in Garten gehn,
zwei Röslein brocken auf;
da begegnet sie einen Jüngling
in so schneeweißem Kleid.
2. ‚O Jüngling, liebster Jüngling mein,
wie kommst denn du daher?
die Thür ist ja verschloßen,
die Maur ist dir zu hoch!‘
3. „Mir ist kein Thür verschloßen,
mir ist kein Maur zu hoch,
ich bin derjenige Maler,
der alles malen kann.“
4. ‚Wenn dus derjenige Maler bist,
der alles malen kann,
so male mir ein Röslein,
da drauf schreib auch mein Nam.‘
5. „O Jungfrau, liebste Jungfrau mein,
wie heißt denn dus mit Nam?“
‚Mein Namen heißt Regina,
Seif Regina heißt mein Nam.
6. O Jüngling, liebster Jüngling mein,
wie heißt denn dus mit Nam?‘
„Mein Namen heißt O Jesus,
O Jesus heißt mein Nam.“

7. ‚O wenn dein Nam O Jesus heißt,
so bist du Gottes Sohn,
so klaub' ich meine Kleider zusamm
und reis mit dir davon.
8. . . . .
Wir reisen wol fort
auf der Dornenstraßen
zu dem Himmelsthor.
9. Und wenn mein Vater und Mutter wüßt,
daß ich im Himmel wär,
so möchten sie mich nicht suchen
wol auf eim andern Ort.'
10. Der Jesus nahm ein Brieflein her,
schreibt auf drei göttliche Wort:
Seif Regina ist im Himmel
so auf eim lustigen Ort.

Mündlich aus Eibiswald. In einer andern Version, die sich im steiermärkischen Landesarchiv befindet und vom Kaplan Meixner in Strass bei Leibniz herrührt, ist das Lied überschrieben: „Maria, die Jungfrau, und der himmlische Maler." Auch in unserer Fassung kann es keinem Zweifel unterliegen, dass Regina die Mutter Gottes ist; denn Seif Regina ist offenbar aus salve regina entstanden und danach umgedeutet. — Vgl. Meier Nr. 208. Uhland, Volkslieder I, 2. 857.

14. Dreikönigslied.

1. So wollen wir loben und ehrn
die heiligen Dreikönig mit ihrem Stern.
Sie ritten daher in schneller Eil,
in dreizehn Tagen vierhundert Meil.
2. Sie kamen in Herodes Land;
Herodes war ihnen unbekannt.
Sie zogen für Herodes Haus,
Herodes sah zum Fenster naus.
3. ‚Ihr lieben Herrn, wo wollt ihr hin?'
„Nach Bethlehem steht unser Sinn;
da ist geboren ohn alles Leid
ein Kindlein von einer reinen Maid."
4. Herodes sprach aus großem Tratz:
‚Ei warum ist der letzte so schwarz?'
„O Herr, er ist uns wol bekannt,
er ist ein König im Mohrenland.

5. Und wollt ihr uns ja recht erkennen,
wir dürfen uns auch gar wol nennen:
wir seind die König von Orient
und bringen dem Kindlein viel Präsent:
6. Myrrhen, Weihrauch und rothes Gold;
wir seind dem Kindlein vom Herzen hold."
Herodes sprach aus Uebermuth:
,Bleibt heut bei mir und nehmts für gut.
7. Ich will euch geben Heu und Streu,
ich will euch halten zehrungsfrei.'
Die heiligen drei König thäten sich bsinnen:
„Fürwahr, wir wollen jetzt von hinnen!"
8. Herodes sprach aus trutzigem Sinn:
,Wollt ihr nicht bleiben, so fahret hin!'
Sie zogen über den Berg hinaus,
sie funden den Stern stehn ob dem Haus.
9. Sie traten in das Haus hinein,
sie funden das Kind im Krippelein;
sie gaben ihm ein reichen Sold:
Myrrhen, Weihrauch und rothes Gold.

Handschriftlich; Landesarchiv. Vgl. Wunderhorn III, 32 (Anhang). Erk, Liederhort Nr. 50[b]. Simrock, deutsche Weihnachtslieder (Leipzig 1859) S. 140.

15. Petrus und Malchus.

1. Als die Juden den Herrn haben gfangen gehabt,
da liefen die Jünger davon;
den Peter hat einer beim Mantel ertappt:
,Gelt, Glatzkopf, jetzt habn wir dich schon!'
2. Der Peter, der zog seinen Sabel
und wollt gleich zu hauen anheben;
er haut aber ganz miserabel,
die meisten Streich gehn daneben;
3. Der Herr gab ihm ein Deuter:
,Peterl, steck' ein dein Schwert;
du bist ja ein Bärenhäuter,
dein Schwert ist kein Teufel nit werth.'
4. Das verdroß den Peterl verzweifelt,
daß er just der Niemand sollt sein;
er wehrt sich auf einmal verteufelt
und haut jetzt ganz sackerisch* drein.
5. Der Malchus stand just daneben
und hat sich vorm Peter nit gscheut;

* = martialisch.

dem hat er a (eine) Daschn* aufs Dach** aufigeben
unds Ohrwaschl*** wurzwecka† ghaut.

6. Der fieng gleich zheulen und zprozen†† an
und schrie wol überlaut:
,Herr, heil mir doch wieder mein Loser††† an,
der Glatzkopf, der hat mirn wegghaut!'

7. Da nahm der Herr des Malchus Ohr
und that ihn gleich wieder curieren.
Auf einmal springt der Peter hervor
und fangt an zu räsonnieren:

8. ,Was hat denn mich mein haun jetzt gnutzt?
da war i (ich) ja just a Schwanz*†!
wann i so an Sakra**† zusammenputz,
machst du mirn gleich wieder ganz!'

9. „Du Peter, du bist ja a grober Schroll,
aus Baiern bist du zu Haus,
und wann ich kan Mirakel mehr wirken soll,
so blas mirn Hobel brav aus†*."

Handschriftlich aus dem steiermärkischen Landesarchiv in Graz. — Vgl. Wunderhorn I, 382. Mittler Nr. 530.

16. Der Wildschütz.

1. Frischauf, frischauf, dem s schießen freut
und auf d Alma geht
und wer im Wald brav ummaschleicht
auf d Hirschlein und auf d Rech!
Das schießen ist ein lustigs Lebn,
ums Wildbrät thuts brav Geld abgebn,

---

* klatschender Schlag, Schmeller I, 459.

** Kopf.

*** Ohr.

† von der Wurzel aus weg, ganz und gar ab, Schmeller IV, 168, wo unser Citat steht.

†† murren, aufbegehren. Vgl. Schmeller I, 274 unter brozen und brozeln.

††† Ohr, Schmeller II, 501.

*† Hier ungefähr so viel wie Einfaltspinsel. Vgl. Schmeller III, 544.

**† Schimpfwort; gleichwie obiges sackerisch von Sacrament herzuleiten. Vgl. Schmeller III, 197.

†* Diese Redensart bedeutet eine derbe Abfertigung. Vgl. Schöpf, tirol. Idiotikon S. 43 unter blås'n, S. 268 unter hôbel. Castelli, Wörterbuch der Mundart in Oesterreich u. d. Enns S. 170. Hoefer, etym. Wörterb. der in Oberdeutschl., vorzügl. aber in Oesterr. übl. Mundart (Linz 1815) II, 56.

s Wildschießen ist mein größte Freud,
drum grath ichs nimmer leicht!

2. Wenn ich in den Wald eingeh,
setz' ich mein grün Hut auf,
kleid mich wie ein Jägersknecht,
steck die Schildhahnfedern auf,
der Gamsbart, der ist auch dabei;
ich scheu' auch kein Jägerei,
wenn gleich die Jäger kommen über mich,
ich scheu mich dennoch nicht.

3. Ich bin ja überall bekannt,
fast auf der ganzen Welt.
Im Unterland, im Oberland
gibts überall brav Geld;
im Untersberg, in Brambach drin,
da bin ich ja schon alls ausstiegn,
ich hab mein Tag viel gschoßen weg,
drei hundert nimmer kleckt.

4. Jetzt laßt enk nur den Spaß verzähln,
wies znachst ist ganga mir:
da kemmen Jäger über mich,
seind gwesen ihrer vier,
und ich bin gwesen ganz allein
und sie ihr viere, keiner klein;
ein großen Hund habns bei sich ghabt,
der hat gleich auf mich gschnappt.

5. Der Jäger hetzt sein Hund auf mich,
er hat mich aft* gfangen solln;
ich heb mein Büchsel über mich
und han ihn brav zammagschlagn.
Jetzt gehts nur her, es Jägersknecht,
jetzt wer ichs enk schon macha recht!
d Nasen habts kriegt wie die Köpf,
es arma Jägerströpf!

6. Jetzt gehts nur heim, ihr Jägersknecht,
und legts enk auf die Bank,
bleibts daheim brav auf der Ofenbank,
so werds es keiner krank;
thuts branteln oder trapuniern**,
so wird enk gwiss kein Wildschütz irrn,

---

* dann, danach.

** **brändeln** nach Schmeller I, 262 „eine Art Kartenspiel spielen, wobei man eine Anzahl Stiche ansagt, die man machen will". Danach wird wol auch trapunieren in der Bedeutung nicht viel verschieden sein, nämlich ein Kartenspiel bezeichnen.

ums Wildbrät derf enk gar nix sein,
ghört eh schon s meiste mein.

7. Und wenn ich in das Wirthshaus komm,
schreit mir die Kellnerin zu:
‚Was muß ich dir denn schenken ein,
ei du mein lieber Bue?‘
„Schenk dus nur ein Bier und Brantwein,
ein gute Maß Tiroler Wein
schenk dus nur ein, aft sauf’ ihn aus
und geh schön stat* nach Haus.“

8. Jetzt hören wir von singen auf
und wern das Liedlein bschließn,
und möcht’ ein Jäger draußen stehn,
es möcht’ ihn doch verdrießn.
Und der das Liedl hat erdacht —
habts etwan gmant, ich habs gmacht? —
und wer das Liedlein hat erdicht,
den kenn’ ich selber nicht.

Aus Deutsch-Feistritz; handschriftliche Sammlung von Maria Katzensteiner, die mir durch die Güte der Freiin Fanni von Thinnfeld zukam. Die Mischung von Mundart mit schriftgemässen Ausdrücken ist charakteristisch für dieses und andere in der Nähe von Städten oder in grösseren Marktflecken entstandene Lieder. — Vgl. Ditfurth II, Nr. 292.

17. Wildschützenlied.

1. Das schießen, das ist mein Leben,
dem hab’ ich mich gänzlich ergeben
im Wald;
ich geh’ auf das schießen,
laß mich nichts verdrießen,
so lang als michs gfreut:
mein Stutzerl hat Schneid!

2. Und wie ich inn Wald bin gekommen,
da hab’ ich ein Hirscherl vernommen
im Wald;
mein Stutzerl thut knallen,
das Hirscherl muß fallen
mit Pulver und Blei:
im Wald sein wir frei!

---

* stille, sachte, leise. Schmeller III, 670.

3. Und als ich das Hirschlein geschoßen,
da kommt gleich der Jäger geloffen
im Wald:
‚O Jäger, du hast dich verlaufen,
du kannst nicht mehr schnaufen;
o Jäger, halt ein,
das Hirschlein ghört mein!
4. Geh, Jäger, geh, pack dich von dannen!
dein Leben, das will ich verschonen
im Wald;
ich fürchte kein Jäger,
kein Hund und kein Späher:
mein Stutzerl ist flugs
aufn Jäger sein Brust.‘
5. Die finstre Nacht thut sich einschleichen,
die Sterne, die thun so schön leuchten
im Wald;
s gibt nichts mehr zu jagen,
nachdem leg' ich mich schlafen,
begib mich zur Ruh,
mein Stutzerl dazu.

Mündlich aus Graz und dem Dorfe Thal bei Graz. — Vgl. Meier Nr. 90. Ditfurth II, Nr. 296.

18. Abschied.

1. ‚Mädchen, was fehlet dir,
daß du nicht redst mit mir?
hast einen andern auf der Seiten,
der dir thut die Zeit vertreiben,
der dir viel lieber ist?‘
2. „Nein, keinen andern mag ich nicht,
Schatz, dich verlaß' ich nicht*;
geh du nur weiter
und wer ein Reiter,
daß ich dich nicht mehr sich!“
3. ‚Und wenn ich ein Reiter wir**,
ein Brieflein schreib' ich dir:

* Diese zwei Zeilen scheinen jedesfalls verdorben zu sein. Anderwärts (z. B. Erk, Liederhort Nr. 110) findet man die bessere Lesart:

„Nein, kein andern hab' ich nicht,
dich aber mag ich nicht.“

** = wird (werde).

du sollst wißen,
und ich laß dich grüßen,
daß ich ein Reiter bin.'

4. Ei ja, wie leicht ist das,
wenn einer kein Mädchen hat;
er kann schlafen wol ohne Sorgen
von dem Abend bis auf den Morgen,
ei ja, wie schön ist das!

5. Ei ja, wie hart ist das,
wenn einer ein Mädchen hat;
er muß reisen auf fremden Straßen,
er muß sein Mädchen eim andern überlaßen,
ei ja, wie hart ist das!

Handschriftlich aus Deutsch-Feistritz. — Vgl. Mittler Nr. 944. Erk und Irmer II, Nr. 35. Erk, Liederhort Nr. 110. Meier Nr. 51. Simrock Nr. 153. Kretzschmer II, Nr. 172. Ditfurth II, Nr. 121.

19. Abschied.

1. ‚Adje, jetzt reis' ich fort;
ich muß reisen,
muß von dir scheiden
auf ein anderes Ort, auf ein anderes Ort.'

2. „Warum reisest du so schnell von mir?
Im Rosengarten
will ich auf dich warten,
im grünen Klee, juchhe, im weißen Schnee!"

3. ‚Du kannst meiner nicht erwarten,
du heirathst einen reichen,
der ist deinesgleichen;
es ist mir recht, juchhe, es ist mir recht!'

4. „Ich trachte nicht nach Silber, nicht nach Gold,
an Gottes Segen
ist alles gelegen."
‚Wers glauben thut, juchhe, wers glauben thut!'

5. Der es glaubt, der ist gar weit von hier,
er ist in Schleswig,
er ist in Holstein,
er ist Soldat, juchhe, er ist Soldat!

6. Nun Soldaten müßen ja wol sein,
sie müßen wachen,
wenn andre Leut schlafen,
müßen Schildwacht stehn, bei der Nacht patrouillieren gehn.

7. Wer hat denn dieses schöne Lied erdacht?
   Drei Jägerjungen,
   die habens gesungen,
   die habens erdacht bei Nacht wol auf der Wacht.

Mündlich aus Graz. — Vgl. Bothe, Frühlingsalmanach S. 70. Wunderhorn I, 205. Elwert, Reste alten Gesangs (Marburg 1848) S. 20. Schade im Weimar. Jahrbuch III, 302—304. Pröhle Nr. 41 A und B. Mittler Nr. 903. 904. Erlach II, 135. Simrock Nr. 166. Meier Nr. 27. Ditfurth II, Nr. 125. Erk, Liederhort Nr. 157 u. 157[a]. Hoffmann und Richter Nr. 166. Schleicher, Volksthüml. aus Sonneberg 126.

20. Abschied.

1. Ach guter Himmel, ich muß scheiden
   und muß sagen: lebe wol;
   eine Zeit lang muß ich meiden
   das, was mich vergnügen soll.
2. Jene Leute, die dich haßen,
   sagen dieß und jenes mir,
   sie sagen stäts, ich soll dich laßen
   und soll mein Herz nicht schenken dir.
3. Aber nein, ich habs geschworen,
   dir auf ewig treu zu sein;
   dich hab' ich mir auserkoren,
   ohne dich kann ich nicht sein.
4. Wir sein oft beisamm geseßen,
   haben geliebt die ganze Nacht,
   auf den Schlaf haben wir vergeßen
   und in der Liebe zugebracht.
5. Was nützen mich die schönen Rosen,
   wenn die Blätter fallen ab;
   was nützet mich mein junges Leben,
   wenn ich muß so früh ins Grab?
6. Sollt' ich aber unterdessen
   auf dem Todbett schlafen ein,
   auf meinem Grabstein sollst es lesen:
   schönster Schatz, vergiß nicht mein.

Mündlich und handschriftlich. Allgemein beliebtes, aber kaum in dieser Fassung ursprüngliches Volkslied, dessen zwei letzte Strophen mit den früheren in keinem rechten logischen Zusammenhang stehn. — Vgl. Mittler Nr. 751 und Meier

Nr. 21, wo der Text gerundeter ist, allein gleichfalls den Stempel unvolksthümlicher Sentimentalität an sich trägt.

21. Liebeszwist.

1. Wie scheint der Mond so schön auf dera* Welt!
Jetzt soll ichs zu meim Dierndl gehn,
zu meim Dierndl soll ichs gehn,
bei ihrm Fensterl, da soll ichs stehn.
2. ‚Wer is denn draußen, wer klopfet an,
der mich so leise aufwecken kann?‘
„Steh nur auf und laß mich ein;
es wird der rechte Bue schon sein.“
3. ‚Ich steh nit auf, und laß mir ein Fried,
denn aufmachen, das thu' ich nit,
denn das Bettstattl hat sich gwendt
und unsre Liebschaft, die hat ein End.‘
4. „Einen Thaler, den gib ichs dir,
wennst mich schlafen laßt heut Nacht bei dir.“
‚Bhalt dein Thaler, sauf dir ein Rausch,
such dir ein anders schöns Dierndl aus.‘
5. „Ich bhalt mein Thaler und sauf mir kein Rausch,
ich such mir auch kein anders Dierndl aus. —
Du wirst oft weinen, du wirst oft denken über mich:
herzigs Bürscherl, o hätt' ich dich!“

Mündlich und handschriftlich aus Graz; allgemein beliebtes Lied, das häufig im Chore gesungen wird. In dieser Fassung nur mit Meiers Nr. 144 genauer übereinstimmend, allein nicht ohne Anklänge an das von Oskar Schade im Weimarischen Jahrbuche III, 306 (Nr. 24) mitgetheilte Volkslied. Nach einer theilweise abweichenden Version von mir veröffentlicht in der Germania von Bartsch XXIV, 417.

22. Im Frühjahr.

1. Jetzt fangt sich bereits das Frühjahr an
und alles fangt zum grünen an.
2. Man hört bereits den Lerchenschall
auf grüner Heid' und überall.
3. Und weil sich alls so lustig macht,
geh' ichs zum Dierndel bei der Nacht.
4. Und jetzt nimm ichs Jankerl** über d Achsel her
und geh Berg, Thal, kreuz und quer.

* Mundartlich für der.
** kurzer Ueberrock, Joppe.

5. Und wie ich zu ihrm Fensterl kimm,
so hör' ich schon ein andern drin.
6. Und jetzt geh' ich in den grünen Wald,
weil mir mein Dierndel nimmer gfallt.
7. Wie schön schlagt nit die Nachtigall
auf grüner Heid' und überall!

Mündlich von einem Arbeitsmanne aus Leoben. — Vgl. Kobell, Oberbaier. Lieder Nr. 5. Meier S. 75. Erk, Liederhort Nr. 108. Ditfurth II, Nr. 136.

23. Waldlustbarkeit.

1. Was kann mich dann mehr ergetzen
als der edle grüne Wald,
wo die Vögel lieblich schwätzen
und die Amsel sich aufhalt?
Fort mit dir, schöns Blumenfeld,
der Wald ist, der Wald ist mein Lustgezelt!
2. Wann die heißen Sonnenstrahlen
ganz ermatten alle Thier
und sie vor Hitze niederfallen,
so gibt mir der Wald Quartier,
deckt mich zu mit Laub und Aest,
auf daß ich ruh', auf daß ich ruh' aufs allerbest.
3. Und wann mich der Has thut sehen,
so ists ja mein größte Freud;
er vor Schrecken still bleibt stehen,
meint, es wär sein letzte Zeit,
kehrt sich um, reserviert sich bald
wiederum hin, wiederum hin inn grünen Wald.
4. Alle Thierlein mir zu Ehren
kommen aus dem Wald herfür,
grüßen mich als ihren Herren,
kommen Par und Par zu mir
und bedienen mich so gschwind
trutz dem stolzen, trutz dem stolzen Hofgesind.
5. Wann mich der arge Fuchs thut sehen,
daß ich rausche in dem Laub,
thut er nur mein schnaufen hören,
macht er sich gleich aus dem Staub;
er macht mit mir gleich den Beschluß*:
weit davon, weit davon ist gut fürn Schuß.

* zieht den Schluss.

6. In den Wald hat sich verliebet
Kaiser, König, Fürst und Herr.
Wann mich oft ein Kreuz betrübet,
nimm ich da mein Labung her:
der Wald ist meine Medicin,
macht mich gsund, macht mich gsund, wann ich krank bin.
7. Nun adje, im Wald verbleibe,
so lang ich auf Erden leb,
in den Wald ich mich verschreibe:
gute Nacht, du schnöde Welt!
So lang bleib' ich in dem Wald,
bis Berg und Thal, Berg und Thal zusammenfallt.

Handschriftlich aus dem steiermärkischen Landesarchiv in Graz. — Vgl. Mittler Nr. 1465. Erk, Liederhort Nr. 167. Meier S. 76. Hoffmann und Richter Nr. 183. Kretzschmer II, Nr. 287.

24. Schön ist die Jugend.

1. Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten,
schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!
sie kommt nicht mehr, sie kommt nicht wieder,
schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!
2. Ich hab' einen Weinstock, und der tragt Reben,
aus diesen Reben fließt süßer Wein.
Drum sag' ichs noch einmal: schön sind die jungen Jahr,
schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!
3. Die jungen Mädchen, die sind erschaffen
für junge Burschen, für heißes Blut,
sind nicht für Klöster, sind nicht für Pfaffen,
für diese sind sie viel zu gut!

Mündlich aus Graz. — Vgl. Erk und Irmer VI, Nr. 20, wo aber die 4. Strophe aus einem andern Liede eingeschoben und auch der übrige Text theilweise verderbt ist. Ob Hoffmann von Fallersleben (unsere volksthüml. Lieder. 2. A. Leipzig 1859, S. 119) Recht hat, wenn er das Lied nicht als echtes Volkslied gelten lässt, bleibt doch noch fraglich.

25. Wenn ich ein Vöglein wär.

1. Wenn ich ein Vöglein wär
und auch zwei Flüglein hätt,
flög' ich zu dir;
weils aber nicht kann sein,
bleib' ich allein.

2. Wenn ich einschlafen thu,
bist du im Traum bei mir,
bist du bei mir;
wenn ich erwachen thu,
bin ich allein.
3. Wär' ich ein Nachtigall,
schlüg' auch nicht überall,
schlüg nur bei dir;
weils aber nicht kann sein,
bleib' ich allein.

Dazu die Zusatzstrophe:

Wär' ich ein General,
oder ein Feldmarschall,
käm' ich zu dir;
weils aber nicht kann sein,
bleib' ich halt hier.

Mündlich aus Graz. — Vgl. Herder, Werke VIII (Stimmen der Völker) 473. Wunderhorn I, 231. Simrock Nr. 169. Erk und Irmer II, Nr. 3. Erk, Liederhort Nr. 90 und 90[a]. Ditfurth II, Nr. 115. 116. 119.

26. Wachtellied.

1. Hör' ich die Wachtel und wie sie schön schlagt:
‚wollte Gott, wollte Gott,
daß uns kein Schauer nicht schadt!'
Flieget von einem ins andere Feld
und uns den Wachsthum der Früchten anmeldt,
rufet zu allen mit Lust und mit Freud:
‚lieber Gott, lieber Gott,
der du uns geben die Zeit!'
2. So bald sich früh morgens der Thau schön ausbreit:
‚werd' ich naß, werd' ich naß!'
zitternd sie balde aufschreit,
flieget der Sonne entgegen mit Lied,
daß sie ihr theile die Wärme auch mit;
laufet zum Sande und scharret sich ein:
‚gutes Bett, gutes Bett!'
ruft sie und leget sich drein.
3. Kommt dann der Waidmann mit Hund und mit Blei:
‚fürcht mich nicht, fürcht mich nicht!'
ruft sie, ich beide nicht scheu.
Derweil nur das Treid steht und grün ist das Laub,
werd' ich den Feinden nicht werden zum Raub;

aber die Schnitter sie machen mich arm.
,Seids mir Leid, seids mir Leid,'
ruft sie, daß Gott sich erbarm!

4. Ist dann der Sommer schon völlig vorbei:
,harte Zeit, harte Zeit!'
kommt schon der Winter herbei;
sie richt sich zum wandern von diesem Land fort
in ein noch fröhlichers wärmeres Ort,
rufet indessen dem Lande noch an:
,bhüt dich Gott, bhüt dich Gott!'
ruft sie und flieget davon.

Handschriftlich aus Deutsch-Feistritz. — Vgl. Wunderhorn, I, 159. Simrock Nr. 370. Erk und Irmer IV, Nr. 58. Kretzschmer I, Nr. 134. Mittler Nr. 605. 606.

27. Der arme Hase.

1. Ich bin ein armer Has im weiten breiten Feld,
wie wird mir nit so grausam nachgestellt!
Sowol beim Tag wie bei der Nacht
so thun sie mir nachtrachten;
sie trachten mir nach auf dieses Leben mein:
wie bin ichs nit ein armes Haselein!

2. Ich habe ja noch niemals kein Schaden gemacht;
ich freße nur die Blätterlein ab,
ich freße nur ab die Blätterchen,
daß ich mich kann besättigen,
und halte mich auf in diesem Revier
und trinke das Waßer für meine Pläsier.

3. Erwischt mich der Jäger bei meinem Kopf,
so hängt er mich an seinen Säbelsknopf;
da thut er mit mir prangen,
ich armer Has muß hangen,
er schleudert mich bald hin, er schleudert mich bald her,
als wenn ich ein Schelm von dem Galgen wär.

4. Erwischt mich der Jäger, dann tragt er mich nach Haus,
dann ziegt er mir den Pelz und die Hosen aus;
dann legt er mich aufs Kuchelblech;
sie spicken mirs Arschloch aus mit Speck
und stecken mir den Spieß zum Hintern hinein:
wie bin ichs nit ein armes Haselein!

5. Und habent die Herren recht vornehme Gäst,
behaltens mich auf allerlest;
da thun sie auf mich wenden
gar viele Tractamenten,

aft* trinkens auf mich ein rheinischen Wein:
wie bin ichs nit ein delicates Haselein!

Mündlich von dem 78jährigen Holzknecht Georg Karnik aus dem Hall-Thal bei Mariazell. — Vgl. Meier Nr. 136. Pröhle Nr. 58. Erk, Liederhort Nr. 57. 57[c]. 57[d]. Hoffmann von Fallersleben, Findlinge I, 103. Mittler Nr. 610.

28. Wein und Waßer im Streite.

1. Es waren zwei Brüder so hübsch und so fein,
der erste das Waßer, der zweite der Wein,
sie stritten mit einander:
der Wein kann das Waßer nicht leiden.
2. So sprach halt der Wein: ich bin ja so rein,
mich tragens ja gar in die Zimmern hinein,
mich tragens vor Fürsten und Herren;
ein jeder Mensch halt mich in Ehren.
3. So sprach halt das Waßer: ich bin ja so rein,
mich tragens ja gar in die Kuchel hinein,
mich brauchens ja alle Wochen
zum waschen, zum bachen, zum kochen.
4. So sprach halt der Wein: ich bin ja so rein,
mich tragens ja gar in die Kirchen hinein,
mich brauchens zur heiligen Messe,
zum menschlichen christlichen Leben.
5. So sprach halt das Waßer: ich bin ja so rein,
mich tragens ja auch in die Kirchen hinein,
mich brauchens zur heiligen Taufe,
zum menschlichen christlichen Glauben.
6. Da sprach halt der Wein: ich bin ja so rein,
ich wachse auf schönen Hügelein,
mich thans** ja pflanzen und bauen
als wie die schönsten Jungfrauen.
7. Da sprach halt das Waßer: ich bin ja so rein,
ich rinn ja durch alle Länder hinein,
und wär' ich auf dich nicht geronnen,
so hätt dich die Sonne verbronnen.
8. So gibt ja der Wein dem Waßer das Recht:
du bist der Herr und ich bin dein Knecht,
und wärst du auf mich nicht geronnen,
so hätt mich die Sonne verbronnen.

Mündlich aus Graz. — Vgl. Meier Nr. 151, Ditfurth Nr.

* dann, nachher.
** = thun sie.

352, in welchen beiden Texten jedes Mal im ersten Vers der betreffenden Strophen statt „ich bin ja so rein“ die sinnigere Lesart „ich bin ja so fein“ steht.

29. Zigeunerlied.

1. Lustig ist das Zigeunerleben,
trallala trallala!
Wir wollen uns inn Wald begeben,
trallala trallala!
In dem Wald ist unsre Freud,
lustig sein die Zigeunerleut,
trallala trallala!
2. Und wenn uns will der Hunger plagen,
trallala trallala,
so wollen wir uns ein Hirschlein jagen,
trallala trallala!
Sicht uns der Jäger oder nit,
so stillen wir uns den Hunger damit,
trallala trallala!
3. Nach dem freßen schmeckt das saufen,
trallala trallala,
so wollen wir gleich ins Wirthshaus laufen,
trallala trallala;
da trinken wir den besten Wein,
sechs bis sieben, acht oder neun,
trallala trallala!
4. Und wenn uns will der Beutel lexen*,
trallala trallala,
so wollen wir unsre Thaler wechseln,
trallala trallala;
da machen wir unsre Zigeunerkunst,
dann kommen die Thaler gleich wieder zu uns,
trallala trallala!
5. Und wenn wir wollen junge Zigeuner machen,
trallala trallala,
so daß wird der Buckel krachen,
trallala trallala,
so kommen neun und neunzig Zigeuner heraus,
schwarz wie der Teufel schauen sie aus,
trallala trallala!

Mündlich aus Graz. — Vgl. Meier Nr. 71. Birlinger, schwäb. Volkslieder S. 136. Hoffmann und Richter Nr. 40.

* löcherig werden. Vgl. Schmeller II, 422.



30. Gesellenlied.

1. Der Montag, der Montag,
der muß gefeiert werden,
und was am Sonntag übrig bleibt,
das muß versoffen werden.
So is recht und so muß sein,
und lustig wollen wir leben;
wenn das Geld versoffen is,
nach Hause wollen wir gehen:
frischauf, Kamerad,
man ist Bursch und kein Soldat!
2. Am Dienstag, am Dienstag,
da lieg' ich bis um neuni,
da kommt des Meisters Töchterlein
und legt sich zu mir eini.
So is recht und so muß sein u. s. w. (wie oben).
3. Am Mittwoch, am Mittwoch,
da is die mitte Wochen,
da hat der Meister Fleisch gefreßen,
frißt er auch die Knochen.
So is recht und so muß sein u. s. w.
4. Am Donnerstag, am Donnerstag,
da is sehr gut rasten,
da geh' ichs mit meim Maderl aus
spazieren auf der Gaßen.
So is recht und so muß sein u. s. w.
5. Am Freitag, am Freitag,
da kocht die Meistrin Bohnen:
‚So wie du gearbeit hast,
so will ich dich belohnen!'
So is recht und so muß sein u. s. w.
6. Am Samstag, am Samstag,
da hat die Woch' ein Ende,
da gehn wir von der Arbeit z' Haus
und waschen uns die Hände.
So is recht und so muß sein u. s. w.
7. Am Sonntag, am Sonntag
will sich der Meister prahlen:
‚So wie du gearbeit hast,
so will ich dich bezahlen!'
So is recht und so muß sein u. s. w.

Mündlich aus Graz und mit einiger Variation vom Lichtmessberg bei Admont. — Vgl. Wunderhorn II, 386. Ditfurth II, 308. Meier Nr. 88. Schade, Handwerkslieder S. 178. 179. 182.

Die Fassung vom Lichtmessberge lautet:

1. Ueber einen lustigen Lumpen
steht meiner Treu nichts auf:
Samstag, Sunntag saufen,
Karten spielen und raufen;
der Montag, der wird blau gemacht
bis in die späte Nacht.
Juchheirassassa, a so muß sein,
und alle wirn (werden) mer (wir) lustig sein!

2. Kuraschi, Rumaschi
verlaß mi (mich) nit beim Boden.
Der Montag, der Montag,
der muß gefeiert werden,
denn was vom Sunntag übrig bleibt,
das muß versoffen werden.
Juchheirassassa u. s. w. (wie oben).

3. Am Irtag (Dienstag), am Irtag,
da lieg' ich bis um neuni,
da kimmt des Meisters Töchterlein
und legt sich zu mir eini.
Juchheirassassa u. s. w.

4. Am Mittag (Mittwoch), am Mittag,
da is die mitte Wochen,
da hat der Meister Fleisch gefreßen,
frißt er auch die Knochen.
Juchheirassassa u. s. w.

5. Am Pfinxtag (Donnerstag), am Pfinxtag,
da is gut Aderlaßen,
da gehn mers mit die Maderln aus
bis auf die schöne Gaßen.
Juchheirassassa u. s. w.

6. Am Freitag, am Freitag,
da kimmt des Meisters Toni;
das Geld das, was er übri hat,
das gibt er uns zum Lohni.
Juchheirassassa u. s. w.

7. Am Samstag, am Samstag,
da geht die Woch zum Ende,
da gehn wir von der Arbeit z' Haus
und waschen uns die Hände.
Juchheirassassa u. s. w.

31. Gesellenlied.

1. Zu Straßburg an der Brücke
schreibt mir mein Schatz ein Brief,

darinnen steht geschrieben:
der Winter ist vor der Thür!

2. Der Winter ist gekommen,
die Meister werden stolz,
sie sagen zum Gesellen:
‚hack' er mir das Holz.

3. Hack' ers nicht zu groß
und hack' ers nicht zu klein:
so kann er diesen Winter
mein Fleißgeselle sein.'

4. Das Fruhjahr ist gekommen,
die Gesellen werden frisch,
sie treten mit Stock, Felleisen
vor den Meisters-Tisch.

5. „Herr Meister, wir wollen rechnen,
jetzt kommt die Wanderszeit;
Sie haben uns diesen Winter
mit Ruben und Kraut gespeist!"

6. ‚Gesellen, wollt ihr bleiben,
zehn Thaler borg' ich euch,
fünfe gebt mir wieder
und fünfe schenk' ich euch.

7. Ist euch das Brod zu schwarz,
so laß' ichs backen weiß;
ist euch das Bett zu hart,
so schlaft bei meinem Weib.'

8. „Bei der Frau Meistrin zu schlafen
ist kein Gesellenbrauch,
viel lieber bei der Tochter
oder bei der Dienstmagd auch*!"

Mündlich aus Graz. — Vgl. Meier Nr. 80. Schade, Handwerkslieder S. 214. Hoffmann u. Richter Nr. 204. Simrock Nr. 277.

32. Bergmannslied.

1. Glückauf, Glückauf,
der Hutmann kommt!
Er hat sein grobes (sic) Licht**
schon angezündt.

2. Hat ers angezündt,
so gibts ein Schein,
damit er fahren kann
ins Bergwerk ein.

3. Die Bergmannsleut
sein hübsch und fein,
sie graben das Silber und Gold
aus Felsenstein.

4. Der eine grabt das Silber,
der andre Gold aus;
sie graben Silber und Gold
aus Felsenstein.

* Variante: auf ihrem rauchen Bauch.

** grobes Licht: Entstellung aus Grubenlicht.

5. In Ungarn drin,
da ist gut sein;
da trinken die Mädchen wol
in den Städtchen
Muskatin-Wein.
6. Muskatin-Wein,
der ist so gut;
da kriegen die Mädchen wol
in den Städtchen
ein frischen Muth, ein frisches
Blut.
7. Ein frischen Muth,
ein frisches Blut;
drum sein die Mädchen wol
in den Städtchen
von Herzen hold.
8. Tobak, Tobak,
du edles Kraut,
der dich gepflanzet hat,
hat wol gebaut.
9. Kaffee, Kaffee,
du Weiberthee,
der dich gepflanzet hat,
hat wol gebaut.

Handschriftlich aus Deutsch-Feistritz. Der Text verräth mehrfache Verderbnisse; die Strophen 5—9 sind wol an dem Liede nicht ursprünglich, wie die Fassung bei Erk, Liederhort Nr. 79 und 79[a] zu bestätigen scheint. Doch ist auffallend, dass sich das Lied in ähnlicher Gestalt schon in „Des Knaben Wunderhorn“ I, 114 findet. — Vgl. Mittler Nr. 1559 und sieh dazu im Anhang S. 36 die Angabe der übrigen Quellen.

33. Auswanderer-Lied.

1. Jetzt ist die Zeit und Stunde da:
wir reisen nach Amerika.
2. Der Wagen steht schon vor der Thür,
mit Weib und Kinder (sic) ziehen wir.
3. Die Pferde sind schon eingespannt,
wir ziehen in das Freiheitsland.
4. Und wenn das Schiff am Waßer schwimmt,
so werden Freiheitslieder gstimmt.
5. Und wenn das Schiff an Wellen (sic) landt,
so reichen wir die rechte Hand.
6. Wir fürchten keinen Waßerfall
und denken: Gott ist überall.
7. Die Wahrheit spricht: Victoria,
jetzt sind wir in Amerika!
8. Wir ziehen in die Stadt hinein
und trinken ein Butellenwein.
9. Wir trinken ein Butellenwein
und laßen Deutschland Deutschland sein.

Mündlich aus Graz. — Vgl. Mittler Nr. 963. Meier Nr. 146. Zeitschrift für deutsche Mythologie, herausg. von J. W. Wolf, I, 99.

34. Soldatenlied.

1. Es gibt kein schöners Leben
auf dieser Welt zu denken*,
als wenn man ißt und trinkt
und läßt sich gar nichts kränken.
Als wie der Soldat im Feld
seim Herren dienet treu,
hat er nicht allzeit Geld,
hat er doch Ehr dabei.
2. Mein Häuschen ist zwar klein,
von Leinwand ausgeschnitten,
die Erde ist mein Bett,
mit Stroh ganz überschüttet.
Der Mantel ist mein Hüll,
darunter schlaf' ichs ein,
bis mich der Trompeter weckt;
dann muß ich munter sein.
3. Wenns heißt: der Feind rückt an!
und die Kanonen blitzen,
so freut sich jedermann;
zu Pferd muß alles sitzen.
Dann ziehen wir ins Feld
und hauen tapfer drein:
wir streiten fürs Kaisers Recht,
was kann denn schöners sein?
4. Wenn ich getroffen bin,
aus Reih' und Glied muß sinken,
hab weder Weib noch Kind,
die sich um mich thun kränken.
Sterben muß ich einmal:
das sterben ist mein Gewinn,
weil ich als Soldat
im Feld gestorben bin.
5. Wenn ich gestorben bin,
so laßet mich begraben
mit Trommel und klingendem Spiel,
so wie's Soldaten haben.
Drei Salven gibt man mir
ins kühle Grab hinein:
das ist Soldatenmanier,
es kann nichts schöners sein!

Handschriftlich aus Deutsch-Feistritz. — Vgl. Simrock Nr. 299. Mittler Nr. 1423. Kretzschmer I, Nr. 183.

* Die Hs. hat finden.

35. Soldatenleben.

1. Lustig ists Soldatenleben!
Für den Kaiser wollen wir geben
unsern letzten Tropfen Blut:
Soldaten müßen haben Muth!
2. Wenn wir in das Feld thun ziehen,
muß sich jedermann bemühen
den Feind zu schlagen, wie er kann,
denn das ist Soldatenpflicht.
3. Wenn die Kanonen und Kartätschen
und Granaten auf uns blitzen,
da gedenkt sich jedermann:
vivat, s geht fürs Vaterland!
4. Wenn die Bomben und Kanonen
unsere Feinde nicht verschonen,
da gedenkt sich jeder gleich:
vivat, s geht fürs Oesterreich!
5. Wenn wir mit unsern grauen Mänteln
an die deutschen Mädchen denken,
bringts den Mädchen keinen Schmerz:
wie redlich ists Soldatenherz!
6. Wenn wir mit unsern grünen Zweigen
müßen fürs Haus Oestreich streiten,
Tapferkeit bringt frischen Muth:
Soldaten müßen haben Muth!
7. Soldat, betrachte deine Würde;
deine schönste Lebenszierde
ist ein goldnes Ehrenband.
Vivat, es lebe Joseph Franz!

Handschriftlich aus Graz. — Vgl. Meier Nr. 98. Ditfurth II, Nr. 263.

36. Der Soldat.

1. Jetzt kommt die längst gewünschte Stunde,
sie kommt und kehret bei uns ein:
die Jugendjahre sind verschwunden,
mich freut nicht mehr Soldat zu sein.
Drum dank' ich Gott und meinem Schöpfer
und hebe meine Hände auf
für die Gnad, daß ich noch lebe
und habe wiedrum freien Lauf.
2. Ach wo sind die frohen Stunden,
wo sind die Jugendjahre hin?
Beim Militär sind sie verschwunden,
als wie ein Rauch sind sie dahin;

es ist nur als ein Traum auf Erden!
Daß doch der Mensch, daß doch der Mensch
zu Staub und Asch muß wieder werden,
was er zuvor gewesen ist!

3. Soldat heißt viel, wenn mans betrachtet;
er setzt sein Leben wol aufs Spiel,
ein gringer Preis wird er geachtet.
Man schleppt ihn hin aufs Mordgericht,
im Pulverrauche muß er dampfen
wie auch bei großer düstrer Nacht,
im blutigen Schweiß, im schweren Kampfe,
beim Sturm und Regen muß er auf die Wacht.

4. Viel tausend meiner Kameraden,
die sind geblieben in Kampf und Streit;
da sieht man sie im Blute baden,
jetzt sind sie in der Ewigkeit.
Da liegen sie vor meinen Füßen:
es fehlt ein Arm, es fehlt ein Fuß;
da sieht man blutige Thränen fließen —
was ein Soldat doch leiden muß!

5. Viel tausend Kamraden sind geblieben
bei Komorn* dort auf der Brück,
vor Hunger und Kälte aufgerieben,
sie kehren ja nie mehr zurück.
Der Vater weint um seinen Sohn,
weil er sein liebstes Kind verliert,
die Schwester weint um ihren Bruder,
weil er allda im Schnee erfriert!

Handschriftlich aus Graz. — Vgl. Ditfurth II, Nr. 283.

37. Ehekreuz.

1. Bettelmannl wollt kirfarten** gehn,
eia juchhe!
Bettelweibl will a*** mitgehn, deideldum, a mitgehn,
dei dideldum de!

2. Bettelmannl sagt: kann nit sein,
eia juchhe!
mußt im Stall Stingel† schneiden, deideldum, Stingel schneiden,
dei dideldum de!

---

* Erinnerung an die Schlacht bei Komorn in dem Feldzuge gegen Ungarn 1849.

** wallfahrten.

*** auch.

† Stengel, Halme.

3. Bettelweibl nimmt d' Ofengabel her,
   eia juchhe!
   prügelts Bettelmannl kreuz und quer, deideldum, kreuz und quer,
   dei dideldum de!
4. Bettelmannl geht zum Nachbar klagen,
   eia juchhe!
   daß ihn sein Weib hat gschlagen, deideldum, Weib hat gschlagen,
   dei dideldum de!
5. Nachbar sagt: derfst nix sagen,
   eia juchhe!
   hat mi* erst meine** gschlagen, deideldum, meine gschlagen,
   dei dideldum de!
6. Bettelmannl geht zum Richter klagen,
   eia juchhe!
   daß ihn sein Weib hat gschlagen, deideldum, Weib hat gschlagen,
   dei dideldum de!
7. Richter sagt: gschicht enk recht,
   eia juchhe!
   was seids solche Weiberknecht, deideldum, Weiberknecht?
   dei dideldum de!

Mündlich aus Deutsch-Feistritz von Fräulein Antonia Freiin von Thinnfeld. — Vgl. Mittler Nr. 266. Erk und Irmer III, Nr. 47. 48 (IV, 34). Hoffmann und Richter Nr. 189. Schleicher 109.

38. Weibersinn.

1. ‚Weib, du sollst ham*** gehn,
   dein Mann, der is krank!'
   „Is er krank, Gott sei Dank!
   Lieber Franz, noch ein Tanz oder zween,
   nacher† will ich ham gehn."
2. ‚Weib, du sollst ham gehn,
   dein Mann, der is schlecht††!'
   „Is er schlecht, gschicht ihm recht.
   Lieber Franz, noch ein Tanz oder zween,
   nacher will ich ham gehn."
3. ‚Weib, du sollst ham gehn,
   dein Mann, der liegt in Zügen!'
   „Liegt er in Zügen, laßts ihn liegen!

---

* mich.
** mein eigenes Weib.
*** heim.
† nachher, dann.
†† d. h. seine Krankheit ist gefährlich.

Lieber Franz, noch ein Tanz oder zween,
nacher will ich ham' gehn."

4. ‚Weib, du sollst ham gehn,
dein Mann, der is todt!'
„Is er todt, tröst' ihn Gott!
Lieber Franz, noch ein Tanz oder zween,
nacher will ich ham gehn."

5. ‚Weib, du sollst ham gehn,
ein neuer is im Haus.'
„Is er im Haus, laßtsn nit aus!
Lieber Franz, noch ein Tanz oder zween,
nacher will ich ham gehn!"

Mündlich aus Deutsch-Feistritz von Fanni Freiin von Thinnfeld. — Vgl. Erk und Irmer IV, Nr. 61. Mittler Nr. 259. 260. Meier Nr. 131. Ditfurth II, Nr. 201. 202. Schleicher 121. Erk, Liederhort 162. 162[a]. 162[b]. Frommann, d. Mund arten II, 394.

39. Das begehrliche Mädchen.

1. ‚Muata,* i möcht' a Ding haben!'
„Was magst denn vor a Ding haben,
was vor a Ding?
Möchst vielleicht a Kitterl ** haben?"
‚Na,*** Muata, na!
Schauts amal die Muata an,
wie sie nix derrathen kann.
Na, Muata, na!'

2. ‚Muata, i möcht' a Ding haben!'
„Was magst denn vor a Ding haben,
was vor a Ding?
Möchst vielleicht a Tüachel † haben?"
‚Na, Muata, na!
Schauts amal die Muata an,
wie sie nix derrathen kann.
Na, Muata, na!'

3. ‚Muata, i möcht' a Ding haben!'
„Was magst denn vor a Ding haben,
was vor a Ding?

* Mutter.
** Röckchen.
*** nein.
† Tüchlein.

Möchst vielleicht an (einen) Spenser * haben?“
‚Na, Muata, na!‘ u. s. w. (wie oben).

4. ‚Muata, i möcht' a Ding haben!‘
„Was magst denn vor a Ding haben,
was vor a Ding?
Möchst vielleicht a Fürtuach ** haben?“
‚Na, Muata, na!‘ u. s. w.

5. ‚Muata, i möcht' a Ding haben!‘
„Was magst denn vor a Ding haben,
was vor a Ding?
Möchst vielleicht an Huat *** haben?“
‚Na, Muata, na!‘ u. s. w.

6. ‚Muata, i möcht' a Ding haben!‘
„Was magst denn vor a Ding haben,
was vor a Ding?
Möchst vielleicht an Mann haben?“
‚Ja, Muata, ja!
Schauts amal die Muata an,
wie sie's guat derrathen kann!
Ja, Muata, ja!‘

Mündlich und handschriftlich aus Deutsch-Feistritz von Fräul. Fanni Freiin von Thinnfeld. — Vgl. Simrock Nr. 230, Ditfurth Nr. 195. Von Claus Narren Historien. Franckfort 1602. S. 53. „Clauß kam in ein Hauß, da wartet die Mutter eim krancken Töchterlein, vnd fraget: Ach mein Hertzogin, was fehlet dir, was wiltu doch haben? Sage mir, der Vatter sol dir viel gute vnnd schöne gattung käuffen, Was sol dir dein Vätterlein käuffen? . . . . Solches hatte Clauß alles gehöret, vnd lehret die Frauw, daß sie fraget, Ob das Töchterlein wolte einen Reuter, oder einen Schreiber haben? etc.“

40. Die Spinnerin.

1. ‚Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
ich kauf dir ein Kleid.‘
„Ja, ja, meine liebe Mutter,
nicht zu eng und nicht zu weit;
ich kann ja nicht spinnen,
hab Schmerzen im Finger:
er thut mir so weh“.

* Joppe.
** Fürtuch zum Schutz des Oberkleides.
*** Hut.

2. ,Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
ich kauf dir einen Hut.'
„Ja, ja, meine liebe Mutter,
der steht mir recht gut;
ich kann ja nicht spinnen,
hab Schmerzen im Finger:
er thut mir so weh."
3. ,Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
ich kauf dir einen Mann.'
„Ja, ja, meine liebe Mutter,
der steht mir wol an;
ich kann ja schon spinnen,
hab keine Schmerzen im Finger:
er thut mir, er thut mir nimmer, nimmer, nimmer weh."

Mündlich aus Kapfenberg bei Bruck a. d. Mur. — Vgl. Wunderhorn III, 40. Erk und Irmer III, Nr. 51. Erk, Liederhort Nr. 55. 55[a]. Simrock Nr. 266. Hoffmann und Richter Nr. 119. Ditfurth II, Nr. 171. Kretzschmer I, Nr. 119. Pröhle Nr. 88. Meier Nr. 66. Firmenich I, 155.

Es mag an diesen Proben, welche sich mit Leichtigkeit beträchtlich vermehren liessen, einstweilen genug sein. Jedesfalls ist dadurch der Beweis erbracht, dass Steiermark, obgleich ein Alpenland, mithin durch sein Gebirgssystem von der Beschaffenheit anderer deutscher Länder verschieden, dennoch mit den deutschen Landen ausserhalb Oesterreichs in stätigem Zusammenhange stund. Soldaten, Handwerksleute und andere Zuzügler mochten hiezu die natürliche Vermittlung geboten haben. Und was von Steiermark gilt, dasselbe liesse sich nach meiner Kenntniss und nach den vorhandenen Sammlungen von Ziska und Schottky, Pogatschnigg und Hermann u. a. auch für Oesterreich und Kärnten und gewiss auch für Salzburg und Tirol erweisen.

Von dieser Berichtigung abgesehen, bin ich überdies auch noch in der Lage, Weinholds Mittheilungen über das steiermärkische Volkslied einigermassen zu vervollständigen.*

* Allerdings sagt Weinhold in einer Schlussbemerkung (S. 84), was ich ausdrücklich hervorzuheben nicht unterlassen darf, dass zwischen dem niederschreiben und abdrucken seines Aufsatzes „mehrere Wochen vergiengen, in welchen durch die Herren Wichner und Schmölzer neue

Weinhold klagt a. a. O. S. 70, dass ihm von Holzknechtliedern ebenso wenig zukam als von bergmännischen Gesängen, „was geradezu ein unangenehmes Erstaunen erregen muss". Beide Arten des Volksgesanges sind in meiner Sammlung vertreten. Hinsichtlich der Bergmannslieder brauchte ich bloss auf Nr. 32 der obigen Reihe zu verweisen, will aber noch ein besonders charakteristisches Stück, welches ausserhalb der Schranken Oeterreichs kaum einen Doppelgänger finden dürfte, vorführen.

Die Stände der Welt.

1. Wenn ich die Ständ der Welt betracht, die Herrn und die Gemein,
die Bürger und die Handwerksleut, so findt man halt nit ein,
der durchhaun thät die Berge, die Felsen und den Stein:
dazu muß halt der Bergmann sein, der Bauer kommt nit drein.
2. Der Bauer wär' ein gschlagner Mann, wenn er nit hätt den Pflug,
und wenn halt kein Bergmann wär, sein Arbeit gieng nit gut.
Kein Sichel, Sensel hätt' er nit, kein Eisen in der Welt; —
doch ist bei ihm der Knapp veracht als wie das schlechte Geld.
3. Die Schmied und alle Schmelzerleut, was wärs mit ihrer Kunst?
und wenn halt gar kein Bergmann wär', ihr' Arbeit wär' umsunst.
Kein Eisen und kein Silberstuf, kein Gold wurd a (auch) nit grabn,
und wenn halt gar kein Bergmann wär, wurd (würde) niemand kein Thaler habn.
4. Der Fleischer wär' ein starker Mann, doch wurds ihm nit gut gehn:
schlug' er den Ochsen mit der Faust, was gilts, er bleibt ihm stehn!
sein Zeug, der ist von Eisen gmacht, das Meßer und die Brax*; —
und wenn der Knapp a (ein) Fleisch begehrt, so kriegt er nur a zachs (zähes).
5. Der Müller soll auch dankbar sein dem Knappen für das Eisn:
wenn er die Stein nit hauen könnt, so wurdens a nit reißn; —
und wenn der Knapp sein Gmalter** bringt und gibts ihm auf das Gwicht,
so gieng der Müller sammt dem Mehl zum öfternmal in d Lüft.

---

und reichliche Einsendungen erfolgten" und dass durch die letzteren „manche Abtheilungen der Sammlung bereichert, einige Lücken sogar ergänzt" wurden.

* „ein lang und breites Beil, eine Axt". Hoefer I, 105. Vgl. Schmeller I, 249.

** das zum mahlen bestimmte Getreide. Schmeller II, 571.

6. Der Schneider soll auch dankbar sein dem Knappen für die Scheer,
das Bügeleisen hätt' er nit, wenn gar kein Bergmann wär;
den Fingerhut, den braucht er oft, die Nadel thut ihm noth,
und wenn halt gar kein Bergmann wär, wie gwinnet er sein Brod?
7. Und wann ich an die Schuster denk, wie machet' er die Schuh?
und wenn halt gar kein Bergmann wär, sein Arbeit gieng nit gut!
sein Zeug, der ist von Eisen gmacht, die Kneipen und die Naln *; —
und wenn der Knapp die Schuh anfrümt, ** so kann ers schier nit zaln.
8. Die Holzknecht sind fast alleweil die lustigsten auf der Welt,
und wenn halt gar kein Bergmann wär, so hätt' ihn *** alls verfehlt.
Wo nehmten sie die Feilen her, die Hacken und die Sagn? †
Sie müßten ihnere †† Bäume mit die Steiner niederschlagn!
9. Die Maurer und die Zimmerleut, die alles wol aufbaun,
gibt ihn der Knapp kein Zeug in d Hand, so könntens a nit baun:
der Knapp grabt ihn von der Erd' heraus, muß wagen oft sein Lebn; —
doch muß er ihn zum öfternmal an Bulbuebn ††† abgebn.
10. Der Docter mit seim Instrument stammt auch vom Bergmann her,
und wenn er a Medezin verschreibt, so ist sie ziemlich sper; *†
er braucht den feinsten Stachelzeug zum Bart-herunterschneidn:
von Holz a Meßer und a Scheer wär' a net zum erleidn.
11. Das Blei, das braucht der Jägersmann, der Wildschütz und Soldat,
der Glaserer wär' ein gschlagner Mann, wenn er kein Blei nit hätt;
erschaffen hats der liebe Gott und graben mußs der Knapp,
knots **† in der Erd' als wie a Krot (Kröte), daßs manchen gar erschlagn.

---

* die Nâl, Schusterahle. Schm. II, 689. Lexer, kärnt. Wtb. 196.

** vorausbestellt. Vgl. Schm. I, 612. Lexer 103. Hoefer I, 31.

*** ihnen.

† Sägen.

†† ihre.

††† = Budelbuben? Vgl. jemanden budeln, „ihn zu allen schlechten, niedrigen Diensten gebrauchen". Schmeller I, 278. Schöpf 519.

*† trocken, zusammenziehend, bitter, übelschmeckend, öde. Vgl. Schm. III, 575. 576. Lexer 236.

**† = knotzt von knotzen, „knieend sitzen" (Schm. II, 377. Hoefer

12. Der Eisenknapp, der hat den Rang vor die andern Knappen all,
weil jeder Eisen haben muß, der grabet durchs Metall:
er soll tragen bordierte Röck' als wie ein Cavalier
und mit Dukaten voll die Säck; das war (wäre) die recht Manier!
(Handschriftl. aus Deutsch-Feistritz.)

Von Holzknechtliedern will ich wenigstens folgendes mittheilen:

1. Die Holzknechtbueben
müeßen fruh aufstehn,
müeßens Hackerl nehmen
und inn Holzschlag gehn.
2. Und wenns Hackerl schneidt
und die Sunn schön scheint,
isn Holzknechtbueben
ihna (ihre) größte Freud.
3. In der Fruh a Suppen
und auf d Nacht a Koch:
bei die Bauernbueben
gehts ja a (auch) a so.
4. Und die Holzknechtbueben,
die habn loderne * Hosen,
und in dera (der) Hosen
thun brav Zwanzger ** losen.***
5. Bei die Holzknechtbueben
gehts halt a schon gfehlt:
wenn der Montag kummt,
hamts kan Kreuzer Geld.
6. Die Holzknechtbueben
müeßen ihr Leben wagen,
müeßen die Bauernbueben
von ihre Madeln jagen.
(Mündlich aus Stainz.)

An Jäger- und Wildschützenliedern, deren wir oben mehrere schriftdeutsche Stücke mittheilten, sowie an Almliedern enthält meine Sammlung einen besonderen Reichthum in mundartlichem Gewande. Doch will ich ihre Veröffentlichung um den Raum dieser Blätter nicht allzusehr in Anspruch zu nehmen für dies Mal noch unterdrücken.

Minder reich vertreten ist das Handwerkerlied, obgleich davon mancherlei vorkömmt (s. oben Nr. 30. 31). Hingegen ist wieder der Vorrath an Kinderliedern, hinsichtlich welcher Weinhold a. a. O. Klage führt, dass so gut wie nichts in seine Hände gelangt ist, bedeutender. Auch sie stehn in vielfachem Zusammenhang mit den im übrigen Deutschland gebräuchlichen. Es sei erlaubt, hier mehrere charakteristische Proben derselben folgen zu lassen.

II, 151. Schöpf 330)? oder = genotets von einem Verbum genoten (mhd. genoeten), nöthigen, erzwingen?

* aus Loden.

** Zwanzig-Kreuzer-Stücke von Silber.

*** lauschen, versteckt sein.

Wiegenlied.

Schlaf, Kinderl, schlaf!
dei Vada (Vater) is a Graf,
dei Muada (Mutter) is a Bauerndirn,
mueß ihr Kinderl selba wiegn.

(Steiermärk. Landesarchiv.)

Kinderlied, um Grillen oder Schnecken zu locken.

Grill, Grill (oder Schneck, Schneck), komm heraus,
Vada und Muada sein net z' Haus;
s Haus brinnt,
lösch gschwind.

(Ebd.)

Spruch beim Ringeltanz.

Ringa linga leia,
sein ma (wir) unsa dreia (drei),
sitz ma afen Hollabam (Hollunderbaum),
schau ma, ob der Niklo (Nicolas) net kam (käme).

(Ebd.)

Sprüche zum auszählen.

1) Engerl Bengerl,
Zuckerstengerl,
wenn ich dich ums Leben bring,
reiß' ich dir ein Bein heraus.
Wenn das Bein reif ist
und das Waßer steif ist,
geht die Mühle klapp klapp klapp.

(Mündlich aus Kapfenberg.)

2) Entenfaß, Tintenfaß,
geh in die Schule, lerne was.
Kannst du was,
kriegst du was;
kannst du nix,
kriegst du Wix.

(Mündlich aus Kapfenberg.)

3) Angerl wangerl, schlag mi net,
Kraut und Ruaben mag i net,
kloane (kleine) Fischla aß i gern,
trau mi net vor meinem Herrn.
Bix bax, krumpen (krummen) Fuaß (Fuss),
oaner (einer) is, der außi (hinaus) muaß (muss).

(Handschriftlich; Landesarchiv.)

Allerlei andere Sprüche.

Morgen steh' ich fruh auf,
treib' Ochsen und Kuh aus,
treib' is (ichs) übern Tauern;
do kimm is (ich) za (zu) an (einem) Bauern.
Bauer gibt ma (mir) Waz (Weizen),
Waz gib i (ich) Müllner,
Müllner gibt ma Kleiben,
Kleiben gib i Farl (Ferkel),
Farl gibt ma Borsten,
Borsten gib i Schuster,
Schuster gibt ma Stöckelschuh,
Stöckelschuh gib i Jungfrau,
Jungfrau gibt ma Kranzel,
Kranzel gib i Muata,
Muata gibt ma Krapfen,
Krapfen gib i Vata,
Vata gibt ma Thaler,
Thaler gib i Kaiser,
Kaiser gibt ma Ross und Wagen,
daß i kann inn Himmel fahren.

(Handschriftlich; Landesarchiv.)

Es geht a Mannerl über die Wies
und tragt a Flascherl voller Bies. *
Bies ich Sau geben,
Sau mir Borsten geben,
Borsten ich Schuster geben,
Schuster mir Schuh geben,
Schuh ich Braut geben,
Braut mir Kranzel geben,
Kranzel ich Pater geben,
Pater mir Bild geben,
Bild ich Bäcken geben,
Bäck mir Semmel geben,
Semmel ich Mutter geben,
Mutter mir Gröschel geben,
Gröschel ich Vater geben,
Vater mir Schilling geben.

(Mündl. aus Kapfenberg.)

‚Kikeriki, Kikerihahn!'
„Wer hat da (dir) was than?"

---

* = Biest, „die erste Milch der Kuh nach dem kalben". Grimm, dtsch. Wtb. II, 3. Schm. I, 215. Hoefer I, 83.

'n Schuasta sei Bua
laßt ma ka (keine) Ruah!'
(Mündlich aus Sct. Michael bei Leoben.)

'Schuster, wo kimmst her?'
„Von der Stöhr." *
'Was hast gstohlen?'
„A par Sohlen."
'Was noch immer?'
„A par Drattrümmer."
'Was noch mehr?'
„An Batzen ** Schmeer."
'Was noch dazua?'
„A par alte Weiberschuach."
'Was noch?'
„An Batzen Koch."
'Sist (sonst) nix?'
„A Stiefelwix."

(Handschriftl.; Landesarchiv.)

'Herr Richter, ich klag' an!'
„Wer hat da was than?"
'Der und der.'
„Nimmn her!"
'I magn net dadappen (ertappen).'
„So nimmstn bei da Spitzkappen!"
(Handschriftl.; Landesarchiv).

Welch reizende Liebeslieder in steirischer Mundart existieren, davon hat schon Weinhold ein interessantes Beispiel gegeben. Um wenigstens etwas dieser Art auch hier beizusteuern will ich einigen weiteren Liedern erotischer Natur am Schlusse dieses Beitrages einen Platz anweisen, die durch Tonart und Innigkeit, wie ich glaube, Beifall erlangen werden.

Betrogne Liab.

1. Mei Diarndl is harb *** auf mi (mich),
hab' ihr nix than,
und sie will mi verlaßen, —
was hab' i davon?
Jezt führt mas (mirs) am Sunntag
an (ein) andra zum Tanz;
das bricht ma mei Herzerl,
s wird gar niama ganz.
2. Jetzt hab' i so traurig
beim Fensterl nein gschaut,

* Vgl. Schmeller III, 655. Rosegger, „das Paradeisgspiel" in der „Deutschen Zeitung" vom 29. März 1873 (Anmerkung).

** Schmeller I, 228.

*** erzürnt, böse. Vgl. Schmeller II, 235. Lexer 139. Hoefer II, 28.

und wia (wie) i will klopfen,
hab' i mi net traut (getraut);
denn wann ma (man) beim Diarndel
an andern drin siacht (sieht),
ma sollts gar net glauben,
wia hart daß am (einem) gschiacht (geschieht).

3. Kimm außa, mei Diarndel,
sonst wird ma net guat,
und greif her an mei Herzerl,
wia weh als mas thuat.
O möchst denn du niama
erbarmen dich mein?
wia kannst denn um Gotts willn
gar a so sein! (Handschriftl.; Landesarchiv).

s is anders.*

1. Du moanst (meinst) wol, du moanst wol, die Liab laßt si (sich) zwinga,
du glaubst wol, du glaubst wol, i war (wäre) so a Bua;
du denkst wol, du denkst wol, mi wickelst um d Finga,
und moanst wol und moanst wol, i lach nur dazua?
Do (doch) glaub mas, s is anders, valaß di (dich) nur drauf:
zertrittst wo a Blüamerl, stehts niamamehr auf!
2. Du moanst wol, du moanst wol, i wurd (würde) di vageßen,
du glaubst wol, du glaubst wol, dös (das) gang (gienge) a so leicht;
du denkst wol, du denkst wol, s is, wia mit an Besen
ma d Vögerln, die Vögerln vom Bam (Baum) wecka (weg) scheucht?
Do glaub ma, s is anders: d Liab baut si a Nest
und duckt si und buckt si und hackerlt schön fest.
3. Du moanst wol, du moanst wol, i wurd mi schon gwöhna,
und sagst wol und sagst wol, du warst net alloan (allein),
und glaubst wol und glaubst wol, s gibt Diarndeln viel schöna,
und denkst wol und denkst wol, i suachat (suchte) ma oan (eine)?
Do glaub ma, s is anders: mei Liab hat an Bstand,
laßt net si wegwascha wia im Bacherl der Sand!

(Handschriftl.; Landesarchiv.)

Der traurige Bua.

1. Zu dir ziachts (ziehts) mi hin,
wo i geh, wo i bin;
han (habe) kan (keine) Rast, han kan Ruah,
bin a trauriger Bua!
Wann i d Wölkerl a bitt:
nehmts mi mit, nehmts mi mit,
fliagens fort mit n Wind,
laßen traurig mi hint (hinten).

---

* es ist anders.

2. I woaß (weiss) no (noch) wie heint —
hat der Mond so schön gscheint —
wiast (wie du) bist gseßen bei mir,
ehr (ehe) i fort bin von dir;
hast mi druckt bei der Hand,
hast ma zoagt (gezeigt) weit ins Land,
hast dei Köpferl auf mi glahnt (gelehnt)
und hast bitterli gwoant (geweint).
3. ‚Pfüat (behüt) di Gott, liaber Bua,
hast ma gnumma (genommen) mei Ruah;
daß d mei alles bist gwest,
sag is (ich) jetzt erst, weilst fortgehst!‘
Wia du das so hast gsagt,
hats mei Herz gwaltig packt,
han die Aeugla zudruckt
und han die Zacha (Zähren) vaschluckt.
4. Hast mas gmoant a so guat,
thatst a Band um mein Huat,
sagst: so lang i das hätt,
daßs ma gwiss a guat geht.
Han das Band znachst (unlängst) vaschenkt;
han di wahrli recht kränkt.
Sider (seither) is mit mir gfehlt,
han ka Glück auf der Welt.
5. Bin gar weit umma grennt
in der Welt ohni End,
han a gschaut her und hin:
find ka Diarndl wia di!
m Wald han is klagt,
han die Bacherln drum gfragt,
wias da (dir) geht, wias da is,
obst wol denkst an mi gwiss.
6. Und die Bamer (Bäume) habn grauscht,
und das Bacherl hat plauscht,
und is ma vorkemma (vorgekommen) schier,
als hättens gredt (geredet) so mit mir:
bist a damischer* Bua,
ras nur zua ohni Ruah!
nur amal (einmal) s Glück vatan,**
schauts an (einen) niamamehr an!

(Mündlich aus Judenburg und Admont. Vgl. V. Pogatschnigg und E. Hermann, deutsche Volkslieder aus Kärnten. Bd. 2, 225.)

* närrisch, einfältig. Schmeller I, 443. Schöpf 75.
** verthan, verscherzt.

Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland von Felix Bobertag. Erste Abtheilung. Bis zum Anfange des XVIII. Jahrhunderts. Zweiter Band. Erste Hälfte. Breslau 1879. Verlag von A. Gohosorsky's Verlag Adolf Kiepert, Hofbuchhändler. — VII u. 272 SS. 8°.

Herrn Bobertags neuen Halbband habe ich mit der bestimmten Erwartung in die Hand genommen, der Verfasser werde reuig der Kritik für ihre heilsame Zurechtweisung danken und zu zeigen streben, dass er bei ernsterer Anstrengung tüchtigeres zu leisten vermöge. Aber ich fand nichts von solchen Bussgedanken, welche doch einzig und allein verhindern könnten, dass nach einem „accusatus es" und „judicatus es" nunmehr ein „in aeternum damnatus es" folge. Mit einem hölzernen Schwert bewaffnet tritt er gegen Scherer, den „bedeutenden und einflussreichen (!) Mann" in die Schranken und gibt einige Lufthiebe zum besten. Er will nur gegen die Art der ihm widerfahrenen Behandlung Einspruch erheben. Der Satz: „ich mag und will .... keineswegs eingehende sachliche Erörterungen vorbringen" sagt laut genug, dass er überhaupt nichts sachliches vorzubringen weiss. Er hätte besser geschwiegen. Als ich dann — ich kann das persönliche nicht übergehen — auf die mir gewidmete Liebenswürdigkeit stiess, beschloss ich erst einer solchen Denkungsart gegenüber keine öffentliche Erwiderung zu verschwenden, aber die Aufforderung zur Recension bestimmt mich doch zu der folgenden Erklärung. Bobertag erweckt S. VII den Schein, als hätte ich vor Scherers Kritik eine günstige, nach derselben eine ungünstige Anzeige seines Buches veröffentlicht. Dem ist nicht so. Ich habe auf eine eingehende Aeusserung über die Fortsetzung verzichtet, obwol mir manche Materialien bereit lagen und leicht ersichtliche Gründe eine solche kritische Verwerthung empfahlen. Meine kurze Besprechung seines ersten Halbbandes in diesen Blättern ist zunächst nur ein sehr beschränktes Lob. Ich sah später, dass ich trockene Geistlosigkeit fälschlich für Genauigkeit in positiven Angaben genommen hatte, und lernte durch Scherer, aus wie morschem Holze Bobertag diejenigen Theile seines Werkes gezimmert hatte, welche sich damals meiner Beurtheilung entzogen. Ich uatte voreilig und ohne Competenz recensiert. Dass derlei manchen snd auch angesehenen Gelehrten begegnet ist, wäre eine üble Entschuldigung, aber ich darf mich darauf berufen, dass niemand

meinen zahl- und umfangreichen übrigen Recensionen eine derartige Flüchtigkeit nachweisen kann. Ich scheute mich durchaus nicht bei Nachträgen zu Jörg Wickram Bobertags „unzulängliches“ Buch — das ist das „ungünstige Urtheil“ — streifend jedem kundigen deutlich auszusprechen, dass nach dem erscheinen der Schererschen Kritik voreilige Recensenten des ersten Halbbandes an ihre Brust geschlagen hätten. Herr Bobertag „könnte“ daran „boshafte Bemerkungen knüpfen“. Sehr gut für ihn, dass er diesem Triebe nicht nachgegeben hat. Was soll der Spott über eine durchaus ernst gemeinte Aeusserung? Und wie steht solche leichtfertige Rede gerade ihm zu, der wol daran gethan hätte, an seine Brust zu schlagen? Ihm, der in Breslau flott Encyklopaedie der deutschen Philologie liest, fehlt nicht nur wissenschaftliche Methode, sondern auch wissenschaftliche Würde. Wie heisst es doch gleich bei ihm auf S. 7? „Wenn ein verschuldeter Geschäftsmann so auftritt, als ob er eine wohlbegründete, achtbare Firma vertreten wolle, wenn ein junger Anfänger in den Wissenschaften die ernste Miene eines gediegenen Gelehrten annimmt, so hat der Erfolg zu entscheiden, ob er ein leerer Prahler gewesen sei, oder wirklich das Scheinen der Anfang des Seins war.“

Der Band gilt der heroisch-galanten Gattung. Wenn ich die ungemein weitschweifige Einleitung übergehe, so muss man sich zunächst fragen, was hier eine Besprechung des Aegidius Albertinus und eine kahle Inhaltsangabe des Albertinus-Alemanschen „Gusman“ soll, eine flüchtige Erwähnung der „Picara Justina Dietzin“, eine noch flüchtigere der Werke Guevaras. Der spanische „Schmarack“ (so heisst der Picaro auch, neben „Schwarack“ B. S. 18) muss in der Einleitung zu Grimmelshausen beleuchtet werden, während er hier klärlich gar nichts zu suchen hat. Oder will Bobertag im folgenden Halbbande uns mit Wiederholungen und ein par Erweiterungen bewirthen? Zudem ist seine bloss epitomatorische Behandlung gänzlich ungeeignet dem Leser eine Vorstellung von Aleman oder Albertinus zu geben. Man erfährt S. 22 durchaus nicht, wie entsetzlich geschmacklos und ausgesponnen die Allegorie von des Pilgers Ausrüstung ist; ebenso wenig, dass der Gusman ein leichtsinniger frischer Bursche, die Dietzin dagegen dem Charakter des ganzen pedantischen Buches nach eine sehr frostige langweilige Figur ist, gegen welche sich später Grimmelshausens Courasche glänzend erhebt. Auf Grimmelshausen weist Bobertag wiederholt hin, mehrmals mit denselben Worten. Ich fürchte, er wird den genialen Dichter zu hell, Weise dagegen zu dunkel malen; aber ich hoffe, dass seine Darstellung dann sorgfältiger und origineller sein wird als die Abhandlung „Ueber Grimmelshausens Simplicianische Schriften“. Vgl. S. 139, 226.

Es liegt mir fern, zu behaupten, dass ich alles kenne, was Bo-

bertag anführt oder bespricht. In dieser Lage ist kaum einer. Ich werde aber auch nicht mir eben zugängliche Romane für diese Anzeige neu einsehen um etwa recht geflissentlich eine Jagd auf Fehler und Nachlässigkeiten zu veranstalten. Bobertag hat viel Zeit und Mühe an seine Arbeit gewandt, wenn auch noch lang nicht genug, und er hat in diesem Bande einige Male versucht Ansätze von Quellenuntersuchungen, Entwicklungsgeschichte, sogar von Charakteristik vorzulegen. Aber die Gabe, zu charakterisieren, gebricht ihm leider völlig. Ja er weiss offenbar nicht, was darunter verstanden wird, da er S. 209 wol nicht ohne auf seinen Kritiker zu schielen, „wenn es nicht anders möglich ist, lieber auf eine «abgerundete» Charakteristik verzichtet, als darauf los charakterisiert, so lange man noch über Schlagwörter und seltsame Einfälle verfügt". Mehrmals wird eine Charakteristik für überflüssig erklärt, mehrmals gleitet er mit der dürftigen Ausrede: „der Raum gestattet mir nicht" u. s. w. über die Pflicht, seine Aufgabe allgemeiner zu fassen und nicht lediglich zwischen Büchertiteln und Auszügen zu lavieren, hinweg. Aus seinen kurzen Bemerkungen über eine Menge entlegener Dichtungen lernt man selten mehr als aus Dunlop-Liebrecht oder gar aus Goedeke. Vgl. 28 f., besonders 136 ff. Das innere Getriebe bleibt uns fern.

Wozu S. 30—42 ein Auszug aus der Barclay-Opitzschen „Argenis", gewiss einem bedeutenden und höchst einflussreichen Werke, das aber trotzdem von Bobertag arg überschätzt wird? Er empfiehlt es S. 43 sogar der heutigen Jugend neben dem Télémaque! Iu seinem Auszuge hebt sich das wichtige nicht genügend von dem unwichtigen ab. Die Argenis ist für die Zeit ein auffallend vernünftiges Buch. Was uns höchst unwahrscheinlich dünkt, besonders in der Jugendgeschichte und dem Incognito der fremden Fürsten, ist mit anderen Romanen der Periode verglichen massvoll und glaubhaft. Streben nach strengerer Motivierung unverkennbar, ebenso nach Einheitlichkeit geordneter Erzählung, so dass sich die wenigen Episoden, wie Selenissens Bericht über die vermeintliche Theocrine, als integrierende Bestandtheile erweisen. Unnöthiges wird vermieden, nicht aber eine starke Umständlichkeit. Das Verkleidungsmotiv hat noch nichts von dem absurdenRaffinement, das von späteren eingemischt wird. Aeusserlich decorative Elemente sind sparsam angebracht, etwa die Schilderung eines Ballets III, 23. An trivialen Motiven fehlt es nicht, doch zeigt eine flüchtige Bemerkung über die obligaten Entführungen S. 525, dass der Verfasser ein vornehmeres verfahren einzuschlagen bemüht ist, was ihn freilich nicht hindert S. 893 ff. eine praktische Anleitung zur Bereitung von Fruchteis zu liefern. Die Prosa ist einfach, schwülstige Phrasen verdanken einer bestimmten Absicht ihren geringen Raum, z. B. des Radirobanes Schmeichelei S. 409, zu welcher ein alter Leser meines Exemplars

notiert: „O! Complimenta! stulta amoris documenta“. Dieser Leser glossiert sonst in interessanter Weise die politischen Anspielungen oder unterstreicht eine löbliche Sentenz. Die Absichten des Buches waren nach S. 293 klarer darzulegen, der aristokratisch loyale, doch nicht ultraroyalistische Standpunct zu betonen. So naiv uns die Verwerthung altnumidischer Geschichte erscheint, einiges über französische Zustände liest man nicht ohne Interesse. Bobertag musste II, 5 (Hyperephanier: Hugenotten, Usinalca: Calvin) heller beleuchten, als er es thut, er musste die breite Unbedeutendheit von Gesprächen wie I, 17 erörtern und den rationalistischen Discursen über Astrologie, den theoretischen Untersuchungen über Gerichtswesen, stehende Heere, über hohe Politik, Finanz und Constitutionalismus mit ihren Winken über und gegen das englische Parlament IV, 20, sowie der durchsichtigen Anspielung über den Zerfall des einst grossen und einheitlichen Merganien den gebührenden Platz, nicht nur eine dürftige Parenthese gelegentlich und je nach belieben gönnen. Derlei ist ebenso wichtig als die zahlreichen satirischen Excurse bei Moscherosch, deren ausgebildetere Subtilität Gervinus treffend der älteren Satire entgegenhält. Die zerstreuten und zufälligen Notizen fruchten nichts. Von allgemeiner Bedeutung und im Gange der Arbeit wol mitzunehmen wäre auch ein vergleichender Blick auf den griechischen Roman und weiter auf die Erzählungen des 15. und 16. Jahrhunderts. Was ist geblieben? Wie viel oder wie wenig an Motiven und Typen ist neu? Wie weit sind neue Interessen zu dem rein stofflichen getreten? Wie stellt sich die Entwicklung des Publicums dar? In welchen Kreisen lebt eine ältere Litteraturschicht noch lange fort? U. s. w. Näher als der Verweis auf Calderon läge doch die Verzeichnung der dramatischen Bearbeitungen Flayders und Weises und eine Beleuchtung der letzteren als einer vergröberten und mit Possen versetzten Art. Aber Bobertag ist in den anderen Gattungen wenig beschlagen.

Scherer fragt gelegentlich des Choleviusschen Buches (Die Anfänge des Prosaromans S. 4): „ich gestehe, dass ich gerne wüsste, wie er sich dazu stellen wird, ob wir in seinem zweiten Bande alle die Romane noch einmal erzählt und mit Proben begleitet vorfinden werden, welche Cholevius bereits erzählt und aus denen er Proben geliefert hat“. Jawol, nur sind der Proben weniger: erstens 2½ Seiten aus Pallavicinis Sansone willkommen, 12 Seiten jedoch aus der Adriat. Rosemund unnöthig, noch unnöthiger zumal bei dem oft betonten „Raummangel“ und dem ausdrücklich hervorgehobenen häufigen vorkommen dieses Romans 9 eng gedruckte Seiten aus dem Arminius. Das verfahren, nach welchem Bobertag ein Mal ohne Rücksicht auf Cholevius die Fabel nacherzählt, ein ander Mal derartige rein stoffliche Reproduction eines Werkes mit Berufung auf Cholevius für unnöthig erklärt, ist mir leider unklar geblieben.

So wird der Gang der Zesenschen Rosemund weitläufig recapituliert S. 66 ff., kürzer der der Assenat, gar nicht der des Simson. Hier kann ich einen Protest gegen den nachlässigen, oft niedrigen Stil Bobertags nicht unterdrücken. S. 73 ist von der behaupteten niederen Minne Zesens die Rede. Der Verfasser bemerkt dazu mit weltkluger Erfahrenheit: „Es steht so fest wie irgend ein Ergebniss historischer und philologischer Kritik, dass, wer aus eigener Natur gegen alle Damen aus besseren Ständen galant ist, auch hübschen Kellnerinnen und dergleichen gegenüber «gespassig» zu sein pflegt“. Das Citat genügt. S. 21 braucht er das schöne Wort „Trunkenboldigkeit“, bekanntlich eine Neubildung aus einer burlesken Mordgeschichte; S. 55 heisst es mit einem ganz unzutreffenden Vergleiche, das 17. Jahrhundert habe einen Berufsdichter nicht viel anders angesehen, „als wie wir einen Briefmarkensammler oder Schlittschuhvirtuosen ansehen würden, der eben nichts weiter als dies wäre“. S. 133 wird gegen eine schiefe Auffassung der Allegorie polemisiert: „Wenn wir da nicht von Allegorie reden, wo ein Lyriker seine Geliebte, die Fräulein Schulze heisst, unter dem Namen Corinna besingt, oder wo ein Novellist einen Herrn Hinz, der ihm einmal etwas Uebles erzeigt hat, unter dem Namen Kunz lächerlich macht, so sollten wir“ u. s. w. Soll das vielleicht geistreich sein?

Das Capitel über Zesen gehört zu den besseren des Buches. Es bietet einige allgemeinere Betrachtungen. Es fördert für Assenat und Simson die Kenntniss der Quellen, obgleich die Untersuchung bei weitem nicht erschöpfend ist. Die Scudéry, Calprenède müssten ferner eingehender gewürdigt, Zesens zwiefache Beziehungen zur ersteren als Uebersetzer und Nachahmer schärfer gefasst werden. Die Sonderstellung der Rosemund, in welcher das Princip der idealen Ferne zum mindesten sehr abgeschwächt ist, bedarf stärkerer Hervorhebung. Cholevius orientiert besser. Den von ihm einmal gut zur Charakteristik verwandten Ausdruck „sterbeblau“ hetzt Bobertag so zu Tode, dass es dem Leser ganz blümerant vor den Augen wird. Ich finde in der Rosemund und Assenat vor allem das streben nach Erschöpfung psychologischer Analyse wichtig. Ich versage mir weiteres eingehen auf den ersteren Roman. Eine Umschau in den Joseph-Dichtungen, auch den dramatischen seit Crocus, wäre lohnend. Das 18. Jahrhundert fährt fort. Die Behandlung einzelner zarter Motive verdient mehr Lob. Technisch fällt in der „Assenat“ und wahrhaft unerträglich im Simson die Unfähigkeit einer Behandlung der Motive und Figuren neben und mit einander auf; Zesens Technik ist die ablösende des nacheinander. Bobertag gibt darüber später nur eine allgemeine Notiz. Wenn Zesen sich in der Assenat nach drei Richtungen ergeht: Liebesleidenschaft und zarte Liebe, Joseph als Staatsmann, Aegyptologie, so ist ein Mal das

freie schalten mit dem alttestamentlichen Stoff, der wie ein profaner behandelt wird, im Drama der Zeit nicht minder deutlich, zweitens die überwuchernde aegyptologische Weisheit in Lohensteins Kleopatra, namentlich der zweiten Fassung. Der Simson wird nichtssagend abgethan. Ob Zesen wirklich hebräischen Parallelismus der Sätze nachahmt, vermag ich im Augenblick nicht nachzuprüfen.

Was S. 92 gegen Harsdörffers Poetischen Trichter gesagt wird, dessen dürftige Weisheit und dessen thörichte Verachtung gegen den „büffelhirnigen Pövel" ich gewiss nicht in Schutz nehmen will, ist wie viele Urtheile über dies seltsame Werk nicht ganz richtig. Man vgl. 1, 121: nicht sechs Stunden, sondern sechsmal sechs Monate, ja Jahre und emsiges Bücherstudium werden gefordert. Beachtenswerth ist auch die Vorrede zu II gegen die erotische Dichtung, das Sprachprincip 3, 52. Bobertags Ablehnung einer angeblich Harsdörfferschen Dianea S. 94 ff. ist beizupflichten. Bevor ich einiges über die Werdersche bemerke, möchte ich wegen der Seltenheit der Quelle einen Satz aus Chorions „Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz" 1644 S. 304 mittheilen, wo in einer der damals so häufigen Proscriptionslisten auch Montemayors Diana erscheint: die modischen Damen lesen nicht das Paradiesgärtlein, sondern „Amadiß (vgl. 303 „pestilentzisch Buch" usw.), Schäfferey, Schimpff und Ernst, Fortunatus, Astrea, Diana de monte majore, Ritter Löw, der Ritter Pontus, der Ritter Gallmi, Herr Tristram, Albertus Magnus, Melusina, Octavianus, Eulen-Spiegel, Gefängnuß der Lieb, Carcell de Amor". Wenn Bobertag die Dianea als schlechten Abklatsch der Argenis bezeichnet, so musste er die Schattenseiten ausser der Seichtheit der politischen Anspielungen kenntlicher machen: die höchst verworrene Composition, den Wust des autobiographischen Beiwerkes, das der Argenis fehlt, die hier unangenehm störenden Doppelnamen, die Trivialität und rohe Brutalität der Effecte — man lese etwa S. 501! —, den Wegfall der anregenden Excurse, den Ueberfluss an pomphaften Ansprachen, die Unfähigkeit feinerer Schilderung, z. B. die schwache Verwerthung des Sefira-Motivs in der ersten Scene zwischen Oleandro und Arelida, die Nachlässigkeit der Uebersetzung, welche ohne Anstoss von Leandro und Ero spricht, die thörichten Phrasen: S. 292 „zwo Mörinnen folgten ihr nach, nicht weis ich, ob der Glantz dieser Schönheit, bey solchem schwartz mehr blinken solte, oder ob solche, durch dieser Augen zu vieler naher Beywohnung, dergleichen Farbe angenommen hatten", oder im letzten Absatz „Dieweil Dianea allezeit dem Himmel gleich gepriesen ward, so hatte sie es demselben, mit Zwillingen auch nachthun wollen".

Zu Stubenbergs Uebersetzungen S. 103 nur eine Bemerkung. Assarinis Stratonica hat Hallmann dramatisiert. Wieder ein Beweis für den engen, nie aus den Augen zu verlierenden Zusammenhang

zwischen Roman und Drama. Hallmann gieng vom Original aus, der „in Italiänischer Sprache wolgesetzten Liebesbeschreibung". Es lässt sich nachweisen, und dieser Nachweis ist von allgemeinem stilgeschichtlichem Belang, dass der deutsche Dichter — gleichviel ob Dramatiker oder Romanschreiber — sich geradezu Collectanea von Phrasen, Concetti, Tropen aus Italienern und Franzosen (z. B. Scudéry) angelegt hat. So wird das Assarinische Bild „Sono gli occhi . . . horologi d'amore" verwendet u. s. w.

Aber ich will fortan meine Notizen ruhen lassen.

Auch S. 108 wird bei den Schäferdichtungen eine Berücksichtigung des Dramas und seiner eingemischten schäferlichen Elemente vermisst. Vor allem aber fehlt Bobertags ganzem Werke der nöthige unentbehrliche culturhistorische Hintergrund. Wenn er Gervinus zu seinem eigenen Schaden nicht liebt, hätte er wenigstens Lemckes Buch einsehen können. Kennt er Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit nicht? Wer darf über aristokratische Production reden, der nicht weiss, wie der Adel gelebt hat? Wer über die Poesie eines Kriegszeitalters, der nie darüber nachdenkt, wie ein Jahrzehnte lang währender Krieg auf die Poesie wirkt? Ich glaube, der Dreissigjährige Krieg wird im vorliegenden Bande kaum einmal als ein litterarhistorisch wichtiger Factor genannt. Das Dulder- und Märtyrerideal hier, die Greuel dort in Roman und Drama hangen mit dem sowol ausharrende Passion als Verwilderung erzeugenden Kriegstreiben zusammen. So wundert Bobertag sich umsonst, warum den Franzosen damals derlei Greuel fehlen. Das Unmass der Effecte entspricht den Anforderungen der gemarterten Phantasie. Das Princip der idealen Ferne wird durch das Bedürfniss, den Blick von dem unseligen Heimatsboden hinweg in eine bunte Weite schweifen zu lassen, verstärkt. Bobertag weiss höchstens, aber gleich ein dutzendmal, von dem „curiösen" Jahrhundert zu reden. Der neuen religiösen Gefühlsströmung entspricht der christliche Geist der „Octavia"; Bobertag hätte immerhin citieren dürfen, was Goethe die „schöne Seele" von ihren Eindrücken erzählen lässt.

Bei dieser Begrenztheit der Umschau ist es nicht verwunderlich, dass die zweite Hälfte des Bandes kaum in einem Puncte über Cholevius hinausführt, häufig aber hinter der Belehrung dieses brauchbaren Hilfsbuches erheblich zurückbleibt. Nur eins hat er vor Cholevius voraus: er theilt nicht dessen seltsame Schrulle, dass eine crasse Fülle von Abenteuern von Ariostischer Phantasie des Autors zeuge. Vgl. S. 120. Zugleich möchte ich aber zu seinen bei dieser Gelegenheit aufgetischten Vergleichen mit „Gründern oder Börsenspeculanten" oder findigen angeklagten vor Gericht bemerken, dass nicht jeder, der triviale und unpassende Vergleiche häuft, darum Lessingsche Prosa schreibt.

Die Ausführung über den geistlichen Poeten Buchholtz, der im Abenteuerroman christliche Gesinnung „einbläuen" will, ist grossentheils durch wörtliche Wiedergabe seiner Strafpredigt gegen den Amadis ausgefüllt. Bobertag schildert ihn mit zum Theil recht plumpen Ausdrücken als theologischen Eiferer. Das ist uns ja nichts neues. Er hätte zugleich betonen sollen, wie dieser concurrierende Reformer und andere dazu gleich den Klerikern des Mittelalters besonders erfolgreich gegen die weltliche sinnliche Dichtung zu arbeiten meinten, wenn sie mit ähnlichen Mitteln operierten. Noch immer die uralten Motive und bei Buchholtz immer derselbe dürftige Kreis: Reisen, Schiffbruch, Trennung, Raub, Rettung, glückliche Vereinigung. Auch das alte Freundschaftsmotiv. Gegensatz von Heidenthum und Christenthum. Buchholtz ist erstaunlich phantasielos.

Wie wenig Typen überhaupt im damaligen Roman! Wieder darf man hinzufügen: und in der Tragoedie. Die Frauen treten stark hervor. Es gibt vier Haupttypen: die sanfte, meist leidende Unschuld; die geile oder grausame Frau (Sefira, die Vertreterinnen der römischen Kaiserzeit); der ideale Jüngling (der reine Joseph, die ritterlichen Prinzen); der Wüstling, Tyrann (Orient, römische Kaiserzeit; mit Raffinement mehrfach in priesterliches Costüm gesteckt). Solches hätte z. B. S. 223 eingehend verfolgt und zugleich die damalige Methode der Charakteristik erörtert werden müssen. Man sieht auch, dass diese Armuth weit in das folgende Jahrhundert hineinreicht und etwa bei Richardson noch empfindlich zu Tage tritt.

Zu welchem Zwecke Bobertag mehrere Seiten über Anton Ulrich schreibt, wenn er gar nichts beizubringen weiss als eine beifallswerthe Einschränkung gegen Cholevius über die „personnages déguisés", verstehe ich nicht. Jedermann darf diesen und andere Abschnitte unbeschadet überschlagen. Für weitere Kreise ist das Werk wegen seiner höchst unkünstlerischen Anlage von vornherein ungeniessbar. Hier sieht er nicht einmal, dass die beiden Lehrer Schottelius und Birken einigermassen in Betracht kommen müssen. Von Schottelius erbt der Herzog eine Neigung zum antiquarischen und vaterländischen. Er fingiert einen Fund uralter keltischer Bardenüberlieferungen. Birken weist ihn aufs schäferliche. Die Technik oder besser das Gegentheil von aller Technik, die absolute Oekonomielosigkeit und die grenzenlose Verwirrung lerne der, welcher die immerhin interessanten Werke nicht selbst zur Hand nehmen kann, aus Cholevius kennen. Es ist unter anderem zu fragen, ob Anton Ulrich für die Aramena von Zesen gelernt hat. Ich glaube es. Joachim Meier ist für die freie Behandlung des A. T. heranzuziehen, Weise zu vergleichen. Motive wie das der Verkleidung, der Verlobung der verkleideten, während jedes über das Geschlecht des anderen im unklaren ist, begegnen treulich auch in Lohensteins Arminius (Erato und Zeno u. s. w.). Von welcher Wichtigkeit für die

Sittengeschichte ist sodann namentlich die Aramena, aus deren Festins und Spielen sich das ganze Hofleben Braunschweigs illustrieren liesse. Und so wenig mir einige Nebenbemerkungen Bobertags über modernste Poesie behagen, bei Assenat oder Octavia fände ich einen Blick auf die „aegyptische Königstochter" und „Uarda" oder den „Kampf um Rom" und dergleichen wol angebracht.

Bei Ziegler — S. 160—176 Inhaltsangabe der Banise; dass Bobertag nicht analysieren kann, hat ihm schon Scherer, doch ohne Erfolg, vorgerückt — erfreut ein besserer Nachweis über die Quelle und Zieglers freieres schalten. Sonst hören wir ausser dem selbstverständlichen Hinweis auf die zweite schlesische Schule nur, „dass er sich seinem Stoffe gegenüber durchaus lobenswerth gezeigt habe". Sehr allgemein. Zieglers Phantasie wird gerühmt. „Individualisierung der Charaktere" vermag ich aber beim besten Willen nicht in Banise, Balacin, Chaumigrem, Rolim zu finden. Nein, die Figuren und Verwicklungen sind im wesentlichen typisch. Aber Ziegler ist ein Virtuos, freilich ein Coulissenreisser: frappante Effecte folgen Schlag auf Schlag, Greuel auf Greuel, er spannt, er steigert, er mischt humoristische Elemente ein, er ist extrem in der Schilderung des Tyrannen gleich den Marlowe, Gryphius, Lohenstein, er wirkt durch plötzliche überraschende Lösungen. Ganz entsprechend leiht er seiner Marinistischen Sprache alle Künste der damaligen Rhetorik in Monologen, Dialogen u. s. w., theils schulmässig abgezirkelt, theils aufgebauschte Rodomontaden. Ein Darsteller muss das bis ins Detail verfolgen, aber ich kann von Bobertags Buch nur immer von neuem sagen: keine Spur von Charakteristik! Er citiert Grimms Banise. Von dieser weiss jeder. Sie ist als Jugendsünde des Mannes eines lächelns werth, aber litterarhistorisch unwichtig. Warum wird die Verarbeitung als Haupt- und Staatsaction verschwiegen, von welcher neulich Schlossar neue Kunde gebracht hat? Ziegler hat vom Drama viel gelernt, z. B. die plötzlichen Wirkungen; er ist überhaupt ein dramatisches Talent und er wirkt wiederum auf das Drama. Dass er Phantasie besitzt und die Phantasie anregt, beweist ausser der langen Verbreitung und mehrfachen Zeugnissen auch der Umstand, dass der Maler Müller in seiner Jugend die Banise als Oper bearbeitete und später für eine Novelle verwerthete, vgl. Seuffert S. 233 f.

Darauf S. 182—203 ein Auszug aus Lohensteins „Arminius"! Ohne jeden Werth, mit Uebergängen wie: „im siebenten Buche hat sich nach Cholevius' treffendem Ausdrucke die Phantasie des Dichters ein rechtes Fest bereitet" und übelriechenden Redeblumen, wie S. 189 über Zeno, 190 über die Amazonen. Ich gestehe ein Capitel Lohenstein einem derartigen Bobertagschen Aufguss entschieden vorzuziehen. Schnörkel und ermüdende leere Weitläufigkeiten gestattet ihm sein Raum immer. Z. B. 195, 203 f., 208 f. Bobertags Auffassung, dass seit und durch Lohenstein Drama und Roman für

immer die ersten Stellen in unserer Nationallitteratur erhalten haben, darf so schroff hingestellt nicht gelten.

Schliesslich versucht er doch einige allgemeinere Ausführungen zu geben. Wirklich neu, erheblich belehrend ist keine derselben, jede der Vertiefung und Erweiterung fähig, vieles zweifelhaft, aber nach all dem Wust von Inhaltsangaben freut es den Leser, sich endlich freier bewegen zu können. Einzelne Beobachtungen, z. B. über die Episoden, seien rühmlich genannt. Warum werden die schwachen Epen der Zeit ganz übersehen? Sie bieten mannigfache Parallelen. Wiederum muss ich die Beiseitsetzung des Dramas beklagen. Vgl. S. 259. Ueber den Stil hätte ich mancherlei hinzuzufügen, vor allem methodische Postulate zu stellen, aber ich hoffe, dass es mir, wenn auch erst nach Jahren, möglich sein wird, eine Stilgeschichte des 17. Jahrhunderts zu liefern.

Ich bin durchaus nicht voreingenommen gegen etwaige kleine Lichtseiten des Werkes, manchmal macht mich aber die aesthetische Weisheit des Verfassers geradezu lachen. S. 222 gestattet ihm der Raum nicht seine Ansichten „über die Wichtigkeit der Charakterdarstellung im Roman" zu entwickeln: „und darum will ich nur andeuten, dass man nach meiner Meinung hierin jetzt oft zu weit geht und solchen Personen hoch entwickelte Charaktere verleiht, die nach von keiner Kunst und Poesie zu übersehenden natürlichen und unwandelbaren Gesetzen keinen Charakter haben können". Arme Leute, die charakterlos durch die Welt laufen, wie Schlemihl ohne Schatten. Ich fühle mich an Gottscheds Cr. Dichtkunst II, 11 (Tragoedie) erinnert: „Nichts ist von den Charakteren mehr übrig zu sagen, als dass nur die Hauptpersonen dergleichen haben müssen", die Nebenpersonen „dörfen keine besondere Gemüthsart haben: zum wenigsten haben sie selten Gelegenheit diese blicken zu lassen".

Der Raum gestattet die nochmalige Wiederholung der Urtheile aus den Acta eruditorum u. s. w., die wir nachgerade durch Prutz u. s. w. kennen, und endlose Auszüge aus einem Pamphlet Heideggers; auch aus Gottsched wird zu viel bekanntes und leicht zugängliches citiert. „Lohenstein! Lohenstein!" möchte man bei dieser ermüdenden Breite mit Schönaich rufen. Ueber die Nachbildungen der „Banise" im 18. Jahrhundert hätte ich gern ein Wort gehört. Ich kenne keine. Solche Nachzügler sind für den Zeitgeschmack wichtig. Von den Angriffen verdienten Bodmers Totengespräche vielleicht ein verweilen. Bobertag citiert sie nur S. 250. Sie sind recht gelungen, wenn auch nicht sehr originell. Warum spricht Bobertag bald von „Héros de roman", bald von „Héros des romans" Boileaus?

Wenn wir nun auseinandergehen, kann ich dem Verfasser nicht „auf wiedersehen!" zurufen. Sein vierter Halbband wird nicht besser werden als die drei vorausgegangenen, denen man kein langes

Leben, sondern ein stilles Begräbniss wünschen muss. Wir achten jede redliche Arbeit, auch wo die Kräfte nicht zureichen, aber wir verlangen sittlichen Ernst und ein aufmerksames Gehör für die Stimme der Kritik. Herr Bobertag brauchte die Hand nicht zu küssen, die ihn schlug, aber er durfte nicht eigensinnig und selbstbewusst auf seinem falschen Wege weiterschreiten. Ich habe mein letztes Wort mit ihm gesprochen.

Strassburg, 8. October 1879. Erich Schmidt.

Fischartstudien des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach mit einer Skizze seiner literarischen Bestrebungen herausgegeben von Dr. Camillus Wendeler. Halle a/S. Max Niemeyer. 1879. — 334 Seiten. 8⁰.

Von Meusebach sind drei Recensionen allbekannt: die reichen Nachträge zu einem kleinen Abschnitt der Grimmschen Grammatik, die Kritik der von dem Kinde Bettina mit so freien Aenderungen herausgegebenen Goethe-Briefe und die Anzeige von Hallings Ausgabe des „glückhaften Schiffes". Die letztgenannte ist der Grundstein der Fischart-Forschung, welche Meusebach zu seiner Lebensaufgabe erkoren hatte. Aber es war ihm nicht gegeben, auszuarbeiten und abzuschliessen, wie er selbst mit wehmüthiger Resignation auf das Titelblatt des Gargantua die Worte aus Jacobis Allwill schrieb: „Er sammelte zu seinem Werke mit einer Liebe, die ihn von der Ausführung desselben entfernte". Ein unglücklicher und unüberwindlicher Trieb nach unerreichbarer Vollständigkeit ward sein Verhängniss (S. 74). Enger zieht er allmählich die Kreise seines in jugendlicher Unreife ins weiteste ausgedehnten vorhabens, aber auch die geplante Ausgabe des Gargantua rückt nicht über eine Fülle von Notizen hinaus. Meusebach war Dilettant im grossen Stil, ein „Liebhaber": „Mir ists ein Ehrenname, weil mir Goethe früh eingeprägt alles mit Ernst und mit Liebe zu treiben" (S. 138). Je klarer uns heute ist, dass Meusebach nie etwas fertiges vorzulegen vermocht hätte und dass er selbst, der kostbare Stunden mit bogenreichen Briefen und scherzhaften Schnörkeleien ausfüllte, der grösste Feind seiner Pläne war, desto mehr sind wir uns des Segens seiner edlen Liebhaberei bewusst. Seine Bibliothek, dieser Berliner Schatz, ermöglicht eine wissenschaftliche Erforschung der Litteratur des 16. Jahrhunderts. Hingebende Liebe und umfassendes Verständniss, nicht der eitle Sammeleifer eines begüterten hat sie zusammengetragen, auch sie eine schöne Frucht von dem Baume, den einst die junge Romantik in fruchtbares Erdreich pflanzte.

Ueber Meusebachs Persönlichkeit lagen bisher manche zum Theil werthvolle, aber doch unzulängliche Nachrichten vor; erwähnt

sei ausser der Skizze Zachers und den neuen Beiträgen von Schwartz nur Hertzs „Karl Lachmann“, Hoffmanns von Fallersleben oede Autobiographie, Belgers leider ohne jegliches Compositionsgeschick abgefasste Monographie „Moriz Haupt als akademischer Lehrer“. Die neue Gabe Wendelers, der so berufen in Meusebachs litterarisches Erbe eingetreten ist, muss freudig willkommen geheissen werden. Ihm standen ausser seinen eigenen reichen Kenntnissen die langjährige Vertrautheit mit Meusebachs Fischart-Papieren, soweit sie in der Berliner Bibliothek aufbewahrt werden, Blätter von Halling und zahlreiche ebenso aufschlussreiche als menschlich liebenswürdige Briefe des „Fischartfischers“, besonders an Haupt und Ebert zu Gebote.

Eine abgerundete Biographie und Charakteristik erhalten wir freilich nicht, und der Referent darf nicht verschweigen, dass die Darstellung und Anordnung manches zu wünschen übrig lässt, sowie dass der Benutzung leider kein Register zu Hilfe kömmt. Aber Meusebachs Art wird uns doch nach und nach beim lesen der Briefe und Fragmente sehr anschaulich, und, was zu erklären war, hat Wendeler mit gewohnter, oft bewundernswerther Gründlichkeit hinzugefügt. Er verdient den „Fischartorden“.

Wir überschauen die schwächlichen Jugendgedichte, den Uebergang romantischer Unklarheit zu besonnenerer Arbeit, das anwachsen der Bücherschätze und sonstigen Unterbauten, die Beiträge zur Hallischen Litteraturzeitung (vgl. S. 70 ff.), das Leben, den Verkehr mit Haupt (seinem lieben „Magister Pelz“, den er sich gern als späteren Werkführer seiner Pläne dachte, S. 88), Bettina, den Grimms, Lachmann (mit wichtigen Nachträgen zu Hertz), Halling, Uhland, dem hilfreichen Ebert, dem Rivalen Below und manchen anderen an der Hand höchst anziehender Briefe, welche zugleich neben den bekannten Mittheilungen Hoffmanns u. a. ergetzlich zeigen, wie Meusebach nicht nur alle im Leipziger und Berliner Kreise beliebten Scherze theilte, sondern auch als Schüler Fischarts zu spassen liebte. Namentlich fehlen entsprechende anagrammatische Spielereien nicht, oder „der von Miusebach, der werde wol geborne, an zuht der ûz erkorne“ (Lachmann an Köpke, Hertz Beilagen XV) nennt sich zur Revanche gegen Rollenhagen „Marcus Hüpfinsholz von Meusebach“. Er wusste sich wie Fischart nicht zu concentrieren.

Wir überschauen Programm und Ertrag seines strebens. S. 18 ff. höchst interessante Entwürfe einer Gesammtausgabe Fischarts sammt Commentar, chronologisch nach den Fassungen letzter Hand, also so wie es die Wissenschaft fordert. Auch ein Wörterbuch will er beifügen und erklärt als echter Liebhaber alten Schlages: „nicht aller, sondern nur der guten ihm eigenthümlichen, der Einführung werthen“ Wörter. 1832 beschliesst er im Gargantua zur bequemen

Vergleichung neben Fischarts Text den Rabelaisschen zu setzen. Man denke bei solcher Sorgfalt etwa an den „Marktverderber“ Müller, der an Kenntniss der Dichter des 17. Jahrhunderts unendlich hinter Meusebach zurücksteht. Aber Meusebach lässt sich ewig abziehen: lexicalische Pläne, der Gedanke an Synonymensammlungen, an ein Wörterbuch zu Luther (1827), besonders aber die Beschäftigung mit den Volksliedern, seine „Volksliederlichkeit“, schieben sich dazwischen. Wir sehen ein unaufhörliches schwanken und zappeln. Er wollte den Koch neu herausgeben und hat eine Masse von Zetteln dazu hinterlassen, von denen mir Wendeler in Berlin manchmal ein Bündel „über den Zaun reichte“. Jetzt wäre davon nur einzelnes zu verwerthen, aber manche Zusammenstellungen schienen mir bei flüchtiger Durchsicht recht nützlich. So erinnere ich mich an ein Verzeichniss der Nachrichten über Ernst Schwabe v. d. Heyde.

Wendelers verfahren nöthigt uns allerlei Wiederholungen mit in den Kauf zu nehmen. S. 185 ff. folgen die „Fischartstudien“, zunächst Briefe an Ebert (Wolfenbüttel, Dresden), dann eine Fülle von Notizen. Beides lehrt uns einmal genau kennen, wie sorglich Meusebach arbeitete und was er ausser dem bis heute von anderen beigebrachten (oft zu seinem Aerger weggeschnappten; vgl. über Grimmelshausen S. 53) noch an jetzt erst hervortretender Fischart-Kunde hegte, fördert also unser positives wissen erheblich; zugleich zeigt aber auch dadurch der Fischart-Forscher Wendeler, was ihm selbst denn eigentlich an handschriftlichem Material Meusebachs als Vorarbeit vorliegt. Seine Anmerkungen dazu leisten alles erforderliche und geben dem Recensenten keinen Anlass zu Einwendungen, keinen zu Erweiterungen, denn das Mass ist wolerwogen. Vgl. S. 185.

Dass Meusebach in den oft erstaunlich langen Briefen an Ebert mehrfach seither veraltete und überholte Ansichten vertritt, kann nur den langweilen, welcher kein Organ für den rührenden Eifer des Mannes besitzt. Aus dem „unaufhörlichen Fischartisieren“, den nie versiegenden Erkundigungen und den ebenso reichlichen Siegesnachrichten über neue Entdeckungen sei nur weniges hervorgehoben. Es fehlt nicht an recht methodelosen Kühnheiten wie S. 121, an allzu scharfsinnigen Conjecturen wie S. 122 über S. Dach als Verfasser der Schäferei Amoena und Amandus (s. Bobertag II, 1, 104 f.), wichtigen Andeutungen wie S. 132 über Spangenberg und den Eselkönig, ausführlichen Darlegungen über seine geplante Koch-Ausgabe S. 128 ff., trefflichen Zusammenstellungen über C. Scheidt S. 140 f., selbständigen Entdeckungen aus B. Herzogs Chronik, Winken über Warneck (Wernicke), B. Waldis u. s. w. Also auch die, welche nicht Fischart-Specialisten sind, müssen das Buch in die Hand nehmen. Auch das trockenste gewinnt Leben, eben weil Meusebach ganz in diesen Dingen lebt und webt. Dazwischen

die launigsten Bemerkungen, z. B. über Massmann S. 124: „Pergamentnes Revier spürt er gleich dem Herrn von Fallersleben gern ab und verschlingt Glossen und alles Altdeutsche mit Heisshunger". Die mehrfachen Listen über die Anagramme J. F. G. M. werden erledigt durch S. 290 ff. Lücken fallen uns heute selbstverständlich häufig auf.

Der „Nachlass" S. 185 ff. ist sehr dankenswerth nach Goedekes Grundriss geordnet. Auch hier viel Spreu, viel nur historisch interessantes, viel problematisches, viel willkürliches, wovon sich jeder selbst überzeugen mag. Aber z. B. zur Praktik ausser bibliographischem und textkritischem Material sehr bedeutende Commentarfragmente! Erfreulich ist zugleich Wendelers Versprechen S. 209, die scherzhaften Lasszettel und Spottpraktiken vor Fischart zu veröffentlichen. S. 284 ff. über Fischarts verheissene Schriften. S. 293 ff. zur Biographie Fischarts, vortrefflich. In den hiesigen unvollständigen Kirchenbüchern sowie in den verschiedenen Archiven habe ich nichts gefunden, als was die A. D. Biographie und danach auch Wendeler S. 297 vermerkt. Beachtenswerth scheint mir, dass sich in dem Verzeichniss „Wem vnd wohin eine jede gab im Houptschiessen mit dem bogen kommen seye" unter den sechs „Rittern" neben „Philips Graff zu Hanow der elter" auch ein „Philips Scheid von Strassburg" befindet. — Die Erwähnungen wären leicht zu ergänzen. S. 306 f. ein sehr interessantes Gutachten J. Grimms über die Behandlung der Fischartschen Orthographie; er will alles unverändert wissen. Das ist bei Fischart nicht unbedenklich, scheint mir aber im allgemeinen für Ausgaben von einzelnen Litteraturdenkmälern jener Perioden das einzig richtige. Auffallend ist, dass Meusebach Fischart nicht unbedingt von der Verfasserschaft des „Finkenritters" freispricht; aber er gibt zur Entschädigung ein gutes Citat aus Riemer. Ich bin Wendeler dankbar für die Berichtigung meiner ungenauen Notiz über D. Burgauer, möchte aber bei dieser Gelegenheit allen Ernstes eine zusammenfassende Behandlung des „Podagra in der deutschen Litteratur" anregen. Solche Encomia waren dem geistvollen J. V. Andreae verhasst, der unsern Fischart sonst liebt. Vgl. Menippus S. 37. Zu S. 305 noch, dass Andreae auch Rabelais schätzt, vgl. Turbo S. 158; in demselben Drama heisst eine Person Panurgus. Ferner, dass die schweizerische Satire „Plimplamplasko" 1780 in mehreren Puncten auf Rabelais und Fischart zurückgeht, mehrere Holzschnitte aber von Holbein (Erasmus, Lob der Narrheit) entlehnt hat.

S. 309 ff. werden noch Nachträge aus neu erworbenen Papieren Meusebachs (und Hallings) geboten. Meusebach wird mehreren grob antikatholischen Jugendgedichten Fischarts nicht gerecht. Seine Ausgabe sollte nur Proben daraus geben; doch war solche Einschränkung wol nur ein flüchtiger Gedanke.

[3. Januar 1880. Hier folgte eine Uebersicht über einen allerhand Fischartiana umfassenden Sammelband des Ringschen Nachlasses. Dieselbe entfällt, da soeben J. Baechtold das ganze Quellenmaterial mit gewohnter Sorgfalt vorgelegt und auch den betreffenden Quartanten benutzt hat: „Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft (der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer) in Zürich. XLIV. Das glückhafte Schiff von Zürich. Nach den Quellen des Jahres 1576 von Dr. Jakob Baechtold. Zürich, 1880.“ 4°. — E. S.]

Strassburg, October 1879. Erich Schmidt.

Zum Verständnisse Goethes. Vorträge vor einem Kreiss christlicher Freunde gehalten von Dr. Otto Vilmar. Vierte Auflage. Marburg, Elwert, 1879.

Das Buch entspricht nicht ganz seinem Titel. Denn ausser einer kleinen Expectoration über Goethes lyrische Gedichte, die sich ganz hübsch liest und die uns die Lehre Jesu einschärfen soll, dass wir werden müssen wie die Kinder, wenn wir — „in dem Gebiete menschlichen Wissens und Könnens Grosses erreichen“ wollen, enthält das Buch nur fromme Betrachtungen über den ersten Theil des Faust, und auch diese schliessen mit der Spaziergangsscene; der Verfasser ist über seinen Vorträgen gestorben, und auch der Herausgeber derselben, sein Vater, weilt bekanntlich nicht mehr unter den lebenden. Fast möchte es scheinen, als habe sein Sohn die Einleitung über die lyrischen Gedichte nur deshalb seinem Gerede über Faust vorausgeschickt, um sich derselben als Entschuldigung zu bedienen, denn eine schwächere Arbeit über das grossartige Dichterwerk hat wol noch nicht leicht jemand gewagt der Oeffentlichkeit zu übergeben. Das ganze Buch ist, um es kurz zu sagen, ein Versuch, dem Dichter zum Trotz, den Goetheschen Faust mit dem Faust des Volksbuches in Einklang zu bringen und Faust als den armen Sünder hinzustellen, der um sinnlichen Genusses willen sein besseres Theil dem höllischen Feinde verschreibt und nun seit diesem Vertrage ihm auch unrettbar verfallen ist. An den folgenden Scenen entwickelt nun Vilmar ein gutes Stück von der Paedagogik des Teufels, wie er es so schlau versteht, den Menschen „seine Strasse sacht zu führen“. Danach wäre natürlich der zweite Theil, wenn Vilmar sich überhaupt herbeigelassen hätte ihn seinem geduldigen Zuhörer-Publicum zu erklären, als ein einziger grosser Irrthum Goethes erschienen: die Tragoedie hätte nothwendig mit des Mephistopheles „Her zu mir!“ schliessen müssen, allenfalls, zur Erbauung eines andächtigen Publicums des 19. Jahrhun-

derts, à la Don Juan noch mit der „höllischen Execution“ des Puppenspiels. Schon auf die Brocken-Scene war ich sehr begierig, aber leider! bricht der Verfasser vor derselben ab; denn es ist merkwürdig genug: obgleich das ganze Buch das schönste Collegium de rebus diabolicis ist, worin bekanntlich die beiden Vilmar Autoritäten sind, so vermeidet es der Verfasser, ganz im Gegensatz zu dem Teufel des Volksbuches, uns Aufschlüsse über das höllische Reich, die „Legion“ zu geben. Ohne alles Verständniss für die Intention des Dichters werden der Erdgeist, Mephistopheles, Satan, Beelzebub und andere Herren sorgfältig für Eine Person ausgegeben, es ist alles Ein Teufel — und Vilmar ist sein Prophet. Aber er muss gespürt haben, dass ihn diese diabolische Weisheit bei der Erklärung der Brocken-Scene im Stiche gelassen haben würde, und nun eben wäre ich auf das Taschenspielerstückchen begierig gewesen, wie er entweder die Brocken-Scene Goethen aus dem Gesicht heraus abgeleugnet hätte, als nach seinem, Vilmars, diabolischen Monotheismus unmöglich, oder das ganze für ein Gaukelspiel erklärt hätte, welches Mephistopheles dem Faust im Traume vorgemacht hätte um ihn noch tiefer in seine Netze zu ziehen — oder was weiss ich?

Dass bei einer solchen Auffassung der von Goethe beabsichtigten Stellung des Faust zu Mephistopheles in dem vorliegenden Buche auch nicht einmal von einem ehrlich gemeinten Versuche die Rede sein kann das Dichterwerk aus dem Geiste seines Dichters heraus zu erklären, sondern überall dem Dichter die Kukukseier kurhessischer orthodoxer Pastoraltheologie untergeschoben werden, wird nach dem gesagten einleuchten. Also auch in diesem Sinne ist der Titel dieses Buches falsch. Der Verfasser hat gar nicht die ehrliche Absicht, etwas „zum Verständnisse Goethes“ beizutragen, sondern er macht den Versuch, den „Faust“ mit Hilfe seiner Auslegung zu einem Erbauungsbuche für solche zu machen, die noch durch die Furcht vor Teufeln und Hexen zur Tugend angetrieben zu werden nöthig haben, die daran „das gruseln lernen“ und bei der Betrachtung der Leiden des armen Faust das erhebende Gefühl jenes Pharisaeers geniessen wollen: „Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie dieser!“ Jeder gebildete kann den Faust auswendig; das ist natürlich von einem christlichen Ausleger desselben nicht zu verlangen; der darf sich schon einige Schnitzer erlauben wie folgenden, der überhaupt als Beispiel für die Anlage dieses commentarius perpetuus de rebus diabolicis gelten mag. Es ist die Rede von dem Monolog der Martha und dem späteren Eintritt Gretchens (S. 261), und dabei wird der Martha imputiert, sie weine einige „Krokodilsthränen“ über das verschollensein ihres Mannes, weil sie sich von Gretchen behorcht glaube! Wem anders als einem christlichen Ausleger kann so etwas beifallen! Dann

heisst es wörtlich: „Heute aber weint sie ein paar Minuten zu früh, das sonst so pünktliche Gretchen, das mit dem Glockenschlag kommt, säumt heute, von dem Glanz eines zweiten Geschenks der Hölle festgehalten. Im Aerger darüber, dass sie vergeblich Komödie gespielt, vergeblich Thränen hervorgepumpt hat, vergisst Frau Marthe ihre Vorsicht und verräth unvorsichtig ihres Herzens Gedanken", und so geht das Gerede dann weiter und entwickelt Dinge, auf die kein Leser des Faust jemals vernünftiger Weise verfallen konnte. Also Gretchen kömmt pünctlich mit dem Glockenschlage! Aber drei Seiten weiter heisst es von Gretchen: „Sie fürchtet, sie habe durch den Schmuck sich zu lange aufhalten lassen, denn nicht jetzt, am Vormittag, sondern am Abend ist ja ihr eigentliches Plauderstündchen" u. s. w. — Dass Herrn Dr. Vilmar, den lutherischen Pfaffen, der drollige Aerger des Mephistopheles über den in pfäffische Hände gerathenen Schmuck Gretchens, trotz dem besten Jesuiten, im Ernste nicht wenig verdriessen würde, liess sich erwarten; sein Trost ist, dass eben der Satan diese Worte von dem „guten Magen der Kirche", an deren furchtbare Wahrheit gerade wir arme Deutsche haben glauben müssen, im Munde führt. Mit folgenden Worten, die zugleich ein politisches Glaubensbekenntniss des hessischen Particularismus sind, sucht er den Eindruck dieser Scene abzuschwächen: „Es hat leider Zeiten gegeben, wie das ausgehende Mittelalter, auf welche eine derartige Beschreibung nur zu gut passt, weil die Geistlichkeit in Habsucht und Mammonsdienst versunken war, aber es spricht sich doch in diesen Worten Satans Aerger aus, dass die Schenkungen frommen Glaubens der Kirche die Macht und die äusserliche Stellung gegeben haben, die ihr erst die neuere und neueste Zeit entzog, es spricht sich der Aerger aus, dass sich die Kirche nicht «übergessen» hat, dass trotz der Versuchungen, die äusserliche Macht und Reichthum mit sich brachten, sich immer die Verheissung des Herrn, dass er bei seiner Kirche sein wolle, alle Tage bewährte. Satan ist ingrimmig darüber, dass von den Schätzen der Erde, die ihm, dem Fürsten der Welt, doch allein gehören sollten, doch auch ein Theil zu Gottes Ehre angewendet ist, er ist ingrimmig namentlich darüber, dass gerade von dem ungerechten Mammon so manches zur Büssung der Sünde dahingegeben worden ist, um Kirchen und Schulen zu Gottes Ehre zu erhalten, und dass der Fluch dieses ungerechten Gutes, der den Besitzer traf, doch so wenig Einfluss auf die Kirche gehabt hat. Satan hat nicht Unrecht: die Kirche kann allein ungerechtes Gut verdauen, der Staat wenigstens kann es nicht, wie die zerrütteten Finanzzustände der modernen Staaten beweisen, die durch Confiscation von Kirchengut sich haben bereichern wollen." Sancta simplicitas!

„Von den todten soll man nur gutes reden", aber hoffentlich

doch nur für den Fall, dass sie nicht auch nach ihrem Tode noch fortfahren böses zu thun und zu wirken. Mit den Vilmar, fürchte ich fast, wird es nach den Worten des Antonius bei Shakespeare gehen:

> Was Menschen übles thun, das überlebt sie,
> Das gute wird mit ihnen oft begraben.

Wenigstens ist das vorliegende Buch, das jetzt in vierter Auflage erschienen ist, ein redender Beweis davon. Um mein Gewissen zu retten muss ich es zum Schlusse dieser mir abverlangten Recension für eine Versündigung an dem Goetheschen Genius, sowie an dem guten Geschmacke und der Bildung des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt erklären.

Robert Boxberger.

Miscellen.

1.

Zu Bürgers Ballade „Der Kaiser und der Abt“.

Es ist bekannt, dass der Stoff, welcher dieser Ballade zu Grunde liegt, in sehr frühe Jahrhunderte zurückreicht; man vergleiche nur, was darüber ermittelt und beigebracht ist in der „Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart“, XXVIII. S. 199—210. XXX. S. 1490 f. XXXVI. S. 896 (s. a. Rudolf Genée, „Der Kaiser und der Abt“ in der Gartenlaube 1876 Nr. 33. S. 558 f.). Bekannt war ferner, dass sich dieses Märchen auch in Spanien findet und zuerst von Juan de Timoneda in seinem 1576 erschienenen Patrañuelo (Märchenbuch) mitgetheilt worden ist, wo es als Patraña catorcena, 14tes Märchen, erscheint: Aribau, Biblioteca de autores Españoles. Tomo Tercero. Madrid 1846, welcher die Novelistas anteriores á Cervantes enthält, S. 154 f. und S. XXXII des Discurso Preliminar; vgl. de Gayangos und de Vedia, Historia de la literatura Española. Tomo segundo. Madrid 1852. S. 146 f. Bei Timoneda handelt sichs um einen „gewissen König“, einen ehrenwerthen Abt und dessen Koch, der die drei Fragen beantwortet, und es lautet die zweite: wo ist die Mitte der Welt?

Neuerlich hat diese Erzählung D. Antonio de Trueba ohne, wie es scheint, um Timonedas patraña zu wissen in seinen Volksmärchen, Cuentos populares, aus dem Munde des Volkes in Spanien unter dem Titel „Gramática parda“, braune oder graue Grammatik, d. i. Mutterwitz, wiedergegeben, Coleccion de autores Españoles. Tomo XIX. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1866. S. 285—294, und in dem Apendice S. 314 bemerkt, sie sei in Spanien und in vielen anderen Ländern volksthümlich, nur handle sichs in Frankreich, der Schweiz und auch in Deutschland um einen Abt. — Der Ort der Handlung ist der kleine Marktflecken San Babilés (bei Palencia in Leon? Madoz, Diccionario geográfico. Madrid 1847. Tomo III. 226), die Personen derselben sind der fabelhafte, aber sprichwörtlich gewordene „König, welcher rasete“, el rey que rabió*, der bausbackige, auf seine Gelehrsamkeit überstolze Cura

---

* Ueber ihn vgl. Quevedo, Visita de los Chistes. Obras, Madrid 1772. 4to. T. I. S. 187 ff. und das Gedicht: El rey que rabió in den Leyendas Españoles des José Joaquin Mora, geb. 1783 zu Cadiz, † Ende 1863.



oder Pfarrer und der von diesem wegen seiner Unwissenheit tief verachtete Gemeindeziegenhirt Marcos. Nur die zweite Frage weicht von dem gewöhnlichen ab und lautet: In wie viel Zeit kann ich die Reise um die Welt machen? Antwort: Wenn sich Ew. Majestät auf die Sonne setzt, in 24 Stunden. Der König befördert den Ziegenhirten zum archipámpano (Erzweinranke, d. i. Jocularis dignitatis commentitium nomen) mit 10000 Realen jährlicher Einkünfte; der Pfarrer aber darf vom 17. Mai, dem Tage der Beantwortung der Fragen, bis zum 17. Juni die Kleidung des Hirten nicht ablegen, auch die Ziegen des Fleckens San Babilés nicht verlassen.

In derselben Brockhausischen Coleccion T. XXIII. S. 253 ff. befindet sich eine in Prosa mit der Ueberschrift El Soldado Herido gegebene Uebersetzung des als fliegendes Blatt i. J. 1813 oder 1814 erschienenen Gedichtes: Die Feldflasche. Vgl. Allgemeines deutsches Lieder-Lexikon. Bd. II. S. 93 f. No. 910. Sie ist gefertigt von Caecilia, der berühmten Tochter des tüchtigen Kenners der altspanischen Litteratur Böhl de Faber, welche unter dem Namen Fernan Caballero viele gute Erzählungen geschrieben hat. Das Lied lernte sie in Aachen kennen, und es gefiel ihr so, dass sie es übersetzte. — Für das geflügelte Wort aus Gellert: „Er lebte, nahm ein Weib und starb“ (Büchmann. Ed. 11. S. 61) findet sich ein ähnlicher Ausspruch in den 1873 zu Madrid erschienenen Narraciones Populares por D. Antonio de Trueba in El Cura de Paracuellos:

„En el mundo hay muchos hombres
de historia tan miserable,
que se compendia diciendo
que nacen, pacen y yacen.“

Coleccion Tomo XXXIII. Leipzig 1875. S. 3. — Vgl. dazu Schopenhauers Parerga und Paralipomena II. § 128, S. 219 der ersten Ausgabe, Berlin 1851.

Hinzufügen will ich, dass die Königliche öffentliche Bibliothek in Dresden, Lit. Hisp. 113f, besitzt: Historias y Canciones Nacionales recogitas [so!] por Don Ed. Vogel. Madrid 1853. Breit 8vo. Vogel, als Botaniker nicht unbekannt, erwarb die einzelnen Stücke dieser Sammlung bei seinem Aufenthalte in Spanien und druckte selbst ihr obigen Titel vor. Darin befindet sich: Historia De La Vida, Hechos Y Astucias Sutilisimas Del Rustico Bertoldo, La De Bertoldino Su Hijo, Y La De Cacasena Su Nieto. Obra De Gran Diversion Y De Su Moralidad. — Madrid. Imprenta de D. José María Marés, calle de Relatores, núm. 17. 1852. Oben: Cuatro Pliegos. Mit 11 Holzschnitten. Dies ist die spanische Uebersetzung von Giulio Cesare Croce, Bertoldo Bertoldino E Cacasenno. In Venezia (1772). Vgl. Liebrechts Dunlop S. 328—331. 503. 511.

Johann Karl Seidemann († 5. Aug. 1879).

2.*

Zu dem im Archiv VI, 86 ff. mitgetheilten Briefe Bodmers an Samuel Henzi kann ich einige nähere Mittheilungen über das dort berührte Verhältniss zwischen den beiden Schweizern nachtragen aus dem mir erst neulich bekannt gewordenen Buche der verstorbenen Frau Zehnder-Stadlin, Pestalozzi, Idee und Macht der menschl. Entwickelung (Gotha 1875). Der erste Band dieses weit angelegten Werkes enthält einen grossen Theil des meist noch nicht veröffentlichten Bodmerschen Briefwechsels mit Dr. L. Zellweger, Sulzer und den Pfarrherren Schinz, Hess und Meister und bietet namentlich höchst schätzbare Aufschlüsse über Klopstocks und Wielands Aufenthalt in Zürich.**

Schon im Jahre 1745 schickt Bodmer an Professor Sulzer in Berlin einige Exemplare der eben erschienenen Wochenschrift Henzis „amusements de Misodème", mit der Bitte, ein Stück an Hagedorn, das andere an Gleim zu bestellen. „Der Autor will noch verborgen sein, — fügt er bei — er hat einen Köcher voller spitzigen und mit Widerhacken versehenen Pfeile." S. 387. Und „Ich erwarte, dass dieser Held bäldest die Fürsten der Barbarei und die erstgebornen Söhne der Dummheit anfalle." S. 388. Ferner im November 1748 schreibt Bodmer an Zellweger: „Der Capitain Hr. H. hat eine Tragödie in der Arbeit, deren Sujet ist der Wilhelm Tell. Ich fürchte, sie werde eine Rapsodie von declamations en forme de dialogue." Der Abdruck dieses Briefes auf S. 336 gibt fälschlich: „Der Capitain Hr. Z." — wie überhaupt die Wiedergabe des ganzen Briefwechsels eine incorrecte ist — aus der Arch. VI, 87 mitgetheilten Stelle geht zur Evidenz hervor, dass Henzi der Verfasser dieses Wilhelm Tell ist. Kurz darauf, am 21. Juli 1749, meldet Bodmer dem nämlichen Freunde die Execution Henzis S. 340: „Gestrige Briefe von Bern haben die Execution von Capitain Henzi, Fueter und Wernier gebracht. Alle drei wurden Freitag enthauptet; dem Fueter bevor die Hand abgehauen, weil er sich bei seiner Gefangennehmung zur Wehr gesetzt hatte. Henzi starb en héros, die beiden andern waren erschlagen. [?] Henzi soll gesagt haben, sie hätten allezeit zu ihrem Unternehmen Recht gehabt, sie bedauerten nicht, was sie unternommen, aber sie hättens nicht am rechten Ort angegriffen und nur dadurch verdient, dass man sie strafete. Aber worin das Unternehmen bestanden, wie weit es ge-

* [Dieser Artikel ist geraume Zeit vor Veröffentlichung des Buches von Baebler über Henzi geschrieben und an mich abgeliefert worden. Wenn daher gegenwärtig der Abdruck als verspätet erscheint, so fällt dies nicht dem geehrten Einsender zur Last. — S. v. C.]

** Vgl. meinen Artikel Bodmer und Klopstock in der Allgem. Zeitung. 1876. Nr. 213 und in der Beilage Nr. 214.

gangen, worin es gefehlt habe nach seinen Gedanken, das ist mir unbekannt. Er hatte zu stark im Plutarch und Vertôt gelesen. Er schrieb mir seinen letzten Brief vom 10ten Junius, worinnen er mir für die critischen Briefe danket und von mir Abschied nimmt. Er war Vorhabens, nach Paris zu reisen, wo der duc de Modine seyn sollte; in dessen Diensten war das Regiment, in welchem er eine Compagnie gehabt; das Regiment war im Anfang zerstreut worden; aber er hoffete, dass es der Herzog retabliren würde. Er endet seinen Brief, dass er mit ewiger Ergebenheit bliebe; dieses ist allzu wahr worden. Ich bedaure ihn stark. Ich kenne ihn nicht anders, als den redlichsten Mann, und ich höre Niemand, der ihm etwas anderes nachrede. Warum starb er denn als Uebelthäter? Ich lasse mir nicht ausreden, er habe nur remeduren in der Regimentsbesetzung machen wollen, das sey seine letzte Absicht bei der sogenannten Conjuration gewesen und dazu habe er die Regierung zwingen wollen. In diesem vorgenommenen Zwang muss man seine fellony suchen. The world is made for Cesar. Hätte ich etwas von seinen bösen Reformgedanken gemerket, so hätte ich ihm mit allen Kräften davon abzurathen getrachtet etc. — Henzi schrieb mir auch in seinem letzten Brief, die critischen Briefe werden ihm einen reichlichen Stoff zu Misodemen darreichen: adieu Misodème! Adieu Messager du Pinde! éternellement adieu! Er hatte seit Anfang dieses Jahres eine französische Tragödie geschrieben Guillaume Tell [so ist die Lücke, die sich auf S. 342 hier findet, zu ergänzen!] ou la liberté conservée; wovon er mir ein paar fragmenta communiciret hat. Seine sentiments de liberté herrschen darinnen. Diese wollte er zu Paris auf das Theater bringen. Die pièce ist wirklich zu Paris, dass sie da retouchirt würde. Ohne Zweifel wird sie noch publiciret werden."* etc. (Ueber die Execution vgl. auch den Bericht eines anderen Zeitgenossen auf S. 753.)

Nach einigen Jahren, im April 1754, bittet Dr. Zellweger in einem französisch geschriebenen Briefe seinen Freund Bodmer um ein Exemplar einer Tragoedie über Henzis Enthauptung, 2 Bände in 12° in Hamburg mit anderen Gedichten gedruckt (S. 367). Dass hier von dem Fragmente Lessings die Rede ist, das 1749 erschienen, in der 1753 begonnenen Sammlung von Lessings Schriften neu gedruckt wurde, wird durch eine spätere Stelle aus einem Briefe Zellwegers bestätigt: „J'ai l'u la tragédie sur Henzi ou plutôt un fragment de tragédie dans les oeuvres de Lessing." S. 372. Ueber Samuel König vgl. S. 363, 386, 388. Jacob Baechtold.

* Die Tragoedie erschien, wie ich zur Berichtigung meiner Angabe Archiv VI S. 88 bemerke, nach Henzis Tod anonym unter dem Titel: Grisler, ou l'ambition punie, tragédie en cinq actes. o. O. 1762. Sie war in Alexandrinern geschrieben. Einen Auszug daraus bietet Rochholz, Tell und Gessler S. 236.

3.

Miscellen von Ludwig Hirzel.

I.

Wieland an Lavater.

Im vierten Bande dieser Zeitschrift, Seite 300—322 habe ich die Briefe Wielands an Lavater zum Abdruck gebracht, die sich in des letzteren Nachlass vorgefunden haben. Ich machte indessen in den Vorbemerkungen zu jenem Abdruck darauf aufmerksam, dass Ulrich Hegner in seinem Buche „Beiträge zur nähern Kenntniss und wahren Darstellung Johann Caspar Lavaters" noch andere Briefe Wielands an Lavater zu seinen Auszügen benutzt habe, deren Originale dem Anscheine nach verloren gegangen sein müssten. So ein Brief Wielands vom 15. April 1776 und einer vom 21. Juni des gleichen Jahres, aus beiden Auszüge bei Hegner Seite 79 f. und 82 f. Eine wiederholte Durchsicht der von Lavater hinterlassenen Briefschaften hat nun wenigstens das eine dieser Schreiben Wielands, das vom 15. April 1776 wieder zum Vorschein gebracht. Es lautet:

Liebster Lavater, ich hab alles richtig erhalten was Sie mir seit vier bis fünf Wochen geschickt haben, und danke herzlich für all Ihre Güte, Liebe und Thätigkeit. Diese 14 Tage hab ich viel gelidten, mein bester. All meine Kinder am Scharlachfieber krank. Carolinchen (von 6 Jahren), die nächste an meinem Herzen, ein Kind von seltner reiner Herzenstreu, Güte und sanfter Weiblichkeit, dem Tode nah! Ihre Mutter — o was mir die ist, lässt sich gar nicht mit Worten sagen — auch krank vom 9ten Tag eines sonst glücklichen Wochenbettes an — Genug es ist vorbey, Gott hat mir alle wiedergeschenkt; ich lebe wieder, heut hab ich wieder ruhig geschlafen, bin wieder glücklich, und erhalte nun eben meines Lavaters Sendschreiben — hab es gelesen, und alles was in Weimar ein Herz hat soll es lesen und wo möglich meinen Lavater lieben wie ich.

Es ist unmöglich, Lavater, du kanst keinen Feind mehr haben, niemand kan dich mehr verkennen, wenn er dies gelesen hat!

Bliebe noch einer übrig, so wärs ein elender Mensch, für den weiter nichts zu thun wäre als für ihn zu beten.

An mir soll das Sendschreiben nicht verlohren seyn. Ich will Alles treulich erfüllen, was Sie wollen, dass Ihre Freunde nicht thun sollen; so weit als immer recht, billig und menschenmöglich ist.

Wenn ich Sie doch ruhig, ungeplagt, ungestört in Ihrem innern Glück und in Ihrer mir so lieben, äussern Würksamkeit, wissen möchte!

Die Herzogin soll ihr Exemplar heute noch in forma decenti bekommen.

Göthe ist immer lieb, gut und treu; der einzigste Mensch in der Welt, aber mir ganz verständlich, und der erste, der mich ganz versteht. Fast möcht ich sagen, unsere Liebe ist über Frauenliebe — aber es wäre doch Lästerung wenn ichs sagte. Aber nach meinem Weib und meinen Kindern ist mir nichts lieber als Göthe.

Sie müssen mirs nicht als Güte anrechnen, dass ich mit Meistern abgebrochen habe. Ich schrieb ihm nur ganz simpel und mit meiner natürlichen bonhommie; bey einer solchen Verschiedenheit des Kopfes und Herzens wie sich zwischen ihm und mir darthäte, könnte keine nähere Gemeinschaft zwischen uns stattfinden. Was konnt ich ihm anders schreiben?

Ich wollte Breitinger wüsste, was mein Herz dabey leidet, dass er kein Herz zu Ihnen haben kan. Ich begreiff es wahrlich nicht.

Nur noch eins! Frist zur Resipiscenz für Ihre Feinde! — Die sollen Sie haben! Es ist menschlich, billig! Aber wenn Sie nicht resipisciren, dann, Lavater, sollen weder Sendschreiben noch fussfällige Vorbitten helfen. Eine Sündfluth soll daherstürzen und sie alle, alle ersäufen!

Geben Sie dem Weib Ihres Herzens einen Kuss der Liebe im Nahmen meines Weibes! Sie sind Schwestern.

Ich freue mich auf die Platten, die in 8 Tagen kommen werden.

Haben Sie schon gewusst, dass Hans Sachs würklich und wahrhaftig ein Dichter von der ersten Grösse ist? Ich weiss es erst seit 6—8 Wochen. Wir beugen uns alle vor seinem Genius, Göthe, Lenz und ich. O die Teutschen, die stumpfen, kalten, trägherzigen Teutschen! Die das erst vom T. Merkur werden lernen müssen! Doch noch wollen wir sie nicht schimpfen; den meisten ists mit Hans Sachsen wohl wie mir gegangen, — sie haben ihn nicht gekannt, nie gelesen, nie gesehen. Aber Wahrheit muss doch endlich einmal durchbrechen; in weniger als 4 Monaten a dato soll keine Seele, die Gefühl und Sinn für Natur, und Empfänglichkeit für den Zauber des Dichtergeists hat, in Teutschland seyn, die Hans Sachsens Nahmen nicht mit Ehrfurcht und Liebe aussprechen soll.

Ade, liebster, bester — Sey glücklich! Wer soll es seyn, wenn du's nicht bist.

Umarme mir Pfenningern. Er ists doch der den Brief über die Urkunde an mich gerichtet hat? Ich kan Euch nicht sagen, wie mich der Brief freut!

Weimar den 15 April
1776 Wieland.

Göthe herzt und küsst Sie, lieber Lavater.

II.

Zimmermann an Reich.

In meinem Besitze befinden sich folgende drei Briefe Johann Georg Zimmermanns an den Buchhändler Reich in Leipzig:

Hannover 28 August 1783.

Mein lieber Freund ich bin in der äussersten Verlegenheit wie ich Ihnen schreiben soll. In Absicht auf dasjenige was unsere merkantilische Angelegenheiten betrift bin ich äusserst mit Ihnen zufrieden und sehr gerühret und dankbar für alles was Sie für mich thun. Alles was Sie noch für Schwierigkeiten zu halten scheinen, ist nichts, wie Sie aus der Folge dieses Briefes sehen werden; und also ist auch alles in dieser Absicht zu meinem vollkommensten Vergnügen beendigt.

Aber mit allem dem scheinen Sie fürchterlich gegen mich aufgebracht, und weder ich noch meine Frau, noch Herr Marcard können errathen warum! Sie machen auf der ersten Seite ihres Briefes vom 24 August ein scheussliches Porträt von mir, dem ich nicht ähnlich sehen möchte: denn Sie sagen kein Schriftsteller habe Sie so behandelt wie ich. Und aus ihrer Conversation erinnere ich mich sehr gut, wie Sie von allen Schriftstellern denken, mit denen Sie zu thun hatten, Gellert, Sulzer, Zollikofer und Lavater ausgenommen! Aber ich wiederhohle es, was Sie aufbringt weiss ich nicht: denn dass ich Sie schon länger als ein Jahr in einem Cirkel herumtreibe, der Ihnen je länger je beschwerlicher wird, wie Sie sagen, das verstehe ich nicht, weil es ohne allen Grund gesagt ist.

Doch eh ich weiss, wodurch ich Sie beleidiget habe, will ich mich nicht vertheidigen, und lieber nur geradezu und mit der grösten Simplicität von den Sachen sprechen, die wir mit einander zu behandeln haben.

Auf Michaelis dieses Jahres werde ich Ihnen wills Gott den ersten Theil meines Buches übersenden, und diesen können Sie alsdann auch unmittelbar drucken lassen.

Indessen da Sie den ersten Theil drucken lassen, schreibe ich den zweiten ab, der schon anitzt gantz fertig ist; und Sie lassen diesen zweiten Theil unmittelbar nach dem ersten drucken.

Ist es Ihnen damit gedient, dass diese zwey Theile, sobald als sie gedruckt sind, verkauft werden können, so mag auch dieses gantz nach Ihrem Willen geschehen.

Sie drucken von der schönen und von der geringen Edition so viele Exemplare als Sie wollen. Dies ist Ihre und nicht meine Sache.

Mit Erstaunen sehe ich, wie viel Ihnen das holländische Papier

kostet. Hiervon hatte ich keinen Begriff. Ich will trachten, Sie durch etwas, das ich in diesem Briefe erwähnen werde, wenigstens für einige hundert Thaler schadlos zu halten.

Ich würde untröstlich seyn, wenn Sie von meinem Buche den Schaden haben sollten, den Sie erwarten. Mehr kann ich aber nicht thun, als nur mein Buch so gut machen, als mir möglich ist.

Ihnen ist völlig überlassen zu der kleinen Edition das Papier zu nehmen das Ihnen beliebt. An Verschwendung habe ich hier gar nicht gedacht, weil ich begreife, dass diese Edition wohlfeil seyn muss.

Was soll ich thun, da Sie mir versichern, dass dieser kleinen Edition ungeachtet das Buch in einem Jahre nachgedruckt seyn wird? Ich sehe, dass Ihnen dieser Gedanke beständig gegenwärtig ist und dass er Sie mismüthig macht. Wie, und durch was kann ich helfen?

An eine zweite Auflage ist nicht zu denken, weil Sie des Nachdruckes völlig gewiss sind; also würde ich mich bey Ihnen nur lächerlich machen, wenn ich desfalles etwas stipuliren wollte.

Einen Contract aufzusetzen finde ich nicht nöthig, weil Ihr Brief vom 24 August ein völliger und förmlicher Contract ist.

Wollten Sie die Gefälligkeit haben, mir die Correctur nach Hannover zu senden, so trage ich alle Kosten der Post. Machen Sie wenigstens mit ein Paar Bogen den Versuch, damit ich sehe, wie genau Ihre Correctoren sind. Lieb wäre es mir sehr, wenn ich jeden Bogen vor dem Abdruck übersehen könnte, kann es aber nicht seyn, so will ich mich unterwerfen.

Beyde ersten Theile werden, wie ich schon gesagt habe, nach einander gedruckt und gleich mit einander verkauft, wenn Ihnen dies nützlich ist und Sie es wollen.

Sie können mich bezahlen, wenn die zwey ersten Theile fertig sind, oder wenn alle viere fertig sind, oder auch ein Jahr später nachdem alle vier Bände fertig sind. Dies ist mir einerley. Geld werde ich Ihnen nie abfordern, und es mit dem schuldigsten Danke annehmen, es mag kommen wenn es will.

Dies ist nun alles was ich sagen kann. Sie können hieraus schliessen, wie unbegreiflich mir ist, dass Sie mir vorwerfen: ich treibe Sie seit einem Jahre in einem beständigen Cirkel herum, der Ihnen je länger je beschwerlicher werde: Sie gehen immer den geraden Weg, lernen auf demselben die Würde des Menschen kennen und dass es in gewissen Fällen erlaubt sey, die seinige zu fühlen.

Belehren Sie mich, wie ich es machen soll, um Sie aus dem Cirkel heraus zu bringen, in den sich, wie mir däucht, nur Ihre Imagination hineingezaubert hat? Sagen Sie mir was ich thun soll, um Ihnen nicht ein unwürdiger Mensch zu scheinen, so will ich

es thun! Zeigen Sie mir alle Fehler, die ich gegen Sie begangen haben soll, ich will alles vergüten, was ich vergüten kann. Nochmals versichere ich Ihnen, dass ich schrecklich betroffen bin und noch gar nicht weiss, warum Sie so fürchterlich gegen mich aufgebracht sind und mir in einer solchen Gährung schreiben. Wollen Sie sich nicht erklären, so erlauben Sie doch, dass dies durch Ihre Frau Gemahlin geschehe, die ich unaussprechlich verehre und der ich antworten will, als wenn ihre Worte von dem Himmel kämen.

Nun zu andern Sachen. Es kränkt mich unaussprechlich, dass Blairs Vorlesungen nicht in Ihre Hände gekommen sind. Wenn der Uebersetzer dieses Buches nicht ein Schriftsteller vom ersten Range ist, wie zum Exempel Garve, so wird die Uebersetzung eine Scharteke. *

Weil Herr Garve noch in Leipzig ist, so versichern Sie ihn doch meiner zärtlichsten Verehrung und des allerbesten, liebreichsten und dankvollsten Andenkens.

Von dem Herrn Grafen von Stolberg habe ich nun seitdem keine Antwort erhalten. Seine Satiren werden wenig Papier fodern, ich denke nicht über sechs oder acht Bogen.

Sie haben eingewilliget, mein Freund, dass die Briefe der Frau von Berlepsch eben auf solches Papier sollen gedruckt werden, wie die schöne Auflage meiner Einsamkeit etc. etc. Dies habe ich ihr geschrieben. Nun wollen Sie wissen, wie viel Bogen wohl das gantze Buch betragen werde? Mir däucht, nach dem, was mir Frau von Berlepsch schreibt, es könnte wohl so gross werden als der erste oder zweite Theil von Sturtz. Darüber bin ich sehr erschrocken, weil Ihnen das prächtige Papier so erschrecklich viel kostet. Deswegen habe ich wirklich an Frau von Berlepsch geschrieben, um den gemachten Accord wieder umzuwerfen und Ihnen dadurch einige hundert Thaler zu ersparen. Ich habe ihr gesagt: Sie haben gar nicht erwartet, dass das Buch so gross werden würde. Also können Sie dasselbe nicht auf so kostbares Papier drucken, auch nicht auf Papier mit einem breiten Rande und sehr aus einander gesperrten Zeilen. Ich schlug also der Frau von Berlepsch vor, das Buch soll gantz und gar gedruckt werden wie die Schriften von Sturtz 1779, auf ordinärem holländischen Papier und sie soll bestimmen, wie viel Exemplare sie pro labore verlange. Zum Hauptbeweggrund führte ich an, das Portrait erhalte alsdann einen grösseren Format und werde schöner und dem Urbild ähnlicher. Sobald mir Frau von Berlepsch geantwortet hat, sollen Sie die Antwort wissen.

Das Sujet zu einer Titel Vignette hat mir Frau von Berlepsch

* Von Blair, Lectures on Rhetoric and Belles Lettres erschien eine deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen von K. G. Schreiter. Liegnitz und Leipzig 1785—1789 in 4 Bänden.

gegeben. Allein ich denke, es habe damit keine Eile, ebenso wenig als mit dem Portrait, denn Frau von Berlepsch kränkelt sehr, speyt häufig Blut etc. Also däucht mir, Sie sollten das Portrait nicht stechen lassen bis Sie das Manuscript völlig in Händen haben, damit Sie in die Gefahr nicht kommen, in der Sie mit mir sind.

Das Manuscript der Frau von Berlepsch werde ich nicht revidiren, denn ich habe an mir selbst genug zu revidiren. Aber Herder wird es thun und dies ist ein unaussprechlich viel grösserer Gewinn für das Buch.

Aus gantzer Seele empfehle ich mich Ihnen, mein lieber Freund, und Ihrer vortrefflichen Frau Gemahlin.

J. G. Zimmermann.

Hannover 5. September 1783.

Mein lieber Freund Sie haben mir Carte blanche gegeben mit dem Herrn Grafen von Stollberg des Verlags und Druckes seiner Satyren wegen zu handeln. Es thut mir leid, dass ich die Gedinge nicht eingehen kann die der Graf macht; denn was er fordert däucht mir nicht billig.

Vor allem aus habe ich an den Grafen geschrieben, ich verlange in Ihrem Namen, dass nun keine dieser Satyren ferner in das deutsche Museum komme, damit Ihre Ausgabe das Verdienst der Neuheit, wenigstens was die Hälfte betrifft, behalte. Dies will der Graf nicht, also hat, däucht mir, meine Negociation ein Ende.

Beurtheilen Sie nun selbst, was mir der Graf vom 25 August aus Holstein sagt. Ich will seinen Brief wörtlich abschreiben.

„1) Ich verlange kein honorarium sondern hundert Exemplare sauber, doch ohne Pracht gebunden, davon Herr Reich mir die Hälfte zu schicken, die andere Hälfte auf meine Ordre zu spediren hätte."

„2) Ich behalte das Verlagsrecht, damit ich sie in eine grössere Sammlung von Gedichten einrücken könne."

„3) Die Ausgabe muss durchaus frey von Druckfehlern seyn. Weygandt hat mich schändlich an den Pranger gestellt."

„4) Herr Reich nimmt zu der Ausgabe das schönste und gröste holländische Papier. Er übernimmt auch die Unkosten einer Vignette zu jeder Satyre. Chodowiecky muss sie zeichnen oder Meil. Geyser ist kraftlos."

„5) Ich habe Boye einmal für jeden Monat dieses Jahres eine Satyre versprochen."

„6) Dem Herrn Reich steht es frey eine wohlfeile Ausgabe ausserdem, wie und wann er will, zu veranstalten."

„7) Herr Reich muss kein Wort, was ich gegen Könige und Fürsten zu sagen hätte zu frey finden. Lieber verbrennte ich das gantze

Manuscript, als dass ich dergleichen auslassen wollte. Ich schmähe kein Individuum, nicht einmal einen König. Ich enthalte mich jeder persönlichen Anzüglichkeit, und werde nichts stärkeres sagen, als was Boye, der königlich dänische Landvogt, im April und Julius des Museums in kalter aber derber Prosa von einem Ungenannten aufgenommen hat. Ich traue es dem Herrn Reich zu, dass er nicht furchtsamer seyn wird, als ein dänischer Landvogt, und Ich nenne mich, und stehe ja selber in fürstlichen Diensten."

„Wenn die Muse mir mehr giebt von dieser Art, ehe Reich an der Ausgabe zu arbeiten anfängt, so soll Er es allein haben: aber die ersten zwölf Satyren kann ich Boye nicht vorenthalten. Neune hat er schon, ich habe eilf fertig; die zwölfte gehört ihm also auch noch, aber die folgenden, si quid superesse volunt Di — gehören dem Herrn Reich allein."

„Ich wünschte, dass die Ausgabe Ostern künftiges Jahres erschiene, und dass Herr Reich mir sagte, wie spät ich ihm das Manuscript schicken darf und wie spät auch etwaige hinzukommende Stücke einzusenden wären?"

So weit der Graf, nun kommt wieder der Doctor.

Ich sehe nicht, wo Ihr Vortheil herkommen soll, wenn Alles im Museum schon zum Voraus gedruckt ist, ob zwar freilich viele Menschen diese Satyren kaufen werden, die das Museum haben.

In Absicht auf das Papier kann das Buch nicht sehr kostbar werden, weil es nur klein ist; aber was sagen Sie zu zwölf Vignetten?

Sollten Sie indessen doch diese Satyren (denen an Stärke nichts in der deutschen Sprache ähnlich ist), drucken wollen, so deucht mir, Sie könnten folgende zwey Bedingungen machen: 1) soll die Ausgabe nicht vor Michaelis 1784 fertig seyn, und mit weniger nicht als sechs gantz neuen und noch nicht gedruckten Satyren vermehret. 2) Soll die grössere Sammlung von des Herrn Grafen Gedichten ebenfalls bey Ihnen gedruckt werden.

Antworten Sie mir auf dieses alles mit einem Briefe, den ich an den Herrn Grafen schicken kann.

* * *

Ich habe schon drey Capitel des ersten Theiles von meinem Buche völlig abgeschrieben, und zum Drucke fertig. Anitzt schreibe ich das vierte und letzte Capitel dieses Theiles ab; und dann kann der erste Theil sofort gedruckt werden, wenn Sie es so befehlen.

Indessen da Sie den ersten Theil drucken lassen, schreibe ich den zweiten ab. Wenn der erste Theil gedruckt ist, so erhalten Sie auch gleich das Manuscript zum zweiten Theile. Sobald als diese zwey Theile gedruckt sind, also lange vor Ostern 1784 können Sie dieselben verkaufen.

Es ist aber itzt auch Zeit, dass die Vignetten zum ersten und zweiten Theile fertig seyen.

Zum ersten Theile kommt 1) das Portrait, an dem die Einfassung noch nicht breiter und dem Format ähnlich gemacht ist. 2) Als Titelvignette, der in seiner Höhle knieende Einsiedler; dieser ist fertig. 3) Als Anfangsvignette, Hippocrates und Democritus. Ist fertig. 4) Als Schlussvignette, der Indianische Mystiker. Ist nach den vorgeschlagenen Verbesserungen noch nicht gezeichnet. Zum zweiten Theile kommt: 1) als Titelvignette, der Mönch, der wütend aus seinem Kloster springt. Ist gezeichnet, aber noch nicht gestochen. 2) Als Anfangsvignette, Antonius und der Teufel. Ist gezeichnet, aber nicht gestochen. 3) Als Schlussvignette, zwey Mönche, die einen Ketzer verbrennen. Gezeichnet, aber nicht gestochen.

Innigste und beste Empfehlungen an Madame Reich.

J. G. Zimmermann.

Haben Sie doch die Güte mir zu sagen: Wer der Verfasser des 1768 bey Ihnen gedruckten Buches „Betrachtungen über Geschäfte und Vergnügungen" sey.

Ein von Dresden kommender kleiner Kasten ist mir vorige Woche auf der sächsischen Post verlohren gegangen. Wie schicke ich Ihnen mein Manuscript ohne Gefahr?

Hannover, 11 Sept. 1783.

Nie hat mich in meinem Leben der Anblick von irgend etwas mehr entzücket, als der Anblick des uns so gütig und liebreich überschickten Bildes von Madame Reich. Ja da ist sie die kluge, edle, bescheidene, geistvolle, himmlisch schöne Frau! Da ist sie wie ich sie sah; wie ich sie immer seitdem gesehen habe, wie ich sie sehen, lieben und verehren werde, so lange ich lebe. Ach aller Dank, den ich Ihnen, mein lieber Freund, für dieses Engels Bild abstatten würde, ist nur Schatten meiner Empfindung. In beyliegendem Briefe an Madame Reich leeret meine Frau, die immer unaussprechlich für Madame Reich entzücket ist und bleibt, ihr Hertz über das herrliche und unschätzbare Geschenk aus.

Der Ton Ihres Briefes vom 6 September hat mich beynahe so sehr gefreut, als das Porträt. Gott Lob, dass aller Nebel von beyden Seiten zerstreut ist. Hier haben Sie meine Schweitzerhand, Bruder Reich, und nun hohle der Teufel allen Zwist.

Es ist doch entsetzlich und niederschlagend, dass der Kayser den Nachdruck so sehr begünstiget. Mir deucht indessen, dass dieser doch nicht statt haben könnte, wenn Sie von der kleineren Edition sehr viele Exemplare drucken lassen und damit auf einmal Deutschland und die Schweitz überschwemmen.

Hieher müssen Sie keine andern Exemplare schicken als von der prächtigen Edition. Aus Neugier wird man sich an den Preis nicht kehren, er mag so gross seyn als er will. Mir deucht, Sie könnten 50 oder 100 Exemplare an das hiesige Intelligenz-Comptoir zum Verkaufe schicken; oder 50 hieher und 50 nach Hamburg. Baar wird hier bezahlt sobald man das Buch im Intelligenz-Comptoir, und nicht im Buchladen hohlt. Aber freilich muss man den Leuten hier verschweigen, dass auch eine wohlfeile Edition zu haben ist. Das Manuscript zum ersten Theil erhalten Sie in diesem Monat. Den zweiten Theil schreibe ich ab, indem Sie den ersten drucken; wenn der erste gedruckt ist, erhalten Sie gleich das Manuscript zum zweiten Theil. Dann werden Sie selbst am besten beurtheilen können, ob diese zwey Theile vor sich ihren Weg machen können, oder ob sie auf die zwey andern warten sollen. Ich werde mit dem grösten Eifer und Feuer arbeiten, damit alles früh genug fertig werde. Wenn ich nur erst gedruckte Bogen kommen sehe, so geht dann gewiss alles noch viel schneller.

Ich wiederhohle es, Sie behalten für die kleine Edition freye Hand.

Es ist mir eigentlich sehr lieb, wenn ich die Correctur-Bogen nicht haben muss; nur die zwey ersten bitte ich mir aus. Aber vor Druckfehlern fürchte ich mir entsetzlich. Wenn Ihr Corrector nicht ein Gelehrter ist, so bin ich verlohren, und mein Buch auch.

Erinnern darf ich wohl nicht, dass der Corrector schlechterdings an meinem Buche nicht das allergeringste ändern soll.

Anbey kommt mein Ultimatum für Herrn Muchau.

Wegen des Grafen Stollberg habe ich Ihnen geschrieben, und erwarte nun Ihre Entscheidung.

Frau von Berlepsch arbeitet tapfer fort, aber hat mir auf das was Sie betrift, noch nicht geantwortet, welches mich ärgert. Ich will sie daran erinnern. Herder wird diesmal ihr Polisseur seyn, nicht ich; ich habe keine Zeit dazu.

Tausend herzliche verehrungsvolle Grüsse an Madame Reich.

Tout à Vous

J. G. Zimmermann.

Schreiben Sie mir doch, wie ich es machen soll, damit Sie mein Manuscript ohne Gefahr erhalten.

III.

Chr. Stolberg an Lavater.

Tremsbüttel, d. 14 Dec. 1780.

Der unbekannte Name des Orts schrecke Dich nicht, auch in der Fremde hast Du Freunde und in diesem versteckten Winkel

leben zween Deiner Brüder, die Dich mit der wärmsten, herzlichsten Liebe lieben und die sich unzählig oft der glücklichen Tage erinnern die sie mit Dir gehabt haben. Ich bin Stolberg Dein Bruder! Lass mich Dir um den Hals fallen und Thränen der Liebe weinen, Du theuerster Lavater, der Du mir so theuer bist und dessen Gegenliebe ein unentbehrliches Bedürfniss meines Herzens ist. Jetzt, mein Liebster, da Gott mir die ungehofte ganz unerwartete Freude hat wiederfahren lassen, dass mein Haugwitz, der Geliebteste meiner Geliebtesten bey mir ist, jetzt erwecken wir uns gegenseitig das Andenken unsres liebevollen Umgangs: Wir leben noch einmal die seeligen Stunden im Waldriess, in der Enge zwischen Siel und See, auf dem Gange nach Einsiedel und auf der Fahrt auf dem See. Ich weiss es, liebster Bruder Lavater, wie sehr Du mir meine Freude gönnest, meinen Freund und das Engelsgeschöpf, das sein Weib ist, diesen Winter bey mir zu beherbergen. O könntest Du Deinen Pilgerstab in die Hand nehmen, um unter uns zu seyn, wie wohl würde uns werden! Mache mir die Freude, mir ein Briefgen von Dir zu gönnen, nach dem ich so sehr begehre und lass uns dadurch die Bitterkeit der herben Trennung täuschen, die durch kein Lämpchen der Hofnung des Wiedersehens erhellt ist. Ach, das sagte uns wohl unser Herz, da wir uns nicht verlassen konnten und doch verlassen mussten, da Du uns zum Schwert begleitetest und wir beym Eckstein stehen blieben, bis der Morgen anbrach!

Grüsse Deine liebe fromme Frau und Deine süssen Kinderlein. Dich liebster Bruder Lavater umarme ich mit der innigsten feurigsten Liebe

Christian Stolberg.

IV.

Ein unbekannt gebliebenes Gedicht von C. F. Drollinger.

Sonnet.

Wie muss das schöne Werk, der Schöpfung Meister-Stücke,
Dess Leibes Wunderbau so gar gebrechlich seyn!
Ein leichter Zufall reisst denselben plötzlich ein;
Ein Tropfen stockend Blut, ein Würmgen, eine Mücke.
Er wackelt, steht er gleich, bey jedem Augenblicke.
Bald kocht ein wilder Jast in Adern und Gebein.
Der Säffte Dickerung, der Sennen Krampf und Pein
Erfordren von der Kunst ein tägliches Geflicke.
Dir ist, Gelehrter Freund, das schwehre Werck vertraut;
Du solt ein schönes Haus, von Gottes Hand gebaut,
Durch deine Wachsamkeit für Fall und Wanken fristen.
Besorg es fromm und klug. So krönet deinen Fleiss

Dort ein beständig Wohl und hier ein steter Preiss;
Diss ist des Artztes Lohn, und jenes eines Christen.

Aus wahrhaffter Hochachtung
und Ergebenheit beygesetzt
von
C. F. Drollinger,
Hochfürstl. Baden-Durlachischer [!] Hofrath
und Archivario.

Diese Verse hat Drollinger, nach der Sitte der Zeit, der Dissertation eines Landsmanns beigesetzt, der bei der medicinischen Facultät zu Basel den Doctorgrad erwarb. Die Schrift, in welcher sie auf der Rückseite des dritten Blattes abgedruckt sind, ist betitelt:

Dissertatio Inauguralis | Medica | De | Purpura alba | Morbo | Apud nos incognito | Quam | Decreto et Authoritate Gratiosi | Medicorum Ordinis | In | Alma Rauracorum Academia | Pro Summis in Medicina | Honoribus et Privilegiis | Rite consequendis | Publicae et solemni Disquisitioni exponit | Joh. Mich. Brodhaag | Bado-Durlacensis. | Ad diem XI Maji MDCCXXXIII. | H. L. Q. C. | Basileae, | Typis Johannis Conradi à Mechel. 4 Bl. 30 S. 1 Bl. 4°.

In Drollingers Gedichte, welche J. J. Spreng 1745 herausgab, ist dies Sonnet nicht aufgenommen worden. Bei dem Namen Brodhag aber darf hier wol an das in der genannten Sammlung Seite 103 gedruckte Gedicht: „Bildniss des sel. Herrn Brothagen, Baden-Durlachischen geheimen Registratoris“ erinnert werden.

V.

Ein Epigramm von Joh. Georg Schlosser.

In dem auf der Züricher Stadtbibliothek befindlichen Exemplare des „Anti-Pope oder Versuch über den natürlichen Menschen. Nebst einer neuen prosaischen Uebersetzung von Popes Versuch über den Menschen“ (Leipzig 1776 in der Weygandschen Buchhandlung. 222 S. 8°) stehen von J. G. Schlossers Hand die Verse:

„O Bodmer, rufest Du vor Dein Gericht
Des Deutschen kühne Klag, den falschen Trost des Britten,
Sey billig, tadle nicht;
Wir leiden noch, Du hast bald ausgelitten.

Schlosser.“

Das Exemplar kam aus Bodmers Bibliothek in die der Stadt Zürich. Bodmer hat unter die Verse Schlossers geschrieben: La fortune n'est rien, la sagesse est tout. Condillac. Und:

ελεξε γαρ τις ως τα χειρονα
πλειω βροτοισιν εστι των αμεινονων



εγω δε τουτοις αντιαν γνωμην εχω
πλιω τα χρηστα των κακων ειναι βροτοις
Ευριπ

Endlich (auf der Rückseite, Bodmers Handschrift ist sehr schwer zu lesen):

What woe and whence? Avaunt Enthusiast! Is not natures prime common? Be blest! the best obeys who most enjoys.
Duncan (das folgende unleserlich).

Ohne Zweifel hatte Schlosser dies Exemplar des Antipope Bodmer zum Geschenke gemacht.

4.

Goethe und Tristram Shandy.

Wie sehr Goethe den Humor Sternes in „Tristram Shandy" liebte, ist bekannt genug. Im Mai 1772 las er in Darmstadt die Geschichte des armen Le Fevre (C. 167—171) vor, wie Herders Braut berichtet (Aus Herders Nachlass III, 247). Sehr geläufig war ihm der Fluch des Ernulfus (C. 55). Zwei andere Beziehungen, die, so viel ich weiss, bisher noch nicht hervorgehoben worden, will ich hier kurz bemerken. Sie fallen beide in eine Zeit, wo Bodes Uebersetzung schon erschienen war.

An die Fahlmer schreibt Goethe im August 1775 (S. 92 f.):

„Und ich

Verworrenheiten
des
Diego und Juliens
1 Theil

Spreche immer in tiefster Beklemmung mit mir und meinem Esel, weilst eine ganze kleine Welt sich mit mir beschaffigt!"

Urlichs denkt an Bileams Esel, mit dem hier nichts anzufangen. Die sehr merkwürdige Aeusserung erhält ihr volles Licht aus der Erzählung des Slawkenbergius (der neunten der zehnten Dekade) von dem langnasigen fremden (C. 86), der in Strassburg auf einem dunkeln (dark, fuscus) Maulesel einreitet, und dem Titel der nicht mitgetheilten darauf folgenden: The intricacies of Diego and Julia (C. 87). Die lange Nase des fremden bringt ganz Strassburg in Aufregung. The city was like a swarm of bees — men, women, and children.... flying here and there — in at one, door out at another u. s. w. Er selbst reitet währenddessen nach Frankfurt; talking all the way he rode in broken sentences, sometimes to his mule — sometimes to himself — sometimes to his Julia. Von seiner Liebes-

geschichte, an der ganz Frankfurt sich betheiligt, hat erst der erste Theil gespielt, deutet der Dichter an, und er spottet auf die Klatschereien der Frankfurter. Die letzten Worte bis zu beschaffigt sollen wol die Frankfurter Mundart wiedergeben; denn an das englische whilst darf man doch bei weilst kaum denken.

In Goethes Tagebuche heisst es unter dem 4. April 1777 vom Herzoge: „Er war ϑεοδοκος und ging mit dem ums Wehbicht". Vgl. Archiv V, 410. Nach dem ist wol die Bezeichnung des Prinzen Constantin (wahrscheinlich das Zeichen des Mars, nicht das des Schützen, das der Abschreiber hat) ausgelassen. Keil bezeichnet das griechische Wort als unleserlich. Ich denke jetzt an ϑεοδίδακτος und an eine Beziehung auf die Stelle im Tristram Shandy (C. 19): But, indeed, to speak of my father, as he was; — he was certainly irresistible, both in his orations and disputations; he was born an orator; — Θεοδίδακτος.

Heinrich Düntzer.

5.

Zu Goethes „Faust".

Im vierten Act des zweiten Theiles tappt nach Fausts eröffnendem Monolog ein Siebenmeilenstiefel auf, dem ein anderer alsbald folgt; Mephistopheles steigt ab und beginnt, nachdem die Stiefel sich eilig entfernt haben:

> Das heiss' ich endlich vorgeschritten!
> Nun aber sag', was fällt dir ein?

Der Gedanke, dass Mephisto den ersten Vers zu den Stiefeln oder zu sich selbst spreche, muss wegen der engen Verbindung des folgenden Verses abgewiesen werden; er kann nur an Faust gerichtet sein. Aber endlich macht Schwierigkeit. Ich habe früher bemerkt, es sei für doch zu nehmen oder in weidlich zu ändern. Von Loeper dachte in seiner ersten Ausgabe an redlich. Bestechend ist auf den ersten Blick seine neueste Annahme, endlich heisse rasch. Aber ich habe dagegen drei Bedenken. Wenn auch endlich in diesem Sinne bei Keisersberg und im Eulenspiegel von 1519 vorkömmt, so müsste doch dieser Gebrauch wenigstens in der zu Goethes Zeit lebenden Volkssprache nachgewiesen werden, ehe man denselben bei einer dreihundert Jahre späteren Dichtung annehmen dürfte. Etwas anderes ist es, wenn Wieland u. a. das veraltete endelich in diesem Sinne brauchen, also schon in der Form auf den älteren Gebrauch deuten. Dann aber passt auch die Bedeutung nicht. Dem Mephisto kömmt es nicht auf die rasche Entfernung

an, sondern darauf, dass Faust sehr weit auf der Wolke geflogen ist, und er selbst deshalb einen weiten Weg habe machen müssen um ihn zu erreichen. Das hatte Phorkyas auch beim scheiden dem Faust bemerkt:

Wir sehn uns wieder, weit, gar weit von hier.

Die hier geforderte Bedeutung weit hat denn auch das Goethe beliebte weidlich. Aber es scheint mir doch fraglich, ob bei dem hier stattfindenden Gebrauche von heissen das Zeitwort einen solchen adverbialen Zusatz erhalten darf, da heissen in diesem Falle darauf geht, dass das im Zeitwort oder im Hauptwort bezeichnete in vorzüglichem Grade gelte, mag dies nun ernst oder ironisch gemeint sein. Freilich wird neuerdings auch eine solche nähere Bestimmung zum Hauptwort hinzugefügt. (Sanders führt aus Freiligrath an: „Das heiss' ich gute Birsch" und ohne Beleg: „Das heiss' ich einen festen Schlaf"), aber ich weiss nicht, ob dieser Gebrauch beim Zeitwort anzunehmen und wir Goethe hier die adverbiale Steigerung des Zeitwortes zuschreiben dürfen. Da wird es denn doch am gerathensten sein, endlich beizubehalten und es im Sinne von doch zu nehmen. Adelung bemerkt, dass das Wort oft, besonders in der Umgangssprache, zu einer blossen Partikel werde, die sich entweder auf vorhergegangene Einwürfe beziehe oder den Nachdruck befördere. Ausser unbelegten Beispielen führt er eine Stelle aus Weisse an: „Machen sie mir das nicht weiss, ich kenne endlich ihre Hand". Grimm gibt Beispiele aus Lessing. Demnach steht vorgeschritten nach der bei ich heisse gangbaren Weise im praegnanten Sinne für tüchtig vorgeschritten.

Heinrich Düntzer.

Zwei Dresdner Handschriften.

1. Rosenplüts „Memorial der Tugend". 2. Hanns Lutz

1.

Das Quellenmaterial für die Kenntniss des Lebens und der Dichtungen Rosenplüts zeigte bisher insofern eine Lücke, als die von Ge. A. Will in seiner Bibliotheca Norica. Pars VII. Altd. und Nürnb. 1792. 8° S. 34 Nr. 158 kurz beschriebene Handschrift nicht aufzufinden war (Hans Rosenplüt, der Spruch von Nürnberg, hggb. von Ge. Wolfg. Karl Lochner. Nürnberg, 1854. 4° S. 19. Wendeler im Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung, hggb. von J. M. Wagner. Bd. 1. Wien, 1874. 8° S. 111. S. 129*). Damit hieng zusammen, dass eine Rosenplüt betreffende Angabe von Ch. C. Nopitsch (in seiner Fortsetzung von Wills Nürnbergischem Gelehrten-Lexicon. Th. 7. Altdorf, 1806. 4° S. 312) noch nicht verificiert werden konnte (Wendeler S. 129. A. v. Keller, Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrh. Nachlese. Stuttg. 1858. 8° S. 305. Goedeke, Grundriss Bd. 1. S. 98). Unter Rosenplüts Dichtungen führt derselbe nämlich auch an:

> „Memorial der Tugend. Ein löblicher Spruch von der Reichs-Stadt Nürnberg durch bruder Rosenplütt, Prior in dem Prediger Kloster A. 1447. Dieses Gedicht schliesst sich mit folgenden Worten:
>
> Solchs hat gedicht mit vernunfft gut
> Prediger ordens Hañs Rosenplut."

Es ist mir deshalb angenehm, anzeigen zu können — wenn gleich dasjenige, was ich zu berichten habe, einige Enttäuschung zurücklassen wird — dass das verschollene Manuscript in einer aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts stammen-

* Wendeler S. 110 f. und 129 hielt fälschlich die von Will a. a. O. unter Nr. 157 verzeichnete Handschrift für die verlorene.

den, mit Wills kurzer Beschreibung vollkommen übereinstimmenden Miscellanhandschrift, welche seit dem Jahre 1872 die Königliche öffentliche Bibliothek in Dresden unter der Bezeichnung M 50[d] besitzt, wieder zum Vorschein gekommen ist. Hier findet sich Bl. 74 geschrieben:

„Ein Löblicher Spruch von der ReichStatt Nürmberg durch Bruder Rosenblütt Prior, Zu Nürmberg Inn Den Prediger Closter Anno 1447 Jar.
Memorioll Der Tugentt."

Die ersten Verse, welche sich an diese Ueberschrift oder, wie wir richtiger werden sagen müssen, diese Ueberschriften anschliessen, lauten:

„Ich Arme Nun Offt Heimlich Clag,
Daß ich nicht Weltlich werden mag".

Mit den Versen, welche auf der Rückseite des Blattes stehen:

„Dem winsch ich Ebig Endt vnd Quell,
Der mich hat Bracht zu dissen fäll"

endet ein kleines, 18 Zeilen zählendes Gedicht, auf welches sich, wie es scheint, der Titel „Memorial der Tugend [oder Jugend?]" bezieht. Dann erst beginnt unmittelbar unter diesen zwei Versen, ohne dass ein Zwischenraum frei geblieben wäre, ein zweites Gedicht, Rosenplüts „Spruch von Nürnberg", wie folgt:

„Da man Zeldt 1400 Jar,
Sieben vnd Neuntzig [!] die Jar Zall war,
Da war gemacht ein Neueß gedicht,
Daß von der Statt Nürmberg Spricht,
O Nürmberg du Edler Fleckh" u. s. w.

Die Schlussverse lauten Bl. 82':

„Darumb heiß ich die von Nürmberg weiß,
Solchs hadt gedicht mit Vernunfft gutt,
Prediger Ordens Hanß Rosen blutt."

Zu weiteren Bemerkungen gibt mir gegenwärtig diese Niederschrift von Rosenplüts Spruchgedicht oder der übrige Inhalt des Manuscriptes keinen Anlass. Denn wenn die Handschrift Rosenplüt als Prior bezeichnet, so ist wol nicht zu erwarten, dass dadurch ein Leser dieses „Archivs" etwa noch

zu einer irrigen Ansicht verleitet werden könnte (vgl. Lochner im Archiv für Litteraturgesch. Bd. 3. S. 324 f. Wendeler a. a. O. S. 110 ff.).

2.

Zur Ergänzung dessen, was im „Archiv" V S. 137 ff., besonders S. 149 über Pritschenmeister und die bei den Schützenfesten in alter Zeit ausgeübte Sitte des pritschens beigebracht ist, dienen folgende Verse:

Hört zů wie vil man schützen thet pritzschen
Bey den .lx. solt ir verstan
Dar vnder was graff Steffan* von Passan
Vnd auch graff Hainrich must sich nider legen
Zwen gulden hat man in zů einem pritzschen fan geben
Die sich all pritzschen hand lan.

Ich finde dieselben in einem auch in der Dresdner Bibliothek vorhandenen gedruckten Spruchgedichte, welches sich mit einem in Joachimsthal kurz nach Gründung dieser Stadt abgehaltenen grossen Festschiessen beschäftigt, dessen Joh. Mathesius in seiner Chronica der Freyen Bergstadt inn S. Joachims Thal (hinter der Schrift „Sarepta") unter dem Jahre 1521 mit den Worten gedenkt: „Das grosse schiessen gewest. Etliche sagen Hans Eichorn hab es angericht." Der Verfasser jenes ohne Ort und Jahr, unter der Aufschrift: „Wölcher wil hören neüe ding | Der leß disen spruch gering | Wie den herren Schlicken ist gelungen" u. s. w. (vgl. Weller, Repertor. typogr. S. 186 Nr. 1602) erschienenen Gedichtes nennt sich am Schluss in den Versen:

Also mein spruch ein ende hat
Den schenck ich mein gnädigen herren vnd einem rat
Vnd thůnd mich wol die schützen kennen
Hanns Lutz von Auspurg thu ich mich nennen

und der Dichter erwähnt seiner selbst auch noch an nachfolgender Stelle:

Do ich den schützen brieff vor laß
Darjnn fand ich geschrieben das
Wie die herren Schlicken vnd grafen von Passan
Wolten also ein schiessen han

---

* Im Original: Stestan.

Hab ich da nit lenger gewart
Von Münichen zoch ich auff der fart
In dem .XX. iar der mindern zal [1520]
Da zoch ich hin in das Joachims tal
Zů gefallen hab ich das den herren gethan
Von stund an namens mich zů einem diener an
Vnd baten mich ich solt an keren allen fleiß
So woltens mir geben lob vnd preyß
Also warde mir da mein bescheyd
Ein ersamer rat schanckt mir ein gůts kleyd u. s. w.

Es ist wol möglich, dass dieser sonst unbekannte Spruchdichter Hanns Lutz von Augspurg identisch ist mit „Hanns Lutz von Regenspurg“, dem Verfasser eines in der Dresdner Bibliothek unter der Bezeichnung M 17[r] handschriftlich vorhandenen Gedichtes, welches sich betitelt: „Dem Durchleichtigen Hochgebornen Fürsten vnnd Herrn Herrn Friderich Pfaltzgraffe Bey Rein vnd Hertzog in Bairn .... vnnd andern Mein gnedigenn Fursten vnnd Herrn vnnd auch denn Stenden des Heiligenn Romischen Reichs hab ich zu ich zu [so!] vnderthenigen woll gefallen disen spruch Gemacht zu ainer Lanckwirdiger gedechtnus von dem Christenlichen Erlichen herzug denn das haillig Romisch Reich hatt gethan wider vnnsern Erbfeind des Christenlichen blutt der Thurckisch Kaiser Mitt Namen Sollmon Beschehen jm 1. 5. 32. jarr.“ Der Anfang dieses letzteren Gedichtes lautet: „Merckt auff die geschicht was ich da sag Zu Regenspurg wart gehaltenn ain raichßtag,“ der Schluss: „Darmit beschleus ich mein gedicht Dann ich habs gesehen vnnd binß bericht Vnnd habs darzu gar kurtz betracht Hanns Lutz von Regenspurg hatt den spruch gemacht Der des Pfaltzgraff Fridrich Ernholt ist Vnnd des Romischen Reichs zu diser Frist.“

Zum Schluss verweise ich auf J. M. Wagners Artikel „Oesterreichische Dichter des XVI. Jahrh.“ im „Serapeum“. Jahrg. 25. 1864. Nr. 18—21 und Jahrg. 26. Nr. 8. In demselben befinden sich Nachrichten über mehrere Pritschenmeister, namentlich den Schweizer Heinrich Wirry, Benedict Edelpöck und Hans Weitenfelder.

Ueber die Quelle des Peter Squenz.

Von

Roeland Anthonie Kollewijn.

Von der Entstehungsgeschichte des Peter Squenz ist nur wenig bekannt. Dass dies Lustspiel eng zusammenhängt mit dem Zwischenspiel aus dem Midsummer-Nights Dream, ist deutlich; es ist aber die Frage, ob diese Shakespearesche Komoedie dem Gryphius (oder Daniel Schwenter) bekannt war, oder ob die Geschichte von den Handwerkern, welche die Tragoedie von Pyramus und Thisbe aufführen, in anderer Weise nach Deutschland kam. Die Ansicht, der Peter Squenz gehe auf einen Text englischer Komoedianten zurück, ist schon eine ziemlich geläufige. Allein ein Beweis ist bis jetzt nicht beigebracht. In den folgenden Zeilen nun hoffe ich darzuthun, dass die Quelle des Peter Squenz nicht direct in Shakespeares Zwischenspiel, sondern in einem entstellten Text dieses Stückes zu suchen sei.

Im Jahre 1650 erschien in Amsterdam ein holländisches Lustspiel von M. Gramsbergen, welches den Titel führt „Kluchtighe Tragoedie: Of den Hartoog van Pierlepon"*. Diese Komoedie wurde, noch bevor sie im Druck erschien, auf dem Amsterdamer Theater aufgeführt.

Der Inhalt dieser „Kluchtighe Tragoedie" ist folgender: Mieuwes Teeuwessen, ein Bauer, der von der Noordwijker Rederijkergesellschaft zurückkehrt und sich noch immer mit der Zusammensuchung der tollsten Reimwörter beschäftigt, wird von einigen lustigen Komoedianten belauscht und angeredet. Als er vernimmt, dass er es mit Schauspielern zu thun

* Die späteren Drucke (von 1700 und 1752) führen den Titel: Piramus en Thisbe of de bedrooge Hartog van Pierlepon.

hat, gibt er sofort den Wunsch zu erkennen, sich ihnen anschliessen zu dürfen.

Die Komoedianten, welche den Bauern zum besten haben wollen, willigen ein, lassen sich jedoch von ihm vorher fünf und zwanzig Gulden entrichten. Sodann sollen seine Talente auf die Probe gestellt werden. Man zieht ihm Herzogskleider an und begleitet ihn nach einem Wirthshause, wo für den Herzog von Pierlepon ein Logis verlangt wird. Der Wirth ist hocherfreut und zeigt dem verkleideten Bauern seine Zimmer. Die Komoedianten, welche das Gefolge des Herzogs darstellen, berathen sich darauf mit dem Wirthe, wie man dem hohen Gaste die Zeit verkürzen könne; man entschliesst sich zu der Aufführung eines Dramas. Dazu werden „Ourson en Valentijn", das Spiel „van den Ouwen en Jongen Tobias" und das „vande Rijkeman" vorgeschlagen. Man wählt aber schliesslich die Tragoedie von Pyramus und Thisbe. Ausser den beiden Hauptpersonen treten auch in dieser Posse auf: die Wand, der Löwe, der Mond und der Souffleur oder „Buchhalter". Nach der Aufführung geht der Herzog zu Bett; am folgenden Morgen ist er sehr verwundert, dass die Komoedianten reissaus genommen und ihm nichts als seine alten Bauernkleider zurückgelassen haben. Der Wirth und dessen Frau erkennen jetzt den Bauern, und man kömmt zu der allgemeinen Ueberzeugung, dass man von den Schauspielern geprellt worden ist.

Offenbar ist also der Hartoog van Pierlepon eine selbständige Bearbeitung der Episode aus dem Midsummer-nights Dream. Zwischen beiden Stücken findet man einige Mal eine fast wörtliche Uebereinstimmung.*

Es ist nun von grossem Interesse, zu sehen, dass die Kluchtighe Tragoedie an verschiedenen Stellen, wo sie von dem Interlude abweicht, mit dem Peter Squenz übereinstimmt. Dennoch ist hier nicht an einen etwaigen Einfluss des holländischen Stückes auf das deutsche, oder umgekehrt, zu denken. Es findet sich nämlich hier und da eine grosse Aehnlichkeit zwischen Shakespeares Episode und dem deutschen oder

---

* Vgl. Moltzer, Shakespere's Invloed op het Nederlandsch Tooneel, Groningen 1874, S. 53 ff.

auch holländischen Stücke, wo die beiden Bearbeitungen unter sich ganz und gar verschieden sind.

Was nun die Uebereinstimmungen dieser Bearbeitungen betrifft, so könnten dieselben vielleicht in einem einzelnen Falle zufällig sein; es wird sich aber zeigen, dass im allgemeinen nicht an blosse Zufälligkeiten gedacht werden kann.

Zunächst fallen schon die Titel der Komoedien auf: Absurda Comica oder Herr Peter Squenz, und Kluchtighe (d. h. drollige, possenhafte) Tragoedie, of den Hartoog van Pierlepon. Im deutschen Lustspiele ist Peter Squenz der einzige von den Schauspielern, welcher „Herr“ genannt wird; im Hartoog van Pierlepon wird nur der „Buchhalter“ Spillebien „Mr“ (d. h. Meister oder mein Herr) genannt. Bei Shakespeare führt keiner der Handwerker einen besonderen Titel. Im Midsummer-nights Dream spricht Pyramus bei seinem ersten auftreten einen ganz kurzen Monolog, worin er die Wand bittet ihm einen Riss zu zeigen, damit er Thisbe erblicken könne. In den beiden Bearbeitungen hält Pyramus eine längere Rede über die Liebe, wovon er in der entsprechenden Stelle bei Shakespeare gar nicht spricht.

So heisst es im Hartoog:

„O Liefdens quellagie!
O vermaledijde pijne!
. . . .
O waarde Thisbe, leit mijn niet in Liefdens temtatie . . .
Ik lij om uw veel aanvechtingen . . .
Het was genoech, o Venus Kindt, dat ghij mijn zarden . . .
Komt ghij niet, Godinne, om mijn to doen bijstant,
Zoo raken al mijn zinnen . . . in brandt.“*

Im Peter Squenz klagt Pyramus:

„So trucknet aus der Liebesschmertz
Der Menschen ihr gar junges Hertz.
O Wasser, Wasser! ich brenn! ich brenn!
Ja Cupido, du Berenhäuter,
Du hast verderbt einen guten Reuter.

* O Liebesqual, verdammter Schmerz! . . . Werthe Thisbe, führe mich nicht in Liebesversuchung . . . ich leide deinetwegen grosse Anfechtung . . . Es war genug, o Kind der Venus, dass du mich reiztest . . . Kömmst du nicht, Göttin, mir zu helfen, so gerathen alle meine Sinne in Brand.

O süsse Liebe, wie bistu so bitter...
Ey, ey! wie krübelt mir der Leib
Nach einem schönen jungen Weib!
Die Thisbe ist, die mich so plaget,
Nach der meine arme Seele fraget" ...

Zu dem scherzhaften in den beiden Nachahmungen gehört auch das verspätete auftreten der Schauspieler. Bei Shakespeare kömmt dies nicht vor. Im Hartoog ruft der „Buchhalter" nach der Scene mit dem Löwen:

„Uijt, uijt, hoorje niet? hoe meugje lui dus temen.
Hei, uijt! 't Zel laat gedaan wezen, en den Hertoog zel 't qualijk nemen,
Je weet ommers wel, het moet op zen gezetten tijd gedaan zijn."*

Bei Gryphius ruft Peter Squenz: „Ho Piramus! Piramus! Piramus! ho! machet doch fort! Wir müssen den König nicht warten lassen wie einen Narren!"

Ehe er sich ersticht, sagt Pyramus im Midsummer-nights Dream:

„Come, tears, confound;
Out, sword, and wound
The pap of Pyramus:
Ay, that left pap
Where heart doth hop:
Thus die I, thus, thus, thus;
Now am I dead,
Now am I fled;
My soul is in the sky:
Tongue, lose thy light,
Moon, take thy flight!
Now die, die, die, die, die."

In der holländischen Komoedie heisst es:

Piramus. Adie dan al mijn vrienden, klein en groot —
Maer de punt is zoo scharp.

Spillebien. Steek je dan met het gevest dood.

Piramus. Puik. Och, och! Ik sterf, mijn geest is al op een beetje na besweeken** ...

---

* Heraus, heraus, hört ihr nicht? Wie könnt ihr nur so säumig sein! Holla, raus, es wird spät zu Ende sein, und der Herzog wird es übel nehmen; Ihr wisst ja, dass es zur bestimmten Zeit fertig sein muss.

** Piramus. Adieu, alle meine Freunde, klein und gross. — Doch die Spitze ist so scharf.

Spillebien. So erstich dich mit dem Griff.

Im Peter Squenz sagt Pyramus:

„„Ade, ade! ihr alt und jung!
Der Todt thut nach mir einen Sprung.
Gesegn' euch Gott, klein und gross!
Der Todt gibt mir itzt einen Stoss." —

Er zielet eine lange Weile mit dem Degen, hernach wendet er sich zu den Zuhörern und spricht:

„Ey lieber! fürchtet doch euch nicht so! Es hat nichts zu bedeuten. Seht, ich will mich nur mit dem Knopffe erstechen."

Hernach macht er dass Wambst auf, setzet den Knopff an die Brust, die Spitze an die Bühne, fällt nieder"" u. s. w.

Als Thisbe nach einiger Zeit wieder zurückkömmt, sieht sie bei Shakespeare sofort ihren geliebten, den sie anfangs schlafend glaubt:

„Asleep my love?
What, dead, my dove?
O Pyramus, arise" . . .

Als sie aber sieht, dass er wirklich todt ist, fährt sie fort:

„Come, trusty sword,
Come, blade, my breast imbrue:
And farewell, friends; —
Thus Thisbe ends:
Adieu, adieu, adieu."

Hiemit ist dann das englische Zwischenspiel beendigt.

Im Hartoog van Pierlepon stösst Thisbe mit ihrem Fusse an den todten geliebten und sagt:

„Och, hoe stoot ik daer men scheenen an die beseete paal vol stienige hardigheid.

Piramus. Jokkes: jij raakt menschenvleis. 't Is jou Piramus vol doodelijke wonden.

Thisbe. O heilige verdoemde deugden! 't Is mijn Piramus en wis van dat dier verslonden . . . . Laat mijn, o doode Piramus, dan taal of teiken hooren. Spreek doch noch ien woortje, zoo bin ik vrij van alle nood.

Piramus. Wat zou ik spreeken? De Boekhouder ziet ommers ik ben dood . . .

Spillebien. Nou moet jij jou dood steken.

Thisbe. Doet dat dan geen zeer?

Spillebien. 't Is ommers niet om 't was . . .

Piramus. Schön. Ach! Ach! Ich sterbe, mein Geist ist schon bis auf ein kleines Bischen entflohen.



Thisbe. Gut, 't is zo scharp, met deuze Ponjart is geen jokken.

Spillebien. Steekze maar om de leus, van onderen deur je Rokken.

Thisbe. ... dat dunkt mijn ook het best. Zeg al mijn Vrienden veel duizend goede nacht; adie, Piramus! Ik steek mijn ook dood, en vaar uit dit gewest."*

Im Peter Squenz finden wir auch hier eine merkwürdige Uebereinstimmung mit dem Hartoog van Pierlepon. Thisbe tritt bald nach ihrer Flucht wieder auf und findet den Piramus nicht.

„„Ich will ihn suchen in dem Grass
Dort bey dem Brunn; was ist das?"

Sie fället über Piramum, steht auf und besiehet ihn.

„Hilff Gott! es ist mein Piramus ...
— Schaut lieber! wie ist er so kalt
Und hat so eine bleiche Gestalt!
Ach er ist todt der arme Tropff ...
— Ey Piramus, bist du denn todt?
Ey sage mir doch für der letzten Noth
Nur noch ein einiges Wörtlein.

Piramus. Ich habe nichts mehr in meinem Zedelein ...

Thisbe. Schaut! hier liegt Piramus Gewehr.
Gute Nacht, liebes Mütterlein,
Es muss einmal gestorben sein ...

---

* Thisbe. Ach, wie stosse ich da mein Schienbein an diesen verdammten steinharten Pfahl.

Piramus. Gelogen! du rührst Menschenfleisch an. Es ist dein Piramus mit tödlichen Wunden.

Thisbe. O heilige verdammte Tugenden! Es ist mein Piramus, und gewiss von der Bestie verschlungen! ... Lass mich, o todter Piramus, doch ein Wort oder ein Zeichen von dir hören. Rede doch noch ein Wörtchen, so bin ich aller Noth ledig.

Piramus. Was soll ich reden? Der Buchhalter sieht ja, dass ich todt bin.

Spillebien. Jetzt musst du dich erstechen.

Thisbe. Thut es nicht weh?

Spillebien. Es ist ja nur zum Schein.

Thisbe. Gott, wie scharf das ist! dieser Dolch lässt nicht mit sich scherzen.

Spillebien. Stich ihn nur zum Schein von unten durch deine Röcke.

Thisbe. Das scheint mir auch das beste. Grüsse mir alle meine Freunde viel tausendmal. Adieu, Piramus! Ich ersteche mich ebenfalls und scheide aus diesen Regionen.

Mein Piramus, ich folge dir,
Wir bleiben beysammen für und für,
Ade, mein liebes Mäuselein!
Ich steche mich in mein Herzhäuselein."

Sie sticht sich mit dem Degen unter den Rock, wirfft hernach den Degen weg und fällt auf Piramum."

Nachdem Thisbe sich erstochen hat, fragt Spillebien in der holländischen Komoedie:

„Tot noch toe gaet het wel. Maer hoe zel je lui nou best binnen raken?"

Piramus antwortet:

„Ik zel Thisbe binnen dragen ...

Thisbe. O, o! jij duwt mijn arm uit 't lid."*

Im Peter Squenz ist es Violandra, eine der zuschauenden Personen, welche fragt:

„„Wer wird denn die Todten begraben?

Piramus. Wenn die Comoedianten abgegangen sind, will ich Thisben selber weg tragen."

Der Mond und Brunnen gehen stille davon. Piramus stehet auf, Thisbe springet ihm auf die Achseln, Piramus trägt sie mit hinweg."

Ich muss hier noch eines merkwürdigen Umstandes erwähnen. Eine der Personen im Hartoog van Pierlepon trägt den ganz und gar unholländischen Namen Bollebebijn**; im Peter Squenz findet sich der ebenso fremdartige Bullabutän, welcher im Wortklange auffallend mit Bollebebijn übereinstimmt. Nun führt im Midsummer-nights Dream keine der agierenden Personen einen Namen, auf welchen diese beiden zurückzuführen wären. Im Anfang des dritten Acts aber des englischen Stückes beginnt Bottom: „Peter Quince" . . „ worauf dieser antwortet: „What sayst thou, bully Bottom?" — Ich glaube, dass vieles für die Möglichkeit spricht, dass wir dies „bully Bottom" als den Ursprung der Namen Bollebebijn und Bullabutän aufzufassen haben. Bottom war bei Shake-

* Spillebien. Bis jetzt geht es gut. Aber wie werdet ihr nun am besten fortgeschafft werden?

Piramus. Ich werde die Thisbe hineintragen.

Thisbe. O, o! du drückst mir den Arm aus dem Gelenk.

** In den späteren Drucken des Hartoog van Pierlepon ist Bollebebijn zu Bollebijn verkürzt.



speare der bevorzugte unter den Handwerkern: er spielt den Pyramus und ebenso ist er derjenige, welcher vom Elfen Puck mit einem Eselskopfe versehen wird. Als R. Cox denselben Stoff in einem „Droll" wieder bearbeitete, nannte er seine Posse „Bottom the Weaver". Es wäre also sehr begreiflich, wenn das allitterierende „Bully Bottom" besonderen Anklang gefunden hätte und nachher an die Stelle des Namens Bottom getreten wäre. Aus einer solchen Zwischenstufe liessen sich die Namen Bullabutän und Bollebebijn am besten erklären.

Aus der Vergleichung des Peter Squenz mit dem Hartoog van Pierlepon geht hervor, dass beide Stücke, wie verschieden sie übrigens sein mögen, auf ein und dasselbe Original zurückgehen müssen; und zweitens, dass dies Original nicht genau mit der Episode aus dem Midsummer-nights Dream übereinstimmt. Wir werden also zu der Annahme genöthigt, dass das gemeinschaftliche Original des deutschen und des holländischen Lustspiels eine Entstellung von Shakespeares Interlude war.

Es liegt sehr nahe, hier an die englischen Komoedianten zu denken. Richard Genée hat vollkommen Recht, wenn er in Bezug auf die Texte dieser Schauspieler von entsetzlicher Trivialisierung spricht. Und eben dies zeigen die übereinstimmenden Stellen der deutschen Komoedie und der holländischen in hohem Masse: dass Piramus sich mit dem Griffe seines Dolches, Thisbe sich unter die Röcke ersticht, dass man fortwährend zu spät auftritt, dass der entseelte Piramus noch redet und zum Schluss Thisbe fortträgt — dies alles erinnert an die gewandten Komoedianten, welche ihre Witze auf das grosse Publicum berechneten.

Briefe aus Christian Felix Weisses Nachlass.

Mitgetheilt

von

Jakob Minor.

Unter den brieflichen Nachlässen von Dichtern und Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts muss der Nachlass Chr. F. Weisses einer der bedeutendsten gewesen sein. Schon die Aufzählung der Namen seiner Correspondenten, welche drei Generationen angehören, wird genügen diese Behauptung sicher zu stellen. Weisse stand in geschäftlichem oder privatem Briefwechsel mit Bertuch, Blankenburg, Bodmer, Geheimem Regierungsrath Brandes in Hannover, Clodius, Cronegk, Bibliothecar Dassdorf in Dresden, Denis, Dohm, Ebert, Eichstädt, Ekhof, Garve, Gärtner, Gebler*, Gellert**, Gerstenberg, Gessner, Gleim, Chr. L. Hagedorn***, Heinze, Herder, Huber in Paris, Heyne in Göttingen, Kleist†, Klotz, Küstner, Karl Gottlob Küttner, Lessing, Lippert, Manso, de Marcennay Deghuy (Künstler in Paris), Marezoll, Martini, Meinhard, Mendels-

* Nach Geblers Tode (gest. 1786) fand Weisse dessen Briefwechsel mit Gelehrten und Dichtern als ein Product der künftigen Messe angekündigt. Nur mit Mühe brachte er es durch seine Freunde in Wien, Ignaz von Born, von Birkenstock u. a. dahin, dass ihm seine Briefe eingehändigt wurden. Die Beschämung, welche ihm die Briefe an Klotz bei ihrer Veröffentlichung durch Hagen verursacht hatten, machte ihn ängstlich. Uebrigens sind die Briefe an Gebler meines wissens überhaupt nicht erschienen. Vgl. Chr. F. Weisses Selbstbiographie (= Selbstb.) S. 143.

** Ueber seine Briefe an Weisse vor 1759 s. unten (unter Nr. 3). Später wohnten sie in Leipzig zusammen, daher sich nichts von einer Correspondenz erhalten zu haben scheint.

*** Dass Weisses Briefe an Hagedorn wirklich, wie Selbstb. S. VI angegeben wird, an ihren Schreiber zurückgestellt wurden, ergibt sich daraus, dass Danzel einen solchen in Weisses Nachlass vorfand. (Guhrauer, Lessing 1, S. 11, Anm. 2.)

† Selbstb. S. 46. Von diesem Briefwechsel scheint gleichfalls nichts erhalten.

sohn*, Nicolai, Hofrath Parthey in Berlin, Jean Paul, Rabener, Ramler**, Raspe (damals Secretär der Bibliothek in Hannover), Frau von der Recke, Riedel, Hofrath Rousseau (Aufseher des Münzcabinets in Gotha), Hofrath und Bibliothecar Schläger in Gotha, J. H. Schlegel, Graf Solms zu Sachsenfeld (Kreishauptmann des erzgebirgischen Kreises), Thümmel, Uz, Wetzel, Kupferstecher Wille zu Paris, Winckelmann. Und nicht bloss die Briefe, welche diese Männer an Weisse schrieben, fanden sich in seinem Nachlasse vor, sondern auch seine eigenen an mehrere derselben und zwar gerade an solche, welche in der Correspondenz mit ihm am eifrigsten waren. Nach der für Weisse so beschämenden Publication des Klotzschen Briefwechsels nämlich (1773) beredete sich Weisse mit seinen vertrauten litterarischen Freunden, dass sie gegenseitig ihre Briefe auf das sorgfältigste verwahren und die Verfügung treffen wollten, wonach die Sammlung derselben nach jedes Tode dem überlebenden entweder eingehändigt oder von den Erben nebst den Briefen bereits verstorbener mit Achtung und Behutsamkeit durchgesehen und gebraucht werden sollte (Selbstb. S. 142). Wirklich erhielt Weisse auf diese Art nach Angabe der Erben (a. a. O. S. VI) seine Briefe an Hagedorn, Lessing, Gebler, Uz, Garve, Blankenburg zurück.*** Dagegen hat er die von

* Eine Stelle aus einem seiner Briefe Selbstb. S. 168.

** Mit ihm trat Weisse nach Ueberschickung der Amazonenlieder im Manuscripte der zweiten Auflage in Correspondenz. Der CXXVI. Katalog des antiquarischen Bücherlagers von Albert Cohn in Berlin enthält als Nr. 846 die zweite Auflage der Amazonenlieder mit eigenhändigen Verbesserungen von Ramler, nach denen die späteren Ausgaben abgedruckt sind. In Christian Ernst Weisses (des Sohnes von Chr. Felix) mir handschriftlich vorliegender und um etwa 1830 verfasster Selbstbiographie heisst es: „Seine (Ramlers) Briefe, die sämmtlich vom Vater aufbewahrt sind, dürften für junge Dichter sehr belehrend sein.“

*** Die Richtigkeit dieser Angabe bestätigen sowol die bisherigen Publicationen aus Weisses Nachlasse als auch dasjenige, was ich selbst noch in diesem vorgefunden habe. Nur für Weisses Briefe an Lessing gibt es keine Controle mehr. In seinem Nachlasse finden sich nur (2) Briefe Lessings an ihn. Der von Karl Lessing veröffentlichte Brief Weisses an Lessing kann dem Herausgeber allerdings, wie der Bericht über Lessings ersten Aufenthalt in Leipzig, von Weisse zur Verfügung gestellt worden sein.

Lessing, Uz und Garve erhaltenen Briefe sicher nicht oder höchstens theilweise und auch die anderen wol schwerlich zurückgestellt. Nach dem Tode Blankenburgs und Rabeners kam er auch in den Besitz des brieflichen Nachlasses dieser Männer; und daraus erklärt es sich, dass wir Briefe Gellerts an Blankenburg und Rabeners an Gellert unter Weisses Papieren finden.

Einen Mann von so weit ausgedehnten Beziehungen werden künftige Forscher immer wieder berühren, wenn auch nur im Fluge streifen müssen; und es kann daher eine übersichtliche Zusammenstellung alles dessen, was aus Weisses brieflichem Nachlass bisher veröffentlicht worden ist, manchem Zeit und Mühe ersparen. Ich gebe diese Zusammenstellung hier mit kurzen Bemerkungen über das Schicksal der wichtigeren Briefsammlungen; vielleicht dass dadurch noch einiges ans Licht gefördert wird, was jetzt als verschollen oder verloren gilt. Auch was sonst von Briefen von oder an Weisse aus anderen Briefsammlungen als der Weisseschen gedruckt ist, findet man, soweit meine Kenntniss reicht, unten angeführt.

1. Weisse selbst begann schon ein Menschenalter vor seinem Tode mit der Publication der in seinen Händen befindlichen Briefschätze. Im Jahre 1772 gab er die Briefe Rabeners heraus, welche dieser noch selbst von seinen Freunden zurückgefordert, selbst gesammelt und Weissen zur Herausgabe bestimmt hatte. Ein Brief an Weisse S. 300—304. S. LVI f. LXII ff. LXIV ff. Ueber die Briefe aus der Zeit vor 1759 s. unter 3. Die übrigen hätten nach Weisses Angabe (S. 3) nur Privatangelegenheiten enthalten.

2. In den „Briefen deutscher Gelehrten an den Herrn Geheimen Rath Klotz. Erster Theil“ herausg. von J. J. A. von Hagen, Halle 1773, sind S. 47—82 zu Weisses grossem Missvergnügen siebzehn Briefe an Klotz aus den Jahren 1766 bis 1768 abgedruckt. Den Abdruck eines anderen Briefes von Weisse an Klotz soll ein Freund Weisses dem Herrn von Hagen ausgeredet haben, weil er die Streitigkeiten voraussah, die derselbe Weissen zuziehen musste. Weisse konnte sich 1802, als er die Selbstb. schrieb, weder des Inhaltes des Briefes erinnern, noch auch den Freund errathen, der ihm den Dienst gethan haben sollte. Selbstb. S. 136.

3. Mit Winckelmann stand Weisse von 1759 an bis ungefähr 1765 in Correspondenz. Die Angabe der Selbstb. S. 234 Anm., der Briefwechsel habe 1756 begonnen, ist unrichtig; Dassdorf sagt ausdrücklich, Weisse sei durch die Bibliothek, die er erst 1759 übernahm, mit Winckelmann in Correspondenz gekommen. Auch dürfte der Briefwechsel kaum bis 1768 gedauert haben, da sich Weisse schon 1765 in der Bibliothek und in Briefen an Klotz manches gegen Winckelmann herausnimmt. Am 12. April 1773 fragt Herder bei Weisse nach Winckelmanns Briefen an; und Weisses Antwort vom 24. April 1773, welche Caroline Herder den Herausgebern überschickt, liegt der Anmerkung der Selbstb. S. 234 zu Grunde.* Danach wurden die Briefe Winckelmanns, welche vor Weisses Reise nach Paris (November 1759) an ihn geschrieben waren, aus dem Kasten, worin sie aufbewahrt wurden und wovon der Boden zerbrochen war, nebst der Rabenerschen und Gellertschen Correspondenz entweder entwendet oder von seinen Wirthsleuten als Maculatur verbraucht. Viele Briefe aber können es nicht gewesen sein, da Weisse erst im genannten Jahre mit Winckelmann in Correspondenz trat. Von den Briefen aus späterer Zeit (1759 bis 1764) sind sechs in Dassdorfs Sammlung der Briefe Winckelmanns an seine Freunde II. S. 227—241 (1780) abgedruckt. Dassdorf war, ehe er Bibliothecar in Dresden wurde, Lehrer der Kinder im Hause Weisses, der ihm die Briefe für den Druck zur Verfügung stellte. Aus dem gesagten ergibt sich, dass von Winckelmanns Briefen an Weisse nur wenig verloren sein kann; und Weisse wollte vielleicht Herdern gegenüber nur eine intimere Beziehung zwischen ihm und Winckelmann glaubbar machen, als in Wirklichkeit bestand.

4. In der Lebensbeschreibung des Grafen Friedrich Ludwig v. Solms zu Tecklenburg, 1795 bei Baumgärtner in Leipzig erschienen, stehen Auszüge aus Briefen Weisses S. 94 ff. vergl. Selbstb. S. 159 Anm.

5. Sogleich nach Garves Tode fordert der Deutsche Mer-

* Beide Briefe finden sich noch im Nachlasse Herders vor, aus welchem sie mir von B. Suphan zur Einsicht überlassen wurden.

kur (1799. Febr. S. 186 ff.) von Weisses Hand das Todtenopfer für seinen dahingeschiedenen Freund, das kein frömmerer geben könne. Im Jahre 1803 gaben Manso und Schneider Garves Briefe an Weisse zu Breslau heraus. Weisse stellte ihnen die Originale dieser Briefe (zwischen 1772 und 1798) zur Verfügung, die er also nicht an die Erben auslieferte. Er verfasste auch ein Widmungsgedicht, und seine Antheilnahme an Auswahl, Redaction und Commentierung der Briefe muss nicht unbedeutend gewesen sein, da er Selbstb. S. 142 sagt: er habe den Erben von Briefsammlungen in der Art, wie die Herausgabe der Briefe von Garve an ihn besorgt worden sei, ein Beispiel gegeben. Aus den ersten Jahren von Weisses Bekanntschaft mit Garve (1767 bis 1772) fanden sich wol Weisses Briefe an Garve (die er also zurückerhalten hat), aber nicht die von Garve an Weisse vor (Selbstb. S. 150 Anm. S. 270—274. 280—288). Noch Danzel und Henriette Feuerbach fanden Weisses Briefe an Garve in dem Nachlasse. Die Briefe Garves an Weisse wurden später in der Selbstb. ergänzt, und einige weitere Ergänzungen geben die unten abgedruckten Briefe.

6. Mit Lessing stand Weisse in zwar langjähriger, aber wenig lebhafter Correspondenz (Selbstb. S. 18). Einen Brief Lessings an Weisse setzt Selbstb. S. 17 voraus. Einen Brief Weisses an Lessing (9. Aug. 1768) druckt K. Lessing in G. E. Lessings Leben (1793) S. 276—278 ab. Vgl. Nr. 17.

7. Neun Briefe Weisses an Denis sind abgedruckt in Michael Denis' literarischem Nachlass, herausgegeben von Joseph Friedrich Freiherrn von Retzer. Zweyte Abtheilung. Wien bei Anton Pichler. 1802. S. 140—148. Die Briefe stammen aus den Jahren 1770 und 1771; später wurde der Briefwechsel, als sich die Bibliothek der Wissenschaften immer bardenfeindlicher ausliess, wol ganz eingestellt.

8. In der Selbstbiographie Ch. F. Weisses (1806) benützen sowol der Schreiber, als die Herausgeber das vorhandene briefliche Material. Die letzteren sprechen sich S. IV folgendermassen aus: „Der Sohn hat die Durchsicht des grössten Theiles der ungemein zahlreichen Briefe von und an den Verstorbenen übernommen und diese nicht nur geordnet, son-

dern davon ausgewählt, was für die Ergänzung der Biographie von Wichtigkeit schien; auch damit zugleich Auszüge aus den hinterlassenen Briefen vorbereitet, welche literärisches Interesse haben oder als Belege zur Charakterzeichnung des Verewigten zu brauchen sind; im Fall das Publikum ein Verlangen nach diesen Auszügen, bei welchen wir mit der grössten Vorsicht und ganz nach dem Willen unsers theuern Vaters [Selbstb. S. 142 f.] zu Werke gehen würden, an den Tag legen sollte.“ Das scheint aber das Publicum damals nicht mehr gethan zu haben. Ueber die befolgte Methode heisst es S. VI: „Für alle die Lücken, welche sich in den Fragmenten zu seiner Lebensbeschreibung fanden, sind wir im Stande gewesen, Briefe aufzufinden und zu benutzen, wodurch jene ausgefüllt werden konnten. Der Referent ist dabei so gewissenhaft verfahren, dass er bei allem, was aus Briefen erzählt wird, niemals ohne Noth die eigenen Worte derselben verlassen hat.“ Ausser dem in den Text verwebten und nicht mehr auszuscheidenden brieflichen Material enthält die Selbstbiographie Briefe und Briefstellen von Ekhof (S. 27—40), Garve (S. 149 f. 163. 263—269. 285 f.), Gerstenberg (S. 59—61), Küttner (S. 124—129. 191 Anm.), Mendelssohn (S. 168), Jean Paul (S. 247), Weisse (S. 243—245. 250—254. 270—274. 286—288), von unbekannten (z. B. S. 228. 295 ff. 304—306).

9. In seiner Ausgabe der Werke Uzens (Wien 1804) hat Weisse in der Vorrede aus Uzens Briefen an ihn Mittheilungen gemacht.

10. Nach Weisses Tode hat zuerst Gruner in seinem Leben Thümmels (1819) den Weisseschen Nachlass benützt. Citate aus Briefen Thümmels an Weisse (und Weisses an Thümmel) findet man auf jeder Seite. Vielleicht wurden die Briefe Thümmels an Weisse von den Erben des letzteren an den Schreiber zurückgestellt.

11. Unter den Mittheilungen, welche Göckingk im Jahre 1824 in der Berlinischen Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst von Gödicke aus Nicolais Nachlass machte, finden sich (II, S. 255—263) auch Briefe Weisses an Nicolai. Sie stammen aus den Jahren 1758 bis 1769, und Göckingk macht die Anmerkung: „Alle übrigen Briefe bis zum Jahre 1797

enthalten nichts, was das Publikum jetzt noch interessiren könnte.“

12. In der Wahrheit aus Jean Pauls Leben (Breslau, 1826) findet sich VI, S. 74 f. ein Brief Jean Pauls an Weisse nebst dessen Antwort.

13. Umfassende Mittheilungen aus der fast vierzig Jahre ununterbrochen fortgesetzten Correspondenz Weisses mit Uz wurden im Morgenblatt 1840 Nr. 282 bis Nr. 301 gemacht. Die Auswahl der veröffentlichten Briefstellen, welche in dem Manuscripte der Briefe mit Bleistift angezeigt sind, geht vielleicht noch auf Chr. Ernsts zur Veröffentlichung vorbereitete Auszüge zurück (s. Nr. 8). Die Veröffentlichung wird durch den Philosophen Chr. Hermann Weisse, den Enkel des Dichters, geschehen sein. Am 10. Februar 1795 hatte Uz alle Briefe Weisses an ihren Verfasser zurückgeschickt (s. Nr. 9). Der Herausgeber im Morgenblatt aber hatte nur noch einen Bruchtheil dieser Correspondenz vor sich; eine freilich immer noch lange Reihe von Briefen Weisses an Uz aus den Jahren 1766 bis 1780. Er beschränkt sich darauf, die Stellen auszuziehen, welche ihm als kleine Beiträge zur Litteraturgeschichte der Aufbewahrung nicht unwerth scheinen. Dabei schien es ihm zweckmässig, die Bruchstücke, welche er überhaupt gab, unverändert abdrucken zu lassen. Der unten nach dem Originale abgedruckte Brief zeigt, dass dies geschehen ist.

14. Mit Herder stand Weisse seit 1768 in spärlichem Briefwechsel. Zwei Briefe Weisses an Herder schickt Carolina Herder nach unserem letzten Briefe am 1. Sept. 1805 an die Herausgeber der Selbstbiographie. Der eine dieser Briefe vom 24. April 1773 handelte von den Briefen Winckelmanns; s. Nr. 3. Carolina verspricht alle sich etwa noch vorfindenden Briefe Weisses an Herder seinem Schwiegersohne auszuliefern, bittet ihr aber dagegen die Briefe Herders an Weisse zurückzugeben. Keines von beiden kann erfolgt sein. Denn Herders Lebensbild (1846) enthält wol (I, 3, 2 S. 525—530. 531—533. III, S. 31 f.) drei Briefe Weisses an Herder, aber keinen von Herder, erwähnt jedoch Briefe des letzteren an Weisse II S. 39. III S. 31.

15. Auch Danzel, ein Schüler des Philosophen Chr. Her-

mann Weisse, sah den Nachlass Chr. Felix Weisses, soweit er in die Hände seines Enkels kam, durch. In seinem Leben Lessings S. 107, Anm. 3 sagt er: „Eine Anzahl Briefe Lessings an Weisse war zuletzt in den Händen seines Schwiegersohnes, des verstorbenen Hofpredigers Frisch in Dresden, hat sich aber in dem Nachlass des letzteren nicht vorgefunden. Aus einer Anzahl Briefe von Chr. F. Weisse an Utz, Blankenburg, Garve u. A., aus denen übrigens bereits vor einigen Jahren Einiges im Morgenblatt veröffentlicht worden, werde ich weiterhin interessante Notizen mittheilen können, die wenigstens noch nicht im richtigen Zusammenhang gewürdigt worden sind.“ In Danzels Nachlass muss Guhrauer diese Briefe oder Abschriften davon vorgefunden und benützt haben. Vgl. Danzel S. 342. 480 Anm. Guhrauer 1, S. 11 Anm. 2. S. 131 Anm. S. 213 f. 2, S. 93 Anm. Beilagen S. 39 f.

16. Ein Brief Weisses an D. F. Gräter ist aus E. Hofmeisters Sammlungen bei Hoffmann von Fallersleben, Findlinge I S. 308 f. (1860) mit einer Stelle aus einem späteren Briefe abgedruckt.

17. Den Herausgebern der Grenzboten (1862) überliess Chr. H. Weisse zwei Briefe Lessings an Weisse zum Abdruck (IV, S. 235 ff.), von denen der eine, wie mich das Original belehrt, hier richtiger als bei Schöne (Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau S. 494) und Redlich (Hempelsche Ausgabe XX, 1, S. 226 f.) vom 6. März (nicht May) 1764, der andere (Schöne S. 580 f.) vom 27. April 1779 datiert ist. Eines Schreibens von Lessing vom 29. Dec. 1768, worin Lessing Weissen von seiner beabsichtigten Reise nach Italien und dem Verkauf seiner Bibliothek Nachricht gab, erwähnt Weisses Brief an Herder 30. Dec. 1768 (s. Nr. 14).

18. Auch der Frau Henriette Feuerbach, geb. Heydenreich übergab Chr. H. Weisse die Ueberreste des Weisseschen Nachlasses, welche dieselbe zu ihrem schlecht gerathenen biographischen Versuch: Uz und Cronegk, zwei fränkische Dichter aus dem vorigen Jahrhundert (Leipzig, 1865) benützte. Den Abdruck der Briefe im Morgenblatt, auf den sie durch Danzel oder H. Weisse aufmerksam gemacht wurde, konnte sie nicht auffinden (S. 194 Anm.); sie benützt

also ohne es zu wissen die Originale derselben Briefe, sowie auch (S. 157 f.) die bis dahin allein von Danzel benützten Briefe. Den Inhalt verschiedener Briefe, sowie die Chronologie wirft sie bunt durch einander und ändert auch an dem Text. Die wenigen Stellen, welche bei ihr allein gedruckt sind, enthalten aber gerade die interessantesten Mittheilungen über Goethe u. a., welche der Herausgeber im Morgenblatt, obgleich die darin gefällten Urtheile Weisses nicht zu seinen schlimmsten gehören, aus Pietät unterdrückt hatte. So verdächtig also diese Stellen durch den alleinigen Abdruck bei der Feuerbach in Bezug auf die Correctheit des Textes werden, so lassen sie sich doch sämmtlich wenigstens ihrem Inhalte nach kritisch sicher stellen. Die Stelle S. 159 über Winckelmann gehört offenbar dem im Morgenblatt abgedruckten Briefe vom 9. Juni 1768 an. Zu dem Urtheil über den Werther (Febr. 1774) kann als Bekräftigung dienen, dass das Morgenblatt wirklich eine Briefstelle vom 12. Febr. 1774 enthält. Sowol dieses Urtheil als das über den Götz (S. 169) ist durchaus im Sinne Weisses gehalten. Dagegen ist die Stelle über Goethe Mai 1774, wo Goethe von Weimar nach Leipzig gekommen sein soll, in den Mai 1776 zu setzen und stimmt dann mit dem im Morgenblatt gedruckten Briefe vom 2. April 1776 überein. Die Stelle über Goethe aus einem Briefe an Garve vom Jan. 1776 endlich (S. 172 f.) wird durch den Brief Weisses an Uz 12. Jan. 1776 (im Morgenblatt) gesichert.

19. In Holteys dreihundert Briefen aus zwei Jahrhunderten, Hannover, Rümpler 1872, ist (2. Band, 4. Theil, S. 22 bis 25) ein Brief Thümmels an Weisse und (S. 137—139) ein Brief Weisses an Adelung abgedruckt.

20. Uhde in seiner Biographie Ekhofs (Neuer Plutarch IV, S. 157 f.) benützt den unten abgedruckten Brief Ekhofs an Weisse. Zwei andere Briefe Ekhofs s. Selbstb. S. 27—40.

21. Zwei Briefe Jean Pauls an Weisse und einen von Dorchen Weisse habe ich in Edlingers Literaturblatt (Wien) Band III, 3. Heft (1879) abdrucken lassen; vgl. dazu die Berichtigung im 7. Heft.

Was mir nun auf eine Anfrage bei den Urenkelinnen des Dichters von dem Nachlasse Weisses in freundlichster Weise zur

Verfügung gestellt wurde, ist grösstentheils unten abgedruckt. Nur unbedeutendes oder mit unbedeutenden Varianten bereits gedrucktes, sowie die kürzlich erst veröffentlichten Briefe habe ich übergangen.* Das noch vorhandene waren nur die letzten Reste eines einstmals ungeheuern Briefschatzes; und auch diese Reste, welche deutlich den Charakter einer Autographensammlung tragen, sind noch ansehnlich genug. Unglückliche Verhältnisse haben in der Familie Weisse gewaltet, denen diese werthvollen Erinnerungen zum Opfer gefallen sind. Aber auch die beständige schriftstellerische Tradition innerhalb der Familie war ihnen nicht günstig. Chr. F. Weisse, der Poet, hatte einen gelehrten Sohn, und dieser wieder war der Vater des Philosophen Weisse, des bedeutendsten Mannes in der Familie. Productiv waren die Weisse alle; besonders der erste und letzte.** Die Nachlässe, Briefe, Manuscripte u. s. w. häuften sich in der Familie. Jeder Nachkomme verlor bei seinem eigenen Schaffensdrange das Interesse an der handschriftlichen Hinterlassenschaft seines Vorfahren. Auf die productive Periode muss auch in solchen Dingen eine Periode des sammelns und des ordnens folgen, wenn etwas gedeihliches geschaffen oder erhalten werden soll. Schon Chr. H. Weisse hat, wie wir sahen, nur noch Reste des Weisseschen Nachlasses überkommen. Nach Chr. Hermanns plötzlichem Tode (1866) wurde vollends ein Umzug der Familie aus nahezu fünfundsiebzigjährigem Domicil nothwendig; und Krankheit und Tod haben auch fernerhin viel Verwirrung und Schaden in derselben angerichtet. — Aus Autographensammlungen wird sich vielleicht noch einiges zu dem hier gegebenen Grundstock nachtragen lassen. Die Radowitzische Sammlung (königl. Bibliothek in Berlin) enthält zwei Stammbuchblätter und zwei Briefe Weisses, wovon der eine unten abgedruckt, der andere aber an eine Dame gerichtet ist und von Hanauischen Lichtern handelt.

* Einen Brief Bauses an Weisse, den in der Selbstb. S. 263 ff. mit unbedeutenden Varianten abgedruckten Brief Garves, einen Brief E. Platners aus Wien (1787) und eine poetische Epistel von Weisses Vater an seine spätere Schwiegermutter.

** Vgl. Lindners Verzeichniss der Schriften Chr. F. Weisses in Iphofens Biographie desselben, und Rudolf Seydels Verzeichniss der Schriften Chr. H. Weisses.

1. Cronegk an Weisse.*

(Anspach. Anfangs 1754.)

Liebster Freund

Wie viel bin ich Ihnen nicht schuldig? Sie sind der fleißigste von allen meinen Freunden, keiner schreibt mir so geschwinde, ich habe heute Ihren Brief mit den größten Freuden erhalten. O fahren Sie fort schreiben Sie mir so oft Sie können, das wird mir das Leben itzo erträglich machen helfen, wenn ich an Leipzig denke, so fange ich allezeit an zu vergessen daß ich gebohren war um Akten zu lesen, und um in einem verdrießlichen aufenthalte, mein Leben ungenuzt — und traurig zuzubringen. machen Sie mir oft das Vergnügen mich an etwas angenehmes zu erinnern, alle meine freudigen Augenblicke muß ich aus den verfloßenen und andern Zeiten | hohlen, mein iziger Zustand gibt mir nur zu Klagen Gelegenheit 2

Die Zeit verflog mir wie ein Traum
mein voriges Glück empfand ich kaum**
und um mich heftiger zu kränken
empfind ich nur sein angedenken.
Ihr die noch dorten an mich denkt!
ihr die das Glück mir nur geschenkt!
mich durch die trennung zu betrüben.
O Freunde, denkt an mich zurück
und weyhet einen Augenblick
dem zärtlichsten von allen trieben.
Bald schmückt der Lenz das traurge Jahr
Bald scherzt der West der Freund der Linden
mit meiner (eurer?) Schönen braunem Haar,
(Kannst du in den geliebten Gründen)
könnt ihr dort in den treuen Rinden
vielleicht noch meinen Namen finden
So seufzt und saget Cronegk war.
er ist nicht mehr, das vorge Feuer
und seine jugendlust verschwand
Kaum rührt er die vergessne Leyer
mit schwacher müdgewordner Hand.

* Der Brief ist der einzige von Cronegk an Weisse, der erhalten ist, und muss nach Cronegks Anstellung in dem Hochfürstlichen Hofrathscollegio zu Anspach (Januar 1754) und vor seinem Besuche in Leipzig (1755) geschrieben sein. (Vgl. Henriette Feuerbach, Uz und Cronegk. S. 126.) — Uz an Grötzner 6. März 1760 (Henneberger S. 97 f.): „Des seligen Cronegks Buchstaben sind mehr malabarisch als deutsch. Man hat das meiste nur errathen müssen, und manches hat gar nicht entziffert werden können. Auf die Interpunction hat er gar nicht geachtet."

** Vgl. Cronegks Werke II, S. 241. „Mein vorig Glück empfand ich kaum" u. s. w.

3

Ich glaubte nicht noch zu empfinden
allein der Freundschaft Zärtlichkeit
erinnert mich an jene Zeit.
O warum mußte sie verschwinden!
mein Herz gibt keinem trieb gehör
doch dießer muß mich überwinden
der Freund kann noch den schmerz empfinden
allein der Dichter lebt nicht mehr.

Wann werde ich Sie alle wiedersehen können? wann werd' ich Gellerten umarmen? wann werd' ich wieder so fröhlich seyn wie zu den Zeiten in denen ich in Leipzig lebte. vielleicht niemahlen — — Wie erschreckt mich dieser Gedanken — — warum muß ich mich noch selbst quälen, nein, ich will hoffen Sie bald wieder zu sehn, so bald wie möglich ist komme ich. ich muß doch endlich einmahl einige ruhige und vergnügte Stunden haben, o wie wird mein Herz klopfen wenn ich Leipzig von ferne sehen werde! welche Freude werde ich fühlen! welche unaussprechliche Freuden! Sie schreiben mir von Rom und Paris, ich versichere Sie daß ich Leipzig mit größerem Schmerze verlassen habe als diese beyden orte, ohngeachtet ich den Umgang der liebenswürdigen Graffigny mit dem größten wiederwillen verlohr.*

Mir ist die kleine Pleiße lieber
Als die hochmächtig falbe Tyber
und als der Helden (?) Vaterland
man sieht das ewge Rom noch prangen
iedoch die Zeiten sind vergangen
in denen man noch Römer fand.
und dort im aufenthalt (der Freuden) von lärmenden Vergnügen
an der verliebten Seyne Strandt
Klagt man auch daß die Zeit verschwandt
von Boileaus Lied, von Ludwigs Siegen.

Glauben Sie mir, keine Schöne hat mein Herz an dem Strande der Tyber und der Seyne zärtlich gemacht, an dem einen kan man sie nicht erblicken und an dem andern laufen sie zu frey herum. Wie gerne mögte ich nicht Ihren Leichtgläubigen** und Ihren Triumph der Tugend*** sehen. Fahren Sie fort bereichern Sie unsere Bühne, sie hat es sehr nöthig, daß man ihr aufhilft. wer ist denn der Verfasser des argwöhnischen.† ich kenne diese Stücke gar nicht,

* Der Graffigny las Cronegk seinen Codrus vor.

** Chr. F. Weisses Selbstb. S. 14 f.

*** „Juliane oder der Triumph der Unschuld." A. a. O. S. 28 ff.

† Mir unbekannt.

ich bin ganz fremde in den deutschen Schönen Wissenschaften geworden. ich weiß kaum etwas von dem Streite mit dem Teufel auf der Kochischen Bühne*, wie waren denn Sie schuld daran? erzählen Sie mir doch einige Anekdoten von diesen Geschichten, ich bitte Sie. Wer sind denn die Verfasser der Leipziger Erweiterungen**, ich wolte fast wetten daß Sie selbst darunter sind. Wenn Sie Ihre Schriften bald drucken lassen, so verspreche ich Ihnen, daß sie in das Französische sollen übersetzt werden. Umarmen Sie unsern lieben Gellert in meinem namen. reden Sie bisweilen auch mit einander von mir? Behalten Sie mich lieb

Leben Sie wohl, ich bin Ihr

Anspach wahrer Freund

d. J. F. Cronegk.

Empfehlen Sie mich Ihrem H. Grafen*** gehorsamst, und auch der Mad. Kochin wenn sie sich meiner noch erinnert.

---

2. Zu einem Briefe Rabeners an Gellert† vom 19. Januar 1756.

— — — — — — — — — — — — —

Hier muß ich abbrechen; ich gehe in mein Amt. Vielleicht bin ich heute abends aufgeräumt genug, fortzufahren.

Ich fahre also fort, wie ich es heute früh versprach. Haben Sie denn Briefe von unserm Grafen aus Paris? Ich habe nicht eine Zeile von ihm, aber ich habe auch an ihn noch nicht geschrieben und vielleicht wartet er darauf. Ich werde es nächstens thun, um mein Vergnügen, Briefe von ihm zu lesen, nicht noch länger zu

* „Der Teufel ist los“ wurde in Weisses Bearbeitung zuerst am 6. Oct. 1752 gegeben. Die Streitschriften erschienen im folgenden Jahre.

** Neue Erweiterungen der Erkenntniss und des Vergnügens. Frankfurt und Leipzig bei Friedrich Lankischens Erben. 1753—59. 70 Stücke. Weisse war nicht Mitarbeiter.

*** Graf Geyersberg, bei welchem Weisse Hofmeister war.

† Gedruckt in G. W. Rabeners Briefen, hersg. v. Weisse. Leipzig 1772. S. 254 ff. — Das erste der folgenden Bruchstücke ist S. 257 nach „ernähre“ einzuschalten; das zweite an die Stelle des Schlusssatzes zu setzen. Der Brief ist in der citierten Sammlung treu abgedruckt (nur S. 254 Zeile 8 v. u. ist „gehen“ zu streichen; S. 256 Zeile 5 v. o. „göttlichen“ statt „himmlischen“ zu schreiben). Die Namen sind ausgeschrieben: M(oritz) und B(onau). Von dem Grafen Hanns Moritz von Brühl ist auch in den Fragmenten die Rede; über Bonau bei Weissenfels als Aufenthalt Gellerts vgl. Gellerts Werke VIII (Leipzig 1784), S. 91 u. ö.



hindern. Mich dünkt für gute Freunde ist dieses zu viel Ceremoniell. Aber vielleicht thue ich unserm rechtschaffnen Grafen zu viel; wenigstens wünsche ich es.

Haben Sie Briefe von Hn. Freron? Auch von H. Wächtlern* nicht? Auf den Beyfall der Franzosen** wollen wir ja nicht stolz werden, mein lieber Gellert; vielleicht hat er das Schicksal ihrer Moden; und wer weis, wie altväterisch wir ihnen binnen wenigen Monathen sind. Zu geschweigen, daß ein öffentliches Lob auch öffentliche Critiken nach sich zieht. Das ist unvermeidlich. Sind Sie stark gnug, dergleichen Critiken zu ertragen? Ich bin es, aber ich trage sie mit bittrer Empfindlichkeit. Gestehn Sie es nur, mein lieber Gellert, Sie können Sie gar nicht ertragen. Sechs Bogen Lob schwellt ihr kleines trotziges Herz auf und sie freuen sich über den guten Geschmack der Welt: Aber eine einzige Zeile Tadel wirft sie von Ihrer Höhe herab, und sie seufzen über den unverdienten Neid. Kenne ich Ihr Herz? gestehn Sie mirs!***

Wer muß Verfasser von den Briefen über den itzigen guten Geschmack seyn? Nicolai wohl nicht. Wenigstens ist der nicht Verfasser, der die trockne Zueignungsschrift an die Madame Nachwelt gemacht hat.† Ich habe diese Briefe mit Vergnügen, aber auch mit Schauder gelesen. Wenigstens wünsche ich mir nicht, von 4| diesem Manne ge-|tadelt zu werden. Sein Tadel schneidet durch die Seele; und das schlimmste dabey ist, daß er fast immer recht haben mag.

Melden Sie mir doch den Autor der angekündigten Dunciade.†† Ich gestehe es, ich bin unzufrieden damit; aber der Verfasser, wer der auch sey, kann darüber nicht beleidigt seyn, weil ich mit Popens Dunciade eben so unzufrieden bin.

---

* Freron und Wächtler (der letztere ein Leipziger, der in Paris lebte) waren Mitarbeiter am Journal étranger. Gellert VIII, S. 58. 66 ff. Lessings Werke (Lachmann) XII, S. 52 f.

** Das Journal étranger begann Frankreich mit der deutschen Dichtung bekannt zu machen. Das 2te Stück enthält eine Uebersetzung von Rabeners Nachricht von Swifts Codicill. Graf Brühl schreibt am 18. Dec. 1755 an Gellert: „Sie sind hier so sehr bekannt und verehrt, als an keinem Orte, wo man Deutsch redet.“ (Gellert VIII, S. 60.)

*** Wie richtig Rabener urtheilt, zeigt Gellert VIII, S. 66 ff.

† Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland, corrige sodes, hoc dicet et hoc, mit einer Vorrede von Gottlob Samuel Nicolai, ordentlichem Professor der Philosophie in Frankfurt an der Oder. Berlin, bei Johann Christian Kleyb. 1755. Die „Zueignungsschrift an die Nachwelt“ ist vom „Herausgeber“ unterzeichnet, also von Chr. Fr. Nicolai.

†† Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen. Nebst dem verbesserten Hermann. Frankfurt und Leipzig 1755. (Von Wieland.)

G.* hat hier in Dresden viel Bewegungen gemacht, daß diese Schrift möge confiscirt werden; man hat es aber nicht möglich gefunden, ohne einen ansehnlichen Theil von seinen und der Seinigen Schriften vorher zu confisciren. Dieses ist die Ursache, daß er in seinen vidimirten Briefen beym Schlusse Ihrer Königl. Majest. das Duellmandat allerunterthänigst in den Bart reibt. Ist es nicht Schade, daß der Mann, der sonst so vielerley Verdienste hat, auch alsdann unerträglich ist, wenn er Recht hat?

Der H. von Hagedorn** hat Wächtlern die verlangte Nachricht geschickt. Daß die Madame Wille in Paris Ihren Ruhm mit Bleistift verewigt hat,*** das will lange nicht so viel sagen, als wenn Günther Carls Ruhm in ewiges Eis schreibt†, wenigstens zweifle ich, daß dieser Bleystift so dauerhaft sein wird, als die Dinte, die unser Luther dem Teufel nach dem Kopfe schmieß.

. . . .

Leben Sie wohl. Grüßen Sie H. D. Heinen, H. Schlegeln, und alle Freunde. Ich liebe Sie ewig. Sind Sie mit diesem Briefe zufrieden? Mich dünkt, er ist ein sehr langes freundschaftliches Gewäsche. Schreiben Sie mir noch einmal vor der Meße. Und in künftiger Meße lassen Sie sich wenigstens einen Tag lang sehen. Ihren Bruder†† grüßen Sie nicht. Was wäre die elende Creatur vor ein unbekanntes Ding, ohne seinen ins polnische übersezten††† Bruder! . . . Jedoch, grüßen Sie ihn immer! Ich erinnere mich, daß der Mensch guten Burgunder hat, und mich in künftiger Ostermeße zu Gaste bitten wird. Wie wahr ist es doch, daß die Natur nichts umsonst schafft! Noch einmahl leben Sie wohl.

Rabener.

---

* Gottsched. Vgl. Lessings Brief an Nicolai vom 28. April 1756. (XII, S. 53.)

** Ueber Christian Ludwig von Hagedorn vgl. Selbstb. S. 96 ff.

*** Vgl. Gellert VIII, S. 58.

† Günther in seinem berühmten Gedichte „Eugen ist fort. Ihr Musen, nach!" („Auf den zwischen Ihro Röm. Kayserl. Majestät und der Pforte 1718. geschlossenen Frieden") sagt (Sammlung von Günthers Gedichten. Breslau und Leipzig. 1751. S. 137):

„Verstoß mich an den kalten Bär,
Ich geh und gern und find ein Meer,
Dein Lob in ewig Eiß zu schreiben."

†† Friedrich Leberecht Gellert, Churfürstlich Sächsischer Oberpostcommissair zu Leipzig. Rabener spottete gern über ihn; vgl. eine Anekdote von Kästner in Beckers Taschenbuch zum ges. Vergn. 1797. Jördens II, S. 87 f. Gellert soll diesen Bruder indessen sehr geliebt haben.

††† Ins Russische und Polnische übersetzt wurden später (nach Gellerts Tode) die meisten seiner Schriften. Aus dieser Zeit aber ist mir keine solche Uebersetzung bekannt.

3. Thümmel an Weisse.

(Leipzig, vor Ostern 1761.)

Mein lieber Weiße,

Wir haben eine ziemlich langsame Correspondenz zusammen — Wie lange haben Sie nicht gezaudert ehe Sie mir geschrieben haben und da es endlich geschieht so muß auch der Brief noch 5 Wochen unter wegens bleiben, wie ich aus Ihrer Unterschrift sehe. Nach Ihrer Erzählung müssen Sie ein sehr schwerfälliges Leben in Gotha führen und ich bedaure Sie deswegen mein lieber W. Aber so geht es, wenn man sich immer zu verbessern gedenkt und das durch die Veränderung seiner Lebensart suchet, was man doch nur in der Ruhe seines Herzens finden kann. Ich weiß aus eigner Erfahrung nur zu wohl, wie das zu gehen pflegt, und ich mache mich auf die künftigen Zeiten noch mehr darauf gefaßt.

2 Wissen Sie denn daß ich nunmehr nicht nach Saalfeld komme? Ja — und ich bin, spricht man, durch mein Zaudern selbst Schuld daran; die Stelle ist vergeben, und ich mag nun auf gut Glück warten. Diesen Sommer werde ich also noch in Leipzig bleiben, und in 6 Monathen schreibe ich Ihnen vielleicht, auch diesen Winter noch, denn ich sehe gar keine Wahrscheinlichkeit in solcher Qualität versorgt zu werden, als ich und meine Aeltern es verlangen. So wenig es mir auch in Saalfeld würde gefallen haben, wie ich gewiß weis, so unruhig bin ich doch nunmehro daß ich durch meine Schuld auch 3 ein kleines Amt ausgeschlagen habe, und in melancholischen | Stunden fallt mir oft der Mann in Gellerts Moral ein, der erst ausschlug, Legationsrath zu werden, und endlich in seinem Alter aus Desperation, Thorschreiber in Taucha ward. Ich unterhalte Sie ziemlich lange von mir, seyn Sie nicht ungehalten darüber. Aber sagen Sie mir doch was Sie wider Ihren Zustand einzuwenden haben; Es halten Sie ja so viele Leute vor ein Muster eines glücklichen und zufriedenen Menschen? Setzen Sie sich ja über die Thorheiten weg, mein Lieber, die an allen kleinen Höfen gemein sind, und so zu sagen ihren Charakter ausmachen, daß man nehmlich Leuten von Verdiensten 4 wenn sie nicht von Adel sind, den Zutritt | verwehrt, oder welches noch schlimmer u. einfeltiger ist, mit einer stolzen Herablassung erlaubt, und dargegen lieber mit hundert Narren von Edelleuten umgeht.

Die Recension von Rudolph* ist fertig aber der tändlichte Mann hat das Werk selbst verlohren, woraus er doch noch eine Stelle abzuschreiben hat, und zum Unglücke ist kein Exemplar mehr in Leipzig zu bekommen, indem der Autor alle mit sich nach Warschau genommen hat. Ich habe es Dyken gesagt, er solle doch zusehen wo er eines geborgt bekäme, aber der Herre ist ein bisgen nachläsig,

* Die Recension dieses mir unbekannten Werkes ist nicht gedruckt worden.

und zur Zeit hat er mir es noch nicht zugeschickt. Ich will gern sehen wenn einmal dieses Stück der Bibliothek* zu stande kommen wird, wenigstens wird es wohl auf Ostern noch nicht gedruckt werden, indessen veralten die Bücher die darinnen recensirt werden sollen. Clodius befindet sich hier bey seiner Hofmeisterstelle recht wohl, sein junger Herr ist ein guter Mensch, und vielleicht lernt der Hofmeister selbst gesetzter werden, ich habe ihm von Ihrer Zumuthung wegen des Briefs die schönen Wiß. betreff. gesagt er war gleich parat, aber gestern sagte er mir daß es mehr eine Abhandlung von 30 Bogen ungefehr werden würde als ein Brief. Sie kennen seine Weitläuftigkeit, ich getraute mir nicht 2 Bogen von der Materie zu schreiben. Ich bin

Ihr

Ein groß Compliment an Ihren Grafen, und auch von dem H. v. Ludewig.** Thümmel.

---

4. Thümmel an Weisse.

(Herbst 1761.)

. . . . meinetwegen allen Authoren und Poeten zum Spectacle herum, ich will ihn gewiß nicht aus seiner Schande ziehen. Ich beklage ihn daß er nicht vollkommen Ursache hat in seinem itzigen Posto zufrieden zu seyn aber — ja — er weis sich ja selbst zu trösten. Das können tausend andere nicht — mir fällt hier bey Lehninger ein, der gröste und wunderbarste Misantrop den ich zur Zeit noch kenne. Mein Herr*** hat keine Agenten in Paris. aber wie fehlt es ihm denn itzo hieran, er hat ja sonst so viele gute Freunde daselbst zu Agenten gehabt z. E. Mons. Hubert†, Wille etc. Mosers Beherzigungen†† kann ich nicht recensiren — das Buch kann ja ganz und gar übergangen werden — Es hat nicht das Aufsehen als das erstere gemacht†††, und ist auch nicht so schön. Ueberhaupt habe ich keine Zeit etwas anderes zu schreiben als meinen Roman*† — denn damit beschäftige ich mich — der geht mir allein zu Herzen — und

---

* VI, 2.

** Graf Schulenburg von Burgscheidungen, und Professor Ludwig.

*** Der Erbprinz von Coburg.

† Die Kupferstecher Hubert und Wille. Thümmel scheint aber Huber bezeichnen zu wollen.

†† Frankfurt a. M. 1761. — Wurde nicht angezeigt.

††† Der Herr und der Diener. Frankfurt 1759. Thümmels Recension Bibl. d. Wiss. VI, 2, S. 330—339.

*† Wilhelmine (1764 erschienen).

da nichts als Liebesgeschichten darinnen vorkommen so amüsirt es mich selber wenn ich es erfinde, das geht aber nicht bey einer trocknen Recension an. Ich wollte im Ernst daß er auch diesen Winter eine Excursion hierher machte — Auf den Schlitten kann man sehr bald hier seyn und von Saalfeld aus geht es im Winter stets in Schlitten. Aber wenn ich ihn ja ein halbes Jahr nicht sehen
2 soll, so habe ich doch | Hoffnung auf Ostern nach Leipzig zu kommen und als dann muß er entweder zu mir oder ich zu ihm — das habe ich mir schon fest vorgesetzt. Seine angehängten Sinngedichte sind nun so-so. Es gefällt mir keines recht — das letzte ist noch das beste (der alte Adel).* Ich habe auch unter meinen Epigrammen einmal ein solches Sujet vor mir gehabt. Wie gefällt es ihm?

An einen der auf s. Ahnen stolz war.

Freund wenn dein Stammbaum uns nur erst beweisen kann
Daß Glied vor Glied, von deinem Ahnherrn an,
Verstand und Tugend abgenommen,
Dann prahle kühnlich fort und jeder giebt dir Recht
„Ich bin vom ältesten Geschlecht
„In ganz Europa abgekommen.

So eigensinnig muß er nicht seyn und mir deswegen seine übrigen Sinngedichte vorenthalten, weil ich sage was ich davon denke; Schicke er mir so viel als er hat, ich lese sehr gerne Sinngedichte von anderen, denn theils sehe ich darbey auf meine zurück, theils komme ich auch manchmal auf mir neue Gedanken, die ich hernach ausführe, und wenn ich in einigen Jahren, eine Menge beisammen
3 habe so kann ich ja die besten auslesen und drucken lassen. | Ich muß ihm doch noch 2 Epigramms zu lesen geben sage er mir welches von beyden ihm am besten gefällt, es hat seine Ursachen, die ich ihm in meinen künftigen Briefe schon sagen will. Hier sind sie:

Der Besuch.**

Batill besuchte mich, und des Besuchs zu Ehren
Gab mir ein böser Dämon ein
Mit ihm ein Glaß Champagner Wein
Auf gute Freundschaft auszuleeren.
Itzt ist er nun mein Freund — Allein
Wie dauert mich mein Wein — mein Wein!

Batill besuchte mich und des Besuchs zu Ehren
Gab mir ein böser Dämon ein

---

* Weisses kleine lyrische Gedichte. Leipzig 1772. III, S. 235.
** Mit Varianten abgedruckt in Thümmels sämmtlichen Werken (1854). VIII, S. 31.

Mit ihm ein Glas Champagner Wein
Auf gute Freundschaft auszuleeren —
Er wurde bald mein Freund — Allein
Itzt gäb ich ein Suppé darein
Um seiner Freundschaft los zu seyn.

Doch ich will es machen wie Er — um den Bogen voll zu bekommen kann ich wohl nicht beßer thun als einige meiner Sinngedichte seiner Beurtheilung oder seinem Vergnügen vorzulegen, denn sie sind schön das schmeichle ich mir. Die beyden letzten haben selbst Gellerten wohl gefallen. Ich wollte daß ich hundert stück dergleichen hätte!

Der Freygeist. 4

Sonst glaubt ich weder Gott noch Teufel
Und Spötterey war stets mein Zeitvertreib,
Doch itzo hebt sich aller Zweifel
Durch Gottes Huld und durch mein Weib.

Auf ein gewisses Schäfergedicht.

Seitdem Du liebst, willst Du Damothes seyn
Und Deine Braut ist Sylvia geworden.
Freund! Stelle die Vergleichung ein!
Wer kann im ganzen Schäferorden
Dir nur in Etwas ähnlich seyn
Als um den Kopf der Faun allein?

Ein Fräulein das sich jüngst versprach
Schlug Luthers deutsche Bibel nach
Wo Gott durch seinen Allmachtsruf
Ein Fräulein für den Mann erschuf.
Wie lange fing sie an zu schreyn
Muß sie wohl eins gewesen seyn?
Sie suchte — bis ihr Bräutgam rief
Sie wars so lang als Adam schlief.

Grabschrift eines Neuangeworbenen.*

Hier liegt Johann, der als Recrute starb;
Wär nicht der Narr aus Furcht für seinen Tod gestorben,
Der hätte sich gewiß so vielen Ruhm erworben,
Als sein Herr Oberster erwarb.

---

* In den sämmtlichen Werken VIII, S. 31: „Auf einen Rekruten zur Reichsarmee."



Marull greift zum Horatz, doch nur aus langer Weile
Er schlägt ihn gähnend auf — und liest
Empfindungsvoll die goldne Zeile
Wohl dem der fern von den Geschäften ist!*)

) Beatus ille qui procul negotiis.

Lebe er recht wohl ich bin sein Freund und Diener

de Thümmel.

Weis Er nicht ob noch ein Theil von Croneks Werken heraus kommt?** In der Vorrede ist nichts davon gesagt, und am Schlusse steht auch kein „Ende der sämmtlichen Werke". Ich möchte es gern wissen. Ich wollte daß Er mir den Plan zuschickte den Cramer und Klopstock ihm gegeben haben; Er soll ihn richtig wieder zurückbekommen wenn er es thun will.***

---

5. Thümmel an Weisse.

α/ω. (1761.)

Er kann sich leicht einbilden mein guter ehrlicher Weise, womit ich meinen Brief anfangen werde? Was kann mich wohl in dem Seinigen mehr interessiren, als seine unverdauete Critic über meine Ode. Er will ein Poete seyn und versteht nicht was es heißt wenn ich sage: Ein tausendstundenlanger Flug stürzt den Adler nieder? heißt es nicht eben so viel als wenn ich sage: der Adler fällt aus Müdigkeit zur Erde, weil er aus Stolz 1000 Stunden nach der Sonne geflogen ist. Ich will aber meinen Brief nicht mit einer Rechtfertigung anfüllen die doch zu nichts hilft, denn er widerruft doch seine Critik nicht, das weis ich schon. Aber das wird er mir doch erlauben daß ich Represalien gebrauche? Sein Sinngedichte ist wenigstens ebenso schlecht als meine Ode, das ist nach meinen Gedanken noch sehr gelinde geurtheilt, die 2 letzten Reime, so undeutsch sie sind, wollte ich Ihm noch vergeben, wenn nur eine Pointe darinnen wäre, aber die ist leider so unmerklich, daß ich glaube Er hat sie nach der eingerichtet die in dem Sinngedichte: „Ich wünsche dir sehr vieles Glücke etc." steht. Ja ja im Ernste, denn ich verstehe mich auf die Sinngedichte eben so gut als Er, auf die Oden. Hat er denn Ramlers Oden an den König, das Lied der Nymphe Persantis†, gelesen? Die sind noch viel unverständlicher

---

* A. a. O. S. 62: „Der Leser des Horaz."

** Der zweite Band der Cronegkschen Werke erschien 1761 zur Michaelismesse.

*** Vgl. Selbstb. S. 83.

† Lied der Nymphe Persante. Den 24. September 1760. K. W. Ramlers poetische Werke. Berlin 1800. I, S. 43 ff.

als die Meinige. | [2] Doch ich will nun Seinen Brief, von Wort zu Worte durchgehen, denn sonst vergesse ich das Wichtigste, und rede von Kleinigkeiten. Seine 2 beygelegten Oden mögen wohl ganz gut seyn, ich will sie noch einmal durchlesen wenn ich diesen Brief geschrieben habe, der gleich auf die Post muß, den Seinigen habe ich alleweile erst bekommen. Wenn er eine Menge Sinngedichte fertig hat, warum schickt er mir denn nur eins? Sind sie etwann alle so? O so bleibe *ich* Maitre, das wäre vortrefflich wenn ich Ihm meinen Stock-Knopf schickte ehe ich die Dedication hätte — Weis er wohl wenn er vor sich hat? Einen verschmitzten Hofmann, der gerne eine Dedications Schrift haben möchte, um sich ein Ansehn bey seiner Prinzeß zu geben, die es weis, ob sie schön oder schlecht gemacht ist, und die etwan so schließt — Mein Hofjunker bekommt von einem Bel esprit, der ziemlich in Ansehen bey den Gelehrten ist, eine Dedication, ergo muß mein Hofjunker wohl keine mittelmäßige Creatur seyn, und die sich wohl selbst hernach gegen die andern Hofleute mit ihren Hofjunker brüstet; Wahrhaftig sonst wollte ich meinen Stockknopf nicht so verschleudern — Ich will gerne sehen was aus meinem Romane* werden wird. Wenn ich werde lange geschrieben haben und ihn endlich durchlese, so wird keine Connexion drinnen seyn und ich werde den Quark wegwerfen.|

[3] Bisher habe ich noch nichts daran gethan als geschrieben, was mir alle Morgen von 4 Uhr bis 12 eingefallen ist, nachdem ich disponirt gewesen bin nachdem sind auch die Einfälle gerathen. Indeß wenn Er Ihn unter seiner Geisel nimmt, und ihn liest wenn Er Lust darzu hat, so glaube ich doch, daß es ein ganz hübsches Buch zum Zeitvertreibe von 2 Stunden werden kann. Ich kann es nicht läugnen es ist voller Chimären bald lustig — bald traurig bald wieder *Grandison* (o das war zu viel!) bald wieder *Scarron*. Ich habe schon sehr viel daran geschrieben und arbeite doch nun erst 5 Wochen an demselben — Ist das ein gutes oder böses Zeichen? Wenn er nur selbst da wäre, so wollte ich ihm dann und wann etwas vorlesen und so wär es 10mal beßer als daß ich erst seine Critic durch Briefe erhalten muß. Indeß will ich ihm doch die Vorrede beylegen, die ihm einiger masen von meiner Einrichtung Anzeige thun wird. Wie ich seine Einfälle von einem Vorlege Buch — und seine Recension von meinen Roman laß, habe ich zehnmal dazu gesagt — Weise ist ein Narr — und hier wiederhole | [4] ich es solenniter. Es ist mir lieb daß er mir einige Nachricht von Romanen gegeben hat. Ich werde sie lesen — aber nicht um etwas daraus zu stehlen — sondern nur um zu sehen, ob mein Buch nicht eben so gut ist, als das was *Marmontel* und die Mad. *Lenox* geschrieben haben. Ich vermuthe es wird noch beßer seyn. Das ist mir recht

---

* *Wilhelmine* (1764 erschienen).

lieb daß er mir Wein schaffen will, mache er nur daß er bald ankommt denn ich kann nicht lange auf dergleichen Sachen warten — Wenn er noch nicht an den Kaufmann dießerwegen geschrieben hat — so höre er gleich itzo zu lesen auf und setze er sich hin und schreibe Er. Mit den Kupferstichen verhält es sich anders. Die bestelle ich wieder bey ihm ab — ausgenommen die, die er schon in meinem Nahmen bringen läßt — denn ich will ihn nicht in Unkosten bringen — le petit Physicien habe ich selbst, ich habe es bey einen Kupferhändler der immer zum Prinzen kommt für 1 rth. 8 gr. gut Geld gekauft. Ich halte es für eins der schönsten

. . . .

---

6. Ekhof an Weisse.

Liebster Freund!

Der Herr Cornet von Gerstenberg, der sich hier einige Tage in Altona aufgehalten, hat einen Brief von Ihnen erhalten. Er hat mir versprochen, einige Zeilen von mir mit einzulegen, wenn er Ihnen antworten wird. Ich ergreife diese Gelegenheit mit besonderm Vergnügen, nach einer Frist von mehr als anderthalb Jahren, mich nach Ihrem Wohlbefinden und nach Ihren Gesinnungen gegen mich zu erkundigen. Ich bin noch ungewiß, ob Sie meinen letzten Brief im Novemb. 1759 werden erhalten haben.* Wie mich Hr. Greichauf** damals versicherte, sind Sie schon von Leipzig weggewesen, wie er angekommen ist, er vermuthete aber, daß Ihnen derselbe würde nachgeschickt worden seyn. Ich habe seit Ihrer Zurückkunft aus Frankreich nie recht Ihren Aufenthalt erfahren können. Hr. Greichauff sagte mir kürzlich, Sie wären bey Gotha auf dem Lande***; konnte mir aber 2 Ihre Adresse nicht geben. Wenn | Sie mich also noch ein bischen lieben, so machen Sie mir das Vergnügen und geben mir selbst eine sichere Nachricht von Ihrem Aufenthalte und Zustande. Sie sind überzeugt, wenigstens müssen Sie es seyn, daß es überflüssig seyn würde, Sie zu versichern, wie vielen Antheil ich an Ihrem Wohl nehme, und wie schätzbar mir Ihr Andenken, und Ihre Freundschaft ist. Nimmermehr kann ich mir einbilden, daß Ihr langes Stillschweigen, ein Mißfallen zum Grunde haben könnte, welches Sie gegen mich gefasst; ich wüsste nicht, wodurch ich dies verdienet hätte. Ueberführen Sie mich liebster Freund von dem Gegentheil und benehmen Sie mir eine Unruhe, die mich schmerzet. Zur Wiedervergeltung will ich Ihnen alsdann auch einen langen, langen Brief

---

* Vgl. Selbstb. S. 59.

** Kreichauf oder Kreuchauf, Kaufmann in Leipzig und Kunstkenner, der die Beschreibung des Winklerschen Cabinets herausgab (Leipzig, Breitkopf 1768). N. Bibl. d. Wiss. VII, S. 314 ff.

*** In Burgscheidungen bei dem Grafen Schulenburg.

von unserm bisherigen Schicksale schreiben. Ihr Richard der 3te hat hier einen besondern Beyfall, so wie er es verdient. Er und der Codrus beneiden sich, | Ich habe mehr als einmal auf den Caffee- 3 häusern oder in Gesellschaften gehört, wenn jemand den Richard zuerst gelobt hat, daß ein anderer darauf versetzte: Ja, aber Codrus ist auch schön! und ein andermal wenn zuerst zum Vortheil des Codrus gesprochen wurde, man ausrief: Aber Richard! was sagen Sie davon! Ich habe in meinem letzten Briefe damals versprochen, Ihnen meine Gedanken über den Richard zu eröffnen, und ich werde, wenn ich erst Ihre Adresse gewiß weiß, und überzeugt bin, daß Sie mir meine freymüthige Offenherzigkeit nicht übel auslegen, mein Versprechen halten.* Die Durchl. Herzoginn und die Prinzessinn von Mecklenburg sind von Lübeck hier angekommen, den Brunen zu trinken. Sie trinken ihn hier, unter uns gesagt, eines Theils aus der Ursache, weil wir hier sind. Liebster Freund! welch eine Ehre für das deutsche Theater! Sie wissen die mehrsten Scenen vom Richard auswendig und recitiren sie oft unter sich zu Ihrem Zeitvertreib. Am Donnerstag wird er aufgeführt und Sie wünschen, daß heute Donnerstag wäre. Ein andermal werde ich Ihnen mehreres davon melden! O wenn doch viele deutsche Große so fürs Theater gesinnt wären! Leben Sie wohl, liebster Freund! Vergessen Sie mich nicht! Meine Frau empfiehlt sich Ihnen. Hören Sie nicht auf zu lieben

Ihren

Hamburg, den 6. July ergebensten Freund und Diener
1761. C. Ekhof.

Ich wohne am Pilatus Pol bey dem Hrn. Lieutenant Singelmann.**

---

7. Brief Weisses.***

Liebster Freund,

Sie hätten gewiß nicht so lange auf eine Antwort von mir warten dürfen, wenn ich nicht gehofft hätte, Sie diese Messe in Leipzig zu umarmen. Wie habe ich mich gefreut! Wie habe ich die Stunden und Augenblicke gezählt, und dennoch — ist es leider umsonst gewesen. Mein Gefährde, der G. v. S.† kann sich nicht ohne Gefahr hineinwagen, da seine Thüringischen Hn. Collegen alle noch

---

* Vgl. Selbstb. S. 87.

** Uhde hat diesen Brief zu seiner Biographie Ekhofs in Gottschalls neuem Plutarch (4. Band. 1876. S. 157 f.) bereits benützt und einige Stellen daraus abgedruckt.

*** Zur Ermittelung des Adressaten finde ich in dem Briefe keine Anhaltspuncte.

† Graf von Schulenburg. — Selbstb. S. 86.

in Magdeburg sitzen und ich — (wie glücklich ist man nicht, wenn man nicht reich ist) ich könnte zwar wohl hinein: aber ich habe weiter nichts drinnen zu suchen, als daß ich meinen Freunden sage, wie sehr ich sie liebe, so wichtig dieses auch vor mein Herz ist, so wenig würde ich eine unnöthige Reise vor dem Gerichte einer weisen Oekonomie rechtfertigen können, vielleicht würde ich aber doch unge-
2 wissenhaft genug gewesen seyn, | mich darüber weg zu sezen, wenn mir nicht Jupiter mit seinen Sturmwinden und Platzregen zuwieder wäre. Ich habe diesen ganzen Sommer auf unserm schönen Landgute zugebracht: zufrieden, und glücklich

J'-y-goute avec plaisir
Les charmes peu connus d'un charmant loisir:
Je suis seul içi sans être solitaire
Et toujours occupé sans avoir rien à faire:

beynahe wäre ich zu einem arkadischen Schäfer geworden, wenn es mir nicht an Schäferinnen gefehlt hätte: aber in einem so jämmerlichen Zustande der Trockenheit habe ich mich blos mit den Musen beschäftigen müssen, und ich bin immer noch ein so sinnliches Thier, daß ich mich nicht ganz an diesem Umgange begnügen lassen kann: in mancher Viertelstunde hätte ich den ganzen Plunder dieser melancholischen Mädchen um den Kuß eines Freundes hingegeben. Sie werden leicht vermuthen, daß aus diesem Umgange nicht viel Kluges herausgekommen: Geburthen die Menge! nächstens werde ich mich neben Gottscheden mit einer Canone und einem ungeheuren Bunde Federspulen in Kupfer stechen laßen; mit der Unterschrift der rüstige Autor. Trauerspiele, Comödien, Lieder, Sinngedichte,
3 Uebersezun|gen, Kritiken und ein großes et caetera; sogar in der Kirche (der Himmel vergebe mir es!) bin ich nicht ruhig gewesen. Da sehen Sie einmal, was mir letztens beym Friedensgebete einfiel:*

Der Pfarrer betete jüngst öffentlich um Frieden
Und jedes stimmt andächtig ein:
Doch eine Dame war damit sehr unzufrieden
Und sprach: der Mann muß närrisch seyn:
Darwider sollte sich der Kirchenrath doch rühren:
Wer Henker! wird darnach sich bey uns einquartiren?

Also wird auch die Bibliothek fortgesetzt? — Das versteht sich, und H. Dyck wird diese Messe mit einem Stücke, wovon er schon seit 17. Wochen die Handschrift gehabt, das er aber vermöge seines Berufs, der ihn zu dem größten Trödler erschaffen, so lange verzögert, endlich erscheinen**; da indessen schon das zweite Stück in Manuscript wieder nach der Presse seufzt. Glauben Sie ja nicht,

* Vgl. Kl. lyr. Gedichte von Chr. F. Weisse. 1772. III, S. 231.
** Das erste Stück des 7. Bandes erschien 1761.

liebster Freund, daß ich über die Ausfoderung des Schweizer-Aristarchen* erschrocken bin: ich habe sie genau geprüft, sie ist sehr seichte und soll beantwortet werden, nur bin ich noch nicht schlüssig ob ich die Bibliothek zum Kampfplatz machen soll: denn wer jene zieml. handfeste Apologie nicht gelesen, wird wenig Vergnügen und Nutzen daraus schöpfen. Des M. Martini | Uebersetzung habe ich endlich mit dem allerliebsten Kupferstichlein, wo die Todten unverschämt nackend herum laufen, erhalten: wie ich höre hat man schon ein Urtheil in den Hamburg. Zeitungen darüber gefällt: es kömmt von H. Duschen, der auch eine Uebersetzung schon seit einem Jahre angekündigt hat: der M. Martini kann aber immer zufrieden seyn, daß man nichts wichtigers, als wie man mir gesagt etliche participia darinnen getadelt: ich habe alles daran gethan, was nur zu thun möglich war.** 4

Leben Sie wohl, theuerster Freund, und erhalten Sie mir die Gewogenheit Ihrer Fr. Liebste; ich bin ewig

Burgscheidungen den 12. Sept. 1761.

Ihr
ganz eigner
Weisse.

---

8. Gerstenberg an Weisse.

(Herbst 1762.)

Mein liebster bester Freund,

Dem Himmel sey Dank, daß wir wieder im Gleise sind, an einander zu schreiben. Ich habe durch mein langes Stillschweigen das meiste gelitten, da ich Ihre liebsten Briefe so sehr habe entbehren müssen. Aber ich versichere Sie, mein Weise, ich bin ganz unschuldig; meine Arbeit war wirklich groß, und ließ mir keine Zeit übrig, des Tages nur eine Stunde für mich zu seyn; so sehr ich zu solchen kleinen Geschäften geneigt bin — so empfand ich doch oft die Vorzüge, im Schooße der Muse mit seinen Freunden schwatzen zu können und bedaurete oft die Zeit, die ich meinem Weise nicht widmen konnte. Künftig, da der parteyische Himmel uns unsre alte Ruhe wieder geschenkt hat, will ich desto fleißiger seyn und vielleicht erhalte ich sogar Gelegenheit, mich der Bibl. besser

---

* „Anhang zum I. Stück des sechsten Bandes der Bibliothek der schönen Wissenschaften. Worin untersucht wird, ob der Herr Magister X. Y. Z. in Leipzig wol auch fähig sei, eine Critik über die deutsche Uebersetzung des Sophocles zu verfertigen. Leipzig 1761."

** Georg Heinrich Martini gab ohne Nennung seines Namens heraus: Ogilvies Tag des Gerichts, ein Gedicht nebst andern poëtischen Schriften, aus dem Englischen. Leipzig, 1761; s. J. G. Meusel, Lexikon Bd. 8. S. 507.

2 anzunehmen, als ich selbst | gehofft hatte. Ich reise nemlich zu Anfang des Novembers wieder nach Copenhagen, wo ich mich diesen Winter aufhalten werde. Sie können leicht denken, daß ich nicht säumen werde, Ihnen von dort aus Beyträge zu verschaffen, wenn es mir auch selbst an Zeit zu dergleichen fehlen sollte. Vielleicht erhalte ich gar etwas von Klopstock und Cramern. Diese Herrn nebst Schlegeln und Funk* hatten vorigen Winter eine poetische Zusammenkunft festgesetzt, wozu sie mich gleichfalls hatten aufnehmen wollen, wenn ich nach Copenhagen gekommen wäre, welches verschiedener Abhaltungen wegen damals nicht geschehen konnte; sollte dieses itzt aufs Tapet kommen, so können Sie leicht erachten, daß ich etwas Gutes daraus für die Bibliothek zu stiften Gelegenheit nehmen werde. Vielleicht bleibe ich überhaupt künftig länger in Copenhagen, als bisher geschehen ist.

Ein Exemplar des Hypochondristen** wird Ihnen Herr Heinsius in Leipzig in meinem Namen einhändigen. Ich dachte in meinem letzten Briefe, daß der Hypochondrist schon dort angekommen wäre. Es wird Ihnen nicht unangenehm seyn, die Verfasser dieser Blätter kennen zu lernen. Das dritte, das neunte, das dreyzehnte, vierzehnte, sechszehnte, siebzehnte und vier und zwanzigste Stück ist von Herrn Schmidt***; das zweyte, fünfte, und zehnte von Herrn Kleen (der im Vorbeygehn gesagt itzt Ober-Kriegs-Commissair ist); das eilfte und ein und zwanzigste von einem hiesigen Prediger, Herrn Schmollmann, das fünfzehnte von dem Hofprediger Coppmann, und die übrigen Stücke sind von mir. Mein sechstes Stück wird man in ihren Gegenden nicht verstehen; es soll eine Satire über eine gewisse Reisebeschreibung seyn, die mir ziemlich lächerlich ist, und deren Verf. ein gewisser Justitz-Rath Willebrand in Altona ist†,
4 den man für ein sehr lustiges Geschöpf hält. | Die erdichtete Reisebeschreibung des sechsten Stückes ist ganz aus diesem Buche herausgezogen, und in dieser Absicht glaube ich die Satire nicht für uneben halten zu können. Das zwanzigste und drey und zwanzigste Stück[1]

* Gottfried Benedict Funk (1734—1809). Jördens VI, S. 124 ff. Goedeke S. 607. Nr. 290. J. A. Cramer war Hofprediger in Kopenhagen; Klopstock lebte im Bernstorfischen Hause; Joh. H. Schlegel war Professor der Geschichte und kgl. dänischer Historiograph.

** Der Hypochondrist eine holsteinische Wochenschrift. Schleswig, bey Joachim Friedrich Hansen. 1762. — 25 Stücke; das letzte vom 19. Juni 1762 datiert. Vgl. über den Hypochondristen Gerstenbergs eigene Angaben im Freymüthigen 1808. Num. 210. S. 847 f. Jördens VI, S. 174.

*** Jakob Friedrich Schmidt. Jördens IV, S. 581—93. Goedeke S. 584 Nr. 117. Koberstein V, S. 58. Anm. 17.

† Johann Peter Willebrands historische Briefe und prosaische Anmerkungen auf Reisen. Frankfurt u. Leipzig 1761.

sind Schul-Arbeiten, und wieder mein Wissen von Herrn Schmidt unter die Presse gegeben; ein gleiches ist von den beiden Elegien im neunzehnten Stücke zu verstehen, die ich für meine Arbeit nicht erkennen kann, obgleich Sie in Gesellschaft der Schmidtischen Prosa und Verse sich lustig genug herausnehmen. Das 25te Stück ist aus Versehen eingerückt worden; der Verfasser ist der General-Auditeur Ortling.

Wie freue ich mich auf Ihre Amazonen-Lieder* und Ihr Theater!** Wie lieb ist es mir, eine solche Neuigkeit mit nach Copenhagen zu bringen! Ich wollte, daß Sie ein Sujet von Peter dem Dritten nehmen könnten, um uns bald den dritten Band zu liefern; aber das ist unsern Kindern erst aufgehoben. Meynen Sie, daß die alte Melusine*** ein schon unbekannter Charakter ist? Sie finden ihn in unsern meisten Original-Stücken, die vor 10, 20 Jahren herausgekommen sind. N.B. Es finden sich in der Historie viel ähnliche Revolutionen mit der letzten Russischen, die durch eine feine Anspielung der Tragödie ihr Glück jetzo machen könnten. Für die Anekdoten von Rousseau† bin ich sehr verbunden. Ich bin zeitlebens

Ihr

treuer und aufrichtiger Gerstenberg.

Weil ich vergessen habe, Herrn Hansen zu sagen, daß er Ihnen ein Exemplar vom Hypochondristen bey Heinsius bestellen möchte, so schicke ich Ihnen hier selbst eins.

Meine Adresse geht an Herrn Reimers auf den Amaker-Markt in Copenhagen.

Ich bitte Sie, recensiren Sie doch die neue Berliner-Edition von Lichtwehrs Fabeln††, die er selbst herausgegeben. Kehren Sie sich an einige Grobheiten in der Vorrede nicht, und lassen Sie ihm Gerechtigkeit widerfahren. Er ist das größte Genie zur Fabel, das ich kenne, und die guten Stücke sind ja bis zum Entzücken schön. Was thut dies, daß er uncorrekt ist?

---

* Erschienen 1762 in vermehrter Ausgabe.

** Beytrag zum deutschen Theater. 2. Theil. 1763. Nach Selbstb. S. 86 aber schon 1762 zur Michaelismesse herausgekommen.

*** Melusine heisst die zänkische und kokette Alte in Weisses Mistrauischen. Vgl. Gleims Gedicht „an die alte Melusine", Körtes Ausg. I, S. 120 f.

† Vgl. Selbstb. S. 71 ff. und Morgenblatt 1840. Nr. 292. S. 1165 f.

†† Lichtwers Fabeln in 4 Büchern, von dem Verfasser selbst herausgegeben. 3. Aufl. Berlin 1762. In der Vorrede macht Lichtwer seinem Aerger über Ramlers Verbesserungen, welche dieser mit seinen Fabeln in einer unrechtmässigen Ausgabe (Greifswalde und Leipzig 1761) vorgenommen hatte, Luft. Die Bibl. zeigt (VIII, S. 1) gerade jene unrechtmässige Ausgabe an und ergreift Ramlers Partei gegen Lichtwer.

Die Nachricht im ersten Stück wie auch das vierte Stück sind auf ein paar schleswigsche Gassen-Autors gemacht, deren einer die Ochsen- und Neujahr-Feste besingt, der andre Wochenblätter herausgibt. Der Brief im 4ten St. ist durchaus auf eins dieser Blätter parodirt. Das Trauerspiel aus H**, das die Veranlassung zum 7ten St. gegeben hat, hieß Rhynholt und Sapphira*, welches der Verf. ganz umgeschmolzen hatte, und es so unserer Kritik überließ, mit der er zwar nicht zufrieden war, aber doch sein Stück bald darnach unterdrückte. Die Charitina von Issoph** ist unsre Markgräfinn, und enthält lauter Wahrheiten: Herr Schmidt ist bey dieser Dame in gutem Ansehen. Die Stücke von Kleen sind voller beißender Anspielungen, die ein Auswärtiger nicht verstehen kann, die aber voll Witz sind. Ich wünschte, daß Sie besonders auf ihn einige Aufmerksamkeit wenden möchten.

[1] Das Wort sage femme im Bar, welches ich durch weise Frau übersetzt hatte, gibt eine Art von Wortspiel, welches Sie tadeln müssen.***

---

9. Gellert an Blankenburg.†

Theuerster Herr v. Blankenburg,

Da ich krank, und überhaupt weder geschickt noch beherzt genug bin, Ihre mir vorgelegte Streitfrage zu entscheiden: so habe ich einen meiner Freunde, den Herrn Weisse, einen Kenner des Theaters, vermocht, seine und meine Meynung aufzusetzen; nicht um Sie und Ihre Freunde zu belehren, dieses bedürfen Sie nicht, sondern um das Vertrauen zu behaupten, das Sie gütigst in meine Dienstfertigkeit setzen. Für dieses Vertrauen und die besondere Gewogenheit, deren Sie, theuerster Herr von Blankenburg, mich würdigen, danke ich Ihnen hiermit, so wie man für ein Geschenke danket, das man nicht verdienet und dessen Werth man doch empfindet. O wie glücklich bin ich, wenn ich Ihnen durch meine in meinen Augen sehr geringen Schriften nur einige der Vortheile verschafft habe, die 2 Sie in Ihrem Briefe rühmen; | und wie viel Ursache habe ich, Gott für dieses Glück zu danken, und auch Ihnen selbst! Ihren Brief habe ich mehr als einmal gelesen, um Ihnen alle die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die ich einem Manne schuldig bin, der einen

---

* Vgl. Sauer, Brawe (Quellen und Forschungen XXX) S. 81 f. und Anz. f. d. Alt. V, S. 390 ff.

** Im 11. Stück des Hypochondristen.

*** Hypochondrist 23. St., S. 358: „Ich meines Theils habe vielleicht der weisen Frau, die meine Mutter von mir entbürdete, viele Verbindlichkeit, aber meinem Vaterlande keine einzige". — Mit Gerstenberg stand Weisse von 1758—1768 in Briefwechsel (vgl. Selbstb. S. 59. 141). Ein Brief von ihm a. a. O. S. 59 ff.

† Vgl. Selbstb. S. 144.

gefährlichen Stand*, in dem er wider seine Neigung steht, mit einem so rühmlichen und tugendhaften Charakter schmücket und diesen mit Wissenschaft und Geschmack verbindet. Seyn Sie also, werthester Herr, aller meiner Hochachtung, Ergebenheit und Liebe auf das nachdrücklichste versichert und in Ihrem rühmlichen Laufe freundschaftlich von mir ermuntert. Und so leben Sie denn wohl, und seyn Sie mit Gott einer der glücklichsten und besten Männer Ihres Standes!

Leipzig den 12. Septbr. 1766. Ihr verbundenster Diener und Freund
Gellert.

Wenig in dem beygelegten Briefe des H. Weisse ausgenommen, so kann ich mit Gewissen sagen, daß ich nichts anders niedergeschrieben haben würde, wenn ich meine Meynung aufsetzen müssen. Herr Weisse, der vor vielen Jahren mein Zuhörer gewesen, weis auch, daß ich Grundsätze stets angenommen habe.

---

10. A. Luise Karschin an Weisse.**

Berlin den 29. Jenner 1767.

Mein verewigungswürdiger Dichter

Sie können es immer Ihre Süßeste Freundin hören laßen daß ich Sie schon lange geliebt habe, und daß ichs Ihnen nunmehr gestehen muß, nachdem Ihr Crißpus mein Herz so schmelzend gemacht wie Eine Kleine wächserne Bild Säule vor den Strahlen der Erndtemittags Sonne werden müßte, Rammler der die Schatten des Stolzen römischen Sängers Eifersüchtig macht, Rammler laß meiner Edelsten Freundin und mir dieses Haubtstück aller Ihrer Schönen Werke vor, ich glaubte in dieser festlichen Stunde den königlichen Jüngling selbst sprechen zu | hören, zu sehen, und zu 2 bewundern, Himell wie war mir; niemahls, nein niemahls hat ich Vorher die Tugend in Ihrer ganzen göttlichen Stärke so sehr gefühlt, und niemahls war Sie mir so liebenswürdig vorgekommen, ich weintte Vortrefflicher Weisse ich weintte Trähnen der allerfrömsten Zärtligkeit die iemahls Eine menschliche Seele gefühlt haben mag, und mich ergriff Ein heilliges schröcken Vor alle dem was untter den Tittel des Lasters gehört, es ist mir unmöglich Ihnen dieses zu verschweigen, und mein Freund wird Sagen daß ich gewünscht habe dieses einzige Trauerspiel an Stat aller meiner Kleinigkeiten gemacht zu haben, aber dem Herrn der Natur gefiel es nicht, mir Ein so nüzliches, so großes Talent zu geben, und mir wird obliegen mit dem meinigen so gut | zu wuchern wie ich kan, fahren Sie fort 3

* Blankenburg war schlesischer Officier.

** Grosse und kleine Buchstaben, so wie sie willkürlich gesetzt werden, sind oft nicht von einander zu unterscheiden.



Sanffter gutherziger Man durch Eine so Schmeichelnde Moral die Seelen zu beßern, Wir werden den crißpus bald öffentlich hören, aber wird er auch mit eben den Heldenmütigen anstand daß Gifftgeschir ergreiffen als Rammler Sein Trinkgefäß voll Wein, Wird Er auch mit Einer eben so seraphischen entzückung Sprechen, fast möcht ich zweiffeln; doch unßre beste schau Spiellerin wird den carakter nicht unbehaubtet laßen, und ich wünschte daß Sie ruhmwehrter Schöpfer selbst hier wären, ich mus Sie kennen lernen, Ja ich mus es, und Sollt ich Künfftigen Frühling dorthin reisen wo Sie Von den finstern Geheimnißen der Themis zurückgekommen, sich in die arme der Melpomene werffen, ich Seegne Sie Tausend mahl Von ganzem Herzen, und bin mit der Wahrhafftigsten ergebenheit Ihre

Freundin und
Dienerin
A L Karschin.

---

11. Nicolai an Weisse.

Berlin den 15. Jun. 1767.

Ich muß Ihnen leider den Tod unsers lieben Meinhard melden, der heute früh gestorben ist. Er war seit 4 Wochen elend krank, und da er sich nicht bewegen laßen wollte etwas zu essen, so nahmen seine Kräfte so sehr ab, daß er endlich einem Schatten ähnlich sahe. Ich glaube aber auch daß er einen Schaden an einem innern Theile gehabt, der ihn so sehr abzehrte, und alle Arzney vergeblich machte.

Sie können leicht denken, wie sehr mich dieser Fall rühret, da ich mir die angenehmste Hoffnung eines Umgangs mit diesem vortrefflichen Manne gemacht hatte. Inzwischen die Wege der Vorsehung sind wunderbar! und wir wollen nicht dawider murren.

Der Selige hat gesagt, daß er einem Buchbinder in Leipzig etwa für 30 thlr. Bücher zu verkaufen gegeben. Suchen Sie doch diesen Mann auszuforschen. Er hat mich gebeten zu sorgen, daß seine Mutter welche sich zu Idstein in bedürftigen Umständen befinden soll, allen seinen Nachlaß erhalte. Solte ihm also Mad. Dyckin etwa auch noch etwas schuldig seyn*, so sorgen Sie doch, daß es der Mutter übermacht wird.

Melden Sie doch diesen Todesfall auch H. Prof. Gellert. Leben Sie wohl liebster Freund. Der Himmel erhalte Sie und Ihre Familie.

Lieben Sie stets Ihren
Nicolai.

Adresse: A Monsieur Monsieur Weise,
Grand Receveur tres renomme
à Leipsic.

---

* Joh. Nik. Meinhard arbeitete auch an der in der Dykschen Buchhandlung erscheinenden Bibliothek d. sch. Wiss. u. fr. K. mit.

12. Kästner an Weisse.

Wohlgeborner Herr

Hochzuehrender Herr Creyßsteuereinnehmer

Wehe der Bibliothek d. sch. W.! Hoch von den Alpen einher wälzt sich eine hufverderbende[1] Schneelawine auf den Verfasser* der Betrachtung über Gottscheds Charakter und verbreitet sich über das ganze Journal das eine so unzürcherische Schrift aufgenommen hat. Und vollends Agathon und Tom Jons!** Da hat mir Prof. Hoyer schon gesagt, ich wäre nicht fähig das schöne im Agathon zu fühlen ich weiß nicht ob ich nicht zürchisch genug dazu kann, die platonische Liebe kenne ich gewiß vollkommen gut aus eigner Erfahrung.***

. . . .

[1] Das neologische Epitheton, für Teufel, und wo es sich sonst hinschickt: hufenlang ist nicht adaequat weil die Hufen auch breit sind. Ein Steuerbeamter, der mit den Hufen zu thun wird es am besten ausführen können. Wo Sie solches etwa einmahl thun, so verewigen sie doch mich damit, daß ich diese erste Anwendung der Steuer auf den Witz bemerkt habe.

. . . .

Ich verharre mit vollkommenster Hochachtung

G. den 9. Nov. 1767. Euer Wohlgeb gehorsamster Diener A G Kästner.

N. S.

Ueberbringer dieses H. Dr. Giseke ein Hamburger der hier seine Zeit sehr wohl angewandt hat ist gleichwohl kein Verwandter desjenigen über dessen Waisen H. Gärtner Vormund geworden ist.†

---

* Der Verfasser der „Betrachtungen über Gottscheds Charakter in der königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen, den 12. Sept. 1767 vorgelesen" ist Kästner selbst. Sie stehen N. Bibl. d. Wiss. VI, 1, S. 208 bis 218, können aber damals noch nicht gedruckt gewesen sein, wenn nicht der VI. Band mit der Jahrzahl 1768 schon zur Herbstmesse 1767 erschienen ist.

** „Einige Vorlesungen in der Königlichen deutschen Gesellschaft zu Göttingen gehalten von G. A. Kästner." Altenburg 1768. Darin S. 93—99: „Agathon und Tom Jones, ein Romanheldengespräch." Vgl. N. Bibl. d. Wiss. 1769. VIII, 1, S. 112 ff.

*** Prof. Hoyer ist bekannt durch eine Geschichte der Kriegskunst seit der Anwendung des Schiesspulvers. Göttingen 1797—1800. 4 Thle. Der folgende Theil des Briefes ist Selbstb. S. 124—129 mit einigen Auslassungen abgedruckt; da der Inhalt ein mehr theologischer als litterarischer ist, erspare ich mir hier die Collation und ergänze nur den Schluss.

† Gärtner gab 1767 zu Braunschweig Nicolaus Dietrich Gisekes Werke heraus.

Darf ich Sie wohl den schönen Künsten zu gefallen mit einer Commission beschweren. Zu dem Leichenprogramme das hier auf meine seel. Liebste* gedruckt worden hat ihres H. Schwagers jetzige Hochwürden, die Gütigkeit gehabt eine Kupferplatte bey Meilen stechen zu lassen und solche auf die Exemplare die ich specialiter ad hunc actum — nach Leipzig schickte abdrucken zu lassen. Seit dem sind die Platten (seit 1759) in Leipzig, und ich wünschte sie zu haben, weil ich sie bey einer Ausgabe von meinen Schriften brauchen wollte. Es sind drey Platten weil eine zweymahl gestochen ward. Ich habe vorige Michael deßwegen an den H. Canonikus geschrieben, bisher aber noch keine Antwort. wollen Sie wohl die Gewogenheit haben ihn gelegentlich zu erinnern.

Wie wird sich Ihre Bibliothek mit der Klotzischen vertragen? Wir werden bald mehr Criticos haben als Schriftsteller. Ich verharre mit vollkommenster Hochachtung

Eu. W.

Diener.**

---

13. Bertuch an Weisse.

Sie haben mich in dem Baron von Knebel*** mit einem recht angenehmen Manne bekannt gemacht, Theuerster Freund. Er hat ein vortreffliches Herz, viel Kopf, und Wißenschaften die man sonst nicht gewohnt ist unter einem Preußischen blauen Rocke zu suchen. Er ist erst vor wenig Tagen wieder von hier abgereist; fast täglich waren wir beysammen, und Ihnen, mein Liebster, danke ich die angenehmen Stunden, so ich mit ihm genoß. W—† hat er nicht so gefallen, weil er einige Flecken an der Alceste fand. — Den H. Baron v. Bender†† aus Wien habe ich zwar hier bey Hofe gesehen aber nicht kennen gelernt; aus einigen Urtheilen aber die ich von ihm gehöret, schien sein Geschmack in Werken der Kunst und des Witzes nicht ganz der richtige zu seyn.

Vor ein Paar Tagen war H. Prof. Schmidt von Gießen hier. Ich habe ihn gesprochen und mächtig viel Anekdoten von ihm

---

* Kästners Frau (Johanna Rosine Baumann) starb 1758.

** Ein anderer Brief Kästners an Weisse Selbstb. S. 191 Anm.

*** Knebel reiste Ende September 1773 über Leipzig nach Weimar. Knebels Nachlass I, S. XXI. Düntzer, Freundesbilder aus Goethes Leben S. 417. Düntzer, zur deutschen Litteraturgeschichte (aus Knebels Nachlass) S. X.

† Wieland.

†† Ein reicher Wechsler, der viel Geld und Mühe auf das Wiener Theater verwendete. Briefe an Klotz I, S. 39. Wlassak, Chronik des Hofburgtheaters S. 15. 19.

erfahren. Das Taschenbuch der Dichter*, so wir diese Meße erhalten haben, ist, wie er mir sagte, die Fortsetzung seiner Anthologie. Von ihm erfuhr ich auch, daß Riedel in Wien zur katholischen Kirche übergegangen ist, und jetzt eine Wochenschrift, der Einsiedler**, schreibt.

Ihre Frage, liebster Freund, ob Sie wohl W— kleinen Groll*** überwinden könnten, wenn Sie noch seinen Agathon in der Biblio-|thek recensiren ließen, kann ich mit nichts andern als mit Ja be- 2 antworten. Nach der Lage der Sachen halte ich es für das einzige Mittel der Versöhnung; denn so unschuldig Sie auch immer bey der Sache sind, so glaubt er doch ganz gewiß nicht daß bloser Zufall, sondern daß Nebenabsicht (der Himmel weiß, welche er sich denkt,) diese Recension verhindert habe. Und ich gestehe es Ihnen offenherzig, mein bester Weiße, ich möchte gar zu gern zwey Leute, die beyde Deutschland verehrt und liebt, die beyde Verbesserer unseres Geschmackes und die Ehre unseres Jahrhunderts sind, wieder einig sehen. W— wird meinem Herzen nie das werden, was Sie ihm sind, aber ich thue diesen Wunsch für die gute Sache unserer Litteratur und unseres Geschmacks; zwey gute Köpfe, zwey vortreffliche Schriftsteller, bleiben doch noch immer zu viel Mensch, als daß sie ihre gegenseitigen Werke mit eben dem Wohlwollen des Herzens annehmen und beurtheilen sollten, wenn sie etwas wieder sich haben, als wenn sie Hand in Hand am Parnaße lustwandeln. Sie haben es aus der Erfahrung, mein Theuerster. Ich rechne aber unter diese Erfahrung die hämische Recension Ihrer Jagd und Aerndtekranzes in der A. d. Bibliothek nicht mit.† Der Mann, der dort den Minos einmahl gespielt hat, ist ein armer Sünder; Sie müßen ihm vergeben und seine Bekehrung dem Arzte überlassen. |

Nun, mein liebster Freund, was sagen Sie zu meiner Elfride.†† 3 Ich bin recht begierig auf ihr Urtheil, denn Sie wissen wie viel es bey mir gilt. Sie ist seitdem schon zweymahl wieder aufgeführt worden, und ich habe schon manches wieder daran geändert. — Ich schicke hierbey Schwickerten die Uebersetzung der Ines de Castro††† zum Druck, und ich dächte es wäre nicht zu viel wenn

* Das „Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde" (12 Theile, 1774—1781) trat an die Stelle der „Anthologie der Deutschen" (1770—1772, 3 Bde.).

** Der Einsiedler. Eine Wochenschrift. Herausgegeben von Fr. J. Riedel. Wien 1774.

*** Vgl. Morgenblatt 1840. Nr. 294. S. 1174 f.

† Allg. deutsche Bibliothek XIX, 2, S. 429—438.

†† Nach Goedeke (S. 650) erst 1775 gedruckt.

††† Ines de Castro. Ein Trauerspiel aus dem Französischen des de la Motte. Leipzig 1773.

ich 3 Louisd'or dafür forderte, da wir ohnedieß noch keine Uebersetzung davon haben, und es ein brauchbares gutes Stück für unsre Bühne worden ist.

Hier haben Sie den Merkur. Diesen Band*, hoffe ich, werden Sie nicht schlecht finden. Schreiben Sie mir doch in Ihrem nächsten Briefe, wie Ihnen die Epistel über die Starkgeisterey gefällt. Sie ist von Gottern, und für mich ein sehr schönes Werk. Im zweyten Stück sind Nro. 1, 2, 5 von Wieland; und 3, 4 der Text, 7, Beyträge von mir. Die Wahl des Herkules halte ich durchaus für kein dramatisches Sujet, wenigstens nicht für das lyrische Theater; denn dieße moralische Allegorie, die als Erzählung stark, feurig und schön ist, wird dorten, mit aller Kunst der Musik unterstützt dennoch ungewöhnlich schleppend. Erkundigen Sie sich doch bey Ihre Herren Intereßenten, ob Sie hoffentlich auf künftiges Jahr wieder abonniren wollen.

Für die Gedanken eines Buchhändlers danke ich Ihnen recht** . . . ., liebster Freund. Sie haben mir gefallen. Die Gründe darinnen sind (wahr?) | W— hatte dieß Werkchen fast zu gleicher Zeit erhalten, und auch sogar er fand das darinnen Gesagte wahr; allein H. Reich vermuthete er gleich als Verfasser. „Er schwatzt mir so viel vom ehrlichen Manne," sagte er „und dieß ist R—Sprache." Ich that übrigens als wüßte ich nichts von der ganzen Sache.

Haben Sie denn des Cailaba art du theatre***, von der Sie mir einmahl schrieben? Wenn es ein so intereßantes Werk über dieß Fach ist, und Sie es hätten, So wären Sie ja doch wohl so gütig und schickten mir es auf eine kurze Zeit, durch unsern Buchhändler Hofmann mit? Prof. Schmidt hat mir von Wilkie's, View of the stage gesagt, und es mir als ein Universal Werk, das alles, was nur zum Theater gehört, umfaße, gerühmt. Kennen Sie dieß Werk?

Heuer Sie noch einmahl zu sehen und zu umarmen, liebster Freund, gebe ich doch nun die Hoffnung auf. Aber kommendes Frühjahr bin ich gewiß bey Ihnen. O erhalten Sie mir dieß warme, freundschaftsvolle Herz, das ich an Ihnen so sehr liebe und verehre. Bleiben Sie stets der Freund meines Herzens; denn ich hoffe nie ein

---

* 3. Band. — Der Merkur erschien Anfangs in Bänden von drei Monatsstücken. Vgl. Briefe Goethes an Sophie La Roche und Bettina Brentano, hggb. von Loeper S. 10.

** Reichs „zufällige Gedanken eines Buchhändlers" (1773) polemisieren gegen Klopstocks Gelehrtenrepublik. — Die punctierten Stellen bedeuten Lücken im Manuscript.

*** De l'art de la comédie etc. par M. de Cailhava. 4 vol. in 8°. Paris chez Didot. N. Bibl. d. Wiss. XIII, 2. St., S. 380. — Das zweite Werk ist mir nicht bekannt. Bertuch hatte eben Saint Albins „Schauspieler" übersetzt (Altenburg). Alm. d. d. Mus. auf 1773 S. 30.

so berühmter Mann zu werden, daß ich Ursachen zu haben mir einbilden könnte, mit Ihnen zu zerfallen. Aus meiner Dunkelheit liebe ich Sie ganz sicher, und wenn ich dieß Glück verliehren solle, so laße mir Apollo lieber meine Dunkelheit. — Ich bin ewig

Weimar Ihr
. . Octob. 1773. Bertuch.

---

14. (Weisse an Blankenburg.)

Sie hätten auf Ihren lieben Brief und auf das wichtige Geschenke der Recension des jungen Werthers*, mit der ersten Post Antwort gehabt, mein bester Freund: aber die Unruhen der Messe und die damit verknüpften Zerstreuungen haben mich kaum noch an mich selbst denken lassen. Ich habe sie indessen unter den dankbarsten Empfindungen meines Herzens für Ihre Güte mehr als einmal gelesen. Ihre Beurtheilung macht Ihrem Verstande und Ihrer Gerechtigkeitsliebe eben so viel Ehre, als sie dem Verf. Werthers schmeichelhaft sein muß: denn in der That ist es die einzige Recension, die das Buch in sein rechtes Licht setzt, da alle diejenigen, die ich bisher gelesen, nichts als kahle Lobsprüche enthalten. Vermuthlich hat es Göthe selbst gefühlet, da er in seinem Prometheus selbst seine Lobredner nicht schonet: denn daß ein gewisser Wagner der Autor des lezten seyn soll, ist eine bloße Erdichtung von Göthen, wie ich zuversichtlich weiß.** Ob wir nicht Göthens Feinde zur Rache reitzen werden, ist eine andere Frage. Unter diesen ist auch (im Vertrauen zu Ihnen gesagt) Lessing; und aller Wahrscheinlichkeit nach ist G. dieses seinen Ausfall auf ihn, den ich diese Messe erwartete, bloß durch einen Zufall entgangen. | Sie werden, l. Fr., 2 in dem Catalog der neuen Meßbücher einige Philosophische Abhandlungen vom jungen Jerusalem*** angezeigt finden. Von diesen erzählte mir L., daß er sie bey ihm, und zwar bey Gelegenheit der Lectüre von Moses Phädon verfertiget, daß er sich darinnen als einen kalten Philosophen und nicht als einen solchen empfindsamen Narren, wie G. im Werther ihn vorgestellt, gezeiget habe, daß er (L.) ihm in einer Vorrede derb die Wahrheit sagen wolle u. s. w. Ob dieß bloß in Rücksicht auf den jungen Jerusalem, den man

---

* N. Bibl. d. Wiss. (1775). XVIII, 1, S. 46—95.

** Vgl. E. Schmidt, H. L. Wagner S. 126 ff.; besonders 151². — Weisse ist wol durch Nicolais (s. u.) falsche Angaben „zuversichtlich" gemacht worden.

*** Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem, hggb. von G. E. Lessing. Braunschweig 1776. Lessings Vorrede und Zusätze in den Werken (Hempel) XVIII, S. 237 ff. — Vgl. Guhrauer, Lessing II, S. 97, 102. Beilagen S. 39 f.

Werthern untergelegt, oder auch auf den Werth des ganzen Buch, als Roman betrachtet geschehen soll; darüber erklärte er sich nicht deutlich. Indessen ist Lessing nach Wien gegangen, wo ihn der Prinz Leopold von Braunschweig getroffen und ihm den Antrag gemacht hat, mit nach Italien zu gehen. Mit jedem Posttage hat er noch an den Buchhändler geschrieben, daß die Vorr. folgen solle: aber er ist fort, sie ist nicht gekommen, und diese Abhandlungen, auf die ich selbst neugierig gewesen wäre, sind nicht ausgegeben worden. So viel sah ich, daß L. äusserst verbittert auf G. war: dieser schwadroniret indessen um sich her, und Wieland, so tief er sich auch immer vor ihm gebückt, bekömmt die derbsten Schläge. Denn 3 Wieland und seine Abonnenten* ist unfehlbar auch aus Göth-|ischer Fabrik. Diese Spötterey erwähnet auch bereits Ihrer Recens. des Nothankers. Nicolai der itzt hier ist, verhält sich dagegen ganz gelassen und erwähnt derselben nicht mit einem Worte. Nun ist er mit seinem 2ten Theile erschienen. Soll ich aufrichtig gestehen, so misfällt er mir noch mehr, als der erste. Als Geschichte bedeutet es gar nichts: keine feine Verwicklung noch gut herbeygeführte Situationen, und was die Ausfälle auf die Orthodoxie betrifft, so haben die Leser bereits alles, was über die symbolischen Bücher, die Ewigkeit der Höllenstrafen, die Erbsünde und die Genugthuung gesagt wird, in den Recensionen der allgem. Bibliothek bey Gelegenheit jedes dogmatischen Buchs gelesen. Es fehlt freilich nicht an drollichten und witzigen Einfällen: aber das Ganze bleibt doch immer das wichtigste. Nun aber, l. Fr. Sie haben mir die Fortsetzung Ihrer Recens. versprochen, und ein rechtschaffner Cavalier hält Wort; was werden Sie damit anfangen? Schonen müssen wir ihn doch, damit es nicht einer Verbitterung ähnlich sieht: aber auch die Wahrheit sagen: das Beste wird seyn, man zeichnet das Vorzüglich Gute aus und rüget die Fehler gelinde, damit der Tadel versüßet werde.** Bin ich nicht unverschämt, daß ich schon wieder mit einer Foderung komme? Aber so machen es alle dreuste Bettler. Man gibt ihnen einen Finger und sie nehmen die ganze Hand.|

4 Noch ist der 1te Theil Ihres Romanes in unsern Buchläden nicht zu haben: vermuthl. muß ihn also Ihr Verleger an unsere

---

* „Wieland und seine Abonnenten. Ein musikalisches Drama halb in Reimverslein, halb in ungebundener Rede gestellt. Mit Erlaubnis der Obern. Weimar, auf Kosten der Gesellschaft“ 1775. 8°. 44 SS. Verfasser ist Gotth. Contius. Nicolai sagt darin: „Will dir helfen, lieber Wieland, musst aber auch meinen Sebaldus loben, wenn der zweite Theil herauskommen wird, musst's nicht machen wie W—. Ich war dem Manne sonst immer so gut, und hat mich doch nicht ungehudelt lassen.“ Vgl. S. 188 ff. dieses Bandes.

** Der zweite Theil wird in der Bibliothek nicht angezeigt.

Buchhändler noch nicht ausgeliefert haben und o! ich bin so begierig darnach, daß ich es kaum erwarten kann.*

Wüßte ich nicht, daß Ihre Kriegrischen Uebungen und Strapatzen wieder angiengen, so schickte ich Ihnen ein paar Trauerspiele** im Manuscripte von mir zu Ihrer Beurtheilung mit. Ich bin itzt furchtsamer, als ich es je in meinem Leben gewesen bin, und habe hier keinen einzigen kritischen Freund mehr um mich. Denen aber, die ich auswärtig noch habe, vertraue ich sie nicht gern an, weil ich unbekannt seyn wollte, sie erst noch fleißiger befeilen will und nicht alle so diskret sind, sie nicht in zehn andre Hände zu geben.

Von den literarischen Meßneuigkeiten habe ich noch nichts, als Kleinigkeiten gelesen. Das lavaterische Buch*** kostet so viel, daß es in wenige Hände kommen wird: denn wer kann oder will für 1 Theil 18 fl. geben, wo noch 5. Bände und vielleicht noch mehr versprochen werden. Die Wäserische Gesellschaft macht hier ein schlechtes Glück, da sie von der vortrefflichen Seilerischen†, die hier ebenfalls spielet, niedergeschlagen wird. Ist auch ein oder der andere leidliche Acteur darunter, so ist es nichts Ganzes. Ich küsse Sie mit der Wärme der innigsten Freundschaft.

Leipzig, den 20. May 1775. W.

---

15. Weisse an Uz.

H. C. C. Haueisen hat mir das angenehme Geschenke Ihres verdeutschten Horatzes†† überbracht: O daß ich Sie, mein liebster

---

* Beiträge zur Geschichte des deutschen Reichs und deutscher Sitten. Ein Roman. Erster Theil. Liegnitz 1775. 8°.

** Sophie und Jean Calas.

*** Die Physiognomik.

† Seyler erhielt nach Kochs Tode das sächsische Privilegium und spielte Ostern 1775 in Leipzig. — Eine Stelle aus einem anderen Briefe Weisses an Blankenburg aus dem Jahre 1775 gibt Danzel, Lessing S. 342.

†† Die Werke des Horaz, aus dem Lateinischen übersetzt. Erster Theil (Oden), Anspach 1773. Zweiter Theil (Satiren), dritter Theil (Briefe und Dichtkunst), Anspach 1775. Die Uebersetzung ist in Prosa und von mehreren. Vgl. N. Bibl. d. Wiss. XVI, 1, S. 95—101; und XIX, 1, S. 135 bis 143. Hier heisst es: „Wir freuen uns wahrhaftig darüber, dass sich die Verfasser die harte und nachtheilige Kritik einiger Journale nicht haben abhalten lassen, auf diese Art ihren Vorsatz auszuführen, und wünschen uns Glück, wenn unser Urtheil bei Gelegenheit des ersten Theils etwas dazu sollte beigetragen haben. Sie vertheidigen sich in der Vorrede gegen jene, in Ansehung verschiedener Stellen, bei denen

Freund, an seiner Stelle hätte umarmen können, was hätte ich darum gegeben! So wohl wird es mir aber leicht nicht in der Welt werden. Ich statte Ihnen indessen dafür den lebhaftesten Dank ab: noch mehr aber, daß Sie Sich die kleinen canes criticos nicht haben abhalten lassen, Ihr Werk zu endigen und Sie ein wenig zu demüthigen. Je gütiger und glimpflicher man gegen sie ist, desto unverschämter werden sie. Ich werde den neuen Theil aufs schleunigste recensiren und auch einige andre Journalisten, auf die ich einigen Einfluß habe, vernünftiger zu machen suchen. Unserm würdigen Grafen von Solms*, der Sie innigst liebt, werde ich eine große Freude machen, und er wird Ihnen gewiß selbst schriftlich seinen Dank für das überschickte Exemplar abstatten.

2 Aus dem Meßverzeichnisse werden Sie sehen, | was für eine reiche Aerndte literarischer Neuigkeiten sie uns verschafft; ob die Früchte gut oder schlecht sind, muß die Zeit lehren; denn noch habe ich wenig davon gekostet. Des Seb. Nothanker 2ten Theil, Lavaters Physiognomik und einige Broschüren sind alles gewesen. Mit dem 1ten bin ich nicht zufrieden. Der halbe Theil davon sind Raisonnements, die wir schon 20mal in der allgem. Bibl. bey Gelegenheit jeder dogmatischen Schrift gelesen, und als Roman betrachtet, scheinen mir die Vorfälle nicht fein genug herbeygeführet zu seyn: indessen fehlet es freylich nicht an Witz und glänzenden Stellen. Was haben Sie zu der Rec. des 1ten Theils in meiner Bibliothek gesagt? Ich habe eine weit philosophischere und strengere Beurtheilung unterdrückt**, weil ich doch den Verf. noch schonen wollte. Aber mich deucht, was auch in dieser gesagt ist, ist nicht ungegründet und Nicolai darf es so übel nicht nehmen, da er mich so wenig als andere geschonet.*** Lavaters Physiognomik — o was läßt sich nicht alles darwider sagen und wird | auch 3 gesagt werden. Noch ist wenig oder nichts von physionomischen Grundsätzen und Uebungen darinnen. So viel weiß ich, daß ich nicht für einen Theil 18 fl. bezahle und so Gott will, sollen ihrer wenigstens 6 werden. Derjenige Brief, der über Lavatern in Berlin gedruckt worden und wovon der Prof. Hottinger in Zürch

---

man ihrer Uebersetzung Vorwürfe gemacht, und uns däucht, mit guten Gründen, und geben nochmals den Gesichtspunkt an, aus welchem sie beurtheilt werden muss."

* Graf Solms zu Sachsenfeld, Kreishauptmann des Erzgebirgischen Kreises. Selbstb. S. 159 f.

** Dasselbe wird Selbstb. S. 290 und in Thümmels Leben von Gruner S. 74 f. erzählt. Die Angabe Gruners, die heftigere Recension sei von Blankenburg gewesen, ist nach dem vorigen Briefe unrichtig.

*** Vgl. die Recension von Weisses Operetten in der Allg. d. Bibl. XIX, 2, S. 429—438.

Verf. ist*, wird dem guten L. einen großen Stoß geben. In der That nimmt die Schwärmerey sehr zu, so wie die gute Poesie ab. Seit langer Zeit habe ich nicht ein gutes, vortreffliches Gedicht, ja nicht einmal ein correktes gelesen. Wieland giebt uns witzige Sächelchen genug; es sind aber immer wieder dieselben Ideen, die man schon zehnmal von ihm unter etwas veränderter Gestalt gelesen hat: und Göthes Beyspiel, daß man ein Drama ohne viel Regeln schreiben könne, haben die üble Folge, daß wir alle Romane in Trauer- und Schauspiele verwandelt bekommen. Wie klein ist noch der Schritt zu den alten Haupt- und Staatsactionen. Ich habe Ihnen, l. Fr. glaube ich schon geschrieben, daß Lessing unlängst | 8 Tage bey uns gewesen. Es schien, als ob seine alte Freundschaft 4 gegen mich wieder bey ihm erwachet wäre und wir haben uns diese Zeit über sehr vertraulich und angenehm unterhalten. Er war sehr gegen Göthen, Lavatern, Herdern und andere dieser Parthey aufgebracht und vielleicht wäre diese Messe sein Eifer losgebrochen, wenn ihn nicht ganz unvermuthet der Prinz Leopold von Brschw. von Wien aus mit nach Italien genommen hätte: doch dieß bleibt unter uns. Sie werden Abhandlungen vom jungen Jerusalem, dem vermeynten Werther im MeßCatalogus bemerkt haben. Diese sind auch abgedruckt: Lessing hat noch eine Vorrede dazu schicken wollen; diese ist ausgeblieben und der Buchhändler kann sie nicht ohne dieselbe ausgeben.

Leben Sie wohl, bester, liebster Utz und bleiben Sie mein Freund. Ich bin ewig

der Ihrige

Weisse.**

Leipzig, den 20. May (1775).

---

16. Bodmer an Weisse.***

Zürch den
1777.

Ich werde Ihnen HochEdelg. durch die Meßleute ein paket gedruckte sachen zufertigen. Wollen sie die griechischen gedichtgen† mit Güte von mir annehmen, und einige derselben an Kenner der griechischen Literatur verschicken. Die politischen Dramen††,

* Vgl. darüber Jördens III, S. 228 f.

** Bruchstücke dieses Briefes sind bereits im Morgenblatt 1840, Nr. 294, S. 1175 veröffentlicht.

*** Vgl. Selbstb. S. 112 f. — Es ist wol der einzige Brief, den Bodmer an Weisse geschrieben hat.

† Es ist vermuthlich die Homer-Uebersetzung Bodmers (1778) gemeint.

†† Politische Schauspiele. Zürich 1768.

die nicht für die schaubühne, und allein für hiesige Republiken geschrieben sind, haben Sie die Güte unserm Matthäi* zukommen zu lassen. Sie, mein Herr, haben an Ihm einen rechtschaffenen Freund, der Sie mir in einer Gestalt geschildert hat, die mit derjenigen, in welcher sie von Klotz ausgezeichnet waren, ganz zu
2 Ihrem Vortheil absticht. Hr. Matthäi | machte mir schon vor mehr Jahren Hoffnung daß er in die Schweiz kommen würde, ich habe bis in den 78sten Winter meines Lebens auf ihn gewartet, und er muß eilen, wenn er mich noch bey denen antreffen will, die von den Früchten des Feldes leben.

Sie sehen, mein Herr, ich fürchte nicht, daß sie mich für einen feindseligen Menschen halten, ob ich gleich von Ihrem Atreus und befreyten Theben übler denke als sie und viele andere denken. Ich urtheilte in der aufrichtigkeit des Hertzens und nach meinem Geschmak, von welchen selbst ich glaubte, hinlänglich Red und antwort geben zu können. |

3 Ich dachte nur mit den Trauerspielen und nicht mit Ihrer person zu thun zu haben. Wenn mein Urtheil Ihnen unangenehm war und wenn Sie sich beleidigt hielten so hatte ich nicht mehr Schuld, als daß ich sollte verschwiegen haben, was ich für richtig hielte, und freilich noch halte. Mich selbst haben zwanzig Kritiken nicht sehr verdrossen, welche ich für falsch oder gar für boshaft erkannte. Ich verwarf sie mit Verachtung, und gab mir wenige Mühe den folliculaires zu gefallen.

Denken Sie von mir wie der liebe Matthäi und lieben, wenn nicht meine Critik, doch meine person.

Ihrer HochWolgeboren

gehorsamer Dr.
Bodmer.

---

17. Weisse an Uz.

(Herbst 1779.)

Ich bitte Sie tausendmal um Vergebung, mein innig geliebtester Freund, daß ich Ihnen die Antwort auf Ihren werthesten Brief so lange schuldig geblieben bin: aber ich war 4. Wochen in Altenburg gewesen, wo ich mit meiner ganzen kleinen Familie einige Verwandte besucht: indessen hatten sich meine Geschäfte von jeder Art so gehäufet, daß ich noch nicht fertig werden kann. Mein bester Freund! So lange uns Gott das Leben gönnt, müssen wir unsern Briefwechsel nicht aufgeben. Ich mache nicht neue Freunde von der Art mehr, wie unsre Freundschaft war: meine Alten aber

---

* Als Erzieher und Hofmeister in vielen grossen Häusern rühmlich bekannt. Selbstb. S. 311.

will ich nicht aufgeben. Schlimm genug, daß Sie nicht mehr für das Publikum leben! sagen Sie lieber, nicht leben wollen: doch Sie haben vielleicht auch Recht: denn bey unserm Publico ist die Belohnung in jeder Rücksicht schlecht. Man thut gar nicht mehr als ob man unsere alten vortrefflichen Dichter kennte, und quält uns mit poetischem Unsinn. Vielleicht sollte ich es wie Sie machen: aber meine Geschäftigkeit will immer etwas zu thun haben, und in meinem Geräuschevollen | Amte ist das beynahe die einzige Art, 2 wie ich mich mitten unter dem Tumulte der Einnahme beschäftigen kann, daß ich immer ein Blat Papier neben mir liegen habe, und hinwerfe, was durch den Kopf geht. Ich hoffe der 15te und 16te Band des Kinderfreundes wird Ihnen durch meinen Verleger überschickt worden seyn: sie waren schon längst abgedruckt; aber es fehlten die Kupfer, indem mir mein bisheriger Kupferstecher, der junge Crusius* wegstarb, und die andern unserer Stadt mit Buchhändlerarbeiten überhäuft waren. Vermuthlich werden Sie auch das lezte Stück der Bibliothek erhalten haben. Die Klopstockische Schule hat die Recension des Musäums** schrecklich übel genommen, welches ich an den Ausfällen, die man in Hamburg auf den Bibliothekar thut, abnehme; aber ich kann meinen Mitarbeitern nicht das Maul verbinden und endlich ist das Verlangen eines Republikaners, wie Kl. und seine Freunde zu seyn begehren, sehr despotisch, alles was sie schreiben für schön zu halten, oder so vor ihm zu tanzen, wie er die deutsche Sprache in seiner Rechtschreibung vor sich tanzen lässt. |

Ich werde wol meine beiden längst verfertigten Tragödien 3 müssen drucken lassen.*** Unsere Dresdner Truppe† wollte den Calas aufführen: ich gab ihr das Stück da eine Vorstellung immer für den Dichter der beste Probierstein ist: zum Unglück aber waren einige der ersten Schauspieler, die unentbehrlich dabey waren, Katholiken, und weigerten sich aus politischen Ursachen darinn zu spielen: indessen ist das Manuscript dadurch in verschiedene Hände gekommen, und ich weiß nicht, ob nicht ein hungriger Student eine Abschrift könnte genommen haben und mir zuvorkommen.

In Ihr Urtheil über den Nathan stimme ich ganz ein. Wie mager sind die heurigen Musenallmanache! Kaum ein einziges vorzügliches Gedichte! Doch unsre Deutschen wollen itzt in Romanen gläntzen, ob ich gleich gestehen muß, daß auch da weder mein

---

* Karl Leberecht Crusius starb am 8. Februar 1779. N. Bibl. d. Wiss. XXIII, S. 230.

** Von Wezel; N. Bibl. d. Wiss. XXII, 1 (1779), XXIII, 1, 2 (1779), XXIV, 1 (1780).

*** Sie erschienen 1780 als fünfter Band der Trauerspiele.

† Die Bondinische Truppe.

Geist noch mein Herz Nahrung findet. Wezels Hermann und Ulrike*, der als der beste gepriesen wird, ist mit Witz genug überladen: seine Charaktere aber alle außer der Natur und in meinen Augen Carrikatur. Leben** . . . .

---

18. Garve an Weisse.

Charlottenbrunn d. 18. Merz (1780).

Verzeyhen Sie mir, l. Fr. daß ich Ihre Vorrede*** so lange bey mir behalten, und Ihren Brief so lange unbeantwortet gelassen habe. Ich bin verreist, ich bin krank, ich bin zu allem unfähig gewesen. Sie sind gewohnt mit Ihren Freunden Nachsicht zu haben. Mit einem kränklichen Freunde müssen sie schon doppelt haben. Ich habe die Vorrede mit Aufmerksamkeit durchgelesen. Der erste Theil von den Kunstrichtern schien mir am meisten Veränderung leiden zu können. Ich habe versucht, Ihre Gedanken nach meiner Art auszudrücken. Vielleicht bin ich in den Fehler gefallen den ich tadle; ich habe einseitig geurtheilt, und für besser gehalten, was mehr nach meinem Kopfe ist. — Wollen Sie auch die ganze tirade weglassen, ich habe nichts dagegen†: In der That was hilft es den Schriftstellern, wenn sie sich auch mit dem größten Recht über die Kunstrichter beschweren? Wer sich dem Publiko darstellt, weiß zum voraus, daß er von vielen wird schief beurtheilt 2 werden. Dieß muß er also als ein | von seiner Profession unzertrennliches Uebel ertragen. Da ich jetzt so wenig Journale lese: so weiß ich in der That nicht, in wie fern das was wir gesagt haben, von der jetzt herrschenden Kritik wahr ist. Das weiß ich wohl, daß die meisten neuen Schriften, die mir in die Hände kommen, Spuren von falschem einseitigen Geschmack verrathen. Alle die Dichter, deren Namen jetzt glänzen, Bürger Hölty Stollberg etc. haben in den Stücken die ich von ihnen gelesen, unter guten Gedanken und die poetisch ausgedrückt sind, auch so viel falsche leere übertriebne Gedanken, und so viel Ausdrücke die der

---

* Hermann und Ulrike, ein komischer Roman von Wezel. Leipzig 1780. 4 Bände.

** Das übrige ist weggeschnitten. — Von: „vermuthlich werden“ bis „Carrikatur“ ist im Manuscripte des Briefes am Rande ein Strich mit Bleistift gezogen; wie auch in dem vorigen Briefe an Uz bei den Stellen, welche im Morgenblatt abgedruckt sind. Von unserem Briefe ist aber nichts im Morgenblatt gedruckt. Die Stellen waren indessen doch wol zum Drucke bestimmt und sind durch ein Versehen weggeblieben.

*** Zum 5. Theil der Trauerspiele (1780).

† Ist nicht geschehen.

Sprache Gewalt anthun, daß ich selten ein ganzes Stück mit Vergnügen lese. — Sie gedenken der Journalisten die gerne spotten, und witzig spotten. Wo sind die jetzt? — Es ist hohe Zeit, daß ich zu Ihnen komme, und mich von Ihnen wieder ein wenig von dem was auf unserm deutschen Parnaß vorgeht, belehren lasse. — Bernsdorfs Leben von Sturz*, und Nicolais Gedichte**, sind nach meinem Urtheil, jenes das beste prosaische, dieß das beste poetische, was in den letzten Jahren herausgekommen. | Göckings Gedichte 3 der Liebenden*** gehören auch noch unter die guten Sachen. Sturzens vermischte Schriften† klopstockisiren schon weit mehr. Doch sind Gedanken darinn. Vom Nathan enthalte ich mich etwas zu sagen, weil ich ihn größtentheils wieder vergessen habe.

So gering ich sonst jetzt von meinen Talenten denke: so scheine ich mir doch noch etwas zu seyn, wenn ich die neuen Heroen lese. Wenigstens, wenn ich etwas schreibe so soll mans verstehn; und dieß denke ich wird den gemeinen Lesern wohl thun, die von unsern Genies über ihre Sphäre weggerückt worden, und im Finstern sich natürlicher Weise blindlings an das Urtheil ihrer Führer haben halten müssen.

Was sagt H. Funk zu meinem Briefe? Wird er etwas fruchten? Meine Rechnung bey H. Dyck kan, nachdem was er mir im letzten Briefe geschrieben, nicht bezahlt seyn, außer durch Zauberey, oder wenn er mir etwas geschenkt hat. Und Geschenke verlange ich von keinem Buchhändler. — Ich schlage mich mit meinem Cicero†† noch immer. Zuweilen bin ich mit ihm unzufrieden, und noch öftrer mag er es mit mir seyn. Ein andermal | mehr 4 davon, so von meiner Reise zu Ihnen, die in meinem Kopfe noch fest beschlossen ist. Leben Sie wohl; reiten Sie fleißig, und geben Sie mir bald wieder Nachricht von sich. Ihrer lieben kleinen Frau, Ihren Kindern, die mich nicht, und ich sie nicht mehr kennen werden, meine freundschaftlichsten Empfehle. Ich bin

der Ihrige.

Garve.

Noch eins. Das scheint mir ein bisgen zu viel, daß Ihnen Chodowiezki Bild sollte Thränen gekostet haben. — Vielleicht, indem sie dabey der ganzen Geschichte nachdachten. — Vielleicht

---

* Erinnerungen aus dem Leben des Grafen Joh. Hartw. Ernst von Bernstorf. Leipzig 1777.

** Vermischte Gedichte von L. H. Nicolai. 1778—86. 9 Bände.

*** Göckingks Lieder zweier Liebenden erschienen zuerst Leipzig 1777.

† Die erste Sammlung derselben erschien 1779.

†† Cicero über die Pflichten (übersetzt von Garve). Breslau 1783. Vgl. die Briefe Garves an Weisse aus den Jahren 1779—1783, besonders I, S. 149 f.

bin ich auch hartherziger wie Sie. [und dieß bin ich gewiß.] Ich für mein Theil würde den Ausdruck mildern. Auch das würde ich nicht sagen: daß ich dieses Gemälde bey meiner Ausarbeitung immer vor Augen gehabt hätte. Das Gemälde stellt nur einen einzigen Auftritt, einen Zeitpunkt dar, von den vielen, die sie im Drama bearbeiten mußten. Wie konnten sie also ihre Aufmerksamkeit immer auf eine und die nemliche Situation gerichtet haben, da sie dieselbe von der einen zur andern fortgehen lassen mußten. Sie werden mich einen Logicus schelten. Aber ich gesteh es, Wahrheit ist bey mir das erste Gesetz, dem alles weichen muß.*

---

19. Engel an Weisse.

P. T. Theuerster Gönner und Freund,

Ich werde nur so eben wieder an das vergessene Versprechen erinnert, dem Ueberbringer dieses, Herrn Frankenberg, einige Zeilen an Sie mitzugeben, und habe also nur einen Augenblick, Ihn und mich selbst Ihrer Gewogenheit und Freundschaft zu empfehlen. Wenn ich mich oft nach Leipzig wieder zurückwünsche und meine Meßbesuchenden Freunde beneide, daß sie es jährlich 2mal sehen können: so ist es vorzüglich um Ihrentwillen, der Sie sich vor allen meinen andern dortigen Freunden so sehr um mich verdient gemacht und mir Beweise Ihrer Liebe gegeben haben, die ich nie aufhören kann zu verehren. Auch jetzt beneide ich diesen von hier gehenden Freund um das Glück, Sie zu sehen und zu sprechen, und wenn es bloß auf meinem Willen beruhte, so würde ich ganz gewiß anf eine so angenehme Reise sein Gesellschafter werden. Da ich nicht kann, was ich will, so will ich wenigstens thun was ich kann; ich will Sie schriftlich um die unaufhörliche Fortdauer Ihrer Gewogenheit bitten, die ich durch das lebhafteste und zärtlichste Andenken an Sie einigermaßen zu verdienen glaube.

Ihr

aufrichtigst ergebenster und gehorsamster

Berlin, Engel.

den 8ten Decbr 1780.

---

20. C. Niebuhr an Weisse.

Entschuldigen Sie es, mein wehrtester Freund, daß ich nicht gestern zu Ihnen gekommen bin. Erst gegen Abend entschloß ich

* Vgl. Selbstb. S. 163. Aus Versehen ist dieser Brief den Herausgebern der Briefe Garves an Weisse nicht zugestellt worden. Er ist I, S. 157 zwischen Nr. 40 und 41 einzuschalten.

mich zu reisen, und Sie wissen, daß man alsdann immer vieles zu berichtigen hat. Wegen der bewußten Liste hätte es Zeit bis ich nach Copenhagen komme; allein wegen des Briefes an unsern Freund Münter* wünschte ich, daß Dieselben die Gewogenheit haben und ihn mir nachschicken wollten. Er wird mich in Hamburg bei dem Professor Büsch treffen können, wenn er innerhalb 5 bis 6 Tag abgeht.

Ich bin ihm für die mir erwiesene Höflichkeit gar sehr verbunden, wenn ich Gelegenheit haben sollte in Dänemark wieder dienen zu können, so wird es mir ein wahres Vergnügen seyn. Der Frau Gemalin bitte ich mich gehorsamst zu empfehlen.

C. Niebuhr.

Donnerstags Morgens frühe.

P. S. Ich bitte den oben erwähnten Brief nur an den Buchhändler Heinecke aus Copenhagen abzugeben, er reiset etwa am Sonnabend, und wird vermuthlich mit mir zugleich in Lübeck oder Copenhagen ankommen. Er wohnt bei H. Heinsius bei der Nicolai-Kirche.

Adresse: Herrn
Obersteuereinnehmer Weisse
Wohlgeb.

---

21. Weisse an J. G. Eichhorn.

Ich kann Ihnen nicht sagen, mein verehrungswürdigster Freund, wie sehr mich die unerwartete Nachricht von dem Hintritt Ihrer edlen, vortrefflichen, ewig geliebten Tochter gerührt hat! Was würde es vollends seyn, wenn ich sie von Angesicht gekannt, nach alle den liebenswürdigen, ihrem Geschlechte und der Menschlichkeit Ehre bringenden Eigenschaften gekannt hätte, in denen Sie uns Ihren unersetzlichen Verlust mit so lebhaften Farben darstellen! Doch man muß selbst Vater einer solchen Tochter seyn, um ihn in seinem ganzen Umfange zu fühlen! Ich habe Ihnen, gebeugter Vater, nachempfunden, und, als ich Ihr schönes Denkmal, das Ihrem väterlichen Herzen und Ihrer Erziehung, so wie dem entflohenen Engel Ehre macht, meiner Familie vorlas, es mehr, als ein|mal aus 2 der Hand legen müssen, indem ich mich ganz an Ihre Stelle versetzte. Aber, beßter Mann! — Ihr, mir und meinen geringen Bemühungen um unsre junge Nachwelt, ertheiltes Lob — wie stolz müßte ich seyn, wenn ich dieß nicht auf Rechnung Ihrer liebreichen Nachsicht und ein zu gütiges Vorurtheil sezte! — Doch es sey! auch blos der Gedanke, daß ich in der Entfernung etwas zur Bil-

* Pastor an der Petrigemeinde zu Kopenhagen.

dung einer so guten, so vollkommenen Tochter soll beygetragen haben, ist für mein Herz eine so überreiche Belohnung, als mir der größte Schriftstellerische Ruhm nicht gewähren könnte. In einem guten Lande gedeyet auch eine dürftige Pflanze und bringt oft die schönsten Früchte, wo vollends eine so herrliche Pflege und War-3 tung | dazu kömmt. Wie Schade! daß jene nicht ganz zur Reife gekommen, Sie, edler Mann nicht die ganze volle Aernte Ihrer väterlichen Erziehung genießen sollen! Doch, diese sind noch einem fruchtbarern Garten vorbehalten, wo Sie beide ohne Aufhören ärnten werden.

Trost haben Sie, verehrungswürdiger Mann, mehr in Sich, als ich Ihnen geben kann, und wie eitel sind auch alle Trostgründe, die man nicht in seinem eigenen Verstande und seinem Herzen findet! Aber die beßten Wünsche kann ich für Ihre Beruhigung, und Alles, was dazu gereichen kann, für Ihre Erhaltung, und das Glück aller derjenigen thun, die Ihnen lieb sind und Ihnen Ihre übrigen Pilgertage versüßen können — „ein ruhig Alter, ohne Stab, ein spätes ehrenvolles Grab!“

Mir erhalten Sie Ihr liebevolles Andenken, das ich durch die lebhafteste Zärtlichkeit und Verehrung werde zu verdienen suchen, mit der ich immerdar seyn werde

Ihr
wahrer Freund
und Diener

Leipzig
den 16. Jun.
1789.

Weisse.*

22. Königin Carolina von Neapel an Weisse.**

Neapel den 6ten März 1792.

Ich habe ihre zuschrift vom 28ten Jänner dieses Jahres erhalten, und das demselben beygeschlossene Büchelchen mit vielem Vergnügen durchgesehen. Es enthält, wie überhaupt das Werk***, wovon es einen Theil ausmacht, unter einer angenehmen und dem Alter eines Kindes angemessenen Einkleidung den nützlichsten Unterricht zur Bildung des Herzens und Verstandes und ist also für Fürstenkinder nicht minder brauchbar als für andere; denn auch diese sollen vor allem anderen rechtschaffene Menschen werden. Weit entfernt also, ihre Bescheidenheit gegründet zu finden, gestehe ich, Ihnen nicht minder als das übrige Publikum für ihre auf einen

* Aus der von Radowitzischen Autographensammlung in Berlin. Der Adressat ist auf dem Schmutzumschlage mit Bleistift angemerkt.

** Der Brief liegt mir in einer Abschrift vor, die eine Kinderhand verräth.

*** Kinderfreund. Vgl. Selbstb. S. 197 f.

so wohlthätigen Zweck abzielenden litterarischen Bemühungen Dank schuldig zu seyn; und Sie werden mich verbinden, wenn Sie mir zu seiner Zeit auch das noch nachfolgende letzte Bändchen auf die nemliche Art zuschicken wollen.

Erkennen Sie in diesen meinen Gesinnungen den Beweis der wahren Achtung, mit der ich mir ein Vergnügen mache zu seyn

Ihre geneigte

Carolina.

---

23. Garve an Weisse.

Theuerster Freund,

Ich bin gezwungen, mich einer fremden Hand, der Hand eines Bedienten, zu diesem Briefe zu bedienen. Sie werden also die Schreibfehler entschuldigen.

Ich bin noch nicht im Stande selbst zu schreiben. Ich habe eine sehr schwere Krankheit ausgestanden. Sie fieng mit einer Rose im Kopfe an, und endigte sich mit einer Gicht in Händen und Füßen, wobey ich ein tägliches Fieber hatte. Dabey verschlimmerte sich meine Augenwunde augenscheinlich. Der kleine Anschein von Besserung, den die Arzenei der Frau v. d. Reck* gegeben hatte, verschwand nicht nur gänzlich: sondern die Wunde nahm auch an Tiefe, Umfang, und besonders an Schmerzen sehr zu. Jetzt ist zwar die Gicht und das Fieber vorüber, | und ich bin von dieser Seite 2 betrachtet, in einem Stande der Wiedergenesung. Aber ich bin abgezehrt wie ein Skelett, ich bin äuserst kraftloß: und die Verschlimmerung meiner Wunde bleibt. Die Schmerzen derselben lassen mich nicht schlafen, und hindern also auch meine Erholung. Zu der Arzenei der Frau v. d. Reck wieder meine Zuflucht zu nehmen, ist für itzt unmöglich: theils weil ich nicht einmal weiß, ob sie mir würklich gutes gethan hat, theils weil ich unter den Händen der Aerzte bin, die es mir nicht erlauben wollen. Ich erwarte also in der That nicht viel gutes von der Zukunft; nicht einen schnellen Untergang, sondern ein langwieriges Leiden. Zu meinem Glück ist mein Kopf noch ziemlich heiter, und ich nehme, so schwach ich bin, noch Theil an der Welt und den Wissenschaften. Sie werden mich also sehr verbinden, wenn Sie mir recht viel Nachrichten von beyden mittheilen. Der dicke Meskatalogus scheint sehr wenig interessantes für mich mitgebracht zu haben. Auf Kants Metaphysik der Sitten** bin ich am meisten begierig, obgleich seine | neue 3

---

* Vgl. Garves Briefe an Weisse I, S. 237 f.

** Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre. Königsberg 1797.

Rechtslehre* mich gar nicht befriediget hat. Neckers Geschichte der Revolution** erwarte ich auch mit Verlangen.

Ich habe gehört, daß das neue in Leipzig eingeführte Gesangbuch*** eine sehr scharfe aber gegründete Kritik erfahren hat. Rosenmüller soll die Sache mit all zu viel Vertrauen dem Lehrer der Bürgerschule Plato überlassen haben. Schreiben Sie mir doch was an der Sache ist. Ist es auch wahr, daß Heydenreich von seinen Gläubigern im Arrest gehalten wird, und schreiben muß um sie zu bezahlen.† Der arme Mann!

Der Friede, die große Neuigkeit des Tages, wird gewiß die Einwohner von Leipzig, und auch Sie insbesondere erfreuen. Die Folgen davon, besonders auf Frankreich selbst, wünschte ich doch noch zu erleben. Jetzt wird sich zeigen, ob die Republik bestehen kann. Ist sie, wie ich immer noch glaube, auf Sand gebaut: so wird sie in der Ruhe weit eher als im Sturm zu Grunde gehn.

Wenn sie Röderers Journal†† zu lesen bekommen können: so lesen Sie es ja. Ich habe einige treffliche Sachen darinnen gefunden. 4 Der Mann hat bey viel | Einsicht eine gewisse Mäßigung, welche itzt bey den Franzosen selten ist.

So viel bester Freund, um Ihnen von meiner Existenz eine Spur, und von meinem Zustande einige Nachricht zu geben. Ich erwarte nun durch einen recht langen Brief von Ihnen belohnt zu werden. Leben Sie wohl, grüßen Sie alle die Ihrigen auf das freundschaftlichste, und seyn Sie eingedenk

Ihres Freundes Garve.†††

Breslau den 1 May 1797.

---

* Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. Königsberg 1796.

** Jacques Necker, de la révolution française. Originalausgabe: 4 voll. o. O. 1796.

*** Vgl. Selbstb. S. 122 f.: „Neues Leipziger Gesangbuch 1796". Rosenmüller war Prediger in Leipzig; Plato Lehrer und Director an der Freischule daselbst. Der eigentliche Veranstalter des neuen Gesangbuches war der Leipziger Bürgermeister K. W. Müller. Vgl. Schlichtegrolls Nekrolog auf 1802, S. 285—335.

† Der Buchhändler Weigand machte seine Forderungen an Karl Hnr. Heydenreich auf zu liefernde Arbeit, da sie auf Wechselrecht ausgestellt waren, nach abgelaufener Frist geltend. Heydenreich erhielt Arrest und erst nach vier Wochen, nachdem Weigand durch seine Freunde befriedigt worden war, kam er frei. (Vgl. K. G. Schelle, Heydenreichs Charakteristik als Menschen und Schriftstellers S. 150—155. Jördens VI, S. 822.)

†† Comte Pierre Louis Roederer, Journal d'économie publique, de morale et de politique. 5 voll. Paris 1796 ff.

††† Nur der Name ist von Garve eigenhändig geschrieben aber der ganze Brief von ihm durchcorrigiert. Er ist in den Briefen Garves an Weisse II, S. 246 zwischen Nr. 142 und 143 einzuschalten.

24. Garve an Weisse.

Theuerster Freund!

Ich habe letzthin von H. D. Börner eine zwar etwas sonderbare, aber wie ich urtheilen muß, sehr wohlgemeynte Zuschrift erhalten, welche ich nicht unbeantwortet lassen kann. Ich weiß aber nicht, welcher von beyden, ob es der Arzt oder der Rechtsgelehrte ist, von dem die gedachte Zuschrift herrührt; und also auch nicht, an welchen von beyden ich meine Antwort richten soll. Vermuthlich wird Ihnen das besser bekannt seyn; zumahl wenn ich Ihnen anzeige, daß H. Börner in seinem Briefe erwähnt, er habe von Ihnen gehört, daß ich mich auch in meinem gegenwärtigen Zustande noch mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftige, oder Sie werden doch leicht erfahren können, welcher von beyden an mich geschrieben hat. Diesem stellen Sie daher doch gütigst beyliegende Antwort zu und ergänzen Sie seine Adresse, da ich sie nur unvollkommen habe auf den Brief setzen können. Ich vermuthe wohl, daß es der Jurist seyn wird. Mein Zustand wird immer trauriger | mein 2 Uebel greifft immer weiter um sich und Schmerzen und Schwäche nehmen immer zu. Gott erhalte und beglücke Sie und die Ihrigen zu einigem Troste

Ihres Freundes

Breßlau Garve.*

d. 27ten Märtz 1798.

---

25. Garve an Weisse.

(Mai 1798.)

Theuerster Freund

Meinen Zustand habe ich dem D. Kappe** geschildert. Ihnen will ich nicht durch meine Klagen lästig werden. Ihre Briefe verschaffen mir immer einige angenehme Momente. Ob ich mir gleich alle einlaufenden Briefe vorlesen lassen, und alle die ich schreiben will, diktiren muß; so gehört doch meine kleine Correspondenz noch immer unter die Erhohlungs-Mittel meines Geistes. Lassen Sie mich derselben von Ihrer Seite nie beraubt seyn.

Wie glücklich sehe ich Sie | noch alle Vergnügungen genießen, 2 welche die Litteratur und die Gesellschaft darbietet. Ich kann von beiden nur zuweilen einige Körner verstohlner Weise kosten.

Unter den Produkten unserer neuesten Litteratur, die mir bekannt worden sind, verdient Schlegels poetische Uebersetzung von Shakspeare eine ehrenvolle Stelle. Tief ist er in den Geist sei-

---

* Nicht von Garve geschrieben, auch nicht die Unterschrift. In den Briefen Garves an Weisse II, S. 263 zwischen Nr. 145 und 146 (fälschlich 129) einzuordnen.

** Dr. Kapp, Leipziger Arzt. Selbstb. S. 208.

nes Autors eingedrungen und die großen Schwierigkeiten der Sprache hat er glücklich überwunden — Den ersten Theil der von Hüttnern übersetzten Reise nach China* hab ich mir stückweise vor-
3 lesen lassen. Aber der Gewinnst | an Unterricht und Vergnügen ist nur mittelmäßig gewesen.

Unser Manso, den der gegen ihn vereinigte Parthei-Geist der schönen Geister ganz von der Poesie entfremdet hat, beschäftigt sich itzt mit einer Geschichte von Lacedämon bis auf die Zeiten des Peloponnesischen Krieges.** Gründliche Forschungen und guter historischer Styl werden das Werk gewiß unterscheiden. Und ich glaube, daß es ihm in aller Absicht Ehre machen wird.

Unsere Stadt ist itzt mit zwey Sachen beschäftiget; mit der Erbauung eines neuen Krankenhauses, und mit einer neuen Ein-
4 richtung des Theaters. Zu dem ersten | ist besonders auch Schummel*** durch Schriften und That beynahe allzu geschäftig. Zur Verbesserung des Theaters ist von unsern Kaufleuten durch Actien ein ansehnliches Capital zusammen geschossen, und es sind 3 Direkteurs gewählt worden, einer für das bloße Geldgeschäfte und die Finanzen, einer für die äußere Verbesserung und Auszierung des Theaters, und einer für das Litterarische, die Wahl der Stücke und die Bildung der Acteurs. Jene äußere Verschönerung ist dem H. K. S. Streit, dem Unternehmer der Provinzialblätter und eines Lesekabinets übertragen, der seinem Fache recht wohl gewachsen scheint. Der litterarische und ästhetische Theil der Direction soll von einem jungen Manne H. Heinrich, einem Schüler Heynes und guten Philologen besorgt werden, den Manso aus Göttingen
5 an sein Gymnasium als Schullehrer gezogen hat, der sich | aber, während der Zeit daß er hier ist, sich (!) viel, zuerst mit den Komödianten und Komödiantinnen, und dann endlich mit dem Theater und dessen Kritik abgegeben hat. Ich begreife nicht, was er außerordentlich nützliches für unser Theater thun kann. Lessing und Engel schienen ganz dazu gemacht ein Theater zu dirigiren. Sie hatten selbst vortreffliche Stücke gemacht; und verstanden vollkommen was zum guten Schauspieler gehört; und doch gelang es beyden schlecht. Nur Gotter verstand, glaube ich, mit Acteurs umzugehen und Acteurs zu bilden. Aber was soll Heinrich thun? Er wird den Schauspielern weder als Lehrer noch als Muster dienen können. Ich glaube, es wäre genug gewesen, die besten Schauspie-
6 ler, die man | in Deutschland finden kann, herbey zu ziehen, und

---

* Nachricht von der brit. Gesandtschaftsreise durch China und die Tartarei. Berlin 1797, und: Reise der englischen Gesandtschaft an den Kaiser von China (1792 und 1793). Zürich 1798.

** Erst 1800—1805 erschienen.

*** Joh. Gottlieb Schummel. Goedeke S. 630, Nr. 343.

dann diese sich selbst oder einem Direktor aus ihrer Mitte zu überlassen. Doch auch darum, gute Schauspieler anzuwerben, giebt man sich alle Mühe. Und ich zweyfle nicht, daß unser Theater sich etwas heben wird; wenn es auch nicht auf den Grad der Vollkommenheit kommt, wohin der itzige Enthusiasmus strebt.

Meine Uebersetzung einiger Bruchstücke aus dem Botanischen Garten* werden Ihnen zu Hause und zu Hofe kommen. Ich werde sie auf Mansos Vorschlag, nebst einer Einleitung, welche eine Kritik des Gedichts | enthält, in die Bibliothek der schönen 7 Wissenschaften einrücken lassen. Ich bestimme für dieselbe noch eine Abhandlung über die Laune**, welche mich eben itzt in meinen lichten Augenblicken beschäftiget hat, und die, wie ich denke, mir nicht ganz mißlungen ist. So werde ich vielleicht meine Litterarische Laufbahn in demselben Journal beschließen in welchem ich sie angefangen habe.

Leben Sie wohl! Liebster Freund. Wünschen Sie mir Standhaftigkeit, und daß noch meine Denkkraft, wie bisher, unter den Schmerzen aufrecht erhalten werden möge. Ich bin ganz der Ihrige

Garve.***

---

26. Weisse an Böttiger.†

Wie lieblich ist es, mein geliebtester Freund, wenn uns am Ende einer Pilgerschaft von ungefähr ein Freund unserer früheren Jahre†† begegnet, und einen warmen Händedruck giebt. So war mir ums Herz beym Empfang Ihres letzten Briefes: Wie manchen angenehmen Auftritt rufte er aus unserer Jugend in mein Gedächtniß zurück. Auch von dem theurem Wieland, diesem Archimandriten des ganzen Musengebietes einen freundlichen Händedruck, den ich im Innersten fühle? Danken Sie ihm für sein liebreiches Andenken und erhalten Sie mir daßelbe. Das wäre wohl eine wahre

---

* Bruchstücke aus dem englischen Gedicht the botanic Garden, von Darwin; in der N. Bibl. d. Wiss. 61. Bd. 1. St. (1798), S. 78—133.

** A. a. O. S. 11—77.

*** Nur die Unterschrift ist eigenhändig, der ganze Brief von Garve durchcorrigiert. Er ist in den Briefen Garves an Weisse II, S. 266 zwischen Nr. 146 (fälschlich 129) und 147 einzuschalten (20. April 1798 und 12. Juni 1798); denn unter den „Bruchstücken" S. 264 ist nicht die Uebersetzung aus dem „botanischen Garten", sondern sind die „abgebrochenen Gedanken" in den schlesischen Provinzial-Blättern zu verstehen (S. 256).

† Dieser und der folgende Brief aus K. A. Böttigers Nachlasse (in der Dresdener Bibliothek) mitgetheilt.

†† Böttiger studierte 1778 bis 1781 in Leipzig.



Stärkung für mich, wenn ich ihn noch einmal unter den Schatten meiner stötteritzer großen Linde umarmen könnte. Wenn Ihnen, würdiger Freund, mit ein Paar Hobelspänen meiner altväterischen poetischen Werkstatt gedienet ist, so stehen sie zu Diensten. Nur bitte ich, gerade wegzuwerfen, was zu kraftlos ist: denn die Musen buhlen nicht gern mit 78jährigen Graubärten, wenn sie auch bisweilen der Kitzel noch stechen könnte. Zu gutem Glücke verbeut mir auch meine zitternde Hand immer wieder zu schreiben, was mir eine noch oft zu lebhafte Imagination aufdringen könnte. Ich 2 danke Gott, daß ich durch den gesunden Gebrauch mei|ner Augen mit der Zeit fortgehn und die Blumen brechen kann, die unsere Meßen in jeder Art der Litteratur heraustreiben. So habe ich mich vor einer kleinen Weile an dem Putztische Ihrer reitzenden Sabina beschäftiget* und o wie manches daraus gelernt, was mir unbekannt war.

Unser braver Teller** wird mich zu Ende des August von Tharand aus auf ein Paar Tage in Stötteritz besuchen; diesmal (?) aber ruft ihn eine Berufsarbeit gerade wieder nach Berlin.

Leben Sie wohl! Meine ganze Familie empfiehlt sich Ihrem Wohlwollen. Mit Liebe und Verehrung

Stötteritz d. 25. Jun. 1803.

Ihr getreuer Weisse.

---

27. Weisse an Böttiger.

Bald, mein theuerster, liebster Freund, werden Sie mich für einen von den Cantoribus halten, die, wenn sie einmal zu singen anfangen, nunquam desistunt: doch Sie haben das Recht durch einen Wink mir Stillschweigen aufzulegen. Ja ich bitte sie um unserer Freun(d)schaft willen, gleich zu vertilgen, was Ihnen Ihres Götterboten unwerth scheint, und von diesen kleinen Beyträgen ja keinen Gebrauch zu machen, insofern sie gar keinen Werth haben. Zu einem nonum prematur in annum ist man im 78. Jahre zu alt. Fällt Ihnen eine Verbesserung ein, streichen Sie weg, was Ihnen misfällt und nehmen Sie die Variante auf. Ich habe zu der scherzhaften Ballade die Erzählung des Gellius laßen abschreiben, wenn Sie sie drunter setzen wollen: sie ist aber überflüßig und kann wegbleiben. Haben Sie einen Abdruck von dem Bogen, wo der Mercur einige dieser Kleinigkeiten enthält übrig, so bitte ich sie gelegent-

---

* In dem „Journal des Luxus und der Moden“ zuerst in einzelnen Aufsätzen, dann (Leipzig 1803) gesammelt, erschien: „Sabina oder Morgenscenen einer reichen Römerin“. (1806 und 1879 neue Auflagen.)

** W. A. Teller, der berühmte Theologe.

lich darum. Vor kurzem hat mich Ihr verehrungswürdiger Cons. Präs. H. v. Herder bey seiner Rückreise von Dresden mit seinem Besuche beehren wollen. Zu meinem Unglücke war ich aber noch auf meinen ländlichen Höfen und erhielt sein Billet erst den Abend spät, wo er den nächsten Morgen früh abgehen wollte. Wie sehr habe ich meine Abwesenheit bejammert! Bezeigen Sie ihm gelegentlich dieses | nebst meiner innigen Verehrung und bedauren Sie 2 mich. So erhalten Sie mir auch, würdigster Freund, das Andenken des Theuern Wielands und leben Sie wohl und im Genusse aller Glückseligkeiten des Lebens.

Mit wahrer Freundschaft und Verehrung

Ihr

ganz eigner

Weisse.

Leipzig, am 6. Nov.
1803.

---

28. Böttiger an Weisse.

Mein innigst verehrter, väterlicher Freund!

Ihr von Liebe überfließender, wahrhaft gütiger Brief und die ihn begleitenden *δῶρα ἐκ Μουσῶν* sind mir neue, rührende Beweise Ihres alten, nie veraltenden Wohlwollens gegen mich gewesen.

Wie erfreulich und willkommen sie dem guten Altvater* und mir gewesen sind, darf ich wohl nicht erst sagen. Sie sollen mit der gewissenhaftesten Treue und die Romanze mit dem lateinischen Text des Gellius zur Seite abgedruckt werden.** Wer wollte sich ermächtigen, an so etwas zu schnitteln und zu meistern. Zwar es ist mehr als je Ton in dieser heutigen Modeliteratur, wo die jüngsten Küchlein das größte Wort führen, mit jenem Homerischen Eisenfresser zu schreien:

Ja, wir rühmen uns besser, als unsere Väter, zu heißen.

Aber der auch schon betagte Merkur macht sich solcher Naseweiß- 2 heit durchaus nicht schuldig.

In wenig Tagen hoffe ich Ihnen, mein verehrungswürdiger, ein komplettes Exemplar dieses Jahrgangs des Merkurs, den Sie mit Ihren Beiträgen schmückten, überschicken zu können.

Haben Sie in Ihrem großen Vorrath von autographis summorum, qui hoc seculum illustrarunt, virorum nicht einige mittheilbare Briefe von Vater Klopstock oder von Kästner. Beiden wünsche ich noch ein kleines Denkmal im Merkur stiften und ihre

---

* Wieland.

** Vgl. Merkur 1803: August S. 241 ff. September S. 323 ff. 1804: Julius S. 157 ff. Lauter Fabeln Weisses. 1804: S. 171—177: „Papirius, eine scherzhafte Ballade“; nach Gellius Noct. Att. I, 23. Der lateinische Text folgt auf die Ballade.

Porträts darin nachstechen lassen zu können. Von Klopstock besitze ich selbst auch einige sehr intereßante Briefe. Von Kästnern hat mir der Abt Henke einige sehr gewürzte Briefe an seinen alten Freund, den kürzlich zu Helmstädt verstorbenen Abt Carpzov* zur Bekanntmachung mitgetheilt.

Wird, wenn ich auch diese Frage noch hinzu fügen darf, die Prachtausgabe von Uz in Wien noch durch Ihr Zuthun zu Stande kommen?**|

3 Herder hat es sehr beklagt, Sie verfehlt zu haben. Ich werde ihm Ihr Bedauern mittheilen, so bald er wieder zu sprechen seyn wird. Er war seit einigen Wochen höchstgefährlich krank und sah nur seine Aerzte und seine Familie. Leberverstopfungen, Krämpfe im Unterleibe, nicht fluide Hämorrhoiden bestürmt seine schon so sehr angegriffene Constitution mit unglaublicher Wuth. Doch hoffen wir nun, daß er uns und der Literatur noch geschenkt seyn soll.

Ich werde dem förmlichen und ehrenvollen Rufe, der mir zu einer ganz neu-fundirten Stelle beim Oberconsistorium und Oberschulcollegium in Berlin geworden ist, am Ende doch wohl nicht entgehn können. Noch hab ich ihn nicht angenommen, aber es wird in wenig Tagen entschieden seyn, ob man dort meine sehr billigen Bedingungen erfüllt. Gehe ich, so müßen Sie mich, mein alter väterlicher Freund, dem ehrwürdigen Teller***, dem ich als
4 College nicht | gern aufgedrungen seyn möchte, bestens und de manu in manum übergeben. Wie gern wäre ich unter weit geringern Bedingungen in mein gutes Vaterland nach Dresden gegangen!†

Wärmende, alle Gewölke am äußern und innern Himmel

---

* Joh. Benedict Carpzov IV. Abt von Königslutter, Prof. zu Helmstädt (1720—1803). Realencyklopaedie für protestantische Kirche und Theologie von Herzog und Plitt III, S. 150. Ersch und Gruber I, 15. S. 217 f. Allg. d. Biographie IV, S. 22. Henke war der Schwiegersohn Carpzovs. Die Briefe Kästners stehen im Deutschen Merkur, 1804. I, S. 19 bis 29. 99—105. 177—182. 264—271; II, S. 53—61. Bezüglich der Briefe von Klopstock vgl. Archiv für Littgesch. Bd. 3 S. 261 ff. und 393 ff.

** Poetische Werke von Joh. Pet. Uz. Hggb. von Ch. F. Weisse. 2 Bde. Der zweite Band erschien aber erst nach Weisses Tode zur Jubilatemesse 1805.

*** W. A. Teller, Oberconsistorialrath und Propst zu Köln a. d. Spree.

† Schon am 28. Januar 1804 schreibt Weisse an seinen Schwiegersohn: „Ueber Weimar und Jena scheint ein trauriges Schicksal zu walten. Herder todt, ein grosser Theil seiner Worthies zersprengt, Griesbach dem Tode nah, Böttiger nach Dresden berufen.“ (Selbstb. S. 251.)

zerstreuende Sonnenstralen auf das Haupt meines ehrwürdigen Freundes!

Mit treuer, dankbarer Verehrung und Liebe
Weimar ganz der Ihrige
d. 1. December Böttiger.
1803.

---

29. Carolina Herder an Weisses Schwiegersohn.

Freiberg d. 1. Sept. 1805.

Ich bin so glücklich gewesen, das Convolut zu finden, in welchem zwei Briefe unsres liebenswürdigen Weise an meinen guten Mann lagen, und wovon der vom 24. April 1773 die Antwort über Winkelmanns Briefe enthält, deren Schicksal man bedauren muß.*

Ich lege die Briefe mit Ergebenheit hier bei; Wie theuer war mirs, die zärtlich freundschaftlichen Gesinnungen Weißens für meinen Mann darinnen zu finden — ein Beweiß wie gleichgestimmte reine Seelen, auch unbekannt, im Reich des Guten und Schönen immer zusammen gehören und sich da finden.

Die größte Hochachtung hat unser Seliger für den zarten rein-moralischen Mann bis | ins Grab behalten. — Jede glücklich- 2 häußliche Familie wird ihm einen Altar bauen und ihn segnen.

Aus den zwei Briefen ist zu sehen daß mein Mann mehrere an den seel. Weiße, so wie dieser an jenen geschrieben habe; — alle die sich noch unter den Briefen vorfinden werden, werde ich Ihnen sogleich übersenden. Darf ich dagegen um gütige Mittheilung der Briefe meines seel. Mannes zur Ansicht, ergebenst bitten? Vielleicht enthalten sie einige Litterarische Notizen, die zu unserm Zwecke dienen könnten, in solchem Fall würden Sie mich ungemein verbinden, wenn Sie sie uns ganz überlassen wollten. — | Doch will 3 ich hierdurch einer etwaigen Bestimmung derselben nicht vorgreifen. Unsere Absicht ist nicht, den gelehrten Briefwechsel unsres Seligen bekannt zu machen, sondern nur Auszüge aus seinen Briefen, litterarischen Inhalts, die der Aufbewahrung werth, oder Belege seines Charakters sind, zu geben.

Wie angenehm ist mirs, Sie, Hoch-Achtungswürdiger und die würdige Tochter des vortreflichen Mannes in der Nähe zu wissen und ihre nähere Bekanntschaft zu machen.**

Mit größter Hochachtung empfehlen wir uns, ich und meine Tochter, Ihnen beiden Hochgeschätzten, ganz ergebenst.

Carolina Herder.

---

* Vgl. oben S. 456 und Selbstb. S. 234 Anm.

** Weisses Schwiegersohn Samuel Gottlob Frisch war Mittagsprediger an der Domkirche zu Freiberg.

Briefe von Herder und Ramler an Benzler.

Mitgetheilt

von

Bernhard Seuffert.

1.

Am 18. Januar 1799 schreibt Herder an Gleim: „Wenn Benzler zu Ihnen kommt, so fragen Sie ihn doch, wie mein Brief bei ihm angeschlagen? Ich habe ihn zur Uebersetzung von Darwins Garten angefrischt, und möchte es nochmals thun; der Noten halber, die sehr merkwürdig sind. Muntern Sie ihn doch dazu auf; denn keiner in Deutschland ist der Arbeit mehr gewachsen als er."* Der Brief Herders an Benzler** lautete:

Haben Sie den besten Dank, lieber Benzler, für Ihren Darwin und Vowley.*** Entschuldigungen, warum ich sie so spät zurücksende, verlangen Sie nicht: denn wozu hülfen diese? Gnug, Sie haben sie jetzt und für Darwin den besten Dank.

Aber warum soll er verkauft werden, ohne dass Sie ihn dem Publikum auf eine viel bessere Weise zuerst verkaufen? nämlich in einer Uebersetzung. Darwins Name ist so bekannt, der Titel „botanischer Garten" ladet so sehr ein; die Noten sind so voll merkwürdiger Dinge, Erfahrungen, Meynungen etc.,

---

* Von und an Herder Bd. I, S. 251.

** Diesen einzigen erhaltenen Brief Herders an Benzler und die nachstehenden Briefe Ramlers veröffentliche ich aus dem Nachlasse Benzlers, den die Bibliothek der Closterschule Rossleben besitzt. Der Rector derselben, Herr Dr. Wentrup, hat mir in freundlichster Weise von der Erbadministration der Closterschule die Erlaubniss zur Benützung der Papiere erwirkt und die zahlreichen Briefe mir zur Einsicht übermittelt.

*** Darwin, Der botanische Garten. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe vom 26. und 30. Januar 1798, und oben S. 503. — Cowley?

Aussichten; sie treffen so ganz auf den Punct, um welchen sich jetzt ausser der Politik die Wissbegierde der Menschen drehet, und sind, ich möchte sagen, ein Aggregat brittischer NaturalPhilosophie, dass Sie dem Publicum mit der Uebersetzung ein treffliches Geschenk machten.

Das Gedicht selbst ist nur Vehikel. Dem Ganzen nach sei es so unpoëtisch als es wolle; einzelne Stellen sind sehr schön. Dass die Versart verlohren gehe, kümmere Sie nicht; uns Deutsche ermüdet sie ohne das und giebt dem Werk eine geschraubte, zerhackte Manier, die in einer Benzlerischen Prose wegfiele; dagegen mit dieser der Gehalt selbst in natürlicher Einfalt und Würde aufträte. Ist nicht Pope in seinen kleinsten Theilen, sind nicht Akenside, Miller, Glover* übersetzt worden; warum in aller Welt nicht Darwin?

Und was liessen sich nicht, sowohl über ihn, als zu ihm für Anmerkungen machen! Consulta Tecum, mi Benzlere, perpende! Wie freute es mich, wenn Sie daran gingen! an dies fröhliche, nützliche Werk.

Dass als ich auf dem Berge** war, ich Ihr Häuschen, Ihre Familie, Ihr Museum nicht gesehen, schmerzt mich noch. Erinnern Sie sich der Zeit, da ich Sie in Lemgo, Sie uns in Bückeb. besuchten, wo ist sie?

Aber wir sind dieselbe[!]. „Wir gehn dahin und wandern," sagt das Kirchenlied, singt aber zugleich fort: „wir leben und gedeihen!" Leben und gedeihen wollen wir, so lange wir wandern.

Was macht Kleuker? Wie gefällt er sich in Kiel. Schreiben Sie doch einmal, lieber; Sie müssen auf Ihrem Berge nicht so stumm seyn. Es geht mir allemal ein Stich durch die Seele, wenn ich daran denke, wie viel Talente, Känntnisse, Geschicklichkeiten und welch ein gentle spirit in Ihnen —

---

* Akinside, Das Vergnügen der Einbildungskraft. Ein Gedicht aus dem Englischen. 1757. Miller, Gärtnerlexikon oder das englische Gartenbuch. Aus dem Englischen übersetzt von Huth. 1769—76. Glover, Leonidas. Ein Heldengedicht. Aus dem Englischen übersetzt von J. A. Ebert. 1749.

** In Wernigerode; das Schloss und Benzlers Wohnung lagen auf dem Berge.



aber lassen Sie mich den Perioden nicht ausschreiben. Auf! lieber Benzler, und an Darwin! Auf! —

Wenn Sie den Empfang der Bücher bekennen, und das müssen Sie ja! lese ich was von Ihnen. Meine Frau grüsset Sie herzlich. Unbekannt wir beide auch die Ihrigen. Leben Sie aufs innigste wohl. W. den 26. Nov. 98. Herder.

Dem Gräfl. Hause bitte ich meine Hochachtung und Ergebenheit (bei Gelegenheit) zu versichern.

addio, caro.

Johann Lorenz Benzler war damals gräflich Stolbergischer Secretär und Bibliothecar zu Wernigerode. Seine persönliche Bekanntschaft mit Herder stammt aus dem Jahre 1776 von einem gegenseitigen Besuche in Bückeburg und Lemgo, wo Benzler bis 1783 Postmeister war. Gleim, neben Dohm der nächste Freund Benzlers, scheint schon 1772 beide in Berührung gebracht zu haben; doch lebhaft wurde der briefliche oder persönliche Verkehr niemals, obwol Herder in Benzler einen „herrlichen, lieben, stillen, engelreinen und so wahren, natürlichen, nicht schwärmenden Jungen“ gefunden hatte.*

Uebersetzungen von Werken geschichtlichen, finanzwissenschaftlichen, religiösen und poetischen Inhalts aus griechischer, englischer und französischer Sprache hatte Benzler wiederholt herausgegeben und, wie man aus Herders Briefe ersieht, mit bedeutendem Erfolge. Was ihn hinderte nach Herders Rath Darwins Gedicht zu übersetzen, darüber schreibt er an Gleim aus Wernigerode am 15. April 1799**: „Er [Herder] forderte mich vor einiger Zeit zu einer Uebersetzung des Botanical Garden von Darwin auf, eines grossen Gedichts mit einem ungeheuren Kommentar von physischer Gelehrsamkeit und Grillen. Es fehlt mir dazu aber an Lust, an Musse und an Kenntnissen; denn es gehörte ein Mann wie der selige, ach! viel zu früh gestorbene Lichtenberg dazu.“

---

* Von und an Herder Bd. I, S. 25 f. 49. 59. 60 f. 100. Vgl. Briefe an Merck 1835, S. 42.

** Im Archive der Gleimschen Familienstiftung.

2.

Obwol Herders Brief einer späteren Zeit angehört als die Briefe Ramlers an denselben Adressaten, stellte ich doch jenen voran um Benzler als einen geschätzten Uebersetzer bekannt zu machen. Dieser gute Ruf ist die Ursache des Briefverkehrs mit Ramler.

Im Jahre 1779 plante der Berliner Verleger Himburg eine neue deutsche Ausgabe des Spectator, indem er einerseits die steigende Zuneigung des Publicums zu englischen Schriften und den hervorragenden Werth dieser Wochenschrift, anderseits die Unvollkommenheit der durch Gottsched veranstalteten deutschen Uebersetzung in Betracht zog. Ramler, an den er sich wandte, nahm sich des Projects an und „ertheilte ihm eine Liste der besten Stücke des Zuschauers, die er zum Gebrauche anderer Freunde entworfen hatte. Der Buchhändler übersandte diese Liste dem bereits der gelehrten Welt durch mehrere vortreffliche Uebersetzungen bekannten Benzler“. Ohne eine bestimmte Zusage zu machen zeigte Benzler Interesse für den Plan, wovon Ramler durch Himburg verständigt wurde. Darauf begann der Briefwechsel zwischen Ramler und Benzler. Ich lasse nun Ramlers Briefe mit den nöthigen Erläuterungen folgen.

Hier übersende ich Ew. HochEdelgebohren meine Liste von den besten Stücken des Zuschauers. Wenn Sie einen Gebrauch davon machen wollen, so will ich mein Project aufgeben. Finden Sie einen Gelehrten vom ersten Range, der diese Arbeit unternimmt, so wird das Werk Glück machen.

In den mit T bezeichneten Stücken (welche Steele gemacht hat) und auch in einigen mit X bezeichneten, könnte manches weggestrichen, manches richtiger ausgedrückt werden.

Die angeführten Verse, welche billig Meisterstücke von Poesie seyn sollten, sind in der deutschen Uebersetzung mehrentheils nur mittelmässig.

Die Fragmente, die ich aus einigen Stücken angezogen habe, würden bey irgend einem andern Stücke von verwandtem Inhalt anzuhängen seyn, welches zuweilen durch ein Paar Verbindungsworte geschehen müsste. Da ich selbst diese Arbeit

zu übernehmen nicht Zeit habe, und auch keinen Freund hier habe, der sie gemeinschaftlich mit mir übernimmt, so machen Sie einen Gebrauch von meinen Auszügen, wie es Ihnen gut dünkt.

Berlin, den 4t. Febr. 1780. Ramler.

Die förmliche Anrede, welche in späteren Briefen nie wiederkehrt, erweist, dass mit diesem Schreiben die Correspondenz anhebt. Die Absicht der Unternehmer gieng von Anfang an weniger auf eine vollständige und wortgetreue Wiedergabe des Spectator, worauf Gottsched Gewicht gelegt hatte, als darauf, den Hauptinhalt der Wochenschrift in einer den veränderten Zuständen und dem verfeinerten Geschmacke angepassten Auswahl und Behandlung bei dem deutschen Volke aufs neue einzubürgern. Wurde auch im wesentlichen die Eintheilung in Stücke von dem englischen Tagesblatt beibehalten, so machte es doch das jetzige erscheinen in Buchform wünschenswerth, verwandte, im Original mit Unterbrechungen vorgetragene Materien an einander zu reihen oder zusammen zu fassen und den Inhalt der Abschnitte durch Ueberschriften anzugeben. Ausgeschieden musste werden, was specifisch englischen Werth und Bezug hatte oder veraltet war. Ueber diese Grundsätze war Benzler mit Ramler einig, so dass die von ihm getroffene Auswahl zumeist mit der Liste Ramlers übereinstimmte. Von den in Frage kommenden 635 Stücken — den 9. Band des Spectator liess man als unechte Fortsetzung mit Recht bei Seite — hatte Ramler etwa 350 ausgezeichnet, von denen Benzler ungefähr 30 abstrich und mit etwa 50 anderen ersetzte. Fortan besorgt Benzler die Leitung des ganzen Unternehmens. Ramler schreibt darüber:

Mein Herr,

Ich freue mich, dass Sie, der Sie es so vorzüglich zu thun im Stande sind, die so nöthige Arbeit übernehmen wollen, uns den Kern des Zuschauers zu liefern. Die poetischen Stücke will ich mit Vergnügen versificiren, so gut es mir möglich ist, wenn ich Ihre prosaische Uebersetzung dabey zum Grunde legen kann. Die Stücke den Milton betreffend habe ich darum nicht verworfen, weil man beständig in und ausser Deutschland dieses Addisonischen Tractats erwähnt, worin der Verfasser mehr Geschmack gezeigt und eine feinere (obgleich ganz natürliche) Wendung gebraucht hat, als andre Verehrer, die an ihrem Lieblinge alles, auch so gar wider seinen Panegyristen Addison selbst, vertheidigt haben: Ueberhaupt muss ich Ihnen gestehen, dass ich ungern eines von den Stücken

der Clio missen möchte; hingegen Steelens Arbeit oft beschnitten, verkürzt, berichtigt wünschte. Vielleicht ist es Ihnen eben so gegangen, wie mir. In meinem 21t. Jahre hielt ich grosse Stücke auf den Herrn T. oder R. Weil ich aber den Zuschauer in der Folge zu lesen nicht aufhörte, wurde ich zu einem eifrigen Verehrer Addisons, der mir anfangs vielleicht zu fein, zu schwer, und vielleicht auch wohl gar — zu correct seyn mochte. Man liebt in der Jugend Sachen die Fehler haben, denn sie sind uns als dann am ähnlichsten. Uebrigens freue ich mich, da Sie mir melden, dass Ihre Wahl mit der meinigen so gut harmonire, und wir uns nur noch über die Wahl oder die Verwerfung einiger weniger Stücke zu vergleichen hätten. Ich fahre also fort, Ihnen meine blosse Meynung zu eröffnen, der Sie, als der Uebersetzer, eben nicht nöthig haben nachzugeben. Bey Faramonds Geschichte oder Romane habe ich nicht bloss an die Könige der Erde, (die selten allein regieren,) sondern an die vielen Leute gedacht, die, in verschiedenen Fächern, einen Theil der Regierung verwalten. Was diese ein wenig unterrichten kann, dachte ich, müsste man wohl aus gemeinnützigen Schriften, welche von dergleichen Herren wenigstens in der Jugend gelesen werden, nicht auslassen. — Bey dem 7. Stück war wohl die erste Ursache meiner Wahl Addison. Ueberdem gedachte ich, es wäre unbillig, den wegzuwerfen, der über den Aberglauben vorher gespottet hatte, ehe unsre Nachahmer ihm nachspotteten. Auch dachte ich, ist diess ein Stückchen Englischer Geschichte; man sieht daraus, was es auch in dem philosophischen England für närrische Leute gibt. Da das Buch den Nahmen des Englischen Zuschauers führt, so müssten wir auch, so weit möglich, von der Nation etwas erfahren. Freylich hat diess seine Gränzen. Manches ist den Ausländern gar nicht einmahl angenehm, wenn sie es auch erfahren. — Von der Chevy-Chase dachte ich so: Man muss das berühmte Original (NB. in seinem Auszuge, den ein kluger Mann gemacht hat) doch kennen, von dem man so viel Copien (mittelmässige und schlechte) unter uns gemacht hat. Addison führt es als ein altes Stück Arbeit an, woran er den schon damahls hervorkeimenden Geist zu schätzen weiss; wir sehen es für ein

Stück Arbeit an, das wir ja getreu nachmachen müssen, mit allen Fehlern, die es damahls noch haben musste. O imitatorum!... Wenn Sie es auch wählen wollen, so könnte eine kleine Zurechtweisung in einer Anmerkung nicht schaden.

Das 68 St. v. der Freundschaft, wovon Addison abermahls Verfasser ist, zeichnete ich in meinem deutschen Exemplare darum an, damit ich eben den Verdacht von mir entfernte, den Addison gewiss auch von sich zu entfernen gesucht hat. (In einem gewissen Stücke seines Werks spielt er darauf an.) Es würde, bey meinen Leserinnen besonders, geheissen haben: Von der Bibel hält er doch auch gar zu wenig. Wenn so gar sein Lieblingsschriftsteller sie anpreist, so lässt er dergl. Stücke wohlbedächtig aus. Sonst erkenne ich, so wie Sie, dieses Stück nur für eines der mittelmässigen, und wir würden gewiss von der Freundschaft beiderseits besser, als Siracides schreiben. Doch mich reizte Addisons schöner Vortrag, und Sie werden dem Griechen ohne diess durch Ihre Uebersetzung noch Schönheiten zu geben wissen. Das 83 St. v. der Mahlerey von Addison hat mir, als Allegorie, welche allemahl ein schweres Stück Arbeit ist, mehr Schönheit, als es freylich für einen Mahler Nutzen haben kann. Es kommen feine Stiche auf einige Französirte, Deutsche, Italienische, Englische, Niederländische Mahler vor. Bey Erwähnung der deutschen wäre freylich eine feine Vertheidigungsnote anzubringen nöthig. In Addisons Abhandl. v. d. Tragödie gefiel es mir, dass er von seinem lieben Landsmanne, dem Shakespear, es wagt, das Fehlerhafte oder vielmehr das unzeitig angebrachte Schöne anzuzeigen. Uns sehr nöthig, die wir immer zu weit gehen, so wohl im Lobe und Nachahmen, als im Tadel. Ich glaube, einige unsrer jungen Theaterdichter werden künftig gar nicht mehr regelmässig seyn wollen, bloss darum, weil einige Franzosen fast nichts anders sind, als allein regelmässig. — Da diese 4 Stücke das Engl. Theater betreffen, welches wir jetzt so stark übersetzen, so glaubte ich Addisons Kritik wäre für uns gewissermassen lokal geworden. Das 105 St. das sich mit Wilh. Honeycomb anfängt, (von welchem guten Jungen, da er doch einmahl zur [!] Klub gehört, man auch einmal etwas hören muss) dieses Stück Addisons gefiel mir, weil

darin der Bücherpedant noch für den besten gehalten wird, von dem man wenigstens etwas lernen kann, und die übrigen, besonders der Kriegespedant, für unerträglich erklärt wird [!]. Eine heilsame Satire! dachte ich, besonders in einigen Berlinischen Gesellschaften, wo man, wenn nicht vom Preise oder dem schönen Gewächse dieses und jenes Pferdes, oder den Zollen und Strichen eines Rekruten die Rede ist, nichts mehr sprechen kann. Ich schreibe diss nur, um Ihnen die Ursachen zu sagen, die ich bey der Auswahl gehabt habe. Wäre das Werk den Deutschen noch ganz unbekannt, so wäre ich in der Wahl vielleicht ekler gewesen. Ich hätte alsdann gewiss lauter Sterne der ersten und zweiten Grösse gewählt. Itzt fürchte ich Breitkopfs Scribenten, und einer der Uebersetzer, (ein vortrefflicher Zänker, . . Dialectiker wollte ich setzen) könnten durch ihre Demonstrationen der Schönheiten in vielen verworfenen Stücken dem Auszuge die Leser abspänstig machen, zumahl wenn es sich zuträfe, dass sie zuweilen recht hätten. Verzeihn Sie, mein theurester Herr, meine erste Weitschweifigkeit und besonders die vielen Parenthesen, die der Eilfertigkeit zuzuschreiben sind, und die mir, wenn sie gedruckt wären, mancher Kritiker aufmutzen würde. Ich bin

Ihr

gehorsamster Diener Ramler.

Berlin, den 1 März, 1780.

Die Stücke über Miltons Verlorenes Paradies (Spect. 262. 267, und von da ab jede sechste Numer, d. i. jedes Sonnabendstück bis 369) nahm Benzler als Stücke 186—204 in seine Uebersetzung auf; ebenso die Geschichte Faramonds (Spect. 76. 84. 97) als St. 49. 54. 61; Spect. 7 über Vorbedeutungen als St. 5; Spect. 68 über die Freundschaft, worin Stellen aus Jesus-Sirach angezogen sind, als St. 44; Spect. 39. 40. 42. 44 über das Trauerspiel als St. 21—24; Spect. 105 von der Pedanterei als St. 65. Der Besprechung des altenglischen Heldenliedes von der Jagd des Grafen Piercy von Northumberland im Gebirge Chevy (Spect. 70. 74) ist in der Uebersetzung (St. 46. Bd. I. S. 395) eine „Nacherinnerung“ aus Ramlers Feder angehängt: Der Gesang sei wegen einzelner schöner Stellen aufgenommen, nicht um zur gleichen Schreibart und zur Wiederherstellung der altenglischen Dichtkunst mit allen Fehlern eines rohen Zeitalters zu ermuntern. Zu Spect. 83, Traum von der Malerei, sagt eine Note des Uebersetzers (St. 53. Bd. II. S. 54): Lebte Addi-

son noch jetzt, so würde er gewiss, auch im Traum, diesen Arbeiter nicht in der Kleidung eines Deutschen gesehen haben; wiewol es noch Nachkömmlinge desselben, unterthänige Anbeter und Copisten der französischen Dame Eitelkeit genug unter uns gäbe. Dergleichen Noten enthält die neue Ausgabe mehrere. — Addisons Stücke (sie waren mit den einzelnen Buchstaben des Wortes Clio unterzeichnet, wie Steele T. oder R. unterschrieb) sind nicht insgesammt in die Uebersetzung aufgenommen worden; im kürzen und zurichten von Artikeln verfuhr Benzler mässiger, als Ramler wünschte. Die frühere von Gottsched, seiner Frau und einem dritten verfasste Uebersetzung war bei Breitkopf in Leipzig erschienen, und ihre Vorrede tadelte an der auch in Deutschland verbreiteten französischen Uebersetzung, dass sie einzelne Stücke ausgeschieden habe.

Verehrungswürdigster Herr,

Hier übersende ich Ihnen des ersten Theils versificirte poetische Stellen. Es wird einem in der That wunderbar zu Muthe, wenn man hintereinander so vielerley Schreibarten annehmen muss. Ich wünsche, dass Ihnen die nachlässige Art worin ich zuweilen habe schreiben müssen, eben so gefallen mag, wie die erhabene und die gedrungene.

Was die Rechtschreibung betrifft, so glaube ich man folgt unserm einsichtsvollen Adelung am sichersten. Einige Wörter, die mir einfallen, will ich Ihnen doch geschwinde hersetzen, und wenn Sie solche billigen, so wird unsere Rechtschreibung Nachahmer bekommen. Ich unterscheide das scharfe *s* oder *sz* von dem doppelten *s* oder *ss*, und schreibe also: reiszen, gerissen, büszen, drauszen—hassen, müssen. Nach Adelung schreibe ich gib und folglich auch du gibst. Ferner allema*h*l, dreyma*h*l, jedes Ma*h*l; erg*e*tzen. Ich selbst habe Jacht statt Jagdt einzuführen versucht: denn Jacht kömmt von jagen, wie Schlacht, Tracht, von schlagen, tragen her. Eben so Macht von mögen, Gewicht von wiegen etc. etc. Navis venatoria wird ja ohne diess von allen Jacht geschrieben. Nun aber wird man doch nicht ein Wort, sobald es in verblühmtem Verstande gebraucht wird, anders schreiben wollen, als im eigentlichen?

Das *h* stelle ich mit Adelung in einigen Wörtern wieder her. Z. E. zerstöhren, hohlen, Nahme. Wollen wir aber auch schreiben der verlo*h*rne Sohn, die wohlgebo*h*rne Frau? Ich

finde das [!] der deutsche Lexikograph hierin selbst zweifelhaft ist. Was das *y* betrifft, so setze ich es noch beständig statt des *i* ans Ende, als be*y*, se*y*, Geschre*y*, und folglich auch se*y*n, be*y*läufig, des Geschre*y*es; aber Eimer, weichen, Meinung schreibe ich mit *i*. Schwert, Schwertel schreibe ich mit keinem *dt*, dem ich überhaupt nicht gut bin. Eben so auch Brot, Schaubrot, des Zuckerbrotes. Eigentlich möchten wir schreiben, wie wir wollten, wenn wir nur sorgen, ut scriptura sit constans. Ich darf nicht mehr hinzuthun, wenn ich mit allen übrigen poetischen Stellen zur rechten Zeit fertig werden will. Ich empfehle mich Ihrer Freundschaft und bin

Berlin, d. 19t. Mey ganz der Ihrige
1780. Ramler.

Die metrischen Uebertragungen liegen wie die im ersten Briefe erwähnte Liste den Briefen Ramlers bei. Die Vergleichung der erhaltenen — ein Theil ist verloren — mit den in den Druck übergegangenen Versen ergab in seltenen Fällen Abweichungen von der handschriftlichen Lesart, und selbst die bedeutenderen derselben möchten nicht wichtig genug sein hier zum Abdrucke zu gelangen. Auf diesen Blättern sind einige allgemeinere Bemerkungen über die Behandlung der Vorlage verzeichnet. Ramler will so wenig wie Addison die lateinischen Verse und Halbverse, die als motti vorangestellt sind oder sich im Texte selbst finden, übersetzen: sie mögen im Deutschen gleichfalls nur ein Bissen für die classischen Leser bleiben; im Drucke jedoch sind manche der dem Texte einverleibten lateinischen Verse übersetzt. Die im 59. St. des Spect. citierte Stelle aus Butlers Hudibras will Ramler englisch eingerückt und nur eine getreue prosaische Uebersetzung in einer Note beigefügt haben, „weil das Spielwerk mit dem Echo unübersetzlich, oder doch der Mühe ein ähnliches Echo zu erschaffen nicht werth sei“; Benzler zieht vor (St. 36) die Verse wegzulassen und den Leser nur auf den 3. Gesang des 1. Theils des Gedichtes zu verweisen. Ich theile diese Erwägungen der Uebersetzer mit, weil sie den Antheil des einzelnen an der Arbeit verrathen und uns die fehlenden Briefe Benzlers wenigstens theilweise ersetzen.

Am 11. Juli 1780 schickt Ramler nur Uebertragungen: „Diese acht Seiten bitte ich Sie, mein theurester, dieses-Mahl statt eines langen Briefes anzunehmen. Ich empfehle mich Dero fernerer Freundschaft, und sehe mit Sehnsucht Ihrem Addison entgegen. Ich bin ganz der Ihrige

Ramler.“

Die Blätter besagen, dass die Spect. 91 mitgetheilte Stelle aus Ovids Ars am. von Benzler ausgeschieden worden ist. Die Breitkopfische Ausgabe enthält dieselbe englisch und äussert in einer Note ihr Bedenken dieselbe zu übersetzen.

Nur ganz kurz kann ich Ihnen, mein theurester Herr und Freund, den Empfang Ihres Briefes vom 28t. Aug. melden, und auf das nothwendigste antworten. Ich habe heute zu viel Briefe schreiben müssen, und den Liebsten habe ich zum Nachtisch aufgehoben. Die Stelle im 12t. Stücke, aus dem Milton, hatte ich, wegen Zweydeutigkeit des Textes, mit Fleiss ungetreu übersetzt. Doch dem wahren Sinne näher zu kommen, lassen Sie uns setzen:

(Einzeln, oder Gesänge mit Gegengesängen erwiedernd)
und im letzten Verse, damit das Wort Gesänge nicht wiederhohlt werde:

Ihre Lieder die Nacht.

Die Jamben des Simonides, und die beiden Oden der Sappho, und so gar die Stelle aus dem Hebräischen des Hiob sollen Sie bald erhalten. — Die Stelle aus dem Hamlet im 44 Stücke des Originals ist fertig, aber ich kann sie diesen Augenblick nicht finden. Ich lege zwey Zettelchen bey, worauf sie [!] die übrigen Verse, die im 3t. Bande vorkommen, finden werden. Ueber die Rechtschreibung bin ich noch immer Adelungs Meinung. Unsere Genii sind zu muthig, und ändern zu viel. Leben Sie wohl

Ihr gehorsamster
Diener und Freund
Ramler.

Berlin d. 16t. Sept.
1780.

Mein Zettel hat sich gefunden. Ich schreibe ihn ab, wie er ist.

p. s. Was ich einzeln herausgegeben habe, ist nichts weiter als das lyrische Singespiel Cephalus und Prokris, und die Kantate das Opfer der Nymphen; imgleichen ein Schlachtgesang. Was Sie davon nicht haben, will ich wieder herbeyschaffen und Ihnen übersenden; denn ich habe fast niemahls etwas von mei. eign. Sächelch. behalten. Die veränderte Kantate der Mey nicht zu vergessen. Ich werde alles dem Herrn Himburg zur ferneren Uebersendung übergeben.

Die Stelle aus Milton im 12. St. des Spect. hatte Ramler schon am 19. Mai geschickt. Den Vers „Sole, or responsive each to others note“ hatte er damals übersetzt: „Einzeln oder einer des andern Töne begleitend“. Benzler hatte beigeschrieben: „einander antwortend in wechselnden Chören“. Im Drucke St. 8 steht die Lesart des letzten Briefes; aber „Gesänge der Nacht“ in letzter Zeile ist nicht in „Lieder d. N.“ verändert. Die Iamben des Simonides stehen Spect. 209 = Uebers. 126; die Oden der Sappho Spect. 223. 229 = Uebers. 139. 144; das Citat aus dem Buche Hiob Cap. 29 ff. Spect. 177 = Uebers. 107; die Stelle aus Hamlet Spect. 44 = Uebers. 24. Cephalus und Prokris, ein Melodrama, war 1777 erschienen, Das Opfer der Nymphen, ein musicalisches Vorspiel, am 24. Januar 1773 zur Aufführung gekommen, Der Schlachtgesang 1778, und die musicalische Idylle Der May 1764 zuerst gedruckt worden.

Mein theurester Herr und Freund,

Hier bekommen Sie etwas Hebräisches und Griechisches, mitten in Zerstreuungen und Geschäfften gemacht. Ich habe auch in der That nicht mehr Zeit, als Ihnen dieses einzusiegeln und zu berichten, dass Sie die Stücke der Sappho bald erhalten sollen. Leben Sie wohl und lieben Sie

Ihren

ergebensten Freund

und Diener

Ramler.

Berlin, d. 25t. Nov.
1780.

„Etwas Hebräisches und Griechisches“: Hiob und Simonides. Vor und nach diesem Briefchen schickte Ramler Uebersetzungen ohne Begleitschreiben an Benzler.

Verehrungswürdigster Herr und Freund,

Vergeben Sie mir mein langes Stillschweigen. Ich habe die übersandten Stellen aus dem Zuschauer immer als einen Brief an Sie betrachtet und fast hätte ich es jetzt wieder so machen müssen. Einliegende beide Oden der Sappho, imgleichen die ovidische Stelle im 211 Stücke und die darauf folgende des Congreve sind unter vielen Zerstreuungen gemacht worden. Ich habe sie daher so lange bey mir behalten, bis sie mir selbst gut genug schienen, sie Ihnen zu Ihrer vortrefflichen neuen Uebersetzung zu zu senden. Ich habe bemerkt, dass in dieser Ihrer Uebersetzung statt des *tz* ein *zz* gesetzt worden ist. Belieben Sie dieses nicht in den künftigen Bogen abändern zu lassen? Nicht allein weil es wider die

Autorität von ganz Deutschland ist, (und nur eine Besonderheit einiger Schriftsteller heissen kann,) sondern weil es auch würklich zu einer unrichtigen Aussprache verleiten könnte. sit-zen spricht jeder richtig aus, siz-zen aber klingt wie sits-tsen.

Ich bin jetzt mit dem Milton beschäftigt, den ich Ihnen so bald als mir es möglich seyn wird, übersenden werde. Ich habe nichts dawider, dass Sie die Stücke auf einander folgen lassen.

Ich habe vergessen was ich von meinen letzten gedruckten Sächelchen dem Herrn Himburg für Sie gegeben habe. Ob Cephalus und Prokris, oder das Opfer der Nymphen. In dem erstern habe ich das Sylbenmaass gebraucht, was ich zu den meisten theatralischen Jamben, die im Zuschauer vorkommen, imgleichen zu der Satire des Simonides gebraucht habe, nehmlich Jamben mit Anapästen vermischt, welche Simonides gleichfalls gebraucht hatte, und unser (ach! nunmehr verstorbner) Lessing gleichfalls zu einigen Trauerspielen gebrauchen wollte. Leben Sie wohl, und bleiben bey Ihrer Arbeit gesund und vergnügt und lieben ein wenig

Ihren

Berlin, den 23t. Febr. 1781.

gehorsamsten Freund und Diener Ramler.

Die Stellen aus Ovid Metam. XV 165 ff. und aus Congreve stehen Spect. 211 = Uebers. 128.

Mein theurester Herr und Freund,

Mein poetischer Beytrag zu Ihrer vortrefflichen Uebersetzung hat sich darum so verzögert, weil ich dem abwesenden Corrector die Mühe gern erleichtern wollte, und daher das ganze übrige Manuscript durchsah und mehrentheils nach der Adelungischen, das heisst nach der gebräuchlichsten Rechtschreibung corrigirte. Habe ich bey dieser Durchsicht etwan einen Schreibfehler vorgefunden, oder einen ganz kleinen Fehler der Eilfertigkeit, den Sie bey der zweyten Durchsicht selbst nicht würden haben stehen lassen, so habe ich ihn zugleich zu heben gesucht, doch mit einer Behutsamkeit, dass ich es bey Ihnen zu verantworten glauben konnte. Meine eigenen

poetischen Fehler habe ich gleichfalls bey dieser Durchsicht entdeckt. In der zweyten Ode der Sappho habe ich itzt so geschrieben:

— — — — — die Zunge
Ist mir gelähmet etc. — —
— Gleich dem Grase welk' ich dahin; der Athem
Fehlt mir, ich sterbe.

Je mehr ich Ihre und die alte Uebersetzung vergleiche, desto mehr muss ich mich wundern, wie man über vierzig Jahre damit hat zufrieden seyn können.

Ich werde gar nichts anders vornehmen, als den Rest des Miltons, wovon Sie hier nur die erste Probe erhalten damit ich sehe, wie zufrieden Sie damit sind. — Ich bin über, das Lob beschämt, dass [!] Sie den beiden Oden der Sappho gegeben haben.

Ich empfehle mich Ihrer fernern Freundschaft, wünsche Ihnen zu Ihrer fernern Arbeit ein [!] dauerhafte Gesundheit und bin unausgesetzt

Ihr

Berlin, den 1t. Jul. 1781.

gehorsamster Freund und Diener

Ramler.

Die letzten Strophen der zweiten Ode der Sappho hatte Ramler ursprünglich übersetzt:

Mir erstickt im Munde das Wort; die Zunge
Scheint* mir wie gebrochen; die Haut durchläuft ein
Plötzliches Feuer.
Nichts mehr sehn die Augen, die Ohren brausen.
Kalter Schweiss bricht aus; mich ergreift ein Zittern;
Gleich dem Grase welk' ich dahin. Entathmet
Schein' ich ein Schatten.

In den Druck gieng unter der Ueberschrift „Herrn Ramlers Uebersetzung des griechischen Originals" die Aenderung des vorstehenden Briefs über; nur steht statt „Ist mir gelähmet": „Ist mir wie gelähmt". — Benzlers Uebersetzung verdient in der That Lob. Sie ist zwar von der alten Verdeutschung nicht so ganz unabhängig wie Ramlers Versificierung, die allerdings desto besser war, je weiter sie von der Gottscheds abwich, verfällt aber keineswegs

* Darunter ist geschrieben: ist.

dem Vorwurf, dieselbe auszuschreiben. Nicht nur ist die Sprache fliessender, sondern es ist auch der Sinn schärfer getroffen.

Verehrungswürdigster Herr und Freund,

Ihr letzter Brief ist mir aus dem Hause des Buchhändler Ringmachers zugeschickt worden, welcher vor kurzem gestorben war. Ich sehe daraus, dass Ihnen der Anfang der Uebersetzung des verlorenen Paradieses so wohl gefallen hat, dass Sie das ganze Werk nach dieser Art übersetzt zu sehen wünschten. Ich glaube aber, die Mühe, die man sich mit zwey oder dreyhundert Versen giebt, möchte man sich wohl schwerlich mit zehntausend Versen geben. Wäre ich an unsers Zachariä Stelle gewesen, so hätte ich das Werk umgearbeitet; weggeworfen, zugesetzt, verändert, und gewisser Massen ein eigenes Werk daraus gemacht. Auf diese Art würde er von seinen Landsleuten mehr Dank verdient haben, als er itzt durch ziemlich eilfertige Hexameter verdient hat. Alsdann hätte ein Gedicht daraus werden können, welches vielleicht, eher als das Miltonische, den Lobspruch verdient hätte: Cedite, Romani scriptores! cedite Grai.

Was die kleinen Aenderungen in den Sapphischen Oden betrifft, so geht es damit, wie mit der Polirung der optischen Gläser: Je mehr man polirt, je mehr kleiner Schrammen kommen zum Vorschein, die vor der Politur nicht ins Auge fielen. Ihre Vorschläge kommen überdiess zu spät, und je mehr ich überlege, wie es noch zu machen wäre, je mehr finde ich, dass man einmahl die Hand abziehen müsse, wenn man nicht wieder verderben will, was man einmahl gut genug gemacht hat. So schön die vorgeschlagenen Aenderungen sind, so weiss ich, dass unsre mikroskopischen Kunstrichter doch immer noch etwas auszusetzen finden würden, so dass am Ende die alten und die neuen Lesearten ungefähr gleichen Werth behalten würden. Mit schwarz geflügelten schnellen Spatzen, würde man sagen, ist ein wohlklingender Vers: aber waren denn die Flügel von anderer Farbe, wie der Leib? Ist ein weissmähniges Ross denn ein Schimmel? Denkt man sich nicht vielmehr ein braunes mit weissen Mähnen dabey? — Deinem schönen Wagengespann, möchte gut seyn, wenn von den Schwänen der Venus, oder von den Ros-

sen des Apollo die Rede wäre; allein da diess von Sperlingen gesagt wird, so scheint mir diess Lob, ich will nicht sagen, ein wenig geziert, sondern nur ein wenig unzeitig. Hernieder durch den Aether schweben anstatt herunterfahren, würde den Schülern unsers vortrefflichen Klopstocks vielleicht lieber seyn, als dem Hagedorn, oder auch als mir selbst. Denn mir gefällt es darum nicht recht wohl, weil schweben gerade dasjenige Wort ist, welches weder herab- noch hinaufsteigen bedeutet. Ich weiss wohl, man müsste es so erklären: Durch Schweben endlich herunterkommen: Allein diess ist der Eilfertigkeit der Sapphischen Gönnerinn doch immer ein wenig zu wider. Ein schönes Bild macht es allerdings; dafür würde aber das andere schöne Bild wegbleiben: mit schwarzen Flügeln die Lüfte schlagen; welches ein Bild ist, das der Dichterinn nothwendig in die Augen fallen musste. (Und schlägt die Luft mit schwarzen Flügeln, sang ich in meinem 20t. Jahre einmahl bey Erblickung einer Krähe: ein Bild, das mir noch im Gedächtniss geblieben war, ob das Gedichtchen gleich zwey Jahre hernach verbrannt ward. —) Sodann anstatt dann ist eine müssige allemannische Verlängerung, würde unser Adelung sagen. — Ueber niederfuhrst habe ich mich selbst genug geärgert, weil es kein reiner Daktylus ist: diess können Sie leicht denken! Aber wenn der Deklamator eine Paüse dabey macht, und das folgende dann nachdrücklich ausspricht, so wird der Sylbenfall wieder hergestellt, wider welchen alle Poeten ohnediess sündigen, und der durch die Simplicität des Ausdrucks hier vergütet wird. Wenigstens hab ich alle Wege versucht, diesen Vers zu ändern; allein eine jede Aenderung hatte etwas, das mich noch mehr beleidigte, als die Kürze des einsylbigen Wortes fuhrst. — Vielleicht aber suche ich nunmehr alles auf, die alten Lesearten zu beschönigen, weil es zu den* neuen zu spät ist? Vielleicht; vielleicht auch nicht! Denn wenn ich mich recht kenne, nehme ich diesen Dienst von andern eben so gern an, als ich ihn andern gern leiste. Finden Sie, vortrefflicher Engländer, einige Worte, wovon Sie merken, dass sie aus geringerer Kunde des Eng-

* corr. aus: einer.

lischen gesetzt worden sind, so bitte ich solche mit bessern zu vertauschen. Und nun sehne ich mich nach den poetischen Stellen die in den vier letzten Theilen des Zuschauers vorkommen, damit ich immer dahinten bleibe. Beym Milton hat mir Ihre Hülfe gefehlt, und ich habe die Last doppelt gefühlt. Nun ich einmahl A gesagt habe, muss ich auch B sagen, und nun schon alle poetische Stellen des ganzen Werkes über mich nehmen, ob ich gleich an einer neuen Ausgabe meiner eigenen poetischen Sächelchen arbeite, die ich, wenn ich noch ein Jahr lebe, Ihnen zu übersenden die Ehre haben werde. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Dero

allezeit ergebener Freund und Diener

Berlin, den 10t. Sept. 1781.

Ramler.

Zachariaes Uebersetzung des Paradieses war 1760 erschienen. Die willkürlichen Aenderungen, die Ramler vorschlägt, entsprechen der Art, mit welcher er fremde Dichtwerke zu behandeln pflegte. — Trotz den Lobsprüchen, die Benzler zuvor den Uebersetzungen der Sapphischen Oden gespendet hatte, legte er Besserungsversuche vor, die auch ein Blatt des Nachlasses enthält. Zur ersten Ode, der Hymne an die Venus, Strophe 3:

Und mit vorgespannten geschwinden Spatzen,
Die mit schwarzen Flügeln die Lüfte schlugen,
Durch den Aether niederfuhrst, dann zurück sie
Sandtest . . .

notierte Benzler:

Und mit schwarz geflügelten schnellen Spatzen
Deinem schönen Wagengespann hernieder
Durch den Aether schwebtest, sodann zurück sie
Sandtest . . .

und zur 2. Zeile der 6. Strophe: „Will er nicht beschenkt seyn, so soll er schenken“: „Will er keine Geschenke von dir, so soll er schenken“. In der zweiten Ode proponierte Benzler: „Nacht umhüllt die Augen . . . . . däucht mir ich sterbe“ oder „wähn' ich zu sterben“. Ramler beharrte für den Druck durchaus auf seinen Uebertragungen. — Eine Sammlung von Ramlers Dichtungen erschien erst nach seinem Tode. —

Nach diesem Briefe schickte Ramler Uebersetzungen aus Milton mit dem Beifügen: „Dieses dieses Mahl anstatt eines Briefes von Ihrem ergebensten Diener und Freunde Ramler.“

Des HErr [!] Benzlers Manuscript, nebst dem Briefe habe ich erhalten, und auf die Frage, wie wir es mit dem Milton der noch nicht fertig ist, halten wollen, ist mein Vorschlag dieser.

H. Benzler schliesse die jetzige Hälfte des Zuschauers mit der Beurtheilung der sechs ersten Bücher Miltons: (NB. die Stücke dieses sechsten Buchs solln Sie in einigen Tagen haben) und fange die zweyte Hälfte des Zuschauers mit der Beurtheilung der sechs letzten Bücher an. Auf diese Weise bleibt gewissermassen der Milton beysammen, und die Subscribenten erhalten doch eine Menge Verse.

Ich bin mit der vollkommenst. Hochachtung und Freundschaft

Dero

gehorsamster Diener

Ramler

d. 7. Febr. 1782.

Dieses sehr eilig geschriebene Quartblatt scheint der Buchhändler vermittelt zu haben und daraus sich der Wechsel des Tones zu erklären; an eine Verstimmung, etwa wegen der Differenzen in der Odenübersetzung, ist nicht zu denken, weil die „in einigen Tagen" nachfolgenden Zeilen völlig gleich warm wie die früheren Briefe gehalten sind. — Die Anordnung der Aufsätze über Milton ist im Drucke so getroffen, dass die sieben einleitenden Stücke das Ende des 4. Bandes bilden, die Besprechung der zwölf Bücher des Paradieses ohne Unterbrechung den 5. Band beginnt. Auf einem der in diesem Briefe versprochenen Blätter mit den Uebersetzungen aus Miltons sechstem Buche steht:

Post Scriptum. Haben Sie, mein theuerster Herr und Freund, die erste Hälfte des 80t. Stücks, welches die Geschichte der Brunette und Phyllis enthält, mit übersetzt? — Sollte es nicht geschehen seyn, so finden Sie noch wohl eine andere Hälfte, die sich dazu passt, und uns ein ganzes Stück giebt.

Spect. 80 hat Benzler übergangen; vgl. den folgenden Brief.

Hier übersende ich Ihnen, mein verehrungswürdiger Herr und Freund, die aus dem 7t. Gesange Miltons angeführten Verse, deren dieses mahl über 70 sind. Die übrigen Verse des fünften Theils werden Sie von dem Herrn Himburg schon erhalten haben. Ich habe die prosaische Uebersetzung der

poetischen Stellen des 6t. und 7t. Bandes richtig erhalten. Nur haben Sie mir das Addisonische Lied des 470 Stückes nicht mitgeschickt. Hat es Addison besser gemacht, als unser Deutscher Nachahmer, so nehmen wir das Englische Lied. Wissen Sie aber ein Deutsches Prallelstück [!], so theilen Sie mir es mit. — Die verloren gegangenen Stücke, die Sie wieder ergänzet haben, habe ich mit Fleisse durchgelesen, und diese wiederhohlte Arbeit kann Ihnen kaum so unangenehm gewesen seyn, als mir, weil mir die Zeit, worin ich noch werde arbeiten können, kürzer zugemessen ist als Ihnen.

Ob Sie das Stück Brunette und Phyllis mit Fleiss verworfen hätten, fragte ich einigen Damen zu Gefallen, die es für ein nach dem Leben getroffenes Gemählde der Töchtererziehung einiger Mütter halten etc. Das Stück von den Ausrufern in London hatte ich wegen der Aehnlichkeit angestrichen, die unser Berlin hierin mit London hat; und weil ich es mit einigen Danziger Freunden (bey denen dergleich. auch häufig Mode ist) brav belacht hatte. Transeant cum caeteris. Uebrigens werden Sie leicht überzeugt seyn können, dass ich die Wahl Ihrer Stücke, eben so wie die Uebersetzung derselben, zu unterschreiben der erste bin. Und noch höre ich nicht auf mich zu verwundren, wie wir, bey der zunehmenden Kenntniss in der Engl. Sprache, vierzig Jahre lang uns mit der Gottschedischen Uebersetzung haben behelfen können.

Dass ich bey Dursehung [!] Ihres Manuscripts zugleich die vielen Apostrophischen Zeichen weggethan, und das *e* wiederhergestellt habe, ist darum geschehen, damit Ihre Uebersetzung wie eine Schrift des Marcus Tullius aussehen möchte, und wie die Schriften unserer eigenen vortrefflichen Prosaisten; gesetzt auch, dass es einigen unserer ganz neuen Genies beliebt hätte, hierin eine Aenderung zu treffen. Ich verehre die besten Stücke dieser Genies, und suche sie unter dem üppigen Kraute gern hervor; aber, liebster Freund! wie weit gehen diese Herren nicht oft! Was hilft eine Verabredung unter fünf oder sechs Personen, wenn der ältere, länger denkende und sonst richtig denkende Theil der Nation dawider ist? Ich sehe gern, wenn man ein Paar Neuerungen wagt, die man

durchgedacht zu haben glaubt, und gleichsam laurt, ob sie dem grössern Theile der wahren Gelehrten anstehen werden; aber wie weit treibens nicht unsere Muthigen? Warum soll nun Cyrus immer Kyrus heissen etc. — Darum, weil er wirklich so geheissen hat. — Gut! so müsst ihr es mit den Türkischen, Chinesischen und andern Nahmen auch so machen, die gleichfalls anders geschrieben werden, als ihr sie schreibt und aussprecht. — Warum wollen wir nun erst η mit unserm ä schreiben? wir, die wir leben und weben mit einem eben so tönenden *e* schreiben? Dergleichen Streit wird jetzt mit Bitterkeit und Heftigkeit geführt. Mich betrübt das mehr, als ich darüber lachen kann. Es kömmt hier auf die Ehre würdiger Mitglieder der Nation an. Doch wohin gerathe ich hier? Wir beide werden nimmermehr weder unsers Heldendichters Rechtschreibung, noch unsrer Epopöenübersetzer Nahmenänderungen annehmen. Schade nur, dass alle dergleichen Schriften, wenn die Schreibart nicht durchgeht, eher untergehen werden, als sie es sonst verdient hätten. Für einen Nichtschreiber (wie unser Klopstock die faulen Correspondenten nennt) ist dieses Briefchen doch lang genug geworden. Ich empfehle mich Ihrer ferner. Wohlgewog.ht. und Freundschaft und bin mit der vollkommensten Hochachtung

Dero

ergebenster Freund

Berlin, d. 9t. April und Diener

1782. Ramler.

Spect. 470, Anmerkungen über ein Bergmannslied nach der Art der Anmerkungen über classische Autoren, übergeht der Druck; weil Benzler keine Parallele wusste? Die Breitkopfische Uebersetzung reiht ein deutsches Bergmannslied ein, weil das englische Exempel nicht in allen Stücken zu brauchen sei. — Ebenso fehlt Spect. 251, von den Ausrufern in London, in der Uebersetzung.

Hier brechen die erhaltenen Briefe Ramlers ab; die hinterlassene Correspondenz Benzlers hat überhaupt Lücken; es fehlen manche aus den Briefen Gleims, Stolbergs* und an-

* Vgl. Picks Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands Bd. VI, S. 39 ff.



derer. Der Briefwechsel zwischen Ramler und Benzler kann damit nicht geschlossen haben.

Die gemeinsame Uebersetzung erschien als „Auszug des Englischen Zuschauers nach einer neuen Uebersetzung. Berlin bey Christian Friedrich Himburg. 1—6. Bd. 1782. 7. 8. Bd. 1783.“ Das Unternehmen war gelungen, der Auszug ist ohne Zweifel der früheren Uebersetzung weit überlegen. Das Praenumerantenverzeichniss, das dem letzten Bande beigefügt ist, ist nicht sehr umfangreich und weist wenige bekannte Namen auf: Halem, Gleim, Gedicke u. s. w. Dass Benzler auf 55 Exemplare praenumerierte, ist daraus erklärlich, dass er öfters neue Bücher colportierte; so sammelte er auch für den Teutschen Merkur Abnehmer, wie vier Briefe Wielands an ihn erweisen. Die Aufnahme des Auszugs war eine günstige. Die Gothaischen gelehrten Zeitungen rühmen den „hohen Grad von Correctheit, Reinigkeit und Originalität der Schreibart“*, und auch im Anzeiger des Teutschen Merkurs** wird die Uebersetzung aufs wärmste angepriesen.

---

* 1784. S. 334. Vgl. 1782. S. 378.
** April 1783.

Die vorgebliche erste, prosaische Fassung von Goethes „Faust“.

Von

Heinrich Düntzer.

Den Beweis seiner schon früher ausgesprochenen Behauptung, dass ein in Prosa mehr oder weniger ausgeführter Entwurf, der dem Winter 1771 auf 1772 angehöre, dem Goetheschen „Faust“ zu Grunde liege*, hat Scherer in seiner neuesten Schrift: „Aus Goethes Frühzeit. Bruchstücke eines Commentares zum Jungen Goethe“, Heft XXXIV der „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte“, zu erbringen gesucht. Wir gestehen offen, dass wir der ganzen Combinationsmethode, wie sie Scherer vielfach an Goethe versucht hat, nicht zustimmen können; diese auf einer Nadelspitze sich erhebenden vielstöckigen Beweisgebäude werden von dem Hauche wissenschaftlicher Prüfung verweht. Geht man ihnen genau nach, so erkennt man bald, dass sie auf einer künstlichen Verbindung wahrer, halbwahrer und falscher Sätze beruhen und den königlichen Weg strenger wissenschaftlicher Besonnenheit verlassen um mit Leichtigkeit zu neuen, auffallenden Ergebnissen zu gelangen. Ich glaube dieses Urtheil nach genauester Prüfung seiner auf Goethe gerichteten Arbeiten um so mehr aussprechen zu müssen, als schweigen hier den Anschein der Zustimmung zu Ansichten geben könnte, die der reinen Auffassung der edelsten Dichtungen argen Abbruch thun. Auf anderes werde ich wol zu anderer Zeit ein-

* 1878 im Augustheft der „Deutschen Rundschau“; kurz erwähnt in dem jetzt auch in der „Rundschau“ abgedruckten, am 11. Januar 1879 in der Berliner Singakademie gehaltenen Vortrage über Goethes „Pandora“.



gehen, heute gilt es mir das Phantom einer prosaischen Fassung des „Faust“, entstanden im Winter 1771 auf 1772, in sein nichts aufzulösen.

Die Nadelspitze, auf welcher dieser ganze Bau ruht, ist die so viel missbrauchte Angabe Riemers (Mittheilungen I, S. 348 f.), Goethe habe später gewöhnlich das, was poetischer Erguss der Empfindung, der Leidenschaft und dergleichen gewesen, schon im stillen für sich allein concipiert und mit halben Worten zu Papier gebracht, dann in nochmaligem überdenken einem vertrauten in die Feder gesagt, um es so mit einem Male reinlich und in einem Gusse vor sich zu sehen. „So z. B. im «Faust» die erste Scene nach dem «Walpurgisnachttraum»: «Trüber Tag. Feld», die ich eines Morgens, fast unmittelbar nach der Conception, auf sein Diktat niederschrieb.“ Diese durchaus klare Angabe muss Scherer ganz umgestalten, damit sie zum Piedestal seiner Entdeckung diene. In kühnem Sprunge behauptet er: „Aber offenbar hat er ein älteres Concept umdiktirt.“ Ein offenbar kann nie einen Beweis ersetzen. Wir fragen: Weshalb verdient Riemers Angabe keinen Glauben, weshalb kann sie nicht richtig sein? So lange kein entscheidender Grund für die Unmöglichkeit der Wahrheit beigebracht ist, muss jede gesunde Kritik diesem Zeugnisse eines wahrheitsliebenden und kundigen Mannes vollen Glauben schenken, der wol unterscheiden konnte, ob der Dichter von einem einen ausgeführten Text enthaltenden Blatte dictierte oder eine mit halben Worten zu Papier gebrachte Scene „in nochmaligem überdenken“ frei hersagte. Ja, wenn Riemer ausdrücklich berichtet, er habe sie „eines Morgens, fast unmittelbar nach der Conception“ niedergeschrieben, so dürfen wir voraussetzen, Goethe habe ihm gesagt, dass er an diesem Morgen die Scene concipiert. Nun wissen wir noch zum Ueberflusse, dass Riemer ihm bei der Vollendung der neuen Ausgabe der Werke wesentlich beistand; denn die „treu fortgesetzte Beihülfe“, deren Goethe am 7. Mai 1807 gegen Zelter gedenkt, ist eben die seines Hauslehrers und vertrauten Secretärs Riemer. Bei keinem der Bände der neuen Ausgabe hatte er so viel zu thun als bei dem abzuschliessenden „Faust“, wonach es denn sich von selbst ergab, dass er

bei der Schwierigkeit, die er hier fand, Riemer zu Rathe zog und diesem auch seine Absicht mittheilte, die Lücke zwischen dem „Walpurgisnachttraum“ und der Kerkerscene durch ein prosaisches Gespräch des Faust mit Mephisto auszufüllen. So konnte also Riemer sehr wol wissen, dass die Scene, die ihm Goethe dictierte, nicht aus einer älteren Fassung stammte, sondern eben neu gedichtet war. Vielleicht ergibt sich näheres aus Riemers Tagebuch, dessen Veröffentlichung wir entgegensehen. Will man also nicht die unkritischste Willkür üben, so muss man Riemers Bericht Glauben schenken, dass die Scene erst damals concipiert wurde.* Damit aber verliert Scherers prosaischer „Faust“ jeden Boden. Wir brauchten uns demnach auf die Frage, welche Veränderungen die ältere Fassung bei dem Dictat vom Jahre 1807 (denn an diese Zeit, kurz vor dem Abschluss der Dichtung für die neue Ausgabe, müssen wir denken**) erhalten habe, gar nicht einzulassen; doch folgen wir auch hier Scherer gern um zu zeigen, wie leicht er sich seine Vermuthungen macht.

Nachdem Mephisto über den wilden Blick des Faust gespottet, der gern nach Tyrannenart den unschuldig entgegnenden zerschmettern möchte, gebietet ihm dieser: „Bringe mich hin! Sie soll frei sein!“ Jener entgegnet: „Und die Gefahr, der du dich aussetzest? Wisse, noch liegt auf der Stadt Blutschuld von deiner Hand. Ueber des Erschlagenen Stätte schweben rächende Geister und lauern auf den wieder-

* Von Loeper hatte früher die Scene in die Zeit der „Stella“ gesetzt, jetzt meint er (wol nach Scherer), nur die Hand, welcher wir die früheste Gestalt des „Götz“ verdanken, habe so brennende und starke Farben auftragen können. Ich masse mir nicht an über Goethes vermögen im Jahre 1807 zu urtheilen und glaube auch nicht, dass ein anderer darüber abzusprechen befugt sei. Mit dem thatsächlichen Bericht Riemers wird auch von Loeper, wie so viele andere, leicht fertig, da er denselben gar nicht kritisch erwogen hat, als ob Riemer nur gesagt hätte, Goethe habe ihm die Scene im Jahre 1803 (?) dictiert.

** Scherer hält sich freilich S. 116 an die Angabe der „Annalen“, dass „Faust“ im Jahre 1806 „in seiner jetzigen Gestalt fragmentarisch behandelt worden“, aber diese ist nur eine der vielen Ungenauigkeiten der „Annalen“. Am 7. Mai 1807 schreibt Goethe an Zelter, jetzt erst habe er die Bearbeitung der neuen Ausgabe meist hinter sich.



kehrenden Mörder." Faust ruft ergrimmt über die Erinnerung an eine Schuld, die nur Mephisto über ihn gebracht: „Noch das von dir? Mord und Tod einer Welt über dich Ungeheuer!" und wiederholt dann seinen Befehl: „Führe mich hin, sag' ich, und befrei sie." Dieser erklärt sich dann bereit ihn hinzuführen und zu thun, was er vermöge. Da die Stelle offenbar nach der im Jahre 1800 gedichteten Scene von Valentins Tod entstanden ist, muss Scherer um die frischweg behauptete viel frühere Abfassungszeit aufrecht zu erhalten die Worte „Bringe mich hin — Ungeheuer" und das gleich darauf folgende „sag' ich" als spätere Zusätze verdächtigen. Dies ist freilich ein sehr bequemes Mittel, wäre aber nur dann erlaubt, wenn der frühere Ursprung dieser Scene feststände. Doch Scherer begründet auch seine Athetese; aber auf welche Weise? Der Zusatz sei nicht sehr glücklich, hören wir, und es fehle ihm einheitliche Haltung. Zu dem weltlichen Gerichte füge Mephisto, als ob es dasselbe wäre, noch rächende Geister. Nichts weniger als das. Die Rachegeister werden es fügen, dass der wiederkehrende Mörder sofort entdeckt wird und so dem weltlichen Arme verfällt. Weiter bemerkt Scherer: „Die Bemerkung Mephistos klingt wie eine gutmüthige Warnung; Faust nimmt sie als neuen Hohn." Auch dies ist irrig. Faust hält dies nicht für Hohn, er sieht darin nur einen Versuch ihn von Gretchens Rettung abzuhalten: aber gerade diese Erinnerung an die dem Verbrecher drohende Rache im Munde des bösen selbst bringt ihn auf und führt ihm lebhaft vor die Seele, zu welchem schweren Verbrechen dieser ihn verleitet hat. Damit fällt denn von selbst Scherers weiterer Einwand: hätte Goethe durch einen neuen Hohn Mephistos eine letzte Retardation und Steigerung anbringen wollen, so würde dies bei einheitlicher Conception ganz anders geklungen, auf das erste „Führe mich hin!" Mephistopheles etwa so, schematisch, geantwortet haben: „Du hast wol Lust den Häschern einen guten Fang zu bereiten, welche auf Valentins Mörder lauern?" Das wäre ja äusserst ungeschickt! Die Häscher können an nichts weniger denken, als Faust werde sich nach längerer Zeit wieder hier betreffen lassen, nein, die den Verbrecher verfolgende Rache wird, sobald er

sich dort sehen lässt, seine Entdeckung herbeiführen. Der Ausdruck scheint uns des Dichters durchaus würdig. Scherer übersieht auch, dass Faust neben dem Befehle des hinbringens gleich die Absicht der Befreiung Gretchens entschieden aussprechen muss, und hier eine Unterbrechung der Rede des heftig erregten durch Mephisto durchaus unangebracht wäre. Dieser entgegnet ganz ruhig dem leidenschaftlich auf seinem Willen bestehenden, indem er ihm die Gefahr vorhält, in die er sich stürze; dass er ihn dadurch nicht abhalten wird, weiss er recht wol, aber es ist ja Mephistos Art, Fausts Befehle nicht unmittelbar zu erfüllen, sondern ihnen zunächst ein Bedenken entgegenzustellen. Somit ist hier alles durchaus berechtigt und sachgemässer als das, wodurch Scherer den Dichter verbessern möchte. Aber wir sind mit seinen Ausstellungen noch nicht fertig. Die „rächenden Geister“ und „Mord und Tod einer Welt“ sollen „ein Versuch des fast sechzigjährigen Goethe sein in dem Jargon seiner Jugend zu sprechen“. Wozu aber ein solcher Versuch, da er vielmehr umgekehrt einen Jargon, wenn man anders von einem solchen sprechen dürfte, im Jahre 1807 eher hätte ausmerzen als hineinbringen müssen? Freilich behauptet Scherer, Goethe habe sein altes Concept nicht gemildert; aber sollte man nicht glauben, er hätte den fremden Ton so gut wie Scherer fühlen müssen und, da er einmal, wie es nicht anders möglich war, änderte, auch den „Jargon“, der zu dem übrigen „Faust“ nicht stimmte, zum Tone wirklicher Leidenschaft erhoben? Wie man an den „rächenden Geistern“ Anstoss nehmen könne, sehe ich nicht ein: es ist ein ganz im Sinne der Zeit gedachter vortrefflicher Ausdruck und im Munde Mephistos, der auch sonst im herrschenden Glauben befangen ist, nicht störend. Dass er den Fluch „Mord und Tod“ durch den Zusatz „einer Welt“ steigert, entspricht der fürchterlichen Aufregung und ist nicht anstössiger, als wenn man jemand mehr als einen Tod wünscht. Einen Beweis, dass die Scene kaum vermehrt oder gemindert, höchstens gekürzt sei, findet Scherer darin, dass Andeutungen über einen früheren Plan aus dem ursprünglichen Manuscripte getreu herübergenommen seien. Dabei vergisst er, wie auch sonst, wovon er eigentlich ausge-

gangen. Goethe soll Riemer, so behauptet er, ein älteres Concept „umdictiert" haben. Wozu aber das „umdictieren", wenn es nur galt weniges zu streichen und etwa einen kleinen Zusatz einzuschieben, der ja auch, wenn irgend von einer Einschiebung die Rede sein könnte, erst später von ihm gemacht sein könnte. Goethe würde in diesem Falle kaum dictiert, sondern das verbesserte Blatt ohne weiteres Riemer zum abschreiben übergeben haben; denn es lagen ihm die älteren noch ungedruckten Scenen, wie wir aus Goethes Brief an Schiller vom 5. Mai 1798 wissen, in einer deutlichen Abschrift vor. Und die Annahme, Riemer habe nicht zwischen dem dictieren von einem neun Jahre alten Blatte, auf dem nur hie und da etwas durchstrichen war, und dem freien vorlesen des vor kurzem concipierten unterscheiden können, widerspricht jeder Wahrscheinlichkeit. Was aber die Widersprüche zwischen unserer Scene und dem sonstigen „Faust" betrifft, aus denen man seit Weisse einen früheren, abweichenden Plan hat erschliessen wollen, so erklären sie sich, wenn man dem bloss durch willkürliche Annahmen verdächtigten Berichte Riemers folgt, einfach daraus, dass dem Dichter, als er sie im Jahre 1807 concipierte, der Anfang des Dramas nicht genau mehr vorschwebte. Ebenso verhält es sich mit einer Aeusserung Fausts in der Scene „Finstere Gallerie" im ersten Acte des zweiten Theils (V. 1623—1626). Dass Goethe noch im Jahre 1829, nach mehr als einem halben Jahrhundert, eines früheren Planes des „Faust" sich erinnert haben soll, während er die vorhandene Ausführung vergessen, ist so widersinnig, dass nur derjenige daran denken kann, der eben leidenschaftlich darauf versessen ist, Spuren eines abweichenden ursprünglichen Planes zu erhaschen.

Noch haben wir eines später beigebrachten Beweises zu gedenken. Goethes herrlicher Monolog in Wald und Höhle, den Scherer in Rom gedichtet glaubt, soll aus der Stelle: „Grosser, herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennest und meine Seele, warum an den Schandgesellen mich schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt?" entstanden, nur eine Ausführung davon sein; die ganze Scene, welche durch den Monolog eingeleitet wird, habe die prosaische „Trüber Tag, Feld" er-

setzen sollen, wonach Goethe dies später vergessen haben müsste, da er diese dennoch im Jahre 1807 einschob. Solche Einfälle, die auf nichts beruhen als auf ganz oberflächlichem Scheine, richten sich selbst. Bemerken will ich nur, dass Scherer annehmen muss, Goethe habe auch den prosaischen „Faust" mit nach Italien genommen, wenn dieser dort eine Stelle daraus in Versen ausgeführt haben soll. Nun aber gedenkt der Dichter in dem Briefe aus Rom vom 1. März 1788 nur eines Manuscripts, des „alten Manuscripts", des „ersten", das „in den Hauptscenen gleich so ohne Concept hingeschrieben worden" — eine Aeusserung, die schon allein Scherers früheren, prosaischen „Faust" völlig vernichtet, der einzig auf der morschen Grundlage ruht: der Annahme, Goethe habe die Scene „Trüber Tag, Feld" im Jahre 1807 nur umdictiert.

Wie aber kömmt Scherer zu seiner Zeitbestimmung des Winters 1771 auf 1772? Die Leiter, worauf er zu diesem Curiosum gelangt, ist die Vergleichung des „Gottfried von Berlichingen" von 1771 mit dem „Götz" von 1773. Es ist allgemein bekannt, wie im „Götz" an manchen Stellen der übersprudelnde Ausdruck gemildert, das üppige Shakespearisieren beschnitten ist, doch hat sich der scharfe Volksausdruck, ja selbst die gemeine Redeweise häufig erhalten. Scherer behauptet nun, Goethe habe nach der Umarbeitung des „Götz", die im Februar und März 1773 erfolgte, unsere Scene nicht schreiben können. In „Gottfried" fänden sich die Ausdrücke: „wenn ich sie ein Jahrhundert bluten sähe", „die Seelen der Ermordeten tausend Jahre um den Erdkreis herumjagen", „ein Jahrtausend vergangener Höllenqualen"; alle solche Stellen seien im „Götz" weggeschafft, dagegen lese man in unserer Scene: „Du grinsest gelassen über das Schicksal von Tausenden hin", „Den grässlichsten Fluch über dich auf Jahrtausende". Man wird wirklich verdutzt, wenn Scherer darauf hin behauptet: „Das entscheidet. Es ist unmöglich, dass ein Dichter, der an einem Werke mit sich einig ist solche Uebertreibungen wegzuschaffen, sie an einem andern neu sollte gemacht haben." Das staunen über eine solche Behauptung steigt, wenn man sich den Thatbestand ansieht. Nicht jene Stellen sind weggeschafft, sondern die ganzen Scenen, in

welchen sie stehen, aus Gründen, die mit der Zahl tausend nichts zu thun haben. Diese die Vielheit andeutende Zahl scheute Goethe auch im „Götz“ so wenig, dass er seinen Helden sagen lässt: „Wollt', ich wär tausend Meilen davon“, Metzler von „tausend und tausend Striemen“, Franz von einem „tausendfachen: Gott grüss' euch“ spricht, und ähnlich „hundert“ mehrfach vorkömmt. Und um nicht anderwärts nach Beispielen zu suchen bleiben wir bei „Faust“. Da finden wir „tausend Fäden, Verbindungen, Lebensfratzen, Brücken“, „manche tausend Jahre“, ja „ein Chor von hunderttausend Narren“ und „Millionen Locken“. Trotz diesen Stellen in gereimten Scenen des „Faust“, die auch nach Scherer später als „Götz“ sind, hält er „das Schicksal von Tausenden“ und „den Fluch auf Jahrtausende“ für so übertrieben, dass Goethe dieses unmöglich nach der Zeit, wo er den „Götz“ geschrieben, sich habe durchgehen lassen können. Aber Scherer bringt noch weitere Parallelstellen. In unserer Scene finde sich: „Grosser, herrlicher Geist, warum an den Schandgesellen mich schmieden“, in einer weggefallenen des „Götz“: „Schicksal, Schicksal, warum hast du mich an einen Elenden geschmiedet!“ Allein die Scene fiel doch nicht dieses Ausdrucks wegen aus, und dass die eine Stelle, wo anschmieden bildlich steht, nicht erst im Jahre 1807 geschrieben sein könne, weil eine andere, welche denselben Gebrauch zeigt, dem Jahre 1771 angehört, wird niemand im Ernste behaupten; sonst würde man aus Parallelstellen die seltsamsten Schlüsse ziehen können. Wenn es in unserer Scene von Gretchen heisst: „Im Elend! Verzweifelnd! auf der Erde lange verirrt und nun gefangen!“, weiter: „Bis dahin! dahin!“, endlich: „Gefangen! Im unwiederbringlichen Elend! Bösen Geistern übergeben und der richtenden gefühllosen Menschheit“, so werden damit Stellen aus weggefallenen Scenen des „Gottfried“ verglichen, die nur ganz entfernt ähnlich sind und, wenn sie viel ähnlicher wären, gar nichts beweisen könnten, will man nicht etwa das gangbare „im Elend“ so eigenthümlich finden, dass daraus die Entstehungszeit folge. Freilich meint Scherer, das beigebrachte reiche nicht aus, um die Scene vor die Zeit der Arbeit am „Gottfried“ zu setzen, sie könne in Wetzlar ent-

standen sein, wo „Gotter unsern Dichter am «Faust» arbeitend fand“*, aber sicher sei, dass sie „jener kurzen Shakespearisierenden Gährungsepoche angehöre, in welche Goethe zu Strassburg erst verfallen und aus der er sich zu Anfang 1772 schon wieder heraus zu arbeiten begonnen“. Ich finde aber in der Scene durchaus nichts Shakespearisierendes wie in „Gottfried“, und mit allem von Scherer vorgebrachten ist auch nicht der leiseste Schein eines Beweises geliefert, dass sie nicht, wie Riemer berichtet, gleich nach der Conception niedergeschrieben worden, sie also im oder kurz vor dem Mai 1807 gedichtet sei. Wenn Goethe im Jahre 1807 diese Scene in Prosa schrieb, so bestimmte ihn dazu wol die schon 1798 gemachte Beobachtung, dass die prosaische Fassung durch ihre Unmittelbarkeit und Natürlichkeit einen besonders starken Eindruck hervorbringe. Freilich suchte er damals diese in Reime zu bringen (nach dem Briefe an Schiller vom 5. Mai 1798); im Jahre 1807 dagegen dachte er gerade an dieser Stelle durch die abstechende prosaische Fassung eine bedeutende Wirkung zu erzielen.

Hienach verlohnt es sich gar nicht der Mühe, auf alle Folgerungen einzugehen, die Scherer aus dieser willkürlichen Annahme für seine frühere, in Hauptpuncten abweichende prosaische Fassung gezogen hat; denn sie fallen meist mit ihrer Grundlage. Nur auf die anderen Gründe, die er für seinen prosaischen „Faust“ vorgebracht, haben wir noch zu achten.

Schwierig ist es, über die kleine Scene „Nacht, offen Feld“ zu einer sicheren Entscheidung zu gelangen, da die Zeit ihrer Entstehung durch kein Zeugniss feststeht. Scherer möchte sie für prosaisch halten, weil sich keine Reime finden und auch der Rhythmus und die innere Form mit Prosa ver-

* Das lässt sich daraus nicht erweisen, dass dieser, dem Goethe im Sommer 1773 seinen „Götz“ gesandt hatte, ihn um den „Doctor Faust“ bat, sobald sein Kopf ihn ausgebraust habe; es könnte sehr wol den gereimten Brief, welchen Goethe dem Stücke beigelegt hatte, ein anderer prosaischer begleitet haben, in welchem er seiner Beschäftigung mit „Faust“ gedachte, oder es könnte dies in einem früheren Briefe geschehen sein. Sicher bleibt nur, dass Goethe schon im Juni 1773 Gotter Kunde von seinem Plane eines „Doctor Faust“ gegeben hatte. So urtheilt jetzt auch von Loeper mit mir.

träglich seien. Aber die beiden ersten Zeilen liest man von selbst jambisch-anapaestisch; es sind zwei gleiche Verse, von denen nur der zweite katalektisch. Jambisch-anapaestisch lassen sich auch Vers 4 und 5 nehmen, und die letzte Zeile würde ein Doppeljambus sein. Der Anfang der dritten liest sich auch leicht anapaestisch: „Schweben auf, schweben ab", ähnlich wie anapaestisch beginnen die Verse des Erdgeistes: „Wall' ich auf und ab, Webe hin und her", wie es im Gesang der Geister auf dem Gange anapaestisch heisst: „Schwebet hin, schwebet nieder!" Freilich wäre die anapaestische Lesung von „Neigen sich, beugen sich" hart, und man nimmt es lieber kretisch, so dass man die Zeile wol in zwei Verse theilen möchte. So widerspricht nichts einer bezeichnenden metrischen Form, die auch von Loeper annimmt. Der knappe Ausdruck mit den am Anfange der Verse ausgelassenen ich, sie, es ist deutet auf rhythmische Fassung. Scherer freut sich in dieser Scene ein zweites wörtlich erhaltenes Stück des prosaischen „Faust" zu vermuthen, ja er meint, es gehöre vor die Scene „Trüber Tag, Feld" und die Ueberschrift „Nacht, offen Feld" sei mit auf diese zu beziehen, doch zwischen beiden eine Lücke. Dann müssten wir freilich voraussetzen, der Dichter habe sich selbst später nicht mehr verstanden und der ersteren eine eigene entgegengesetzte Scenerie gegeben, wofür eben nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden. Am nächsten liegt die Vermuthung, auch diese kleine Scene habe Goethe zur Ausfüllung der Lücke im Jahre 1807 eingeschoben. Scherer findet es auffallend, dass hier Mephisto eile, doch dieses auffallende bleibt auch bei der von ihm vermutheten Folge bestehen. Die Eile erklärt sich daraus, dass es dem Mephisto an dieser Stätte der strafenden Gerechtigkeit nicht wol zu Muthe wird, wogegen den Faust das seltsame treiben der Hexen fesselt. Den Dichter zog es wol an, Mephisto und Faust vor der Kerkerscene auf ihren in der vorigen Scene erwähnten Zauberpferden in der Nähe von Gretchens Städtchen zu zeigen und dadurch einen näheren Uebergang zu dieser zu bilden. Von sachlicher Bedeutung ist die Scene nicht, aber von grosser Wirkung, wozu auch die gewählte Versform beiträgt, wogegen reine Prosa diese sehr geschwächt haben würde.

Scherer hat aber auch noch andere Reste der vorausgesetzten prosaischen Fassung nachzuweisen gesucht; als solche gelten ihm die Stellen, wo eine Reihe Verse von wechselnder Länge ohne Reim steht. Aber wenn Goethe an einzelnen bewegten Stellen zu freien reimlosen Versen griff, so sind diese Verse nichts weniger als Prosa, und er würde, den Fall einmal angenommen, dass eine prosaische Fassung zu Grunde gelegen, es auch wol an diesen Stellen zu gereimten Versen gebracht haben, falls sie ihm der Situation zu entsprechen geschienen hätten. Wenn er in der Reimstellung sich sonst im „Faust“ grosse Freiheit gestattete, zuweilen sich drei- und vierfache, ja einmal fünffache Reime erlaubte, so konnte er auch die Reime zuweilen ganz fallen lassen, wie er in der Rede des alten Bauern ein System aus zehn und eines aus vierzehn Versen gibt, in welchen ausser den beiden Schlussversen nur die geraden reimen, in der Kerkerscene ein Par Mal ein reimloser Vers recht bezeichnend sich hervorhebt. Das erste aufgeben des Reimes finden wir da, wo Faust beim Anblicke des Erdgeistes von Schauer sich umweht fühlt. Die abgebrochen gesprochenen Worte sind in ergreifenden reimlosen Versen abgefasst, wobei auch die wechselnde Länge von Bedeutung. Zweifeln kann man, ob nicht die Worte „Erflehter Geist“ einen Vers für sich bilden sollten, so dass wir nur sieben reimlose Verse haben würden. Sehr bezeichnend geht diesen reimlosen Versen ein vierfacher Reim vorher. Auf gleiche Weise ist der Reim da aufgegeben, wo Faust, vom verschwindenden Erdgeiste zurückgewiesen, erschüttert zusammensinkt. Wenn gerade an diesen beiden Stellen bewegte reimlose Verse eintreten, so ergibt sich daraus, dass der Dichter eben die abweichende Form zu bedeutender Wirkung wählte und nicht, weil ihm die Versificierung seiner Prosa nicht gelingen wollte, auf den Reim verzichten musste — eine nicht ganz würdige Vorstellung, die nur demjenigen in den Sinn kommen konnte, der sich einmal einen prosaischen Ur-Faust erdacht. Wenn nun weiter in der ersten Gartenscene Scherer die ganze Stelle von „Liebt mich“ an bis „kein Ende! kein Ende!“ für prosaisch erklärt, so reimt wenigstens der erste Vers auf die zwei vorhergehenden. Die reimlos fliessenden Verse entsprechen

sehr wol der lebendigen Bewegung des vom Glücke der Liebe hingerissenen. Dass in der zweiten Gartenscene die Verse: „Ich glaub' an Gott!“ und „Ich glaub' ihn!“ ausserhalb der Reime stehen, wird man nur sachgemäss finden können. Dasselbe gilt von dem darauf folgenden feierlichen Glaubensbekenntnisse. In diesen 22 Versen findet sich einmal der gleiche Reim auf nicht (dazwischen stehen zwei reimlose gleiche Verse zur Bezeichnung Gottes), einmal der dreifache Reim auf dir (die Verse sind durch je einen reimlosen geschieden) und unmittelbar darauf ein Reimpar von zwei grösseren Versen. Scherer nimmt an, Goethe habe hier später kleine Veränderungen angebracht, erklärt aber die Reimlosigkeit auch hier aus der Unfähigkeit, die prosaische Fassung zu reimen. Endlich ist ihm auch die Domscene mit Ausnahme der Strophen des Kirchenliedes „lauter Prosa“, da er, seinen prosaischen „Faust“ im Kopfe, an freie reimlose Verse nicht denken mag, obgleich Goethe, abgesehen von den Oden an Behrisch, schon in „Wanderers Sturmlied“, das dem April 1772 angehört, also Scherers ideellem prosaischem „Faust“ ziemlich gleichzeitig ist, freiere reimlose Verse brauchte. Die Domscene halte ich für später gedichtet, wie auch alle diejenigen, wo in der Personenbezeichnung der Scene und vor jeder einzelnen Rede Gretchen, nicht Margarete, steht. Scherer gedenkt auch dieser von mir längst hervorgehobenen Abweichung und des bedeutsamen Umstandes, dass die Scenen mit der Bezeichnung Gretchen in einer gewissen inneren Beziehung zu einander stehen, aber er zieht daraus nicht den nahe liegenden Schluss, dass sie wirklich später gedichtet seien, sondern lässt auch die Domscene mit zum Beweise seines prosaischen „Faust“ dienen. Sonderbar denkt er sich die Möglichkeit, „die Gretchen-Scenen seien früher in Reimen niedergeschrieben als die übrigen“, nur dürfe man dieses nicht „mit Vertrauen“ annehmen. Freilich konnte ihm bei dem ihm immer vorschwebenden Prosa-Faust die einfache Auffassung, dass diese Scenen sämmtlich später frei hinzugedichtet worden, unmöglich einfallen. Wenn Goethe sich zuweilen reimloser Verse bedient, so ist es die Pflicht desjenigen, der in den Geist der Dichtung eindringen will, zunächst sich die Frage zu stellen, ob

diese Abweichung nicht eine innere Begründung habe, er darf nicht gleich nach einer rein mechanischen, des Dichters durchaus unwürdigen Annahme greifen.

Mit den Spuren ursprünglich prosaischer, bloss als Verse gedruckter Stellen in unserem „Faust“ ist also eben so wenig zu machen als mit dem Beweise, die prosaische Scene sei nicht 1807, sondern vor „Götz“ geschrieben. Freilich haben sich von der Fortsetzung des „Faust“ ein Par kleine Anfänge in Prosa erhalten, aber wer wird bei wachem kritischem Gewissen zu behaupten wagen, diese gehörten in die früheste Frankfurter Zeit? Scherer behauptet, aus Goethes Brief an Knebel vom 14. November 1827 ergebe sich, dass die Conception der „Helena“ älter als 1776 sei. Dies ist nicht richtig: wir hören nur, sie sei älter als die Bäume seines Gartens, die am 1. November 1776 gepflanzt wurden. Was hindert uns denn anzunehmen, der erste Gedanke der Ausführung der „Helena“ sei in diesem Garten noch vor den dort gepflanzten Linden entstanden? Gleich nach seiner Ankunft in Weimar hatte Goethe seinen „Faust“ vorgelesen und grosses Aufsehen damit erregt, auch bei dem Herzoge, der vielleicht dessen Fortsetzung gewünscht. Jedesfalls lag ihm damals der Gedanke an eine Weiterführung des Dramas sehr nahe, und so dürfte die Vermuthung, dass zu dieser Zeit die Scenen am Kaiserhofe, zu denen auch die „Helena“ gehört, ihn kurze Zeit beschäftigt, bei dem völligen Dunkel, in dem wir hier schweben, berechtigter sein als so viele Einfälle Scherers, der ohne weiteres diese wenigen erhaltenen Brocken seinem vor-Götzischen prosaischen „Faust“ zuschreibt. Sicherer würden wir hierüber urtheilen können, wenn wir über die Handschrift, welcher die Herausgeber die „Paralipomena“ entnommen, etwas genaueres wüssten: aber auch hier hindern uns die Riegel des Hauses am Frauenplatz; denn die Enkel Goethes sind einmal geschworene Feinde des grossväterlichen Spruches:

Kämen sie getrost herein,
Würden wol empfangen sein.

Jetzt sind wir einzig auf die Mittheilungen der Herausgeber angewiesen. Man kann zweifeln, ob die Ueberschrift: „Am Hofe des Kaisers. Theater. (Der Acteur, der den König

spielt, scheint matt geworden zu sein)“ nicht von ihnen zur Orientierung des Lesers frei hinzugefügt worden. Wahrscheinlich wird es durch die folgende Ueberschrift: „Am Hofe des Kaisers. Spätere Scene“, da dem Dichter die Angabe „Spätere Scene“ kaum angehören dürfte. Im ersten Bruchstücke schläft der Kaiser über dem von Mephistos Geistern gegebenen Schauspiele ein. Irren wir nicht, so war dies im Gegensatz zu dem Schauspiele im „Hamlet“ gedichtet, durch welches des Königs Gewissen aufgeregt wird. Aber was hatte das Stück vorgestellt? Der hier übel gewordene König wird ironisch von Mephisto, mit offenbarer Anspielung auf „Hamlet“, Fortinbras genannt. Der alte sterbende Schwan, den der König für seinen letzten Gesang segnet, der gutes gesagt hat und nur ein kleines Uebel gethan, könnte ein Sänger sein, den der König, ähnlich wie der Uhlandische, im wilden Zorne über seine Feier des Rechtes und der Freiheit des Volkes getödtet: darüber ist er selbst von sich gekommen. Als er wieder erwacht, erkennt er sein Unrecht und will nun über die Pflicht des Herrschers, das Volk zu beglücken, sich weiter aussprechen, aber schon der Gesang des Sängers hat den Kaiser eingeschläfert, und Mephisto deutet ironisch darauf, dass der Theaterkönig sich seine weitere Weisheit ersparen könne, da der Kaiser, den natürlich solche Gedanken Albernheiten dünken, weise genug und dessen Meinung für alle massgebend sei. Scherer nimmt an, das zweite Bruchstück schliesse sich an dieses erste nahe an. Mephisto hat es hier bloss mit dem Bischof zu thun, der bei der Theatervorstellung gar nicht zugegen ist. Es handelt sich um Ketzer, von denen der eine sein Bekenntniss vor Bischof und Kaiser vertheidigt. Der erstere findet darin heidnische Tugenden; Mephisto setzt launig seine Rede fort und stimmt dafür, dass alle verdammt (verbrannt?) werden sollen. Da der Kaiser doch Mitleid empfindet, will der Bischof die Sache der Entscheidung der Kirche anheimstellen, Mephisto aber fällt ihm geschickt in die Rede und gibt, als ob er nur dessen Rede fortsetze, den gefangenen frei. Scherer will nun, die gefangenen seien die Geister, welche auf dem Theater gespielt; man habe diese, weil sie Gesinnungen geäussert, an denen der christliche Hof Anstoss ge-

nommen, gefangen gesetzt, und berathe nun, was mit ihnen geschehen solle. Allein wie wäre es möglich, dass man am Hofe sich solche unchristliche Aeusserungen auf der Bühne hätte gefallen lassen und erst nachher (denn das Stück geht ruhig zu Ende) die Schauspielgeister einsperrte, die sich doch besser zu helfen wissen, als dass sie durch Mephistos schalkhaften Streich gerettet zu werden brauchten? Auch sollte wol Mephisto selbst als Leiter des Theaters gelten und würde als solcher für das unchristliche des Schauspiels in Anspruch genommen worden sein. Das dritte Bruchstück kann sich sehr wol auf andere Geister als die auf dem Theater spielenden beziehen; im Grunde ist es nur ein launiger Einfall, der an keine bestimmte Geistererscheinung sich anschliesst. Als Goethe sich die Dramatisierung Fausts am Kaiserhofe dachte, giengen ihm verschiedene Gedanken durch den Kopf, die er rasch auf das Papier warf ohne zunächst an die äussere Darstellung zu denken, oder er wollte auch wirklich die Scenen am Kaiserhofe wenigstens theilweise in Prosa dichten. Für einen ursprünglich prosaischen Entwurf des „Faust" im Anfange der siebziger Jahre können diese wenigen prosaischen Späne nichts beweisen. In die Zeit, wo Goethe sie hinwarf, wird auch der erste Gedanke fallen die Helena am Kaiserhofe auftreten zu lassen. Wie diese hier erscheinen und sich mit Faust verbinden sollte, ist freilich nicht mit einiger Sicherheit zu errathen. Goethe konnte sehr wol die „erste Conception der Helena" in eine so frühe Zeit setzen, wenn diese damals auch ganz anders gedacht war als in der späteren Ausführung. Wenigstens gegen die Möglichkeit, dass diese Bruchstücke im Jahre 1776 im Gartenhause an der Ilm entworfen worden, wird sich kein triftiger Grund vorbringen lassen.

Auffallend ist es, dass Scherer gar nicht der prosaischen Scenen des „Faust" gedenkt, die Goethe selbst im oben angeführten Briefe an Schiller erwähnt. Nothwendig fragt man, welcher Zeit diese angehören. Wir wissen nur, dass sie „durch ihre Natürlichkeit und Stärke gegen das andere ganz unerträglich" gewesen, und Goethe begonnen sie in Reime zu bringen, wo denn die Idee wie durch einen Flor durchscheine. Sind die Versuche sie in Reime umzuschreiben im Jahre 1807

aufgenommen oder verworfen worden? Von Loeper denkt an die Kerkerscene, worin wir ihm nicht widersprechen, da schon Wieland 1796 einer im Fragment weggelassenen Scene im Gefängnisse zwischen Faust und Mephisto gedachte. Nur sehen wir keine Nöthigung zu der Annahme, dass Goethe diese prosaische Scene mit nach Weimar gebracht; er kann sie eben in der ersten Weimarer Zeit gedichtet haben. Von einer prosaischen Scene aus Frankfurt fehlt jede sichere Spur. Von Loeper möchte auch bei der Valentin-Scene einen prosaischen Entwurf annehmen wegen des so überaus realistischen Tones und der Erwähnung der „Sakristei" und der „Feuerleitern", die bestimmte heimatliche Erinnerungen enthielten. Solche Erinnerungen wie hier an die Petrikirche zu Frankfurt prägen sich dauernd dem Geiste ein, und dass ein realistischer Ton eine prosaische Fassung voraussetze, ist eben eine Einbildung wie der ganze prosaische Ur-Faust, auf den von Loeper gläubig eingegangen ist.

Ein prosaischer Entwurf des „Faust" muss demjenigen, der den Anfang des Gedichtes und die ältesten Scenen Gretchens liest, an sich völlig unmöglich scheinen. Man hat bis jetzt immerfort die ungemeine Frische, die strömende Naturfülle dieser mächtigen Ergüsse lebendigster Dichterkraft bewundert, nun sollen wir uns denken, sie seien nach einem prosaischen Entwurfe versificiert und neu ausgeführt. Das scheint rein unmöglich! Etwas ganz anderes ist es, wenn Goethe die classische, rein umschriebene Form seiner „Iphigenie" aus einer grösstentheils rhythmischen prosaischen Gestalt durch klangvolles vorsprechen und Erhebung einzelner matter oder weitere Ausführung unanschaulicher Ausdrücke gewann. Und wie könnte in den Winter 1771 auf 1772 ein prosaischer „Faust" fallen! Nach dem ersten Wurfe seines „Gottfried" versenkt sich Goethe sofort in das Leben und den Tod des Sokrates, die er dramatisieren möchte; unmittelbar darauf lebt er ganz in den griechischen Dichtern, zuletzt in Pindar, an dem er auch noch in Wetzlar hängt. Von dort schreibt er an Herder, seit er nichts von ihm gehört, seien die Griechen sein einzig Studium gewesen, er habe sonst gar nichts gethan. Und in dieser Zeit soll nach Scherer ein prosaischer „Faust"

gedichtet sein, „Shakespearisierend in der Erfindung und im Ton — nach Art des Gottfried von Berlichingen". Diesen Ton und diese Art hatte er schon ganz abgethan, als er seinen „Gottfried" an Herder schickte, er hatte sich von dem letzten deutschen Ritter dem Sokrates zugewandt, und von ihm den Griechen. Hätte er den mittelalterlichen Doctor mit solcher vollergriffenen Seele dramatisiert, er hätte dies unmöglich Herder verschweigen, er hätte es nicht Merck und den Darmstädter Freunden vorenthalten können, er hätte in Wetzlar sich irgend damit verrathen müssen. Die erste Spur, dass er den Faust zu dramatisieren gedenke, findet sich im Jahre 1773; aber noch als Schönborn ihn im October dieses Jahres besuchte, war von einer Ausführung des „Faust" keine Rede, diesem las er seinen „Prometheus", aber nichts von dem Erzzauberer, obgleich er von dessen Dramatisierung, auch wenn sie ihm noch nicht ganz genügt hätte, sich eine ausserordentliche Wirkung versprechen musste. Nein, erst 1773 sann er auf seinen „Faust", aber lange trug er sich damit, ehe er in der Zeit, wo die Schaffungskraft sich urgewaltig in ihm regte, wie es der erste Fetzen seines „ewigen Juden" so drastisch darstellt, in frischestem Flusse den Anfang des „Faust" ergoss, dem bald eine Reihe anderer Scenen, unter ihnen die meisten der Gretchen-Tragoedie, folgte. Auf die Art, wie sich Scherer seinen ersten prosaischen „Faust" im einzelnen zurechtlegt, wie er daraus die ersten gereimten Scenen von 1773 bis 1775 hervorgehen lässt, dann die weitere Entwickelung verfolgt, lassen wir uns nicht ein, da alles mehr oder weniger auf dem nachgewiesenen Grundirrthume ruht.

Nur auf den sonderbaren Verdacht, den er in der Scene „Wald und Höhle" gegen die Verse 2951—2969 („Erst kam deine Liebeswuth — Gelt, dass ich dich fange") ausspricht, möchten wir eingehen. Alle übrigen Verse des Gespräches zwischen Faust und Mephisto wären streng jambisch, bemerkt er, hier aber fänden sich Trochaeen und zweisylbige Senkungen gehäuft, auch ein Hiatus. Wenn in den Versen „Erst kam deine Liebeswuth übergeflossen" ein dreimaliger Anapaest sich findet, so scheint dieser eben höchst bezeichnend; dass zweimal in längeren Versen statt des letzten Jambus ein Anapaest

steht, ist gleichfalls absichtlich, da der Vers dadurch einen rascheren Abschluss und der Spott des Mephisto gleichsam einen Drucker bekömmt. Auch in den zwei kürzeren abschliessenden Versen und dem höhnischen: „Gelt, dass ich dich fange!“ wird man die Wirkung nicht verkennen. Sonst findet sich ein Anapaest in dem Verse: „Einmal ist sie munter, meist betrübt“. Ich bemerke nur, dass auch weiter unten (3001) ein anapaestisch anlautender Vers folgt; denn dass „Hatte nicht genug“ einen Vers bildet, wie von Loeper mit mir annimmt und der Reim unwidersprechlich lehrt, wird Scherer doch wol nicht seiner Entdeckung zu Liebe leugnen. Von Trochaeen finde ich in diesen Versen nur liess es, über, alle und das freilich harte, doch wol gerade absichtlich harte doppelte Schlange in dem bittersten Ausrufe, aber daran fehlt es ja auch nicht sonst in diesem Gespräche (habt ihr 2895, kann man 2907, krabs der 2912, auf den 2927, alle 2931, bring die 2972, ja ich 2978, lass mich, fühl' ich, bin ich 2990—92, stellt er 3013). Mit den Trochaeen ist es also nichts, und wenn hier einmal ein Hiatus vorkömmt, so findet sich ein solcher auch an anderen Stellen des „Faust“ und selbst in der „Iphigenie“. In letzterer sind auch Anapaeste an bedeutenden Stellen bezeichnend verwandt, im dritten Aufzuge dreimal innerhalb sechs Verse, im fünften zweimal. Wenn nun in dieser so rein gehaltenen Dichtung fünf Verse mit Anapaesten sich finden, weshalb sollen in unserer Scene die Par anapaestischen Verse dem Dichter nicht gestattet sein, und die damit behaftete Stelle darum ein späterer Einschub sein? Und wenn ähnlicher Wechsel sich auch sonst im „Faust“ vielfach findet, was kann dieser hier gegen die Ursprünglichkeit der Verse beweisen, da auch sonst das Gespräch in der Länge der Verse, in der Folge und der Zahl der Reime grosse Freiheit zeigt? Aber Scherer hat sich einmal erdacht, das Gespräch sei in Rom entstanden und deshalb weniger frei in der Form! Und ist nicht die ganze Annahme, Goethe habe diese Verse „bald nach ihrer Entstehung dem Untergange geweiht“, sie aber „schliesslich bei der Zusammenstellung des Fragmentes nicht verwerfen wollen“ und sie deshalb an einer Stelle eingefügt, wo sie nicht bloss das gewählte Versmass, sondern auch den

dialogischen Fortschritt stören, ist diese Annahme nicht wiederum des Dichters so durchaus unwürdig, dass man sich zehnmal bedenken und lieber seinen Gründen misstrauen sollte, als dass man eine solche unkünstlerische rettende Einschachtelung von Versen dem Dichter ernstlich Schuld gäbe. Freilich hat Scherer, nachdem er einmal die metrische Abweichung als Haken gefunden, an den er sein Bedenken anhängte, auch andere Gründe erspäht, welche beweisen sollen, dass die Scene hier fremdartig sei. Die Verse „Verruchter! hebe dich von hinnen — verrückten Sinnen!“ sollten doch offenbar, meint er, eine erste Unterbrechung sein; aber man staune, dass Faust erst nach der langen Schilderung von Gretchens Sehnsucht den Mephisto schweigen heisse, was schon bei den Worten: „Sie hat dich übermächtig lieb“ habe geschehen müssen. Das heisst doch den Charakter des ganzen Gespräches missverstehen. Faust lässt den Mephisto ruhig reden, da er mit ihm gar nicht verhandeln will; er erklärt gleich zu Anfang nicht gern von ihm gestört zu werden, wehrt sich nur ein Par Mal gegen persönlichen Spott durch scharfe Abfertigung; erst als jener durch die so höhnische wie anschauliche Schilderung des Unglücks der armen verlassenen, wozu die abweichende Versbehandlung bezeichnend gewählt ist, die Begier nach ihr entflammt hat, weist er den Versucher von sich, der leider schon so mächtig auf ihn gewirkt hat, dass er sich zu schwach zum Widerstande fühlt. Durch die von Scherer beliebte Ausscheidung der Verse verlieren wir gerade das, wodurch Mephisto „die Begier zu ihrem süssen Leib“ in Faust erregt hat; denn dazu genügt eben nicht die Erwähnung, dass Gretchen betrübt drinnen sitze, nur an ihn denke und ihn übermächtig lieb habe; er muss ihn an seine eigene frühere Liebe erinnern und das Bild des durch seine Entfernung unglücklichen Mädchens, das ihm alles zu gewähren bereit ist, vor seine Seele rufen, nur dadurch entzündet er die schon erlöschende Liebesgier des Faust, in dessen „Schlange! Schlange!“ und der sich unmittelbar anschliessenden Abwehr des Versuchers sich deutlich verräth, dass dieser sein Ziel erreicht hat. Wenn Scherer weiter von diesen Versen sagt, „man bemerke leicht, dass sie dem Tone nach herausfallen,“ und es seien mehr realistische Ele-

mente darin, als sonst in dieser Scene aufgewendet werden, so erklärt sich das letztere einfach daraus, dass dies gerade in Mephistos Absicht liegt, und von einem „herausfallen dem Tone nach“ kann gar nicht die Rede sein, da ja der etwas veränderte Ton hier, wo der Versucher den schärfsten Pfeil abschiesst, dramatisch gefordert ist. So beruht Scherers Verdächtigung dieser Verse so wenig auf einem lebendigen Verständnisse der Stelle, dass durch das ausscheiden derselben lediglich eine empfindliche Lücke entsteht. Das ganze Gespräch will er in die letzte Februarwoche 1788 setzen, wofür wir jeden Grund vermissen. Nicht einmal die Einleitung kann Goethe im Sinne gehabt haben, wenn er schreibt, er habe eine neue Scene ausgeführt, die ihm niemand, wenn er das Papier räuchere, aus den alten herausfinden würde, da diese schon durch die reimlosen jambischen Verse von allen übrigen Scenen sich unterscheidet. Der allgemeinen Annahme, dass die Ende Februar 1788 geschriebene Scene die Hexenküche sei, von der Goethe selbst berichtet, sie sei im Garten Borghese gedichtet, setzt Scherer nichts als die einfache Frage entgegen: „Sollte sie Goethe im Februar im Garten Borghese geschrieben haben?“ Und warum denn nicht? Die Scene „in Wald und Höhle“ müsse die erste in Rom gedichtete Scene sein, hören wir weiter, weil der Dichter hier aus dem Stil der „Iphigenie“ in den des „Faust“ zurückstrebe, ohne dass es ihm gleich völlig gelinge, wogegen die Hexenküche ganz einheitlich gerathen (also wol nicht die erste) sei. Aber von einem zurückstreben aus dem Stil der „Iphigenie“ in den des „Faust“ könnte doch höchstens bei dem Monolog des Faust die Rede sein; diesen dichtete er freilich in dem ihm durch die „Iphigenie“ geläufig gewordenen dramatischen Verse, aber dass er diesen Vers hier wählte, zeigt gerade das Gegentheil von einem „zurückstreben in den Stil des Faust“. Selbst dass der Monolog in Italien gedichtet worden, steht nichts weniger als fest, er kann bald nach der Rückkehr vor dem Abschlusse des Fragments entstanden sein. Aber Scherer behauptet ohne weiteres, man müsse die ganze Scene (auch das folgende Gespräch) demselben Urtheile unterwerfen. Und doch trifft der Grund, der bei dem Monolog massgebend ist, die nur hier im „Faust“ sich findenden reimlosen

fünffüssigen Jamben, bei dem Gespräche gar nicht zu. Solchen Willkürlichkeiten begegnen wir bei Scherer überall. So hören wir z. B., Gretchens Sehnsuchtsmonolog setze nicht Fausts Abwesenheit voraus. Aber wenn Faust noch im Städtchen wäre, Gretchen ihn am Abend erwarten dürfte, so fände sich durchaus kein Grund zu ihrer Klage, dass ihre Ruhe auf immer hin sei; eben dass Faust auf und davon gegangen, ist die offenbare Voraussetzung des Monologs. Auch dass „bei der Begegnung (in der zweiten Gartenscene) vom wiedersehen keine Rede ist", beweist nichts; denn die Scene beginnt nicht mit dem zusammentreffen, sondern der Dichter führt uns mitten in das Gespräch der liebenden hinein, so dass also die Freude des wiedersehens vorhergegangen sein könnte; wahrscheinlicher aber wird dieses Stelldichein nicht als das erste nach Fausts Rückkunft gedacht, da eben die Scenen zeitlich nicht unmittelbar aufeinander folgen.

Noch einer anderen von Scherer als möglich angedeuteten Einschiebung möchten wir schliesslich gedenken. In Fausts erstem Monolog, der wol mit „Prometheus" und „Satyros" in das Jahr 1773 gehöre*, könnten, meint er, die acht Verse 86 bis 93: „Bin ich ein Gott — Morgenroth!" im Jahre 1774 eingeschoben sein. Scherer hat nämlich entdeckt, dass der weise, auf den sich Faust beruft, kein anderer als — Herder sei, und Goethe sich hier auf den ersten, 1774 erschienenen Theil von dessen „ältester Urkunde" beziehe. Die Aufforderung:

Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth

gehe auf Herders Aeusserung: „Komm hinaus, Jüngling, aufs freie Feld und merke. Die urälteste, herrlichste Offenbarung Gottes erscheint dir jeden Morgen als Thatsache, grosses Werk Gottes in der Natur", und auf dessen Bezeichnung der aufgehenden Morgenröthe als des einfachsten, schönsten Bildes der Offenbarung Gottes in der Natur. Die Bedeutung der Morgenröthe brauchte aber Goethe nicht erst aus Herder zu

* Auf Goethes eigene Zeitbestimmungen ist wenig Verlass. Setzt er selbst ja wenige Jahre nach seinem Aufenthalte zu Leipzig diesen in das Jahr 1769.

nehmen; dass diese die beste Zeit zur Erkenntniss, zum schauen der Wahrheit, sie auch zur Geisterbeschwörung besonders geeignet sei, wusste Goethe schon aus seinen mystisch-alchymistischen Studien, und so konnte er das „baden der irdischen Brust im Morgenroth“ für den sehnsüchtigen Drang setzen, in den Geist der Natur einzudringen. Es bedarf nur des innigen anschmiegens an den Geist der Natur um zur Erkenntniss desselben zu gelangen; dadurch wird der Sinn geöffnet, das Herz zum unmittelbaren Gefühl belebt: das ist der Sinn dieses Spruches. Unter dem weisen denkt Faust sich natürlich den früher genannten Nostradamus; dass bei diesem ein ähnlicher Spruch sich nicht findet, verschlägt ebenso wenig, als dass von ihm kein magisches Buch bekannt ist, wie es ihm vorher zugeschrieben wird. Aber mag man auch beim weisen an eine andere Person denken wollen, seinen Zeitgenossen Herder kann Goethe darunter unmöglich meinen. Als einen „leisen Schimmer der Wahrscheinlichkeit“, dass die acht ohne sonstige Veränderung sich ausscheidenden Verse wirklich später eingeschoben seien, führt Scherer den Umstand an, dass sie „ausser dem Citat keinen neuen Gedanken enthalten“ und „der Autor um das Citat anbringen zu können sich wiederholen musste“. Die Verse lassen sich freilich entbehren, aber die Freude über den Anblick des Zeichens des Makrokosmus erhält in ihnen erst die höchste Steigerung und das „enthüllen der Kräfte der Natur“ seine genauere Bestimmung; auch bildet die daraus hervorgehende Erinnerung an den Spruch des weisen einen glücklichen Uebergang zum darauf folgenden näheren beschauen des Zeichens. Wenn Scherer die spätere Einschiebung der Verse nicht fest behauptet, so zieht er nicht die aus seiner Annahme, dass das Citat auf Herders „älteste Urkunde“ gehe und der gereimte „Faust“ 1773 begonnen sei, nothwendig sich ergebende Folgerung; oder sollte er es wirklich für möglich halten, dass die im Jahre 1773 begonnene Fassung nicht mit dem Monologe angefangen, dieser erst später gedichtet sei? Von einem Versuche der Ausführung des „Faust“ im Jahre 1773 findet sich durchaus keine Spur; wir müssen diese in den Herbst 1774 setzen. Den eben vollendeten Anfang las Goethe Anfangs October Klopstock vor, dann am

15. Boie, der ihn „fast fertig“ fand, und gleich darauf Zimmermann. Aus der oben erwähnten Aeusserung über die erste Handschrift ergibt sich, dass die Scenen im raschen Gusse hingeworfen waren, wonach die Annahme, der Dichter habe mitten im Stücke die Ausführung begonnen, den Anfang erst später gedichtet, auch von dieser Seite unmöglich erscheint. Wurde der Monolog im September 1774 gedichtet, so könnte freilich bei dem baden im Morgenroth auch Herders Feier der Morgenröthe bewusst oder unbewusst mit vorschweben, aber dass unter dem weisen, auf dessen Wort sich Faust beruft, Herder gedacht werde, bleibt immer ein haltloser Einfall, wie denn die ganze Entstehungsgeschichte der Tragoedie durch Scherer nicht gefördert, nur durch zahlreiche willkürliche Annahmen verwirrt worden ist, denen entgegen zu treten wir uns um so verpflichteter fühlten, als sie den unkundigen durch ihre lebhafte Darstellung und die auf das feinste Geäder der Dichtung eingehende, sich vielfach verstrickende Untersuchung leicht irre führen kann.

Köln den 7. Juli 1879.*

* Seit dieser Zeit habe ich in Geigers Goethe-Jahrbuch den Aufsatz von K. J. Schröer, „die Entstehungszeit von Goethes Faust“ (in Westermanns Illustrirten deutschen Monatsheften. August 1879) besprochen. Hier bemerke ich nur, dass Schröer schon 1878 die Verse 2831—2838 und 3082—3100 bloss des Reimmangels wegen als später eingeschaltet verdächtigt hatte, zum entschiedensten Nachtheile der Dichtung.

Vierte Fortsetzung der Nachträge zu Hirzels „Neuestem Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek“.

(Arch. f. LG. VI, 179—214. 567—571. VII, 540—550. VIII, 504—513.)

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Der mir gestellten Aufgabe, das Hirzelsche Verzeichniss durch Nachholung des übersehenen und Zusammenstellung des neuen auf dem laufenden zu erhalten, genüge ich im „Archiv“ nunmehr zum fünften Mal. Dankbar erkenne ich dabei die mir abermals zu Theil gewordene Unterstützung an, und zwar diesmal die der Herren Gotthilf Weisstein in Stuttgart und Hermann Josef Landau in Prag, die mich auf vergessenes hinwiesen.

Auch das Jahr 1879 hat wieder einen Mann, der sich vorzugsweise der Goethe-Litteratur widmete, aus der Reihe der lebenden hinweggenommen: Dr. Hermann Uhde, gestorben am 27. Mai zu Veytaux-Chillon. Seit Jahren in einer Weise siech, dass jeden Tag sein Tod erwartet werden durfte, war er doch mit Hast bemüht aufzustöbern, was von unbekannten Schriftstücken Goethes irgendwo sich barg, und scheute keinen Aufwand, bis er dieselben an die Oeffentlichkeit gebracht hatte. Die Unabhängigkeit seiner Lage, die Menge seiner litterarischen Verbindungen ermöglichte ihm vieles, was nunmehr vor der Hand ungethan bleiben wird.

Zur Sache übergehend bemerke ich, dass ich zunächst zwei Numern der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ aufzunehmen habe, in denen sich Recensionen finden, welche ich nach meinen „Goethe-Forschungen“ Seite 344 ff. für Goethe in Anspruch nehmen zu müssen glaube.

1772.

Frankfurter gelehrte Anzeigen. Nro. LII. Den 30. Junii 1772. [S. 410 ff. „Leipzig. Die Dyckische Buchhandlung verlegt: Homers Iliade. Erster Band. 8. S. 234".]

— — — Nro. XCIV. Den 24. November 1772. [S. 751. „Hamburg. Wolf Krage, ein Trauerspiel, von Johannes Ewald, aus dem Dänischen. 1772".]*

Ausserdem würden in den schon von Hirzel aufgeführten Numern folgende Recensionen als wahrscheinlich von Goethe herrührend zu bezeichnen sein: in Nro. XIII S. 102 f. „Usong, eine Morgenländische Geschichte in vier Büchern, von dem Verfasser des Versuchs Schweizerischer Gedichte"; in Nro. XLIII S. 343 f. „Canut der Grosse oder Streit der kindlichen und ehelichen Liebe. Eine Heldengeschichte"; in Nro. CI S. 808. „Ueber das von dem Herrn Prof. Hausen entworfne Leben des H. G. R. Klotz".

Die beiden nächstfolgenden Nachträge habe ich nicht selbst gesehen und führe sie nach gütiger Mittheilung Landaus an.

1825.

Extrablatt, bekannt gemacht im Auftrage des Karnevals-Comites den 9. Februar 1825. [1 Blatt 4. mit d. Gedicht „Kölner Mummenschanz".]

1839.

Allgemeine Theaterzeitung und Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben. Herausgeber und Redacteur: Adolf Bäuerle. N. 87. Wien, Dinstag den 30. April 1839. [Briefe G.s an Ferdinand Kobell, vom 3. December 1780 u. 5. Februar 1781.]

1845.

Theater-Locomotive. Oeffentlichkeit für Bühnenwelt und Schauspielerwesen. Julius Koffka, verantwortl. Redacteur. No. 5. Leipzig, den 29. October 1845. [S. 65 ff. Briefe G.s

* Eine in den „Goethe-Forschungen" Goethen zugeschriebene Stelle der Recension von „James Battie, Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit" (in Nro. LXXXIV) ist denn doch wol, wie die ganze Recension, von Herder.

an A. Genast, der erste wol aus Ende Juli, vielleicht Anfang August 1811, der andere vom 15. Juli 1815.]

1852. 1854.

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Erster Band. A bis Biermolke. Leipzig Verlag von S. Hirzel 1854. [Sp. 565. Namen aus d. Personenverzeichniss von „Hanswursts Hochzeit". Das 3. Heft, in welchem dies gedruckt ist, erschien schon 1852.]

1855.

Nach eigener Einsicht des Verzeichnisses der Leipziger Bücher-Auction vom 15. October 1855 (vergl. A. f. LG. VII, S. 544) — zu dessen unvollständigem Titel noch nachzuholen ist, dass es vom Universitäts-Proclamator H. Hartung ausgegeben war — ist der Inhalt folgendermassen anzuführen: S. 48. Widmung der „Iphigenie", Ausgabe von 1825, an Gräfin Hopffgarten; S. 51. Widmung eines Hefts „Ueber Kunst und Alterthum" an Peucer vom 11. Juni 1827; S. 15. Desgl. an Eckermann vom 15. Sept. 1826 und Widmung eines Hefts „Zur Naturwissenschaft" an denselben vom 24. Dec. 1824; S. 211. Stücke aus einem Notizbuche G.s und aus Manuscript der Uebersetzung aus Manzonis Carmagnola; S. 221 f. Stellen aus Briefen u. Blättern an Bertuch v. 5. Apr. 1788, an Cotta aus d. J. 1828, an Frl. Sebald u. s. w.

1870.

Nach Weissteins entgegenkommendem Hinweis stelle ich ein:

Bazar-Zeitung. No. 1. Berlin 1870, 7. März. Druck und Verlag von Franz Duncker in Berlin. Herausgeber: Julius Rodenberg. [S. 4. Das Gedicht „Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet" mit Ueberschrift, Datum u. orthographischen Varianten.]

1874.

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Erste Abtheilung. Erläuterung zu Goethe's Werken. XVII. Prometheus und Pandora. Leipzig, Verlag von Ed. Wartig, 1874. Auch unter d. Titel: Goethe's Prometheus und Pandora. Erläutert von Heinrich Düntzer. Leipzig u. s. w. [S. 13 f. Varianten der Handschrift von „Prometheus".]

1876.

Die Gartenlaube. Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber: Ernst Keil. No. 14. 1876. [S. 241. Eintrag in d. Stammbuch des Engländers Swift.]

Die drei nächsten Schriften habe ich nicht eingesehen; die Nachricht von den ersten beiden derselben verdanke ich geneigter Mittheilung des Professor Dr. W. Arndt.

Zeit- und Lebensbilder von Johannes Janssen. Zweite Auflage. Freiburg, Herder, 1876. [Auf der Rückseite des Titelblattes Stelle aus einem noch 1879 ungedruckten Briefe G.s an Rath Schlosser.]

1877.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche, von Johannes Janssen. Freiburg, Herder, 1877. [S. 499. Andere Stelle aus demselben Briefe an Schlosser.]

1878.

Herzog Georg zu Mecklenburg-Strelitz. Ein Lebens- und Charakterbild. Breslau, 1878. [Titelneuausgabe von „Zum 17. October 1866“.]

Westermann's deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. Nr. 69 der dritten Folge. Juni 1878. Der ganzen Reihe Nr. 261. Braunschweig, Druck und Verlag von George Westermann. [S. 274. Billet G.s, wol zwischen 1794 und 1799 geschrieben, mitgetheilt von Carrière.]

1879.

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Schauspiel in fünf Aufzügen. Erste vollständige Bühnenbearbeitung nach der Goethe-Handschrift der Universitätsbibliothek in Heidelberg. Karlsruhe. Verlag von A. Bielefeld's Hofbuchhandlung. 1879.

Lilli's Bild geschichtlich entworfen von Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim. Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einem Anhang Lilli's Briefwechsel enthaltend. Nördlingen. Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1879. [S. 69 f. Brief G.s an Lilli v. 30. März 1801.]

Pius Alexander Wolff. Ein biographischer Beitrag

zur Theater- und Literaturgeschichte von Max Martersteig. Mit dem Portrait Wolff's nach der Wichmann'schen Büste. — Wolffs Familienwappen. — Leipzig, Verlag von L. Fernau. 1879. [Briefe G.s S. 63 f. an Wolff, S. 93 an die Theatercommission, S. 95 f. an Kirms, S. 101 an das Wolffsche Ehepar, S. 203 an Amalie Wolff, geb. Malcolmi, S. 312 an Lindenzweig.]

Das Stadttheater in Hamburg 1827—1877. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Von Dr. Hermann Uhde. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1879. [S. 18 f. Stelle aus einem Briefe G.s an Herzfeld (oder Schmidt?) und Widmung an Herzfeld.]

Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von G. von Loeper. Zum Besten des in Berlin zu errichtenden Goethe-Denkmals. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz. Besser'sche Buchhandlung. 1879.

Briefe von Benj. Constant — Görres — Goethe — Jac. Grimm — Guizot — F. H. Jacobi — Jean Paul — Klopstock — Schelling — Mad. de Staël — J. H. Voss und vielen Anderen. Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ch. de Villers herausgegeben von M. Isler. Hamburg. Otto Meissner. 1879. [S. 98. Neudruck von G.s Brief an V., von dem Druck in dem „neuen Hamburg" von 1862 nur darin abweichend, dass „werthgeschätzter" statt „werthgeschätztester" steht.]

Goethe und Karl August auf dem Oybin bei Zittau, vom 28. bis 29. September 1790. Eine Erinnerung für Verehrer Goethe's und Karl August's und für Besucher des Oybin. Von Dr. Alfred Moschkau, Mr. F. D. H. Mit einem Kupferstiche, das alte Gesellschaftshaus auf dem Oybin darstellend; nebst mehreren ungedruckten Handschriften Goethe's. Leipzig. Louis Senf. 1879. [S. 2 f. Aus G.s Reisetagebuch von 1790; S. 29 f. Neudruck e. Briefs an Döbereiner; S. 30. Notiz in e. Theaterangelegenheit.]

Goethe's Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. — Goethes Wappen. — Sechs und dreissigster Theil. Geschichte der Farbenlehre. — Die entoptischen

Farben. — Nachträge zur Farbenlehre. Register etc. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von S. Kalischer. Berlin. Gustav Hempel.

Faust. Eine Tragödie von Goethe. Mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen von G. von Loeper. Zweite Bearbeitung. Zweiter Theil. Berlin, 1879. Verlag von Gustav Hempel. (Bernstein und Frank.) [Darin neue Handschriftbruchstücke benutzt.]

Einige Briefe von Goethe. Mit einer Musikbeilage von Corona Schröter. Manuscript für Herrn Professor Lobe zum 30. Mai 1879. Leipzig, Druck von Hundertstund & Pries. (Vorrede unterz. H. Hartung.) [Briefe an Kirms vom 1. — oder 2. — Dec. 1797, 26. Nov. 1799, 20. April 1800, 9. Mai 1802 u. 8. März 1815, sowie 2 Neudrucke.]

Zu Goethe's hundertdreissigstem Geburtstag. Festschrift zum 28. August 1879 von Dr. Eduard W. Sabell. Heilbronn. Verlag von Gebr. Henninger. 1879. [S. 85. Unter 4 u. 5 Varianten zahmer Xenien; S. 88. Unter 14 Spruch; S. 90 f. Ergänzung von Stellen in „Faust".]*

Bilder und Geschichten aus Offenbachs Vergangenheit. Eine Festgabe zur Hessischen Landes-Gewerbe-Ausstellung in Offenbach am Main, von Emil Pirazzi. Mit einer Ansicht von Offenbach nach Merian, aus der Mitte des XVII. Jahrhunderts und zwei Handbilleten Goethe's an Rahel d'Orville, geb. Bernard. Offenbach. Selbstverlag des Verfassers. (In Commission bei Theodor Steinmetz.) 1879. [S. 231. Die wol dem Sommer 1775 angehörigen Briefchen.]

Goethe-Forschungen von Woldemar Freiherr von Biedermann. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. Rütten & Löning. 1879. [S. 3. Gedicht G.s an Frau v. Schiller; S. 199 bis 205. Neudruck der „Anekdote zu d. Freuden des jungen Werthers"; Neudrucke von Briefen G.s S. 231 ff. an Friedr. v. Fritsch, 271 ff. an Gräfin Const. v. Fritsch, S. 278 ff. an Reg. Rath v. Voigt, 279—283 u. 365 f. an Geh. Rath

* Das von Sabell L. Tieck zugeschriebene Festspiel ist von Ludwig Robert und — wie anderes angeblich ungedrucktes in obiger Schrift — längst gedruckt. Mehreres ist irrig Goethen zugeschrieben.



v. Voigt, 293 an Krug v. Nidda, 306—312 an die Fikentscher, 368 an Hofräthin Schütz, 395 an Sylvie v. Ziegesar; S. 369. Neudruck einer Registratur G.s; erste Drucke von Briefen G.s S. 160 f. an Friedr. v. Einsiedel, S. 227 an Bertuch (?), 265 an Sylvie v. Ziegesar, 171 ff. an Grfn. Const. v. Fritsch, 430—433 an Frh. v. Racknitz, 434—447 an Ch. G. Körner, 448 f. an Ridel; S. 166. Erster Druck e. Tagebucheintrags.]*

Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Redigirt von Dr. Ludwig Schlesinger. Achtzehnter Jahrgang. Erstes Heft. 1879/80. Prag, 1879 im Selbstverlag des Vereins, in Commission bei Friedr. Tempsky für die österreichisch-ungarische Monarchie. Leipzig und Wien in Commission bei F. A. Brockhaus. [S. 36 f. Erster Druck von einem Briefe Goethes an D. Stolz v. 28. Juni 1813; S. 37. Neudruck der Briefe an Lössl v. 26. Aug. 1822 u. an Knoll v. 6. Jan. 1832.]

Goethe als Naturforscher in Böhmen. Ein Vortrag, gehalten bei der VIII. Wanderversammlung des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen am 1. und 2. Juni 1879 in Eger. Von Dr. Gustav C. Laube. (Mit einer Beilage von bisher ungedruckten Briefen Goethe's.) Separat-Abdruck aus den „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“. Achtzehnter Jahrgang. Erstes Heft. 1879/80. Prag, 1879. Druck von A. Haase, vorm. Gottlieb Haase Söhne. [S. 23 f. Die Briefe G.s.]

Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. XXXVIII. Jahrgang. I. Semester. Nr. 12. Ausgegeben am 20. März 1879. Inhalt: . . . . Der Komponist Kayser und seine Freunde. Aus der Sturm- und Drangperiode. Von C. A. H. Burkhardt. I. Seite 467 . . . . Leipzig 1879. Friedrich Ludwig Herbig (Fr. Wilh. Grunow). [Briefe G.s an K.]

— — — Nr. 13. Ausgegeben am 27. März 1879. Inhalt: . . . Der Komponist Kayser und seine Freunde aus der Sturm-

* S. 453 Druckfehler in d. Goethe-Forschungen: Reichenbach starb 1879 — nicht 1779.

und Drangperiode. Von C. A. H. Burkhardt. II. Seite 511 .... [Briefe G.s an K.]

Die Grenzboten. II. Semester. Nr. 35. Ausgegeben am 28. Aug. 1879. Inhalt: Zwei Briefe Goethe's an Knebel. Von W. Arndt. Seite 345.....

Goethe und der Komponist Ph. Chr. Kayser. Von C. A. H. Burkhardt. Mit Bild und Compositionen Kayser's. Leipzig. Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1879. [Mit 24 Briefen G.s an K.]

Zwei Briefe Goethe's an Knebel. Zum 28. Aug. Separatabdruck aus den „Grenzboten" 1879. Nr. 35.

Hamburger Nachrichten. Morgenausgabe. Begründet 1792. Herausgegeben, verlegt und gedruckt von Hermann's Erben. — Chef-Redacteur: Emil Hartmeyer Dr. jur. in Hamburg. Nr. 17. Hamburg, Sonntag, den 19. Januar 1879. [„Bist Du Tag und Nacht beflissen", mit Variante.]

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. Nr. 19. Donnerstag, den 6. März 1879. [S. 114. Auszüge aus G.s Tagebuch v. 1826.]

Neues Tagblatt. 36. Jahrg. Stuttgart, Freitag 29. Aug. 1879. Nr. 201. [S. 3 f. Briefe G.s an Thouret v. 30. Jan. 1800 — Neudruck — u. v. 16. Juni 1830, mitgetheilt v. G. Weisstein.]

Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgeber: Paul Lindau in Berlin. Verleger: Georg Stilke in Berlin. Nr. 2. Band XV. Berlin, den 11. Januar 1879. [S. 31. Richtigstellung d. Textes eines Briefes an Schorn.]

— — — Nr. 45. Band XVI. Berlin den 8. November 1879. [S. 292. Neudruck v. G.s Stammbucheintrag für Melanie v. Spiegel.]

Ewald von Kleist und Max Piccolomini.

Von

Robert Boxberger.

Seit längerer Zeit ist es bei den Auslegern Schillerscher Dichtungen in Vergessenheit gerathen, dass Schillers rührende Erzählung von dem Tode Max Piccolominis im „Wallenstein" der Erzählung des Theramenes von dem Tode Hippolyts in Racines „Phaedra" nachgeahmt ist. Gleichwol haben wir dafür ein ganz unverwerfliches Zeugniss, welches Schillers eigene Aeusserung darüber anführt. Ludwig von Wolzogen nämlich, der jüngste Bruder von Schillers Jugendfreund und Schwager Wilhelm, später General in russischen Diensten, hat Memoiren hinterlassen, die besonders für die Geschichte des russisch-französischen Krieges von 1812 und der Befreiungskriege von Bedeutung sind. In diesen Memoiren erzählt er: „Im Februar 1798 wurde ich majorenn und reiste deshalb auf den Wunsch meines ältesten Bruders, um unsere Erbschaftsangelegenheiten in Ordnung zu bringen, auf einige Zeit nach Weimar, woselbst er als Kammerherr und Kammerrath angestellt war. Hier, sowie am Hofe der Herzogin Amalie zu Tiefurt erneuerte ich die früher schon gemachte Bekanntschaft mit Goethe, Wieland, Herder, Böttiger, Knebel und der Mademoiselle Jagemann, nachmaligen Frau von Heygendorf, welche, bei der gedachten Herzogin Mutter placirt, sich vornehmlich durch ihr schönes Gesangs-Talent auszeichnete. Alle diese Personen gingen im Hause meines Bruders fast täglich aus und ein, so dass es an geistreicher Unterhaltung niemals fehlte. Auch sah ich hier häufig die liebenswürdige Schriftstellerin Amalie von Imhof, sowie den Dichter Jean Paul, der gerade von einer Reise nach

Berlin zurückgekehrt war. Sein überaus lebhafter Geist und seine ungemeine Jovialität machten ihn zum liebenswürdigsten Gesellschafter. Auch verschmähte er die Genüsse des Lebens so wenig, dass ich ihn öfters in ziemlich benebeltem Zustande nach Hause zu bringen die Freude hatte. Goethe verglich ihn in solchen Momenten mit einem Salamander, womit seine damalige hagere Gestalt vortrefflich bezeichnet war. Auch Schiller, der zu dieser Zeit noch in Jena lebte, besuchte ich auf einige Tage und wurde von ihm und seiner trefflichen Frau auf das Herzlichste aufgenommen. Namentlich viel sprach er mit mir über Wallenstein, der ihn damals lebhaft beschäftigte. Er verlangte, ich solle ihm ein treues Bild von einer Schlacht des dreissigjährigen Krieges liefern, damit er aus dieser Beschreibung die Grundfarben zur Schilderung des Todes von Max Piccolomini entlehnen könne; als ich ihm aber mit Karthaunen, Colubrinen und Bombarden kam, da schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „„Wie können Sie nur verlangen, dass ich eine Scene, welche den höchsten tragischen Eindruck auf die Zuschauer zu machen berechtigt ist, mit so viel Knall und Dampf anfüllen soll?! Max kann nicht durch eine Kugel enden; auch muss sein Tod nur erzählt, nicht dargestellt werden, ähnlich wie Theramen in der Phädra Hippolyts Ende berichtet!““ — Er sann noch lange hin und her, wie er seinen Helden nach diesen Grundsätzen am besten aus der Welt schaffen möchte, und jeden Tag brachte ich ein neues Project dazu, das er jedoch als viel zu kriegswissenschaftlich immer wieder verwarf. Endlich hatte er seinen Entschluss gefasst: „„Ich hab's!““ — sagte er — „„Max darf nicht durch Feindes Hand, er muss unter dem Hufschlag seiner eigenen Rosse an der Spitze seines Kürassier-Regiments des Todes Opfer werden!““ — und so entstand die herrliche Erzählung des schwedischen Hauptmanns, die wir heute Alle noch mit Bewunderung lesen.“ — So weit L. v. Wolzogen. Schiller hat bekanntlich später selbst die Phaedra übersetzt, und dabei ist die Erinnerung an seine Erzählung von dem Tode Max Piccolominis nicht ohne Einfluss auf die Wahl des Ausdrucks geblieben. Man vergleiche folgende Stellen: aus Wallenstein:

Doch Oberst Piccolomini — ihn machte
Der Helmbusch kenntlich und das lange Haar,
Vom raschen Ritte war's ihm losgegangen —
Zum Graben winkt er, sprengt, der Erste, selbst
Sein edles Ross darüber weg, ihm stürzt
Das Regiment nach — doch — schon wars geschehn!
Sein Pferd, von einer Partisan durchstossen, bäumt
Sich wüthend, schleudert weit den Reiter ab,
Und hoch weg über ihn geht die Gewalt
Der Rosse, keinem Zügel mehr gehorchend.

Aus der Phaedra:

Nur Hippolyt, ein würdger Heldensohn,
Hält seine Pferde an, fasst sein Geschoss,
Zielt auf das Unthier, und, aus sichrer Hand
Den mächtgen Wurfspiess schleudernd, schlägt er ihm
Tief in den Weichen eine weite Wunde.
Auf springt das Ungethüm vor Wuth und Schmerz,
Stürzt vor den Pferden brüllend hin, wälzt sich
Und gähnt sie an mit weitem flammendem Rachen,
Der Rauch und Blut und Feuer auf sie speit.
Sie rennen scheu davon, nicht mehr dem Ruf
Der Stimme, nicht dem Zügel mehr gehorchend.
Umsonst strengt sich der Führer an; sie röthen
Mit blutgem Geifer das Gebiss; man will
Sogar in dieser schrecklichen Verwirrung
Einen Gott gesehen haben, der den Stachel
In ihre staubbedeckten Lenden schlug.
Quer durch die Felsen reisst die Furcht sie hin,
Die Achse kracht, sie bricht; dein kühner Sohn
Sieht seinen Wagen morsch in Stücken fliegen,
Er selbst stürzt und verwirrt sich in den Zügeln.
— O Herr, verzeihe meinen Schmerz. Was ich
Jetzt sah, wird ewge Thränen mir entlocken.
Ich sahe deinen heldenmüthgen Sohn,
Sah ihn geschleift, o Herr, von diesen Rossen,
Die er gefüttert mit der eignen Hand.
Er will sie stehen machen, seine Stimme
Erschreckt sie nur, sie rennen um so mehr,
Bald ist sein ganzer Leib nur Eine Wunde.

Die gesperrte Stelle lautet im Original:

La frayeur les emporte; et, sourds à cette fois
Ils ne connaissent plus ni le frein ni la voix.

War es also nöthig, in Betreff von Piccolominis Tod an einen vergessenen Bericht aus Schillers Munde zu erinnern, so ist das folgende, was ich über sein Begräbniss (eine Schilderung, die ich wenigstens selbst nie ohne Rührung lesen kann) zu sagen habe, meines wissens noch überhaupt von keinem Ausleger bemerkt worden. Es ist die dichterische Verherrlichung des Begräbnisses des liebenswürdigen Dichters, des tapferen preussischen Majors Ewald von Kleist, dem bekanntlich in der Schlacht von Kunersdorf den 12. August 1759 bei dem heldenmüthigen Angriff auf eine feindliche Batterie durch einen Kartätschenschuss das rechte Bein zerschmettert wurde. Er wurde erst den Tag darauf auf dem Schlachtfelde gefunden und von einem russischen Officier, dem er sich entdeckte, nach Frankfurt an der Oder gebracht, wo er zwölf Tage darauf im Hause des Professors Nicolai seinen Geist aufgab. Auf den Wunsch seiner Freunde veröffentlichte kurz darauf der Berliner Buchhändler Friedrich Nicolai, der Bruder jenes Frankfurter Professors, anonym eine Schrift: „Ehrengedächtniss Herrn Ewald Christian von Kleist", die 1760 in 2. Auflage erschien. Diese Schrift machte mich zuerst auf die Aehnlichkeit seines Begräbnisses mit Schillers Erzählung aufmerksam. Aber noch entschiedener tritt diese Aehnlichkeit hervor in dem Berichte eines Augenzeugen in Gedikes und Biesters „Berlinischer Monatsschrift", die Schiller fleissig las (vgl. Goedeke, kritische Ausgabe VI, S. 421, IX, S. 125). Er ist der Dr. Krünitz, Herausgeber der bändereichen „Oekonomischen Encyklopädie", welche Schiller in Betreff des technischen des Glockengusses in seinem „Liede von der Glocke" zu Rathe zog. Dieser erzählt im 13. Bande der erwähnten Monatsschrift vom Januar 1789 S. 87—89 folgendes: „Nach diesem gelehrten Scherz starb er (E. v. Kleist) am folgenden Tage, mit einer fast beispiellosen Gegenwart des Geistes und Gelassenheit. Selbst die bei seinem Tode gegenwärtigen feindlichen Offiziere vermischten ihre gerechten Thränen mit den unsrigen. Um seine Gesichtsbildung uns gegenwärtig zu erhalten, machte ich von seinem, auch nach dem Tode noch beständig freundlich und leutselig gebliebenen Gesichte einen Gypsabdruck. Die Frau Professorin Nikolai,

eine Schwester des berühmten Hrn. Dr. Zückert, belegte die Brust im Sarge mit einem breiten, schwarzen, seidenen Bande, worin meine selige Gattin die Buchstaben E. C. v. K. mit weisser Seide genähet hatte. (Dieses seidene Band hat man im J. 1777, und also nach 18 Jahren, als man um Kleists Grabmahl zu entdecken nachgrub, nebst dem zerschmetterten Schienbeine, im Sarge noch unverweset wieder angetroffen und eben an diesem Bande vornehmlich erkannte man sein Grab.) Herr Nikolai hielt ihm eine Standrede, die er aus aller unserer Herzen herlas, und welche durch allgemeines Schluchzen und lautes Weinen von Freunden und Feinden öfter unterbrochen ward. Sechs russische Stabsoffiziere, einige Professoren, Magistratspersonen, ich, und ein ansehnlicher Zug von Studenten begleiteten die theure Leiche zu ihrer Ruhestätte. Als acht russische Grenadiere den Sarg auf ihre Schultern heben wollten, fragte der edle russische Kommandant, Herr Major v. Haudring, der in diesem Augenblicke nicht daran dachte, dass ein auf dem Schlachtfelde nackend ausgezogener feindlicher Offizier [er war von Cosacken geplündert worden] weder Degen noch Schärpe und Ringkragen mehr besitzen konnte: ob man nicht diese Ehrenzeichen auf den Sarg legen würde? „„Wie sollten wir das itzt haben!““ antwortete Herr Nikolai. „„Nein!““ erwiderte der grossmüthige feindliche Befehlshaber: „„Der Leiche eines so würdigen Offiziers muss dieses kriegerische Ehrenzeichen nicht fehlen!““ Er zog hierbei seinen eigenen Degen von der Seite, und dieser ward auf den Sarg befestigt. Man folgte der Leiche, die auf Befehl der Offiziere von der am Thore befindlichen Wache auf gut Russisch salutirt wurde. Kleist ward den Augen, aber nicht den Herzen entzogen.“ Dieses edle Benehmen des russischen Feindes machte mit Recht in ganz Deutschland Aufsehen. So schrieben die „Literaturbriefe“, die Schiller besass und fleissig zu Rathe zog (XIII, S. 41): „Der Umstand, dass ein feindlicher Officier, ein feindlicher russischer Officier, ein Russe als Sieger, den Degen auf Kleistens Sarg gleichsam als ein Zeugniss seiner Achtung für den erblassten Streiter gelegt: dieser Umstand ist unendlich wichtiger.“ Auch zeitgenössische Dichter liessen sich diesen schönen Zug

edler Menschlichkeit in dem Benehmen eines Feindes nicht entgehen. So sang Uz:

Kleist ist nicht mehr! Lasst weit herum erschallen,*
Ihr Musen, durch die bange Welt!
Der Musen Liebling ist gefallen,
Ein Menschenfreund und Held!

Der Freundschaft Schmerz, die mit bestäubten Haaren
Stumm über seiner Urne weint,
Rührt auch die Feinde: selbst Barbaren
Beklagen einen Feind.**

Und damit auch der letzte Zug der Aehnlichkeit nicht fehle, so sagte man auch von Kleist: er habe den Tod gesucht, er habe sterben wollen. Und nicht mit Unrecht. Er war durch körperliche Beschwerden bisweilen so melancholisch, dass man ihm Aufseher geben musste um ihn vom Selbstmord zurückzuhalten. So erschien dem begeisterten, schwärmerischen Dichter der Heldentod für das Vaterland auf dem Schlachtfelde als das wünschenswertheste Glück; er suchte ihn auf, und was er lang ersehnt hatte, ward ihm endlich bei Kunersdorf in der ehrenvollsten Weise zu Theil. Man höre ihn selbst am Schlusse seiner Ode an die preussische Armee:

Auch ich, ich werde noch, — vergönn' es mir, o Himmel! —
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh dich, stolzer Feind! den kleinen Haufen fliehn
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Aber seinen Freunden kann man es nicht verdenken, dass sie in der ersten Hitze des Schmerzes um den geliebten Mann, der sich so todesbegierig aus ihren treuen Armen gerissen hatte, sich durch seinen Tod gewissermassen gekränkt fühlten. So schreibt Lessing an Gleim den 6. September 1759: „Ach,

* Ueber Schillers Bekanntschaft mit Uzens Dichtungen s. Archiv Bd. 8 S. 124 f. Vgl. Goedeke, kritische Ausgabe Bd. 1. S. 46: „Ein grosses Fest! — Lasst, Freunde, lasst erschallen! —" S. 185: „Dein Fürst ist da — Lass rund herum erschallen".

** Damit liesse sich vielleicht jener Zug aus Schillers Jugendgedicht vom Grafen Eberhard erklären, wenn auch natürlich nicht rechtfertigen: „Laut weinte Freund und Feind".

liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professor Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den grössten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, dass die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da steht. Aber ich verlange, dass der ehrliche Mann — Sehen Sie: manchmal verleitet mich mein Schmerz auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Er hatte drei, vier Wunden schon, warum ging er nicht? Es haben sich Generals mit wenigern und kleinern Wunden unschimpflich bei Seite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Denn es kann doch wohl sein, dass ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man; aber er ist versäumt worden. Versäumt worden? Ich weiss nicht, gegen wen ich rasen soll.“

Und nun wird man hoffentlich noch einmal gern und mit erhöhtem Genuss die Erzählung von dem Begräbniss Max Piccolominis lesen, die Schiller dem schwedischen Hauptmanne in den Mund legt:

> Heut früh bestatteten wir ihn. Ihn trugen
> Zwölf Jünglinge der edelsten Geschlechter,
> Das ganze Heer begleitete die Bahre.
> Ein Lorbeer schmückte seinen Sarg, drauf legte
> Der Rheingraf selbst den eignen Siegerdegen.
> Auch Thränen fehlten seinem Schicksal nicht,
> Denn Viele sind bei uns, die seine Grossmuth
> Und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren,
> Und Alle rührte sein Geschick. Gern hätte
> Der Rheingraf ihn gerettet; doch er selbst
> Vereitelt' es; man sagt, er wollte sterben.

So zieht sich denn durch die Vermittelung von Schillers Dichtergenius ein blutrother Faden, aus Patriotismus, Heldenmuth und Todesverachtung gedreht, aus dem Siebenjährigen Kriege hinüber in die Zeit der Befreiungskriege, deren dichterischer Mund Theodor Körner geworden ist. Er sog aus

Schillers kriegerischen Dramen die hohe Begeisterung ein, die ihn in den Heldentod für das Vaterland trieb, denn

> Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
> Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

Wie Kleist in jener Ode die von neuem ins Feld rückende preussische Armee begrüsste, in deren Mitte er an der Spitze seines Bataillons den Heldentod zu finden hoffte, so jauchzt ganz ähnlich Körner dem preussischen Adler zu:

> Bald werd' ich unter deinen Söhnen stehen,
> Bald werd' ich dich im Kampfe wiedersehen,
> Du wirst voran zum Sieg, zur Freiheit wehen!
>
> Was dann auch immer aus dem Sänger werde:
> Heil ihm, erkämpft er auch mit seinem Schwerte
> Nichts als ein Grab in einer freien Erde!

Und Thekla spricht, wie der antike Chor, den Schmerz des deutschen Vaterlandes um den Verlust so vieler seiner edelsten Söhne aus:

> Da kommt das Schicksal — roh und kalt
> Fasst es des Freundes zärtliche Gestalt
> Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde
> — Das ist das Los des Schönen auf der Erde.

Aber:

> Was unsterblich im Gesang soll leben,
> Muss im Leben untergehn.

Fischarts ausgewählte Schriften. Neudeutsch von A. Engelbrecht und Dr. H. Hoffmeister. Sondershausen, Fassheber. 1879.

In der „Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen", die von der genannten Verlagshandlung veröffentlicht wird, sind als 2., 3., 5. und 6. Bändchen ausgewählte Schriften Fischarts erschienen. So erfreulich das bestreben ist, die Kenntniss älterer Dichtwerke in weitere Kreise zu tragen, so wird es doch darauf ankommen, zu prüfen, ob diese Neubearbeitungen auch ihre Aufgabe lösen und ein treues Bild des Originals wiedergeben.

Das 2. und 3. Bändchen, bearbeitet von Engelbrecht, bringt nach der als Einleitung vorausgeschickten „Ermahnung an die lieben Deutschen": das „Glücksschiff von Zürich", den „Flöhhatz", das „Jesuiterhütlein" und die „Praktik". Von den genannten Dichtungen ist jedoch nur eine unverkürzt wiedergegeben, das Jesuiterhütlein; das Glücksschiff enthält nur die Vv. 1—878 und 1133—1174 (der Ausgabe von Kurz), alles übrige fehlt, ebenso der Schmachspruch und Kehrab; für den Flöhhatz ist die zweite, umfangreichere Recension zu Grunde gelegt, aber von V. 885 an so verkürzt worden, dass aus den 4190 Vv. des Originals in der Bearbeitung 1598 geworden sind; über die Kürzungen der Praktik soll gleich noch näheres gesagt werden.

Bei den poetischen Stücken war die Aufgabe des Bearbeiters leicht genug: oft war nur die Orthographie zu ändern, oft — wo der holprige Vers dem an die regelmässige Abwechslung von Hebung und Senkung gewöhnten modernen Ohre Anstoss gab — nur eine Umstellung vorzunehmen. Wo aus demselben Grunde grössere Aenderungen nöthig waren, ist leider der Ausdruck der Bearbeitung oft weit hinter dem des Originals zurückgeblieben; wir würden in diesen Fällen die Worte Fischarts trotz der harten Verse vorziehen, zumal an anderen Stellen der Bearbeiter sich Verse erlaubt hat, wie: „Damit dieser gefährliche Streit", oder: „Des päpstlichen Rechts Decretisten", oder: „Und setzen sich auf den Strohhut". Auch sonst sind die Verse zu tadeln: wo Fischart des Reimes wegen ein Flickwort gebraucht, finden wir es stäts gewissenhaft festgehalten, und an vielen Stellen hat der Bearbeiter noch auf eigene Faust ein solches hinzugefügt, vgl. „gar" Flh. 572, „frei" Flh. 830, „fein" Gl. Sch. 849; Flh. 914, 1075, 1098; Jes. 231, 255, 265, 472. Die

Zahl der Stellen, in denen der Gedanke des Dichters unrichtig oder geradezu verkehrt wiedergegeben wird, ist so gross, dass es unmöglich ist, sie einzeln aufzuzählen; wir wollen nur ein Par charakteristische herausheben. Die Verse Gl. Sch. 917. 18 (Kurz 1171. 72):

Dem wird man allzeit Lob ertheilen:
Zürich liegt von Strassburg dreissig Meilen

geben keinen Sinn. Der Bearbeiter folgt hier, wie es scheint, der Ausgabe von Kurz, die geradeso wie die von Halling den Fehler hat, dass sie am Schluss von V. 1171 interpungiert. Der Originaldruck („Von dem man sagen wird, allweil") setzt das Komma vor „allweil", so dass der Sinn ist: Von dem Glücksschiff wird man sprechen, so lange Zürich dreissig Meilen von Strassburg liegt, d. h. in alle Ewigkeit. Flh. 135 lässt Fischart den Floh klagen, dass er ein halbes Dutzend Beine verloren habe. Mit Recht, denn der Floh hat sechs Füsse; der Bearbeiter aber macht daraus ein ganzes Dutzend. Flh. 798 wird „ain stund" wiedergegeben durch „eine Stunde", während es doch „ein Mal" bedeutet. Jes. 276 erscheint als römischer Gott „Janus Wunderlich"; so ist das Adverb „wunderlich" seines grossen Anfangsbuchstaben wegen missverstanden worden! Jes. 462—64 sind ganz verfehlt, weil der Bearbeiter nicht erkannt hat, dass unter „des Weibes Same" Christus zu verstehen sei. Jes. 740 sagt Beelzebub bei Fischart: dreimal habe ich beim zuschneiden das Tuch verdorben — in der Bearbeitung: ich habe es verflucht oben, unten, mitten. Endlich wird die neudeutsche Sprache durch den Bearbeiter mit dem Worte „Jovis" (= Juppiter) bereichert, das sich Flh. 351 als Nominativ, Flh. 329, 1429 als Dativ, Flh. 391 als Vocativ findet.

Das Prosawerk, die Praktik, bietet offenbar mehr Schwierigkeiten als die Dichtungen, obgleich die Ausgabe von 1572, die der Erneuerung zu Grunde liegt, noch nicht so reich daran ist als die späteren. Der Bearbeiter hat sich jedoch mit diesen Schwierigkeiten auf eine sehr bequeme Weise abzufinden gewusst: er lässt alle Sätze, in denen ihm etwas unverständlich ist, — und das sind leider nicht wenige — einfach weg! Indess ist dies Mittel noch nicht oft genug angewendet worden; gar viele Stellen, die der Bearbeiter zu verstehen geglaubt hat, sind von ihm arg missverstanden worden, wovon nur einige Beispiele. Wenn Fischart sagt, dass im Juli „Neun mucken fette halben so gut" sein werden als ein Feldhuhn, so lesen wir in der Bearbeitung, dass „neun fette Mücken halb so gut" sein werden. Dass „noch so lang" bei Fischart bedeutet „noch einmal so lang", ist dem Bearbeiter unbekannt. Die „Beckenbuben" bleiben S. 172 unverändert stehen, obgleich kein Leser errathen kann, dass damit „Bäckerjungen" gemeint sind; hat der Bearbeiter dabei etwa auch, wie der Herausgeber des Gargantua Heft 5. Anm. 30, an „Barbiere" gedacht? Aus einem „stättigen" Esel macht er

einen „faulen“ Esel (S. 165), aus einem „Zwillchgletter“ — einen „Zwilchkletterer“ (S. 167), aus einem „Papyrgletter“ — einen „Papierkleckser“ (S. 169), aus „Kappen“, d. i. Kapaunen — „Kutten“ (S. 171), aus „Nachtlauren“ — „Nachtlauerer“ (S. 173) u. s. w. u. s. w. Die angeführten Beispiele, denke ich, werden zur Genüge darthun, dass die vorliegende Bearbeitung den Anforderungen, die man an eine solche zu stellen berechtigt ist, nicht entspricht.

Heft 5. und 6. der Sammlung bringt Fischarts Gargantua, bearbeitet von Dr. H. Hoffmeister. Wenn es sich um die Erneuerung eines alten Werkes handelt, das in verschiedenen Auflagen vorliegt, so können vernünftiger Weise doch nur zwei Auflagen in Betracht kommen: die erste und die letzte vom Verfasser selbst besorgte. Keine von beiden ist hier gewählt, sondern die 1617, 27 Jahre nach des Verfassers Tode veröffentlichte, die keinen anderen Vorzug besitzt, als dass sie bereits im VIII. Bande von Scheibles Kloster wieder abgedruckt ist. Könnte unter anderen Umständen ein solcher Missgriff allein schon hinreichen um die Ausgabe werthlos zu machen, so kömmt derselbe in dem vorliegenden Falle doch gar nicht in Betracht; denn wie wir gleich sehen werden, sind die Abweichungen der einzelnen Ausgaben unter einander, so gross immer sie sein mögen, doch verschwindend klein im Vergleich zu den Abweichungen zwischen dem Original und der Neubearbeitung. Die Ausgabe von 1617 enthält 541 enggedruckte Octavseiten; der erneuerte Gargantua umfasst nur 158 Seiten Duodez; bei einer solchen Verkürzung kann die Neubearbeitung doch höchstens auf den Namen eines Auszuges Anspruch erheben. Die Sache wird aber noch viel schlimmer dadurch, dass die einzelnen Theile des Werkes von diesen Kürzungen ungleich betroffen werden. Der Bearbeiter urtheilt selbst Anm. 56 (nach Gervinus), dass der erste Theil des Gargantua (Cap. 1—27) ungleich besser sei als der zweite, sog. epische Theil; und doch hat er den ersten Theil von 360 Seiten auf 58, den zweiten dagegen nur von 181 auf 100 verkürzt. Im einzelnen: im ersten Theile ist das 5. Cap. (das Ehecapitel) von 31 auf 3, das 8. Cap. (der Trunkenen Litanei) von 37 auf $\frac{1}{2}$, das 27. Cap. von 18 Seiten auf 1 zusammengeschrumpft; dagegen ist im zweiten Theile z. B. das 54. Cap. von $4\frac{1}{2}$ auf 7, das 51. Cap. von 6 auf 9 Seiten angewachsen, während das 48. und 49. Cap. ihren Umfang von 6, resp. 4 Seiten bewahrt haben. Angesichts dieser unerhörten Kürzungen hat es der Bearbeiter dennoch für passend erachtet, Fischarts Werk durch Zuthaten von seinem eigenen zu verschönern. Diese Zusätze machen sich gegen Ende mehr und mehr breit, so dass sich zuletzt ganze Seiten finden, denen bei Fischart kaum ein Wort entspricht (vgl. S. 131, 141, 149, 155—59). In welchen Ausdrücken sich aber der Bearbeiter in diesen Zusätzen gefällt, das mag folgende Blütenlese zeigen, die wir ohne langes suchen zu-

sammenstellen: Schwämme und sonstige Südfrüchte; kleiner Schwerenöther; Tausendsassa; Geniemagazin; Generalstabsschürze; Schlachtenbummler; der College Gallenbitter; die überglücklichen Herren Eltern; einen so ausgezeichneten Siegscollegen; eine gehörige Standpauke halten; er lebte wie Gott in Frankreich; du hast Einfälle wie ein altes Haus; drückt euch gefälligst, faule Kunden. Auf das einzelne noch näher einzugehen kann nach dem bereits gesagten wol als überflüssig gelten; es genüge die Bemerkung, dass sich kaum eine einzige Seite ohne Anstoss liest, dass sich dagegen Fehler der allerschlimmsten Art zu Dutzenden finden. Oft sind diese Fehler durch unerhörte Flüchtigkeit herbeigeführt, wie z. B. in folgenden Uebertragungen: „vndertrunck“ — „Untergrund“; „nach aller Landt Art“ — „nach alter Landesart“; „Kerchelzieher“ — „Pfropfenzieher“; „atham“, d. i. Athem — „Adam“; „Hültzengelächter“, d. i. hölzern — „Hülsengelächter“; „Canarrisches Wachs“, d. i. spanisches — „kanonisches“; „Trommel“ — „Trommel“; „Schidmaur“, d. i. Scheidewand — „Schildmauer“; „Bechpfanne“, d. i. Pechpfanne — „Blechpfanne“ u. s. w.

Zum Schluss noch einige Proben aus den Anmerkungen. In Anm. 7 heisst es, dass die Ausgabe des Gargantua von 1575 jetzt nicht mehr aufzutreiben sei, während doch allein die Königliche Bibliothek zu Berlin vier Exemplare davon besitzt. Daselbst wird auch berichtet, dass Meusebach den Gargantua neu aufgelegt habe. Anm. 32 wird Gervinus der Verwechselung von Rabelais mit Fischart bezichtigt, weil er III, 146 erzählt, dass der Held durchs Ohr geboren wurde; davon soll sich in der Ausgabe von 1617 nichts finden, während es doch daselbst M 7^b mit dürren Worten gesagt ist. Die Uebersetzung von Jean l'Entommeur durch „Jan Ohnkapaunt“ wird Anm. 57 ebenfalls Gervinus zugeschrieben und behauptet, dass Fischart sie nicht kenne; und doch wird der streitbare Mönch gleich bei seinem ersten auftreten Aa 6^b und später noch oft von Fischart so genannt.

Unser Endurtheil, dass diese Erneuerung des Gargantua durchaus verfehlt sei, wird nach dem gesagten nicht ungerechtfertigt erscheinen. Gustav Dederding.

Heinrich von Kleist und der zerbrochene Krug. Neue Beiträge von Dr. Karl Siegen, 1. Redakteur des Chemnitzer Tageblattes. Sondershausen, Max Fassheber 1879. XVI 133 SS. 2 M. 50 Pf.

Zu der Saecularfeier des Geburtstages Heinrichs von Kleist, welche bekanntlich fälschlicher Weise schon 1876 begangen wurde, erschien unter anderen litterarischen Festschriften auch eine neue

Bühnenbearbeitung des „Zerbrochenen Kruges“, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Karl Siegen (Leipzig, Theile, 1876). Die Einleitung lieferte auf 38 Seiten den Freunden der Kleistschen Muse viel interessantes Material, besonders über die wechselvollen Bühnenschicksale jenes von Goethe so übel behandelten Stückes, über die damals und später erschienenen Recensionen u. s. w., sie zeichnete sich jedesfalls dadurch aus, dass sie thulichst auf die ersten Quellen der Ueberlieferung zurückgieng. Die Bühnenbearbeitung selbst, welche noch zur Saecularfeier auf dem kaiserlichen deutschen Theater in St. Petersburg zum ersten Male zur Aufführung gelangte und sich später auch auf mehreren kleineren Bühnen bewährt haben soll, ermässigt den Umfang des Kleistschen Originals von ca. 2000 auf ca. 1200 Verse und streicht drei Personen um die Aufführung zu erleichtern, nämlich Veit, den Vater Ruprechts, der allerdings leicht zu entbehren ist, die eine der beiden Mägde, wodurch freilich der ergetzliche Wirrwarr der 2. Scene bedeutend beeinträchtigt wird, und den Bedienten des Gerichtsraths, dessen Rede auf Frau Brigitte übertragen worden ist. Dies letztere verfahren ist denn doch zu gewaltsam, zumal in unserer Zeit, wo sich mehr und mehr das verlangen geltend macht, die Werke unserer Classiker möglichst unverkürzt und unverstümmelt auch auf der Bühne zu sehen. Ausserdem ist das auftreten der Frau Brigitte schon am Anfange des Stückes für den Zusammenhang der Handlung wenig passend.

In der von Siegen bald darauf besorgten Ausgabe „ausgewählter Dramen von Heinrich von Kleist“ (2 Theile, Leipzig, Brockhaus, 1877) hat derselbe sich bei allen vier Stücken, welche er aufnahm (Hermannsschlacht, Prinz Friedrich von Homburg, Käthchen von Heilbronn und Zerbrochener Krug), in anerkennenswerther Weise bemüht den Text möglichst getreu nach den ersten Ausgaben zu revidieren und von allen fremdartigen Zuthaten sowie den angeblichen Verbesserungen, welche von Tieck und Julian Schmidt herrühren, zu reinigen. Die den einzelnen Dramen vorausgeschickten Einleitungen enthalten viel treffliches zur Geschichte ihrer Entstehung und zur Beurtheilung ihres aesthetischen Werthes.

Nach den erwähnten Vorarbeiten konnte man etwas tüchtiges erwarten, als im vor. Jahre von demselben Verf. die oben angezeigte Schrift erschien, welche ausdrücklich neue Beiträge (wozu?) in Aussicht stellte. Ausserdem versichert das Vorwort, dass der Verf., da er die frühere Einleitung „geradezu für antiquiert halten müsse“, eine „vervollständigte und gänzlich umgearbeitete Ausgabe“ veranstaltet habe, so dass „hier eigentlich ein durchweg neues Werk vorliege, welches an Reichhaltigkeit wenigstens keine besonderen Wünsche erübrigen [so!] dürfte“. „Ein auch nur oberflächlicher Vergleich mit der Einleitung von 1876 werde sofort zeigen, wie viel oder

richtiger wie wenig von dem Original herübergenommen sei" (S. XII. XIII). Nun wol, ich habe nicht nur oberflächlich verglichen, sondern beide Bearbeitungen neben einander gelesen und gefunden, dass, abgesehen von dem Anhange (S. 89—133), von dem nachher besonders geredet werden muss, die eigentliche Abhandlung zum grossen Theile wörtlich mit der früheren Einleitung übereinstimmt, stückweise sogar nur ein erneuter Abdruck derselben genannt werden kann! Die Hauptänderung besteht durchweg nur in einer wesentlich anderen Anordnung des Stoffes, sowie in einzelnen kleineren Einschiebungen oder Auslassungen. Ich will diejenigen Seiten bezeichnen, welche ganz oder fast ganz mit der ersten Einleitung, oder mit der in der Brockhausschen Ausgabe (II, S. XII—XVI) veröffentlichten übereinstimmen: es sind S. 1. 7—11. 20—26. 28. 30. 32. 40—48. 58. 59. 61. 62—64. Damit harmoniert denn freilich die oben angeführte ausdrückliche Versicherung des Verfassers recht wenig! Ich werde mich bei meiner Besprechung demnach nur an das wirklich neue zu halten haben, und darunter finden sich in der That mehrere wesentliche Bereicherungen unserer Kenntniss von den Schicksalen des „Zerbrochenen Kruges" und seiner Beurtheilung durch die Zeitgenossen, für die wir dem Verfasser immerhin dankbar sein müssen.

Dahin zu rechnen sind zunächst die beiden interessanten Kritiken über die Hamburger Aufführungen des Stückes vom 28. Sept. 1820 und 4. Febr. 1821 in der Bearbeitung von F. L. Schmidt, bei denen dieser selbst den Dorfrichter Adam spielte (S. 34—39). Die erste der beiden Recensionen erschien in der Hamburger Zeitschrift „Originalien aus dem Gebiete der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie" und rührt wahrscheinlich von dem Oberauditeur Mumssen her; die zweite noch wichtigere, anonym erschienene stand in den „Dramaturgischen Blättern für Hamburg", herausg. von Prof. Zimmermann. Beide enthalten eine Reihe feiner und zutreffender Bemerkungen, allerdings zunächst mit Rücksicht auf die genannte Bühnenbearbeitung. Interessant sind ferner die Notizen über die Aufnahme, welche das Kleistsche Lustspiel seit 1850 am Wiener Hoftheater gefunden, — ein besonderes Verdienst des greisen Karl de la Roche.

Den wichtigsten Theil der Schrift bilden die Abschnitte über „Antithesen und Wortspiele" (S. 65—68), über „Allitteration, Assonanz, Reim und Annomination" (S. 68—77), „Sprachliche Eigenthümlichkeiten" (S. 77—81) und „Versbau" (S. 82—86). Es ist auffallend, dass auf Kleists Sprache und Ausdruck bis jetzt noch so wenig geachtet ist. Dies ist verschuldet durch die unverdiente Vernachlässigung, welche ihm lange Zeit zu Theil geworden. Tieck nun gar und noch mehr Julian Schmidt haben manches originelle durch Aenderungen beseitigt, manches dem gewöhnlichen wider-

sprechende ohne weiteres als Fehler bezeichnet. Jener anonyme Hamburger Recensent und dann vor allen R. Köhler (zu Heinrich von Kleists Werken. Weimar, 1862) haben zuerst nachdrücklich auf die Kraft und Eigenartigkeit vieler Wendungen hingewiesen; für die Prosaschriften speciell hat auch R. Köpke (H. v. Kleists politische Schriften und andere Nachträge zu seinen Werken. Berlin 1862) manche werthvolle Beobachtung über den Sprachgebrauch des Dichters gemacht. Auf diesem Gebiete hat nun Siegen für den „Zerbrochenen Krug" weiter gearbeitet. Allerdings mangelt den von ihm aufgestellten Unterscheidungen, z. B. zwischen Allitteration, Assonanz und Annomination, die volle Praecision und Klarheit, so dass von den zusammengestellten Beispielen manches ohne weiteres gestrichen oder anderweitig untergebracht werden muss. Denn der Begriff der Allitteration ist doch nicht erklärt, wenn es S. 69 heisst, sie sei „die Aufeinanderfolge von Worten mit gleichen Anfangsconsonanten"; hier fehlt die Hauptbedingung, dass die mit gleichen Consonanten beginnenden Wörter auch in der logischen Betonung stehen und den Hauptaccent haben müssen. Auch ist ja die Allitteration überhaupt nicht auf consonantische Anfänge beschränkt, so dass der S. 72 aufgestellte Unterschied zwischen Allitteration und Assonanz hinfällig wird. Nach den Untersuchungen W. Jordans sollte über diesen Punct mehr Klarheit herrschen.

Dem Hamburger Anonymus hätte Siegen nicht nachschreiben sollen, dass sich in einzelnen Versen Daktylen vorfänden; es sind Anapaeste, von denen das Lustspiel also nicht, wie S. 84 behauptet wird, nur wenige aufzuweisen hat. Die Bemerkungen über die Anwendung des Hinkjambus (Skazon) in unserem Lustspiel auf S. 85. 86 sind gewiss interessant, aber nicht bei allen Beispielen zutreffend; denn wie man Verse, wie die folgenden:

„Vorgestern schickt' er ihr ein krankes Perlhuhn"
oder: „Als jener Bursche dort vergangnen Dienstag"

als Skazonten erklären will, ist mir nicht verständlich. Dagegen sind einige Hauptbeispiele übergangen, man vgl. die folgenden Verse des 7. Auftritts:

„So? Einer noch? Und wer, Er Klugschwätzer?"
„Was unterbrecht Ihr ihn, Herr Dorfrichter?"
„Doch müsst ihr wissen, dass der Flickschuster".

Die Ausführungen über die ungeschickte Art, wie Kleist häufig seine Verse beschliesst (S. 80. 81), hätten doch richtiger ihren Platz in dem Capitel, welches vom Versbau handelt, als unter den sprachlichen Eigenthümlichkeiten gefunden. Etwas sonderbar nimmt sich das Schlusscapitel aus, „Lesarten" überschrieben, in welchem nur die Ausgaben aufgezählt sind, im übrigen aber auf die Schrift R. Köhlers verwiesen wird, wieder in wörtlicher Uebereinstimmung

mit der ersten Einleitung S. XXXVIII. Ebenso wunderlich nimmt sich der Bericht über die Vorstellung des Lustspiels durch Schüler des Zwickauer Gymnasiums aus, welcher die Siegensche Bearbeitung zu Grunde gelegt wurde; zwei Seiten handeln von ihr! (S. 53. 54).

Solcher Seltsamkeiten finden sich aber nun noch mehr in dem Anhange S. 89—133, der ungefähr ein Drittheil der ganzen Schrift umfasst; er zerfällt in drei Capitel, deren erstes sich beschäftigt mit dem „Zerbrochenen Kruge" in Sprichwort und Poesie (S. 91—97). Hier werden im bunten Gemisch Sprichwörter verschiedener Völker, Fabeln und Erzählungen zusammengestellt, in denen eines zerbrochenen Kruges gedacht wird, sogar die Gleimsche Fabel von der Milchfrau und dem Milchtopfe wird in extenso abgedruckt! Man fragt erstaunt, wozu das? Alles das hat doch mit Kleists Drama nichts zu schaffen, trotz dem gewaltsamen Versuche, der auf S. 95 gemacht wird, eine Ideenverbindung herzustellen. Ebenso kann ich es nicht anders denn als überflüssig bezeichnen, wenn im 3. Cap. auf 18 Seiten eine genaue Analyse einer in Paris und Brüssel aufgeführten komischen Oper la cruche cassée gegeben wird, in deren Libretto sich allerdings einige Aehnlichkeiten mit der Kleistschen Fabel finden, ein Hauptunterschied dagegen darin hervortritt, dass in dem französischen Stücke der verliebte Richter das corpus delicti, den Krug, nicht selbst zerbrochen hat (S. 127), — während bei Kleist hierin der Angelpunct der ganzen Handlung besteht. Ein kurzer Hinweis auf die Berührungspuncte hätte hier doch vollkommen ausgereicht.

Werthvoller ist das 2. Cap. des Anhangs: Der zerbrochene Krug in der bildenden Kunst (S. 98—112). Hier ist zunächst die Rede von jenem bekannten Kupferstiche im Hause Zschokkes, welcher Kleist die Veranlassung zu seinem Lustspiele bot; ein Exemplar desselben oder eine Nachbildung desselben Gegenstandes ist uns erhalten in einem Stiche von Le Veau nach einem Gemälde von Debucourt, abgebildet in der Illustr. Zeitung 1877 Nr. 1756. Auch hievon war übrigens bereits in der ersten Einleitung gesprochen. Neu dagegen ist eine eingehende Würdigung der von F. Dingelstedt eingeleiteten Prachtausgabe, welche, von A. Menzels Meisterhand illustriert, im Jahre 1877 bei A. Hofmann in Berlin erschien. Mit den Urtheilen des Verfassers über die einzelnen Bilder wird man sich durchweg einverstanden erklären können; unverständlich ist mir nur die Bemerkung auf S. 108 geblieben, dass zwei Bilder (den Bedienten des Gerichtsraths und die beiden Mägde des Dorfrichters darstellend) „eigentlich wol überflüssig" seien, denn gerade das zweite derselben muss in seiner Lebendigkeit und scharfen Auffassung des holländischen Frauentypus als eines der allergelungensten bezeichnet werden. — Der letzte Theil des Anhangs endlich bringt einen bereits in der „Didaskalia" gedruckten kurzen Bericht über

Heinrichs von Kleist Tauf- und Todtenschein. Ich vermisse hier eine Bezugnahme auf die urkundlichen Auszüge aus dem Frankfurter Garnisonkirchenbuch, welche bereits Prorector Schwarze in Frankfurt a/O. in Lindaus „Gegenwart“ 1876 Nr. 44 gegeben hatte.

Zum Schlusse mögen noch einige kleinere Versehen genannt werden, welche wol zum Theil auf Druckfehler zurückzuführen sind: S. IX fehlt die richtige Bezeichnung des Geburtstages, während die Jahreszahl in Klammern verbessert ist. Der französische Gouverneur von Berlin hiess nicht Clarce (S. 14), sondern Clarke (vgl. Kobersteins Ausgabe der Briefe Kleists an seine Schwester Ulrike S. 162. 164). S. 35 Z. 3 v. u. ist hinter dem Komma das Wort „welche“ ausgefallen. S. 57 Z. 16 v. o. muss „Humorist“ statt „humorisch“ gelesen werden. S. 87 Z. 3 v. o. sind hinter der Jahreszahl die Worte „erschienen ist“ ausgefallen. S. 130 Z. 9 v. o. sind die Worte „laut dem [so!] dortigen Garnison-Kirchenbuch“ unverständlich, weil von einem Orte, auf welchen die Beziehung gehen könnte, weder vorher noch nachher etwas erwähnt ist; der Name der Stadt Frankfurt a/O. kömmt überhaupt erst zwei Seiten später vor. Anderes möge als unwesentlich unerwähnt bleiben.

Bietet demnach die angezeigte Schrift auch nur zum Theil wirklich neues, so ist sie doch ein erfreuliches Zeugniss dafür, dass das allgemeinere Interesse sich mehr und mehr dem so lange vernachlässigten Sänger der Hermannsschlacht und der Schlacht bei Fehrbellin zuzuwenden begonnen hat. So wird allmählich das Material zu einer kritischen Gesammtausgabe der Werke Heinrichs von Kleist, deren wir dringend bedürfen, gesammelt werden.

Emden. Philipp Kohlmann.

Miscellen.

1.

Miscellen von Anton Birlinger.

I. Rübezal in Streitschriften.

Doctor Scheffler oder Angelus Silesius gab eine Abhandlung heraus betitelt: „Türckenschrift, von den Ursachen der Türckischen Ueberziehung und Zertrettung des Volcks Gottes: An die hochlöbliche teutsche Völckerschafft, allen und jeden hochnützlich zu lesen. Cum licentia Superiorum. Getruckt im 1664igsten Jahr Christi.“ Ueber Zweck und Inhalt dieser, wie der gleich darauffolgenden „Christenschrift“ handelt Kahlert S. 23. Schefflers Schrift muss aber schon im Spätjahre 1663 erschienen sein, denn sein energischer wissenschaftlicher Gegner Chemnitz in Jena war schon an Weihnachten desselben Jahres mit der Entgegnung fertig. Diese heisst: Im Namen der Heyligen Drey Einigkeit! Nothwendiger Bericht und Antwort Auff Johannis Schefflers Phil. et Med. Doctoris Ausgelassene Türcken-Schrifft, Darinnen Er die Schuld des Türcken-Krieges und alles Verlusts von hundert und viertzig Jahren her, auff die Lutheraner, gehäßiger und anzüglicher weise leget u. s. w. an den Tag gegeben durch Christianum Chemnitium, der Heiligen Schrifft Doctorem, Professorem Publicum u. s. w. zu Jehna. Daselbst gedruckt bey Johann Nisio im Jahr Christi 1664. 4⁰. Am Schlusse: Geben Jehna den 30. Dez. 1663. Unter seinen Schlüssen figuriert Rübezal. „Als wenn ich wollte sagen: D. Scheffler und Rübezahl der Geist auf dem Riesengebürge; oder: und dieser Bauer sind einander gleich, denn sie sind beyde Medici, so ist dem nicht also.“ Ferner: „Rübezahl ist von Gott geschaffen: D. Scheffler und das Riesengebürge sind auch von Gott geschaffen: Rübezahl ist eine Substantz: D. Scheffler und das Riesengebürge ist auch eine Substantz. Rübezahl ist unter dem Himmel und in Schlesien: D. Scheffler und das Riesengebürge sind auch unter dem Himmel und in Schlesien. Rübezahl ist kein Lutheraner, D. Scheffler und das Riesengebürge sind auch keine Lutheraner. Rübezahl ist kein Baum: D. Scheffler und das Riesengebürge sind auch kein Baum. Rübezahl ist bekannt: D. Scheffler und das Riesengebürge sind

auch bekannt. Darum sind Rübezahl, D. Scheffler und das Riesengebürge einander gleich" u. s. w. Chemnitz operiert gerne mit Breslauer Klatsch und zieht schlesisch locale Dinge herbei.

II. Humbertus bei Sebastian Brant.

In Brants Narrenschiff 74: „von vnnutzen jagen" heisst es 30 (Zarncke S. 73):

Esau der jagt vmb das er was
Eyn sünder, vnd der gotts vergaß
Wenig jäger als humpertus
Fyndt man yetz vnd Eustachius u. s. w.

Dass der fränkische Oberjägermeister (?), nachheriger Lüttich-Mastrichter Bischof und Wunderthäter von S. Andoine in dem Ardennenwalde gemeint ist unter Humpertus, ist klar, allein es gab auch einen Abt Humbertus, der volksthümliches Wesen angenommen hatte und den Brant sicherlich kannte und dessen Name ihn zur falschen Schreibung des eigentlichen Jägerpatrons verführte. Abt Humbert wird stäts mit Jägern zusammengebracht. Brändl in seiner Wunder-Beschreibung deß Heiligen Thier-Garten, Augsb. 1692, S. 225 berichtet: „Als einstens der Herr Abt Humbertus bey einem neuen Closter-Bau seinen Mantel von sich legte, villeicht, daß er füglicher arbeiten und mit einen Bickel die Erden aufhauen kunte, haben in der Gegend die Jäger einen Hirschen aufgebracht, deme die Hund mit Nachjagen, bellen, reissen und beissen zu allen Seiten stark zusetzten. Das Wild dermassen beängstiget thut einen ungewohnlichen Sprung durch die Hund auf den Mantel des heiligen Manns und wicklet sich im selben ein. Der gantze Hauffen Hund stunde still, schry und bellete, traute sich aber nit näher zu dem Hirschen hinzunahen. Es kamen auch die Jäger mit Netz und Garn, mit Büchsen und Spießen, hetzen die forchtsamen Hund an; es war aber vergebens. Und, damit das Wunderwerk noch grösser und herrlicher wurde, seind den Jägern die Glider erstarret und alles was sie hätten aus den Händen durch verborgene göttliche Kraft gefallen. Es war zwar vorhero die Heiligkeit dises Abbten schon allenthalben bekannt und berühmt, aber durch dises Miracul noch mehrers divulgiert; ob welchem die Jäger nicht wenig erstaunet, und der Herr des Lands den H. Humbertum mit gebührender Ehr respektiert, auch weitligende Güter zur Erhaltung seiner Brüder anerboten, deren aber der hl. Mann nichts angenommen, als allein einen Hof, so er für die seinige behalten hät. Ranbeck 25 Mart." Wenn man bedenkt, wie episch gleichgiltig die frühere Zeit mit den Namen und Personen umgieng, wird es begreiflich, dass der clösterlich volksthümlichere Abt seinen Namen hergeben musste. Ueber S. Hubert bringt demnächst mein Aufsatz in „Im neuen Reich" viel volksthümliches.

III. Gegen die Gesellschafts-Trinklieder.

Der ungemein fruchtbare französische Schriftsteller des 17. und 18. Jhds., der Abt von Vallemont hat a. 1705 zu Paris ein Buch herausgegeben: Curiosités de la Nature et de l'art sur la Vegetation où l'Agriculture et le Jardinage dans leur perfection. Eine deutsche Uebersetzung erschien a. 1714 in Budißin bei Joh. Georg Hüneln. Da wird S. 97 ein P. A. Canonherius als Verfasser des Tractates „Von den herrlichen Würckungen des Weines" genannt. Dieser habe aufs allerschärfste den unmässigen Trunk verdammt; er rede aufs allernachdrücklichste wider die Reime und Lieder, so müssige Leute bloss desswegen gemacht, um die Menschen zur Unmässigkeit bei der Tafel anzureitzen. „Dergleichen eines führet er an auf dem 501. Blat:

Qvicunqve vult esse Frater
Bibat bis ter et qvater,
Bibat semel et secundo" u. s. w.

Folgen noch 14 Zeilen. Schluss: Bibentium spes unica u. s. w. „Dergleichen Saufflieder sind es, welche denen Trunckenbolden so wohl gefallen, davon der Prophet Jesaia redet, wenn er sagt: Sie haben Harffen, Psalter, Paucken, Pfeiffen" u. s. w.

IV. Herzogin Charlotte von Orleans und die Ablassbriefe.

Ein periodisches Blatt „Die Raisonnirende Welt über den heutigen Staat Europae u. s. w. Anno 1700" berichtet folgendes: „Italien. Von dar verlautet, daß Ihr Heil. den Frantzösischen Hoff (Frühjahr 1700) mit unterschiedenen Ablaß-Brieffen regalieret, wovon unter andern der Herzogin von Orleans ein Dutzend zu Theil worden. — Daß man aber die Durchl. Hertzogin von Orleans mit einer gantzen douzaine bedacht, wird wohl daher kommen seyn, weil sie von dem Pfältzischen Blut noch in ihren Adern fühlet und dahero bey den eifrigen Catholiquen in Verdacht ist, es möchte ihr noch etwas von dem alten Sauerteig im Herzen stecken."

2.

Miscellen. Von Ludwig Geiger.

I. Ein Fragment Lessings.

Zu Lessings Berliner bekannten gehörte auch Marcus Herz (1747—1803), seit 1770 in Berlin ein geachteter Philosoph und Arzt, der unter den Schriftstellern der Aufklärung einen ehrenvollen Platz verdient. Seine Bekanntschaft mit Lessing wird zunächst durch die Aussage von Marcus Herz' berühmter Frau, Hen-

riette, bezeugt (Erinnerungen, hggb. von J. Fürst, Berlin 1850, S. 94), sodann durch folgendes Fragment Lessings, das auch zu einer kleinen litterarischen Fehde Veranlassung gegeben hat.

Im J. 1777 veröffentlichte Herz „Briefe an die Aerzte". Der dritte dieser Briefe war an Dr. Marx in Hannover gerichtet, behandelte die Wirkungen der Eicheln und des Eichelkaffes und brachte am Schlusse die Mittheilung, dass schon in einer alten Schrift der medicinische Gebrauch der Eicheln empfohlen werde. „Von dieser Schrift", setzt Herz hinzu, „befindet sich ein Exemplar in der Bibliothek zu Wolfenbüttel, und der Herr Hofrath Lessing, der eine unfehlbare Wünschelruthe besitzt, die verborgensten Schätze des Genies in jedem Fache zu entdecken, hatte die Freundschaft mir einen Auszug dieser Schrift mitzutheilen."

Lessings Worte lauten: „Es fällt mir ein kleiner Traktat des Arnold de villa nova, oder wie er auf dem Titel desselben heisst: de nova villa, in die Hände, welcher eine grosse Seltenheit seyn muss; denn er befindet sich nicht allein nicht in seinen gesammelten Werken, sondern er ist auch sowohl dem Haitze, seinem vollständigen Biographen, als dem Herrn von Haller unbekannt geblieben, in dessen Bibliotheca botanica ich ihn vergebens gesucht habe. Denn in dieser [!] hätte er gehört; indem er von dem medicinischen Gebrauch der Eiche handelt. Da er bloss aus zwey Quartblättern besteht, so könnte man glauben, dass es weiter nichts als eine aus einem andern Werke des Arnolds gezogene Stelle sey, wenn er nicht sonst alle Merkmale einer eigenen und besondern Schrift hätte, worunter ich vornehmlich dieses rechne, dass er dem Bischofe von Lautenburg, Richard, ausdrücklich zugeschrieben ist, von welchem Arnold sagt, dass er ihn zu Abfassung desselben schriftlich aufgefordert habe. Der Titul heisst: Tractatus de virtutibus benedictae quercus, in foliis, glandibus, capulis et fisco (l. Visco) atque gallis. Und wie gesagt, er ist nicht stärker als zwey Quartblätter, die auch nicht einmal einzeln, sondern als ein Anhang einer elenden Schrift, genannt Tractatus descriptionum morborum in corpore humano existentium im Jahr 1496, ohne Anzeige des Orts gedruckt sind. Er ist hiernächst in drey Kapitel abgetheilt, wovon das erste von dem Baume überhaupt, aber ziemlich kahl, das zweyte von dem medicinischen Nutzen seiner verschiedenen Theile, der Eichel, der Kapseln, der Galläpfel und auch des Mistels; und das dritte von dem Gebrauche seiner Blätter insbesondere handelt. Von diesen fehlt nicht viel, dass er sie nicht zu einem allgemeinen Arzeneymittel, äusserlich und innerlich zu brauchen, macht; ut brevibus, sagt er, me expediam, folium quercinum includit in se quasi virtutes omnium medicinarum."*

* Briefe an die Aerzte, 2. Aufl. Berlin 1784, 1. Band, S. 222—225.

Nach Anführung einzelner anderer Stellen schliesst Lessing: „Ja Arnold selbst ersucht den Bischof, was er ihm da geschrieben geheim zu halten, und die Perlen nicht vor die Säue zu werfen. Ich bin sehr geneigt, das meiste hiervon zu glauben; und zwar aus eben der Ursache, aus welcher es andere nicht glauben werden.“ Dieser Mittheilung fügte Herz die Bemerkung hinzu, „dass Herr Lessing selbst den Arnoldschen Tractat für eine grosse Seltenheit hält“, und den Wunsch, „dass Herr Lessing den ganzen Tractat irgendwo abdrucken liesse“. Einen solchen Wunsch hielt nun Marx für verkehrt und erklärte die Lobpreisungen des Berichterstatters für nicht angebracht; gegen solche Angriffe vertheidigte Herz sich und Lessing. „Indessen“, sagt er (S. 230), „diess ist ja nur meine Sache; die Sache des Herrn Lessings liegt mir näher am Herzen. Der seelige Mann theilte mir den Arnoldschen Aufsatz mit, hielt viel darauf, und er pflegte selten auf eine Sache einen Werth zu legen die keinen hatte, selbst in allen fremden Künsten und Wissenschaften, weil im Grunde keine ihm fremd war. Seine Vermuthungen waren überall Zukunftsblicke des Weisen, seine Urtheile überall Richtschnur.“ Diese schöne Würdigung von Lessings Wesen verdient eine Auffrischung.

Sonstige Briefe Lessings an Herz sind nicht bekannt. Auf Herz wurde Lessing, wie es scheint, zuerst durch seinen Bruder Karl aufmerksam gemacht, 11. Juli 1771 (Briefe an Lessing, hggb. von Redlich, S. 480). Lessing schreibt an Herz über die Betrachtungen des jungen Jerusalem, wie Karl Lessing erwähnt, 1. Juni 1776 (a. a. O. S. 829); Herz antwortet darauf in einem nicht erhaltenen Briefe, den Karl Lessing seinem Schreiben vom 22. Juni 1776 beilegt und darüber bemerkt (a. a. O. S. 832): „Er wird Dir wenigstens ein neuer Beweis seines Scharfsinns sein. Ich kann gar nichts einwenden, wenn er behauptet, dass bei den Empfindungen die objectivische Negation keine subjectivische Realität wirke.“ Einen neuen, gleichfalls nicht erhaltenen Brief von Herz legt Karl Lessing 10. Sept. 1776 (a. a. O.) bei, worauf Lessing Grüsse an Herz sendet und ihm zu wiederholten Malen einen Brief verspricht (An Karl 15. Sept., 1. Dec. 1776, Lessings Briefe hggb. von Lachmann XII, S. 468, 477).

II. Gleims Besuch in Darmstadt.

Die Landgräfin Carolina von Hessen schreibt, Darmstadt 1. Juni 1771, an ihren Gemahl (Briefe der grossen Landgräfin, hggb. von Walther, Wien 1877, Bd. II, S. 96), dass Gleim, der Wieland überall gesucht, denselben in Darmstadt getroffen habe, dass beide von ihr gesehen worden seien und „bei unsern Kindern“ gegessen hätten. Ueber Gleim schreibt sie: „Ce Gleim est grand protecteur de notre fille de Prusse, d'après tout ce qu'il a entendu dire de son caractère et de son attachement pour le prince de Prusse“. Gemeint

ist Friderike (geb. 16. Oct. 1751), Gemahlin des Prinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm II. von Preussen. Bei diesem Besuche machte Gleim folgendes Gedicht (in der Allgemeinen Blumenlese der Deutschen, VI, Zürich 1788, S. 238 irrthümlich mit der Jahreszahl 1772 bezeichnet):

Als der Frau Landgräfin von Hessen-Darmstadt Durchl.
mir ihre Grabstelle zeigte.

Ihr Grab wies' sie? Stieg eine Fürstin schon
Von ihrem Thron,
Und wies' ihr Grab? Und legte Mängel
Der Menschheit ab,
Und wies' ihr Grab,
Und lächelte wie Raphael der Engel?

III. Gabriel Resewitz.

Da über diesen Mitarbeiter an den Litteraturbriefen wenig bekannt ist, so mögen die zwei folgenden Notizen willkommen sein. In den „Fragmenten aus dem Tagebuche eines Preussischen Regiments-Schreibers über die Begebenheiten des 14. Octobers 1806 und der folgenden Tage“ (o. O. 1807) S. 79 fg. heisst es: „Ebenso sonderbar war es, dass mein alter Lehrer, der ehmalige Abt Resewitz von Klosterbergen, welcher zuletzt von einer ansehnlichen Pension in Magdeburg gelebt hatte, in den Tagen unsers Hierseins seine Laufbahn endete. Er starb im hohen Alter [30. Oct. 1806], ein Günstling des Schicksals, welches den ehrwürdigen Greis das Unglück des Vaterlandes nicht überleben liess.“ — Th. von Schön berichtet (Juni 1796, vgl. Studienreisen eines jungen Staatswirths in Deutschland am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, Leipzig 1879, S. 142): „Die Schule in Kloster Bergen ist durch Resewitzens Mangel an Thätigkeit so heruntergekommen, dass nur noch 30 Schüler da sind, obgleich man sehr geschickte Lehrer dort findet.“

IV. Zu Kästner.

Als K. W. Justi kurz nach dem Tode G. A. Kästners dessen „Zum Theil noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle“ herausgab (Fkft. und Lpz. 1800), schickte der Herausgeber auch an Ch. G. Schütz, den allmächtigen Beherrscher der Jenaer Literaturzeitung ein Exemplar mit einem Briefe (Marburg 27. Aug. 1800, in Schützs Briefen 2, 198), in welchem er werthvolle Andeutungen zum Verständnisse einzelner Gedichte gibt. Danach bezieht sich S. 149. 150: Helden-Ansehen, auf Mauvillon, S. 237: Mittel, die Bettler zu vermindern, auf den Göttinger Prof. Richter. Das sehr bittere Epigramm II S. 114: Die Tochter Salomons,

Die Tochter Salomons, die niemand noch gekannt;
Als Mosis Retterin hat — sie genannt.
Von Salomons Geschlecht weiss er doch was zu sagen,
Nach Weisheit Salomons darf man bei ihm nicht fragen

ist gegen Böhmer gerichtet.

Endlich bezieht sich das sehr böse Epigramm S. 233 „An Basedow“ (Werke I, 105, Nr. 37):

Warum nennst du den Mann Göttingens Pädagogen?
Hat er doch niemand hier, als seine Frau gezogen!
Und hätte die Verstand bei seiner Zucht bekommen,
So hätte sie ihn nicht genommen

auf den grossen Politiker und Historiker Schlözer. Dass Schlözer und Kästner Jahre lang in den hässlichsten Streitigkeiten mit einander lebten, ist bekannt genug (Schlözers Biographie Bd. 1, S. 159 —195, 473—489)*, doch ist jenes Epigramm, das einer späteren Periode als der jener Zänkereien angehört, nicht bekannt. Es bezieht sich auf eine Aeusserung Basedows, deren Quelle ich nicht nachweisen kann**, und widerspricht in seltsamer Weise den heftigen Aeusserungen, die Basedow früher, im Vereine mit Kästner gegen Schlözer, der jenen Philanthropisten heftig angegriffen, gethan hatte.***

* Einige andere interessante Actenstücke über diesen Streit: Briefe des G. R. Münchhausen an Ch. G. Heyne in des letzteren Biographie durch Heeren, Gött. 1813, S. 108. 109. Aus diesen ist u. a. zu ersehen, dass der Streit auch im Göttinger Wochen- oder Intelligenz-Blatt fortgesetzt wurde, und dass der Minister mit Aufhebung desselben drohte. Wie sehr sticht die im ganzen würdige Art, mit der hier von Kästner gesprochen wird, gegen die ungezügelten Schimpfwörter ab, mit denen Schlözers Biograph den genannten bedenkt: „der berüchtigte Kästner, der in seiner schmutzigen Einöde von tödtlicher Langeweile, von niedrigem Neide und unbegränztem wie unbefriedigtem Ehrgeize gefoltert“ u. s. w.

** Der von Schlözer in dem „Staatsanzeiger“ II, S. 482 wiederabgedruckte Aufsatz Basedows: „Ein Beitrag zur Lebensgeschichte Basedows“ 1783 bezieht sich nur auf des letztgenannten widerwärtige Streitigkeiten mit Wolke und enthält keine Erwähnung Schlözers. Dieser hat aber einzelne recht heftige Anmerkungen gegen Basedow angehängt.

*** Ueber diesen Streit vgl. die angeführte Biographie Bd. 1, S. 195 —198. Schlözers Schriften, theils gegen Basedow gerichtet, theils zur Erziehung der Kinder, u. a. seiner später so berühmt gewordenen Tochter Dorothea bestimmt, sind a. a. O. Bd. 2, S. 249—253 zusammengestellt. Zu den dort erwähnten Arbeiten muss aber ein Aufsatz Schlözers in

Die Betrachtung dieser Gedichte führte mich auf die Betrachtung der Kästnerschen Gedichte überhaupt und zeigte mir aufs neue die gewiss schon oft bemerkte Verwahrlosung, in welcher sich dieselben befinden. Die Gedichte sind hinter einander abgedruckt, ohne dass ein Princip der Anordnung erkennbar wäre, der Text ist nicht selten fehlerhaft, manche Gedichte sind ausgelassen. Diesen Uebelständen könnte durch ein zurückgehen auf die Originaldrucke abgeholfen werden.

3.

Ein Stammbucheintrag von Mart. Opitz.

Multa dies, Variusque labor mutabilis æui
Rettulit in melius; multos alterna reuisens
Lusit, et in ſolido rursus Fortuna locauit.

Ornatiss. Iuueni, Iacobo Klingsporio, testandae beneuolentiae
L. M. QVE scripsi,
Mart. Opitius.
Witebergae, XVI. Cal. Quinctil.
An. M.IↃC.XXV.

Aus dem in der Dresdner Bibliothek unter der Bezeichnung Msc. R 288^m aufbewahrten Stammbuche Jac. Klingsporns (Bl. 178). L. M. = Libens Merito.

---

den „Ephemeriden", gleichfalls Basedow angreifend, hinzugefügt werden, über den ein Brief des Ministers Zedlitz an Schlözer (19. April 1778) und Schlözers Antwort (3. Mai) handeln, a. a. O. Bd. 2, S. 27—29. Ein Epigramm Schlözers: Das Philanthropinum (a. a. O. 1, S. 198) ist des Wiederabdrucks werth:

Sprich, Freund, was ist ein Philanthropinum?
„Ein menschenfreundlich Werk, das für die Nachwelt wacht,
Und Menschen erst zu würdgen Menschen macht."
O, viel zu schön gehst du mit diesem Worte um!
Dich täuscht der Laut. — Bequem in kühlen Grotten sitzen,
Um bei dem Weine weniger zu schwitzen,
Dies Freund heisst Philanthropinum.

Ueber Schlözers Frau, die in Kästners Epigramm erwähnte, vgl. a. a. O. passim. Sie starb im Mai 1808 (das. II, S. 244) und war u. a. als Stickerin und Zeichnerin berühmt (S. 237 Anm.).

Verbesserungen und Nachträge.

Bd. 6. S. 14, Z. 16 und 15 v. u. lies für Gartęa Garcęa.

S. 302 ff. Jo. Frdr. Köhler schreibt in der Dresdner Hds. L 432 S. 43 M. Wolfgang Bütner eine (mir unbekannt gebliebene) Erklärung des Hohenliedes Salomonis, 1573. 4° zu. Von der Deutschen Dialectica citiert er eine Ausgabe Eisleb. 1574. 8° und verweist auf die diesem Buche von Heumann unter dem Titel: „Nachricht von der ersten teutschen Logic" gewidmete Besprechung in: „Acta philosophorum, das ist, Gründliche Nachrichten aus der Historia Philosophica. Stück 16" (Halle 1725. 8° S. 586—592). S. v. C.

Bd. 8. S. 555. In Suphans Herder Bd. 2. S. 137 ist Spencer, wie H. Düntzer brieflich mittheilt, „ganz richtig; es ist der dort vorher S. 132 genannte Spencer, der, wie in der Hempelschen Ausgabe XXIV, 329 bemerkt ist, John Spencer ist; gemeint ist die Schrift De legibus Ebraeorum ritualibus et earum rationibus."

Bd. 9. S. 17, Z. 11 v. o. lies für identisch nahe verwandt. Genauere biographische Nachrichten über Matthaeus Valerianus Braun oder Bruno († 1701 in Frauenstein) s. in Ch. Aug. Bahns Frauenstein (Friedrichstadt bey Dresden, 1748. 4°) S. 91. Die Carolische Hds. ist in den Besitz der Dresdner Bibliothek vermuthlich durch seinen Sohn, M. Gottlob Valerianus Bruno († 1719 in Dresden) gelangt, da die genannte Bibliothek von dem letzteren selbst auch einige eigenhändig geschriebene historische Manuscripte besitzt. S. v. C.

S. 109. Ein hochgeschätzter Kritiker hat das S. 99 der 11. Auflage meiner „Geflügelten Worte" befindliche „Polyaenus Strategica" in Strategematica verbessern zu müssen geglaubt. Die Ausgabe des Casaubonus von 1589 führt den Titel: Polyaeni stratagematum (sic!) libri octo; die des Maasvicius von 1690: P. strategematum libri octo; die des Koraës von 1809: *Πολυαίνου στρατηγημάτων βίβλοι ὀκτώ*; die Woelfflins von 1860: Polyaeni strategicon libri octo. (S. VI sagt Woelfflin: „scripsit strategica, sive ut vulgo dicuntur strategemata".)

Das Wort stratagematica kömmt in keinem griechischen Schriftsteller vor und ist nur von Henricus Stephanus in seinem Thesaurus aus dem lateinischen Schriftsteller Frontinus erschlossen; aber selbst bei

diesem ist das Wort nach L. Dindorf in der neuesten Ausgabe des Thesaurus fraglich.

Das unrichtige „Polyaeni strategematica“ finde ich nur in der 11. und leider auch in der 12. Auflage des Conversations-Lexikons von Brockhaus.

Berlin. Georg Büchmann.

S. 114 f. Nachzutragen ist aus den „Engelischen Comedien vnd Tragedien“ 1620, dass in der „Comoedia von Sidonia vnd Theagene“ 5, 5 der Rüpel Cnemon sagt: „Nun Sidonia, wie sitzt jhr denn wie Matz von Zeitz, als wenn jhr kein Maul hettet, thut doch die Gusche ein wenig auff“, während Rollenhagens Hans in der entsprechenden Scene der „Amantes amentes“ 5, 4 äussert:

„Lackreize [Lucretia], wo sitte ghij vnde munten?
Teit dei schnute ins vth der Punten,
Hebbe ghij de Franzosen im munde?
Sitte ghij doch of ghij nich sprecken kunden.“

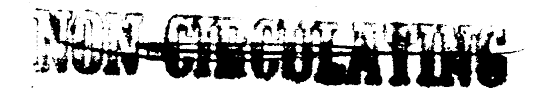
Erich Schmidt.

Ebd. Der redende Hund zu Weissenfels wird in Leibnizens Correspondenz 1715 und 1716 erwähnt (s. Th. Distel in den Berichten der philolog.-histor. Classe der K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. 1879. S. 125). Jo. M. Gesner berichtet in seiner chrestomathia Pliniana. Jena, 1723. 8° S. 366 (XXXXII. De canibus): „Da ich dieses schreibe, wird von einen Hirten-Jungen aus dem Weissenfelsischen ein Hund herumgeführet, der durch Hülfe dieses seines Meisters, welcher ihm den Hals und Schnautze regieret, unterschiedene ziemlich vernehmliche Worte ausspricht.“ Verfasser des „Lob-Gedichtes des so genannten Bauer-Hundes“ war Erdmann Neumeister, der 1704—1706 Hofdiakonus des Herzogs von Sachsen-Weissenfels war. Das wird nicht nur durch das Zeugniss in den Briefen seines Enkels, J. G. Müller, bewiesen (s. Hans Schröder, Lexikon der hamburg. Schriftsteller. Bd. 5. Hamburg, 1870. 8° S. 496 f.), sondern auch dadurch, dass das Gedicht bei Menantes in der „allerneuesten Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen“. Hamburg, 1722 (Vorrede: 28. Juli 1706), S. 569—598 abgedruckt ist. Neumeister, der in der Vorrede namhaft gemachte Verfasser dieses von Menantes (Hunold) bekanntlich nur herausgegebenen Buches, sagt hier (S. 567), das Gedicht sei „blos zum Exercitio aufgesetzt, aber neulich von einem, der nicht redlich daran gehandelt, publiq gemacht und nach seinem Gefallen geändert worden“. In welchem Sinne Matz als Spottname gebraucht wurde, zeigt folgende Worterklärung bei Erasmus Alberus, Nouum dictionarii genus. 1567. Bl. Giiij': „inaniloquus, uaniloquus, Matthæus, stultiloquus . . . . . ein vnnützer wescher“. Vgl. a. „Archiv“ Bd. 6. S. 64. S. v. C.

Register.

Die Zahlen weisen auf die Seiten.




NON-CIRCULATING

